DIE GRENZBOTEN: 1873

Digitized by Google

0902
.407

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Printed in Germ.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

XXXII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 40.

Ausgegeben am 3. October 1873.

Inhalt:

	Seite
Ursprung und Folgen der französischen Katastrophe vom 24. Mai. I. Georg Zelle	1
Meta Holdenis. Ein Roman von Victor Cherbuliez. J. V. Widmann	12
Island und Dänemark. Aus Kopenhagen	20
Weltausstellungsbericht. Allgemeine Uebersicht. B—au.	25
Briefe eines Luxemburgers an einen Landsmann. Erster Brief. R. Steffen	31
Zwei ungedruckte Briefe Arthur Schopenhauers. Mitgetheilt von J. K. Seidemann	36
Kleine Besprechungen. Wilhelm Müller's Polit. Geschichten der Gegenwart, das Jahr 1872.	39

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1873.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

32. Jahrgang.

II. Semester. II. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

1873.

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407

Jchs. 32
pt. 4

1873

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Jahrgang 1873. Viertes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Aus dem deutschen Reich:
Vom preußischen Landtag. S. 311, 351, 393, 432, 468.
Briefe aus der Kaiserstadt. S. 275, 313, 381, 428, 477.
Aus Baiern. S. 305.
Aus Schwaben. S. 345.

Aus Norderney. S. 184.

König Johann von Sachsen. Nekrolog. S. 201.

Geschworene oder Schöffen. G. Pfizer. S. 81.
Zur Affiliation mit dem Jesuitenorden. Dr. Franz Huber. S. 132.
Die erste allgemeine deutsche Realschulmännerversammlung in Gera. Dr. Rudolf Hoffmann. S. 145.
Das neueste im Fall Werner. H. B. S. 159.
Deutschland und die französische Restauration. S. 232.
Noch einmal das kurhessische Hausfideicommiß. S. 339.
Accessionserfahrungen im Fürstenthum Waldeck. I. S. 361. II. S. 418.
Nochmals der Staat und das allgemeine Concil. S. 369.
Die renitenten Geistlichen in Hessen. Dr. Karl Wippermann. I. S. 452. II. S. 489.
Island und Dänemark. Aus Kopenhagen. S. 20.
Spanien. Eine Zuschrift an die Redaction. S. 71.
Die französische Presse über den Briefwechsel zwischen Kaiser und Papst. S. 152.
Pariser Briefe. S. 154, 233, 473.
Oesterreich und die Türkei. S. 180.
Schweizer Eisenbahnen, Kirchen und Föderalisten. Aus Bern. S. 198.
Neueste Deutsch-Dänische Vermittlungsversuche. H. Rückert. S. 253.
Eine russische Stimme über den Proceß in Trianon. S. 355.
Ein Schmerzensschrei aus Siebenbürgen. Dr. Karl Braun. S. 374.

Bilder und Schilderungen.

Ursprung und Folgen der französischen Katastrophe vom 24. Mai. Georg Zelle. I. S. 1. II. S. 121. III. S. 241.
Unter den französischen Kriegsgefangenen bei Köln. Jos. Kamp. S. 74, 113, 222.
Bei den Kriegsgefangenen in Deutz. (Lazarethe, Seelsorge, Elsässer.) Jos. Kamp. S. 266.
Kirche und Staat in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dr. Jos. P. Thompson. S. 206.
Ein Schlußwort über Kirche und Staat in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Prof. H. Jacoby. S. 501.

Im Kampfe gegen Frankreich 1792—93. Eine Quellenstudie von C. A. H. Burkhardt. S. 281.

Weltausstellungsbericht. B—au.
Allgemeine Uebersicht S. 25.
Die Architectur. S. 66.
Die Kunsthalle. S. 99.
Die Plastik. S. 195.
Die Kunstschulen. Die Darstellung der Wirksamkeit der Museen. S. 229.
Die exposition des amateurs. S. 271, 303.
Die nationale Hausindustrie. S. 341.
Briefe eines Luxemburgers an einen Landsmann. R. Steffen.
Erster Brief S. 31.
Zweiter Brief S. 60.
Dritter Brief S. 117.
Der offizielle Wiener Weltausstellungsbericht. Ein Brief an den Herausgeber der Grenzboten von Dr. Karl Braun. S. 110.

611962

Digitized by Google

Wiener Witz und Wiener Blut. Karl Braun. S. 188.
Das Postwesen auf der Wiener Weltausstellung. G. T. S. 218.
Die Russen in Centralasien. S. 371.
Herrn Russell's Kriegstagebuch. S. 386.
In den russischen Ostseeprovinzen. S. 506.

Literatur und Kunst.

Meta Holdenis. Ein Roman von Victor Cherbuliez. J. V. Wiedmann. S. 12.
Inlian Schmidt's Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. Hans Blum. S. 41.
Herr Friedrich Nietzsche und die deutsche Kultur. S. 104.
Otto Gumprecht: Richard Wagner's Bühnenspiel „Der Ring der Niebelungen". Felix Calm. S. 226.
Adolf Strodtmann: Das geistige Leben in Dänemark. H. Rückert. S. 253.
Wilhelm Jensen. S. 321.
Geschichte der französischen Literatur seit Ludwig XVI. von Julian Schmidt. Georg Zelle. S. 441.
Karl Braun's neuestes Werk. Hans Blum. S. 462.
Drammor's Dichtungen. S. 509.
Neuere Schriften über das höhere Schulwesen. Dr. R. Hoffmann. S. 262.
Friedrich v. Hellwald. Eine Studie über die neueste Geographie und Geschichte Centralasiens. S. 371.
Zwei ungedruckte Briefe Arthur Schopenhauer's. Mitgetheilt von J. K. Seidemann. S. 36.
Klassische Findlinge. C. A. H. Burkhardt. S. 78, 91.
Notiz zu Burkhardt's klassischen Findlingen. G. v. Loeper. S. 200.

Richard Wagner's Ring des Nibelungen. 5. Die Möglichkeit der musikalischen Gestaltung. Felix Calm. S. 51.
Die Malertechnik und Kunstübung alter Meister. Zweiter Artikel. Max Allihn. S. 161.
Fleischmann's Kunstanstalt in Nürnberg. R. Bergau. S. 315.
Antike Dichtung und moderne Kunst. Gustav Wustmann. S. 401.
Heller Andresen, Handbuch für Kupferstichsammlungen. R. Bergau. S. 510.

Kleine Besprechungen.

Wilhelm Müller's Politische Geschichte der Gegenwart, das Jahr 1872. Berlin, Julius Springer. S. 39.
Neutestamentliche Zeitgeschichte von Dr. A. Hausrath. Heidelberg, Vassermann. S. 239.
Die altkatholische Kirche des Erzbisthums Utrecht von Fr. Nippold. ebda. S. 240.
Oscar Flex, Pflanzerleben in Indien. Berlin, Nicolai. S. 319.
A. Henschel's Skizzenbuch. Zweiter Theil. Frankfurt, Prestel. S. 258.
Holzschnittausgabe von Moritz v. Schwind „das Märchen von den sieben Raben". Leipzig, A. Dürr. S. 399.
„Kleine Blumen, kleine Blätter" von Maria von Reichenbach und Marie Reny. S. 399.
„Stegebock-Album". S. 399.
„Alpenpflanzen" von Therese Weber und Therese Hegg. S. 399.
Blumen- und Fruchtvorlagen. Arnoldische Buchhandlung, Leipzig. S. 399.
Albert v. Zahn, Vorlagen für Ornamentmalerei, Leipzig, Arnoldische Buchhandlung. S. 399.
A. Godin, Märchenbuch, Carl Flemming, Glogau. S. 400.
Jugendschriften von Carl Flemming, Glogau. S. 437.
Jugendschriften von Otto Spamer in Leipzig. S. 437.
Archenholz, der siebenjährige Krieg, Leipzig, Amelang's Verlag. S. 437.
Der Landprediger von Wakefield, illustr. ebda. S. 438.
„Deutsche Jugend", A. Dürr, Leipzig. S. 438.
Oscar Pletsch, „der alte Bekannte". S. 438.
G. v. Putlitz „Was sich der Wald erzählt" 33. Aufl. — „Vergißmeinnicht". — „Walpurgis". — Gebr. Paetel, Berlin. S. 440.
Theodor Storm, „Zerstreute Kapitel". — „Immensee". — „Geschichten aus der Tonne". Berlin, Gebr. Paetel. S. 440.
Marie Petersen „Prinzessin Ilse". „Irrlichter". Berlin, Gebr. Paetel. S. 440.

Digitized by Google

Ursprung und Folgen der französischen Katastrophe vom 24. Mai.

I.

Als die französische Nationalversammlung im Frühling dieses Jahres ihre Sitzungen auf einige Wochen vertagte, waren die Parteien entschlossen, die Zeit der Ferien nicht zur Erholung, sondern zur Vorbereitung auf den unvermeidlich gewordenen, jedenfalls nahe bevorstehenden Entscheidungskampf zu benutzen. Die Stimmung war auf beiden Seiten der Versammlung in hohem Grade gereizt und kriegerisch. Die Dreißiger Commission hatte nach mühseliger, verdrießlicher und verstimmender Arbeit ihre Aufgabe zwar äußerlich zum Abschluß gebracht, aber eine wirkliche Lösung hatte sie nicht gefunden. Sie hatte den Verkehr des Präsidenten mit der Versammlung in einer Weise geregelt, die darauf berechnet war, dem persönlichen Einfluß desselben Schranken zu setzen, seine Machtvollkommenheit nach den Grundsätzen des parlamentarischen Systems zu begrenzen, die Ausübung der Regierungsgewalt möglichst in die Hände des Ministeriums zu legen und die Minister vermöge des Princips der parlamentarischen Ministerverantwortlichkeit zu Werkzeugen der Majorität zu machen. Herr Thiers nahm fast die Stellung eines constitutionellen Königs ein: nach seinem Grundsatz aus früheren Jahren „der König herrscht, aber er regiert nicht" wurden jetzt seine Machtbefugnisse geregelt. Dabei aber entbehrte er der wichtigsten Prärogativen des constitutionellen Monarchen. Seine Uebermacht war außerordentlich beschränkt. Von dem Rechte der Auflösung konnte vollends gar nicht die Rede sein, da die Versammlung souverän, Thiers nur ihr Organ war; absetzbar allerdings war er verfassungsmäßig nicht, da die Dauer seiner amtlichen Stellung mit der Nationalversammlung verknüpft war. Aber es war einleuchtend, daß die Nationalversammlung es in ihrer Hand hatte, ihn jederzeit durch ein entschiedenes Mißtrauensvotum in eine Lage zu bringen, in der er nur die Wahl zwischen offener Auflehnung gegen die Versammlung oder Rücktritt vom Amte hatte. Es war für Thiers der zwei Jahre lang den Herrn gespielt, der durch die Stellung der Vertrauensfrage die Versammlung bald von unvernünftigen Beschlüssen zurückge-

Digitized by Google

halten, bald ihr solche abgezwungen hatte — ich erinnere an die mehr als selbstverleugnende Nachgiebigkeit der Versammlung gegen seinen ultrareactionären Eigensinn in allen handelspolitischen Fragen — es war für Thiers eine moralische Unmöglichkeit, von der Stelle eines thatsächlich fast unumschränkten Gebieters zu der eines Bevollmächtigten der Versammlung herabzusteigender in der Wahl seiner berathenden und ausführenden Organe an den Willen der Mehrheit gebunden sein sollte. Ein gegen die Minister gerichtetes Mißtrauens- oder Tadelsvotum mußte auch ihn treffen; er wäre in den Augen des Landes entehrt gewesen, wenn er den Schlag nicht gefühlt hätte. Hielten ihn Rechtsbedenken, Furcht oder Unentschlossenheit ab, ein Mißtrauensvotum mit einem Staatsstreich zu erwidern, so blieb ihm in dem angebenen Falle, der jeden Augenblick eintreten konnte, nichts übrig, als seinen Gegnern das Feld zu räumen und sein Amt in die Hände des Souveräns niederzulegen.

In diesem Verhältnisse lag eine große Gefahr für Herrn Thiers, zugleich aber doch ein Element der Stärke. Thiers hatte lange Zeit für vollkommen unentbehrlich, für den einzigen den Schwierigkeiten der inneren und äußeren Lage gewachsenen Mann gegolten; und eine so tief gewurzelte Ansicht pflegt in weiten Kreisen meist auch dann noch fortzudauern, wenn sie ihre volle Berechtigung bereits verloren hat. Mochte die Rechte immerhin überzeugt sein, daß sie einen Ersatzmann für ihn finden werde, im Lande galt Thiers doch noch für unfehlbar und für unentbehrlich. Wenn nun das Land wußte, daß nach der Lage der Dinge jeder Angriff gegen das Ministerium oder auch nur gegen einzelne Minister den Präsidenten selbst treffen mußte, so ließ sich voraussehen, daß die öffentliche Meinung durch Versuche der Rechten, Herrn Thiers zur Entlassung dieses oder jenes Ministers zu zwingen, aufs tiefste erregt werden würde, eben weil sie ganz richtig erkannte, daß die Tragweite eines derartigen Schrittes weit über das Ziel hinausgehen würde, welches es unmittelbar zu verfolgen schien. Mit anderen Worten: je drohender die Haltung der Rechten, je gefährlicher ihre Opposition wurde, um so sicherer konnte Thiers auf die lebhafte Unterstützung der öffentlichen Meinung rechnen.

Der Werth dieser Unterstützung war nicht unbedeutend; aber er wurde doch von der republikanischen Partei und von Thiers selbst sehr überschätzt. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so würde der Schlag vom 24. Mai den Franzosen nicht so unerwartet gekommen sein und die republikanische Partei nicht mit so niederschmetternder Gewalt getroffen haben. Es ist doch eine wunderbare Erscheinung, daß am Vorabende einer entscheidenden Niederlage die gesammte liberale Presse Frankreichs Siegeshymnen sang, während man bei schärferer Beobachtung und unbefangener Prüfung der Sachlage sich doch hätte sagen müssen, daß man vor einem Kampfe stand, dessen Ausgang

Digitized by Google

völlig unberechenbar war. War denn die Begeisterung für Thiers wirklich ebenso tief, als sie sich geräuschvoll äußerte; war die Unterstützung der öffentlichen Meinung so nachhaltig als es den Anschein hatte. War ihr Druck wirklich stark genug, um die schwankenden Elemente der Versammlung, die ohne einer bestimmten Partei anzugehören, das Bedürfniß hatten, sich an eine starke Macht anzulehnen, und die, eben weil sie im Grunde entschieden conservativ waren, nur der Kraft und Entschlossenheit Vertrauen schenken mochten — war, fragen wir, der Druck der öffentlichen Meinung stark genug, um diese Gruppe unbedingt dem Einflusse des Präsidenten zu unterwerfen? Und das war doch gerade die Frage, um die es sich handelte. Die Entscheidung lag in der Nationalversammlung, die trotz aller gegen ihre Competenz erhobenen Bedenken, die einzige Trägerin der Souveränetät war. Ein Mehrheitsbeschluß der Versammlung reichte hin, die Regierung zu stürzen. Thiers rechnete nun bis zum letzten Augenblicke darauf, daß die „Unabhängigen" gegenwärtig eben so wenig, wie früher seinem Einfluße würden widerstehen können, bedachte dabei aber nicht, daß seit dem November des vorigen Jahres es wenigstens zweifelhaft geworden war, ob seine Stärke ausreiche, um der Rechten das Gegengewicht zu halten. Das war ein bedenklicher Umstand; ein zweites Bedenken lag für die Unabhängigen in dem Einfluß, welchen die Radicalen in der republikanischen Partei gewonnen hatten und dem auch Thiers sich nicht hatte entziehen können, ja dem er unbedingt verfallen mußte, wenn er mit *ihrer* Hülfe die Rechte besiegt haben würde. Das sah auch Thiers wohl ein, und er machte deshalb in der Zwischenzeit zwischen der Winter- und der Sommersession noch einen Versuch, sein Uebergewicht innerhalb der republikanischen Partei zu constatiren, in der durchaus richtigen Berechnung, daß dies das sicherste Mittel sein werde, diejenigen Abgeordneten, die, da sie keiner bestimmten Partei angehörten, jede starke Regierung zu unterstützen bereit waren, fest an seine Sache zu ketten. Gelang es Thiers, in Paris bei der bevorstehenden Nachwahl einen entschieden conservativen Republikaner durchzubringen, so hatte er seine Ueberlegenheit glänzend bewiesen, und als Sieger über den Radicalismus glaubte er der Unterstützung aller gemäßigten Elemente im Kampfe gegen die Rechte sicher zu sein.

Zum vollständigen Verständniß der Sachlage ist es aber nothwendig, einen Blick auf den Ursprung des Conflicts und seinen Verlauf bis zu den unmittelbaren Vorbereitungen für den Entscheidungskampf zu werfen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Thiers von Anfang an sich die definitive Gründung der Republik zum Ziele gesetzt hatte; nicht aus Vorliebe für diese Staatsform, sondern weil er von der Unfähigkeit der in drei dynastische Zweige gespaltenen monarchischen Partei, die Monarchie auf friedlichem, parlamentarischem Wege herzustellen, überzeugt war. Die Republik war der

Digitized by Google

einzig denkbare Boden, auf dem die entgegengesetzten Parteien mit einander discutiren konnten, ohne sich mit den Waffen zu bekämpfen. Der Waffenstillstand von Bordeaux war selbstverständlich nur auf dem Boden der Republik möglich. Indessen ein Waffenstillstand ist kein normaler Zustand. Um den Waffenstillstand in einen Frieden zu verwandeln, mußte die thatsächlich bestehende Republik als definitive Staatsform anerkannt werden. Aber die Republik, welche Thiers gründen wollte, sollte conservativ sein. Wie ließ sich dies Ziel auf parlamentarischem Wege erreichen? Thiers beherrschte allerdings die Versammlung, aber doch nur dadurch, daß er bald die Rechte gegen die Linke, bald die Linke gegen die Rechte ausspielte; eine Majorität, die ihm unbedingt ergeben war, auf die er sich unter allen Umständen, auch wenn es sich um Constituirung des Staats handelte, verlassen konnte, war nicht vorhanden. War es aber nicht möglich, eine solche Partei zu schaffen? Thiers hoffte es, und bot in der That alle seine Klugheit auf, um die mittleren Elemente der Versammlung zu einer geschlossenen Regierungsmehrheit zu verschmelzen. Nur wenn ihm die Bildung dieser Partei gelang, konnte er daran denken, zugleich der Reaction und dem Radicalismus die Spitze zu bieten, die Republik zu gründen, und sie mit conservativen Bürgschaften zu umgeben, so weit dies überhaupt möglich war: denn daß Verfassungsparagraphen in Frankreich nur so lange eine Bürgschaft gewähren, als sie von einer starken und entschlossenen Regierung vertheidigt werden, das konnte Niemand besser wissen, als Herr Thiers selbst. Hatte er doch in einer fast fünfzigjährigen politischen Laufbahn den Wechsel der Dinge zur Genüge kennen gelernt; hatte er, der leidenschaftliche Vertreter des schroffsten Autoritätsprincips, doch selbst wider Willen der Revolution die Wege bahnen helfen, hatte er doch selbst Bausteine herbeigetragen zu dem später von ihm so bitter gehaßten und verfolgten Kaiserthum! Und dann hatte er es erlebt, ja er hatte dazu eifrig mitgewirkt, daß die scheinbar unerschütterlichen Grundlagen dieses Kaiserthums unterhöhlt wurden, so daß der ganze stolze Bau von einem gewaltigen Windstoß umgeworfen werden konnte. Was Verfassungsgarantien in Frankreich galten, wußte er also; aber er setzte sein Vertrauen auch wohl weniger auf die Gesetze, durch welche er die Republik organisiren wollte, als auf die die Phalanx conservativer Republikaner, die er freilich auch erst aus sehr verschiedenartigen Bestandtheilen zusammenfügen und fest mit einander verbinden mußte.

Sein großes Selbstvertrauen spiegelte ihm im vorigen Herbste vor, daß er dies Ziel erreicht und somit den ohne Zweifel wichtigsten Theil seiner Aufgabe gelöst habe. Gambetta's Auflösungscampagne hatte die antirevolutionären Kreise mit Unruhe und Besorgniß erfüllt. Wo konnten die bedrohten conservativen Interessen sicherer aufgehoben sein, als in der starken

Digitized by Google

Hand des Präsidenten? Wo war ein Schutz zu finden vor der radikalen Republik, wenn nicht bei der conservativen Republik, bei der „Republik Thiers'"? Gerade die drohende Haltung des Radikalismus erfüllte damals Herrn Thiers mit Hoffnung und Zuversicht. Er glaubte einen entscheidenden Schlag wagen zu können! Er trat mit seiner berühmten Botschaft in die Schranken, welche die Organisation der definitiven Republik forderte.

Aber die große Mittelpartei, auf welche Herr Thiers gerechnet hatte, war nicht vorhanden. Das rechte Centrum schloß sich vielmehr fester an die Rechte an. Die conservative Partei, mit Ausnahme des gemäßigten liberal-conservativen, ganz Herrn Thiers ergebenen linken Centrums, erklärte sich gegen jeden Versuch an dem Pact von Bordeaux zu rütteln; die Kammer spaltete sich schärfer als zuvor in zwei Parteien, und Thiers, wenn er an der Republik festhalten wollte, mußte sich auf die Linke stützen, in der ihm Gambetta eine täglich gefährlicher werdende Concurrenz machte.

Es war also genau das Gegentheil von dem eingetreten, was Thiers erstrebt und gehofft hatte: statt an der Spitze einer die Kammer beherrschenden Mittelpartei den Extremen seine Bedingungen zu dictiren, war ihm die Wahl gestellt zwischen Unterwerfung unter die Rechte oder Bekämpfung derselben. Konnte er sich nicht zu ersterem entschließen, so mußte er ohne Wanken sich an die Spitze der republikanischen Partei stellen und den Kampf, in welchem er das Land auf seiner Seite hatte, sofort eröffnen und rücksichtslos durchführen. Die Gefahren eines solchen Kampfes waren groß, und es ist zweifelhaft, ob er sich bei der Entschlossenheit der Rechten, ohne Anwendung revolutionärer Mittel hätte durchführen lassen können; es ist ferner sehr wahrscheinlich, daß nicht Thiers, sondern Gambetta die Früchte des Sieges geerntet haben würde. Aber — wie groß die auf diesem Wege liegenden Gefahren auch sein mochten — jedes Schwanken, jeder Versuch, durch parlamentarische Intriguen der Rechten beizukommen, war unbedingt verderblich.

Und dennoch schwankte Thiers, dennoch versuchte er es, durch Verhandlungen die Rechte mürbe zu machen und zu überlisten. Aber die Rechte war auf ihrer Hut; sie blieb fest, und Thiers ging aus dem Kampfe mit der Dreißigercommission besiegt hervor. Die Folge davon war, daß der Schwerpunkt der republikanischen Partei mehr und mehr nach links rückte, was natürlich von der monarchischen Partei als Beweis benutzt wurde für die Behauptung, daß nur eine auf die Rechte der Nationalversammlung sich stützende Regierung im Stande sei, dem Radikalismus Schranken zu setzen.

Diese Behauptung wurde zwar vielfach verlacht, aber sie war nichts desto weniger für Thiers sehr gefährlich. Thiers mußte, das sah er wohl ein, den Beweis liefern, daß er der Führer der republikanischen Partei

Digitized by Google

sei. In diesem Zusammenhange erst begreift sich die ganze Bedeutung der Remusat'schen Candidatur. Thiers griff den Löwen in seiner Höhle, in seinem Bollwerk Paris an.

Der Pariser Wahlkampf war ein Ereigniß von geschichtlicher Bedeutung, der Ausgang war entscheidend für den Ausgang des Kampfes zwischen Thiers und der monarchischen Partei. Thiers selbst hatte durch seine vertrauten Organe die Parole ausgegeben: Remusat's Wahl bedeutet den Sieg, die Wahl des radikalen Candidaten bedeutet die Niederlage der Republik. Es war vielleicht eine allzukühne Taktik, dies so offen auszusprechen, aber richtig war die Behauptung ohne allen Zweifel. Die nach der Wahl Barodet's gemachten Versuche, die Bedeutung des Ereignisses abzuschwächen, mußten daher die Wirkung durchaus verfehlen. Thiers hatte mit der Remusat'schen Candidatur dem Radikalismus Trotz geboten, ihm gegenüber gewissermaßen die Cabinetsfrage gestellt. Wenn er sich jetzt bemühte, den Ausfall der Pariser und einiger anderer Nachwahlen als ein zwar verdrießliches aber keineswegs ernstes Ereigniß darzustellen, so erkannten die Conservativen darin nur ein schlecht verhülltes Eingeständniß der Thatsache, daß er vom Radikalismus besiegt sei und sich dem Sieger unterworfen habe.

Aus diesem Verhältniß, welches die Sophistereien der Thiers'schen Organe vergeblich zu verdunkeln suchten, erwuchs für die Rechte der unschätzbare Vortheil, daß sie ihre monarchischen Tendenzen verhüllen und das Banner der bedrohten conservativen Interessen aufpflanzen konnte. Zwar wurde auch Thiers nicht müde, seinen conservativen Absichten die besten Zeugnisse ausstellen zu lassen. Aber seit Remusat's Niederlage fanden die Versicherungen der dem Präsidenten ergebenen Presse keinen Glauben mehr: die keiner Partei angehörigen Mitglieder der Kammer, deren Stimme den Ausschlag geben mußten, und um die Thiers und die Rechte sich wetteifernd bewarben, waren überzeugt, daß die Niederlage der Rechten den unmittelbaren Triumph des Radikalismus zur Folge haben würde, und sie beschlossen daher, in Gemeinschaft mit den Fractionen der Rechten für die Wahrung der conservativen Interessen einzutreten. Wenn Thiers, obwohl ihm dies wohl bekannt war, dennoch mit Siegesgewißheit in den Entscheidungskampf ging, so überschätzte er eben, durch eine lange Reihe glänzender Erfolge verführt, die Macht seines persönlichen Einflusses: in der Versammlung ging die Strömung gegen ihn, wie u. a. schon die Wahl Buffet's zum Kammerpräsidenten gezeigt hatte, und bei der Versammlung lag die Entscheidung.

Es standen, wenn einmal der Kampf unvermeidlich war, Herrn Thiers zwei Wege offen. Er konnte zunächst auf die Vertheidigung sich beschränken, jede Herausforderung des Gegners vermeiden, seine constitutionellen Gesetze vorlegen, und den Augenblick abwarten, wo über diese Gesetze der Kampf

Digitized by Google

entbrennen würde. Darüber konnten Wochen, Monate vergehen; ja bei der notorischen Langsamkeit, mit der die Versammlung arbeitete, lag eine Verschleppung der Berathung bis in den Herbst durchaus nicht außer dem Bereich der Möglichkeit. Dieser Plan, der Thiers' Neigungen und seiner politischen Methode durchaus entsprach, hatte nur den Fehler, daß bei der Kampflust der Rechten eine Fortdauer des Waffenstillstandes sich nur durch eine ununterbrochene Reihe von Zugeständnissen und Demüthigungen würde haben erkaufen lassen. Vor Allem würde Thiers eine theilweise Neugestaltung des Cabinets nach den Wünschen der Rechten nicht haben umgehen können. Dadurch aber würde er nicht nur der Rechten eine Waffe in die Hand gegeben haben, welche dieselbe zur Untergrabung seiner Stellung benutzen konnte, sondern er würde auch allen Einfluß auf die Linke verloren haben, die nicht minder als die Rechte ungeduldig nach der Entscheidung Verlangen trug. Auch die gemäßigtsten republikanischen Organe drängten zum Handeln, durch klug berechnete Huldigungen der Radikalen klang beständig die Drohung des Abfalls für den Fall der Nachgiebigkeit gegen die Rechte oder des Zauderns hindurch; eine Fortsetzung der Schaukelpolitik war unmöglich geworden.

Unter diesen Umständen entschloß sich Thiers endlich, den zweiten offen liegenden Weg einzuschlagen, und die Entscheidung rasch herbeizuführen.

Die Einleitung zum Kampfe war nicht ungeschickt angelegt. Ein Conflict zwischen den beiden polaren Elementen des Ministeriums, dem Herrn v. Goulard und Jules Simon, bot Thiers willkommene Veranlassung, sein Cabinet neu zu gestalten und aus ihm durchaus ergebenen Mitgliedern zusammenzusetzen. Das neue Ministerium Perier war ein Ministerium des linken Centrums; an Homogenität ließ es nichts zu wünschen übrig, es war republikanisch, aber es bestand aus Republikanern der conservativen Schattirung; auf die äußerste Linke brauchte Thiers nicht Rücksicht zu nehmen, da er ihrer im bevorstehenden Kampfe unter allen Umständen sicher war, während andererseits Casimir Perier's alte Beziehungen zum rechten Centrum und sein conservativer Standpunkt wohl geeignet schienen, die noch Schwankenden auf Thiers' Seite zu ziehen.

Aber es gab keine Schwankenden mehr. Als die Rechte den Handschuh aufnahm, den Thiers ihr mit der Entlassung Goulard's hinwarf, war sie vollkommen einig. Sie war nicht nur entschlossen, Thiers durch ein Mißtrauensvotum zum Rücktritt zu zwingen, sondern die einzelnen Gruppen hatten sich auch soweit unter einander verständigt, daß die Uebertragung der Gewalt auf eine neue Regierung ohne Schwanken und Wanken und unmittelbar nach dem Siege vollzogen werden konnte. Dies war sowohl deshalb von Wichtigkeit, um jedem Gegenschlag der Besiegten zuvorzukommen, als auch um den unentschlossenen Mitgliedern der Partei die Möglichkeit abzuschneiden, durch ein

Digitized by Google

Compromiß die Ergebnisse des Sieges abzuschwächen. Unter den Republikanern galt es für eine unbestreitbare Wahrheit, daß die Rechte, möchte sie auch gelegentlich einen parlamentarischen Erfolg davontragen, ja möchte sie selbst im Stande sein, durch ein feindseliges Votum Thiers aus dem Sattel zu heben, doch unfehlbar an dem Versuche, aus sich heraus eine Regierung zu begründen, scheitern müsse. Und in der That war ja die Rechte selbst sich der Schwierigkeiten jedes derartigen Versuches vollkommen bewußt. Die rivalisirenden monarchischen Fractionen können sich verhältnißmäßig leicht zu der Bekämpfung eines gemeinsamen Feindes vereinigen; sie vermögen es auch, einen gleichartigen Einfluß auf eine ganz außerhalb ihrer besonderen Bestrebungen stehende, dabei aber auf ihren gemeinsamen Beistand angewiesene Regierung auszuüben. Diesen Einfluß hatte denn auch die Rechte auf den Präsidenten reichlich ausgeübt; in den wichtigsten Fragen war Thiers zwar seinen eigenen Weg gegangen; aber wo es sich um Parteigegensätze zwischen den beiden Seiten der Versammlung handelte, hatte er bis zum Herbst des vorigen Jahres sich wohl gehütet, die Partei der Linken gegen die Rechte zu ergreifen; er war der Mann der Situation für beide große Parteigruppen der Versammlung, der Repräsentant des Waffenstillstandes gewesen. In seiner Botschaft hatte er sich zuerst rückhaltslos auf den Standpunkt der Linken gestellt und von der Rechten ein Aufgeben ihrer Grundsätze gefordert. Von diesem Augenblick an war seine Regierung ein beständiges Ringen, sich dem Einfluß der Rechten zu entziehen; diese Partei sah ihren Untergang vor Augen, wenn es ihr nicht gelang, Thiers zu stürzen. Sie sah aber zugleich ein, daß der Kampf gegen Thiers ein unsinniges Unternehmen wäre, wenn es ihr nicht gelänge, ein Einverständniß der drei Fractionen über eine gemeinschaftliche Regierung herbeizuführen. Unter dem Druck dieser zwingenden Nothwendigkeit gelang es der Rechten denn auch in der That, das scheinbar Unmögliche möglich zu machen und vor dem Kampfe eine Einigung über die Vertheilung der Beute für den Fall des Sieges zu erzielen.

Die Verhandlungen zwischen den drei Fractionen wurden natürlich sehr geheim gehalten, und was vor dem entscheidenden Kampfe über dieselben verlautete, war vielmehr darauf berechnet, die öffentliche Meinung irre zu leiten, als sie aufzuklären. Auch nach dem Kampfe haben die Sieger sich nicht veranlaßt gesehen, das Publikum von den Vorgängen, die sich hinter den Coulissen abgespielt hatten, in Kenntniß zu setzen. Indessen ergeben sich aus dem Wenigen, was über die Verhandlungen bekannt geworden ist, sowie aus der Stellung der Parteien nach der Katastrophe genügende Anhaltspunkte für die Beurtheilung ihrer Beziehungen in der Zeit der Vorbereitung zum Kampfe.

In der monarchischen Partei bildeten die Legitimisten und Orleanisten

Digitized by Google

die beiden Pole. Die wiederholt gescheiterten Fusionsversuche scheinen die Unmöglichkeit einer näheren Verbindung dieser beiden Parteien, ihrer Unfähigkeit, sich gemeinsam an der Leitung des Staates zu betheiligen, erwiesen zu haben. Möchte auch für die Ausgleichung der dynastischen Interessen bei der Kinderlosigkeit des Grafen von Chambord ein Weg vorgezeichnet sein, den die Orleans, allerdings nicht ohne einen hohen Grad von Selbstverleugnung beschreiten konnten, wie sollte man die Principien versöhnen, deren Gegensatz die Parteien trennte? Auf der einen Seite stand das starre Recht des alten erblichen Königthums, das in dem Grafen von Chambord, dem homme principe, einen zwar passiven, aber um so unbeugsameren Vertreter gefunden hatte, auf der andern Seite das parlamentarische System, das Ideal der Bourgeoisie, die mit gleichem Ingrimme das alte Regime und die Demokratie haßte. Zwischen diese beiden Extreme trat jetzt als vermittelndes und bindendes Element die bonapartistische Partei, die in der Nationalversammlung zu schwach vertreten war, um bei den beiden anderen Fractionen ernste Besorgnisse zu erwecken, die aber zugleich durch Energie, Rührigkeit und Geschicklichkeit sich ein Ansehen erworben hatte, welches der conservativen Partei ihre Mitwirkung geradezu unentbehrlich machte. Die Zeiten waren vorüber, wo sich alle Parteien bei jeder sich darbietenden Gelegenheit die wohlfeile Genugthuung bereiteten, den Bonapartismus für todt und begraben zu erklären. Die kleine parlamentaristische Gruppe der Imperialisten hatte ihre zähe Lebenskraft in wunderbarer Weise bewährt. Sie hatte die Ueberzeugung, diejenige Form der Monarchie zu vertreten, welche allein auf dem von Revolutionen durchwühlten Boden Frankreichs feste Wurzeln fassen könne. Die socialen Ergebnisse der großen Revolution erkannte sie bei weitem rückhaltloser an, als der Orleanismus, der als der eigentliche Vertreter des Tiers-Etat (wenn man diesen Ausdruck unter den gegenwärtigen Verhältnissen noch anwenden kann) sich stets im schärfsten Gegensatz zu der Demokratie befunden hatte, während das Gleichheitsprincip eine der Grundsäulen des Bonapartismus gewesen war. Auf der anderen Seite hatte er das politisch-administrative Centralisationsprincip zu einer Vollkommenheit ausgebildet, die im Grunde jedes andere Regime in Frankreich ebenfalls anstrebte, die aber er allein die Energie hatte, wirklich zu erreichen. Vielleicht erinnert sich der Leser noch der Mittheilungen eines amerikanischen Correspondenten über eine Unterredung mit Gambetta, der in einem unbedachten Augenblick dem zudringlichen Ausfrager mit naiver Offenherzigkeit seine Ansichten über die den Franzosen angemessenste Regierungsform entwickelt hatte. Nun, in dem Idealstaat des radicalen Ex-Dictators finden wir den ganzen bonapartistischen Apparat wieder, mit dem einzigen Unterschiede, daß der republikanische Centralist dem erblichen Kaiser einen gewählten Staatschef substituirt.

Digitized by Google

So war das imperialiſtiſche Syſtem nichts weniger als die willkürliche Erfindung eines despotiſchen Genies; es war vielmehr das nothwendige Ergebniß einer geſchichtlichen Entwicklung: ein Ergebniß, über welches die franzöſiſche Nation hinauskommen möchte, über welches ſie aber noch nicht hinausgekommen iſt und über welches keine einzige der gegenwärtig in Frankreich um die Herrſchaft ringenden Parteien ſie hinauszuführen vermag. Es iſt eine irrthümliche Auffaſſung, den Bonapartismus für ein der franzöſiſchen Nation eingeimpftes fremdartiges Pfropfreis zu halten: er iſt ein durchaus naturwüchſiges Erzeugniß des franzöſiſchen Geiſtes, und darin eben liegt ſeine, man darf wohl behaupten unzerſtörbare, Lebenskraft, ſeine Fähigkeit, die verſchiedenartigſten Situationen zu ſeinem Vortheil auszubeuten, die unwiderſtehliche Gewalt, mit der er ſelbſt ſeine entſchiedenſten Gegner zwingt, ſeinen Zwecken zu dienen.

So war die kleine Partei der imperialiſtiſchen Kammermitglieder zu einer Macht geworden, mit der die Royaliſten rechnen mußten, deren Gegnerſchaft zu fürchten war, und die ihnen andererſeits den unſchätzbaren Dienſt leiſten konnte, als neutrales Element das Bündniß zwiſchen Legitimiſten und Orleaniſten zu vermitteln. Die Bonapartiſten begriffen die Bedeutung dieſer Stellung ſehr wohl und wußten ſie auszunutzen. Sie ſtellten u. a. die Bedingung, daß die ihnen beſonders feindlichen Mitglieder der orleaniſtiſchen Partei, darunter der Herzog von Audiffret-Pasquier, der Führer des rechten Centrums und einer der thätigſten Gegner Thiers', von der zu bildenden Regierung ausgeſchloſſen werde. Es war dies zum Theil ein Act der Rache, aber zugleich doch auch der politiſchen Berechnung. Der liberaliſirende Herzog hatte durch ſeinen Schwager Caſimir Perier ſtets gewiſſe Beziehungen zum linken Centrum gepflogen, und es ließ ſich vorausſehen, daß er, falls ihm, wonach er offenkundig ſtrebte, die Leitung des neuen Cabinets zufallen ſollte, Nichts unterlaſſen würde, um den conſervativen Theil dieſer ſchwankenden Fraktion an ſich zu ziehen, dadurch dem orleaniſtiſchen Elemente in der Coalition das Uebergewicht zu verſchaffen und die fernere Mitwirkung der Imperialiſten entbehrlich zu machen. Die letzteren machten daher die Ausſchließung dieſes erbitterten Gegners zur unerläßlichen Bedingung ihrer Theilnahme an dem Entſcheidungskampfe gegen Thiers, und ſie ſahen es als einen großen Erfolg an, daß man ihnen ihre Forderung gewähren mußte. Der Erfolg war indeſſen, wie ſich ſpäter zeigte, nur ſcheinbar. Der Herzog von Audiffret-Pasquier gab ſich mit um ſo größerer Rührigkeit einer ganz auf Beſeitigung der Imperialiſten berechneten Couliſſenthätigkeit hin, und im Cabinet ſelbſt verfolgte vor Allem der Herzog von Broglie Anfangs ganz im Stillen, ſpäter offen Tendenzen, die den Abſichten der Bonapartiſten durchaus zuwiderliefen. Doch trat dieſe antibonapartiſtiſche Strömung in der Coalition erſt ſpäter zu Tage. Fürs erſte konnten die Bonapartiſten ſich bei ihrem ſtark ausgebildeten Selbſt-

Digitized by Google

gefühl der Hoffnung hingeben, daß es ihnen nicht schwer fallen werde, die weitere Entwicklung der Dinge zu ihrem Vortheil zu lenken. An Thatkraft waren sie ihren Rivalen entschieden überlegen und in der Intrigue glaubten sie ihnen wenigstens gewachsen zu sein. Der Hauptgrund ihres Vertrauens war aber doch, daß sie eine engere Verbindung der beiden bourbonistischen Fractionen für unmöglich hielten.

Nachdem die Coalition sich über die Personenfrage geeinigt hatte, fühlte sie sich des Erfolges sicher. Es galt nur, den Schlag rasch und entscheidend zu führen und die neue Regierung sofort einzusetzen, ehe der Gegner von seiner Niederlage sich erholt und gesammelt hatte. Die Wiederwahl des conservativen Buffet zum Präsidenten der Nationalversammlung gab der Coalition die Sicherheit, daß das parlamentarische Drama sich ganz nach dem von den Regisseuren getroffenen Arrangement abspielen werde.

Der Eindruck der Niederlage des 24. Mai auf Thiers und die Linke war um so betäubender, da die Republikaner bis zum letzten Augenblick sich in Siegeshoffnungen gewiegt hatten. Thiers verschmähte es in seiner Antwort auf die Interpellation wegen der Ministerkrisis den Zorn der Rechten durch abschwächende Erklärungen zu besänftigen; somit beurtheilte er die Lage ganz richtig, als er von der Vergeblichkeit jedes derartigen Versuches überzeugt war. Er trat mit ungewöhnlicher Schroffheit auf, griff die Gegner und namentlich den Herzog von Broglie mit einer Heftigkeit und Schärfe an, die bewies, daß er seine Brücken hinter sich abgebrochen hatte. Aber seine Haltung machte nicht den Eindruck der Verzweiflung, sondern der Siegeszuversicht. Erst der von der Rechten durchgesetzte Beschluß, die Sache noch an demselben Tage in einer Nachmittagssitzung zur Entscheidung zu bringen, machte die Republikaner betroffen. Noch aber vermochten sie den Gedanken an eine Niederlage nicht zu fassen. Die Annahme des Ernoul'schen Tadelsvotums wirkte daher so erschütterd und lähmend, daß an thatsächlichen Widerstand nicht zu denken war. Aber 24 Stunden ohne Regierung konnten unberechenbare Zwischenfälle herbeiführen. Die Rechte beschloß, noch eine dritte Versammlung um 8 Uhr Abends zu halten, um die Erklärung der Regierung entgegenzunehmen und dann — man wußte ja wie diese Erklärung ausfallen würde — sofort zur Wahl eines neuen Präsidenten zu schreiten. In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag erfolgte die Ernennung Mac-Mahon's und am Montag Morgen erfuhr Paris bereits die Namen der neuen Minister.

Georg Zelle.

Digitized by Google

Meta Holdenis.

Ein Roman von Victor Cherbuliez.

In nachstehenden Zeilen wird deutschen Lesern und Leserinnen, hauptsächlich aber nur solchen, die einige Muße haben, ein französischer Roman signalisirt, den sie lesen sollten. Jedenfalls ist derselbe einem deutschen Lesepublikum unschädlicher als einem französischen. Letzteres wird beinahe aus jeder Zeile das berauschende Gift blinden Deutschenhasses saugen; deutsche Leser aber werden sich in unterhaltender Weise darüber belehren, wie in einem französischen Kopfe, besonders seit dem letzten Kriege, deutsche Häuslichkeit, deutsche Weiblichkeit und deutsche Poesie sich abspiegeln und zu Zerrbildern werden, ähnlich den häßlich verkürzten und verschobenen Gestalten, die man in jenen Metallkugeln erblickt, mit denen geschmackloser Weise so manche Gärten verunziert sind.

Vielleicht möchte man zuerst erfahren, wer Victor Cherbuliez sei und was er sonst etwa geschrieben. Denn obwohl man in Deutschland die gleichzeitige französische Literatur ungemein viel besser kennt, als in Frankreich die deutsche, so dürfte doch Victor Cherbuliez den meisten Lesern noch wenig bekannt sein. Aber wir ziehen vor, von dem Verfasser des genannten Romans am Schlusse dieser Kritik zu sprechen; wir machen es wie der Polyphem mit dem Odysseus. Zuerst trinken wir seinen (freilich in diesem Falle nicht ganz göttlichen) Wein und rechten mit ihm darüber; zuletzt erst speisen wir ihn auf. Ob er uns aber wie Odysseus am Ende entrinne, darüber mögen die Leser dieser Zeilen urtheilen.

Der Roman Meta Holdenis (zuerst in der Revue des deux mondes, sodann in einer Seperatausgabe erschienen, in der „Illustrirten Schweiz" sehr fein ins Deutsche übersetzt) hat seinen Namen von der Heldin, einem deutschen Mädchen. „Hauptperson" sollte ich diese Meta eher nennen. Denn Heldin ist sie nur in der Verstellung, in der schamlosen Lüge und vollendeten Heuchelei. Ihr steht gegenüber Tony Flamerin, ein junger, französischer Maler, ehrlich, ein wahrer chevalier sans peur et sans reproche, der Idealtypus französischer Munterkeit, französischen Witzes, französischen Edelsinnes, eine offenbar mit Liebe gezeichnete Figur. Dieser vielversprechende junge Mann ist der Sohn eines Küfers in Beaune, wo der gute Wein wächst. Sein Vater ist mit dem Malerberufe des Sohnes nicht einverstanden. Er macht dem Sohne Vorwürfe. Wirklich hübsch ist die Stelle, wo der Alte zu seinem verfehlten Jungen spricht: „Tony Flamerin, mein einziger Sohn, setze Dich hier vor mich in die Sonne und blicke zu Boden. Du wirst den Schattten eines Narren sehen." Ueberhaupt sei hier bemerkt, daß die Sprache im All-

Digitized by Google

gemeinen durch den ganzen Roman hindurch eine nicht ganz gewöhnliche, ſondern zuweilen geiſtreiche, manchmal ziemlich poetiſche iſt. Würden wir uns aber auch ſonſt die Mühe geben, den Roman in dieſen Blättern zu kritiſiren?

Tony Flamerin giebt den verſtändigen Vorſtellungen ſeines Vaters, der ihn gut verheirathen möchte, nicht nach, ſondern reist nach Genf; ſein Erbtheil ſteckt ihm in der Taſche, wie dem verlorenen Sohn. Auf der Fahrt trifft er mit einem Deutſchen zuſammen, der auf dem jungen Flamerin Intereſſe nimmt, ſeitdem Tony ſeine Werthpapiere hat ſehen laſſen. Dieſer Deutſche iſt ein Bankier Holdenis, niedergelaſſen in Genf. Er ladet den jungen Franzoſen zu ſich ein. Aber unſer genialer Maler geht in Genf lieber ſeine eigenen Wege und denkt nicht mehr an Herrn Holdenis. Ein Amerikaner, der lange Harris, mit dem er zuſammentrifft im Hotel des Bergues iſt ihm viel lieber. Mit dieſem Urtypus eines Yankee ſchwimmt er im See, ſegelt und rudert, kneipt und zankt er im Caffeehauſe. Eines Abends aber treffen die beiden in der Umgegend Genfs umherſchlendernden jungen Männer in einem Garten eine deutſche Familie an, die das Bild reizender Gemüthlichkeit darbietet. Die ganze Scene iſt abſichtlich nach der berühmten Scene im Werther, wo Lotte den Kindern das Brot ſchneidet, copirt. Auch hier bildet ein junges Mädchen die Mittelfigur des Bildes. Ihre Geſchwiſter krabbeln um ſie herum. Sie aber weist alle zur Ordnung und zerlegt mit Anmuth ein Huhn. Der glückliche Vater erhebt indeſſen ſein Antlitz. Tony erkennt Herrn Holdenis. Im nächſten Augenblick ſchon iſt er Hausfreund, wird der Tochter Meta vorgeſtellt und begleitet die Familie nach Hauſe, wo Herr Holdenis, nachdem die Kinder noch recht hübſch geſungen haben, aus der großen Familienbibel den Abendſegen betet. Tony iſt von Meta's holdem Weſen ganz entzückt und will ihr Bild malen. Tägliche Beſuche. Der junge Franzoſe nimmt deutſche Stunden. Meta bezaubert ihn mehr und mehr. Auf ihr ruhen alle Gaben. Sie ſpielt meiſterhaft Sonaten von Mozart, ſie declamirt den König in Thule mit hinreißendem Ausdrucke. Eigentlich ſchön iſt ſie nicht; aber ihr Weſen nimmt gefangen. Tony geſteht ihr ſeine Liebe. Unterdeſſen hat ihm Herr Holdenis vorgeſtellt, ein junger Mann thue nicht gut, ſo viel Werthpapiere in der Brieftaſche herumzutragen. Der Maler legt alſo ſeine Papiere bei Herrn Holdenis an. Tags darauf, als er ſeine Geliebte beſucht und ſie ſein Nahen überhört, findet er ſie damit beſchäftigt, — daß ſie in einen Kranz von Veilchen und Vergißmeinnicht die Worte „Baronin von Grüneck“ hineinmalt. Der deutſche Baron v. Grüneck nämlich iſt eine Art Vogelſcheuche von Mann und dennoch der Nebenbuhler Tony's, ja ſogar der begünſtigte, wie Tony ſofort merkt. Tony eilt ungeſehen von Meta fort und ſchreibt nur noch auf das Portrait, das er von

Digitized by Google

ſeiner Geliebten malte, die Worte: „Sie betete die Sterne an und den Baron von Grüneck.“ So verläßt er das Haus und eilt zu ſeinem Yankee, der ihn mit der Neuigkeit überraſcht, ſoeben habe Herr Holdenis Bankerott gemacht. Der arme, edle, junge Franzoſe iſt in der Lage, zu ſingen: „Alles iſt hin, Werthpapiere im Betrage von 10,000 Franken und die Geliebte dazu.“ Als er zu Hrn. Holdenis eilt, um ſich nach dieſem raſchen Umſchlag des Glückes zu erkundigen, empfängt ihn dieſer mit Salbung und ſpeiſt ihn mit Bibelſprüchen ab. Der edelmüthige Franzoſe wirft dem deutſchen Betrüger die Schuldverſchreibung zerriſſen an den Kopf und „verläßt ihn zur ſelbigen Stunde“.

Soweit die Ouverture. Jetzt geht das Stück erſt an, das wir, um nicht weitſchweifig zu werden, nur in ſeinen Hauptmomenten ſkizziren wollen. Der junge franzöſiſche Maler reiſt nach Dresden, um die Gallerie zu ſtudiren. Vorher erholt er ſich bei einigen leichtſinnigen Damen in Baden-Baden von dem ſittlichen Ekel, den ihm der betrügeriſche deutſche Tugendſchwindel der Familie Holdenis erregt hat. Gewiß eine eigenthümliche ſittliche Cur, die für manchen jungen Mann nicht ohne Reiz ſein dürfte. Arm wie eine Kirchenmaus kommt unſer Ritter ohne Furcht und Tadel nach Dresden, wo er nach allerlei Mühſalen die Bekanntſchaft des franzöſiſchen Geſandten Herrn v. Mauſerre macht, deſſen Portraitmaler und Freund er wird. Herr von Mauſerre, ein großer Diplomat und ein ſtattlicher, vornehmer Herr, liebt eine bildſchöne Dame, eine junge Creolin, die jedoch leider ſchon die Gemahlin eines Andern iſt. Indeſſen — was thut das? Sie erwiedert die Liebe des Herrn von Mauſerre, dieſer entführt das ſchöne Weib, in der Hoffnung, ihr erſter Gemahl werde ſich nach der Entführung von ihr ſcheiden laſſen. Dieſer aber, ein roher Genußmenſch, thut dem Liebespaar den Gefallen nicht, und ſo muß Herr v. Mauſerre, mit ſeiner ſchönen Entführten in einer Ehe leben, die weder vor dem Geſetz noch vor dem Altar gültig iſt, wohl aber nach Cherbuliez' Sittencodex vor der Natur; denn nach üblicher Friſt wird ſie mit einem reizenden Töchterchen geſegnet. Nun vergehen etwa ſechs Jahre. Tony, durch Hrn. v. Mauſerre unterſtützt, ſtudirt in Spanien Velasquez. Hr. v. Mauſerre, iſt indeſſen mit ſeiner ſchönen Gemahlin und der kleinen Lulu nach ſeinem prächtigen Landgute in Frankreich gezogen. Aber das junge Mädchen wird von Tag zu Tag ungeberdiger; man muß ihm eine Gouvernante geben. Tony, der indeſſen auf das Landgut zu ſeinem vornehmen Freunde eingeladen iſt, wird beauftragt, ſich in Genf nach einer Gouvernante zu erkundigen. Er überträgt ſeinen Auftrag wiederum an ſeinen Yankeefreund und dieſer ſendet auf das Landgut — eine alte Bekannte Tony's — Meta Holdenis.

Meta tritt mit geſuchter Beſcheidenheit auf. Durch Klugheit und Feſtig-

Digitized by Google

keit, auch durch ihr musikalisches Talent bändigt sie sehr bald ihren kleinen Zögling. Den früheren Liebhaber überzeugt sie, daß sie damals, als er sie mit dem Verdachte, sie wolle Baronin von Grüneck werden, verlassen habe, weit hiervon entfernt gewesen sei. Die betreffende Zeichnung sei eine Neckerei einer Schwester gewesen. Tony Flamerin verliebt sich also neuerdings in die Gouvernante. Als er ihr seinen Antrag macht, nimmt sie denselben mit unverhohlener Freude an. Als er ihr aber in derselben Stunde erzählt, Hr. v. Mauserre sei gar nicht getraut mit seiner scheinbaren Gemahlin, entwirft die zartfühlende junge Deutsche sozusagen am Herzen ihres Liebhabers in der ersten Schäferstunde schon den Plan, womöglich Herrn v. Mauserre zu gewinnen und Herrin des Schlosses les Charmilles zu werden. Daß hierdurch die ihr mit soviel Freundlichkeit begegnende Madame de Mauserre, die ihren Gatten anbetet, unsäglich elend und unglücklich würde, kommt nicht in Betracht. Der Plan wird ausgeführt. Meta Holdenis spinnt mit Feinheit, ja mit teuflischer List ein Netz um Herrn von Mauserre. Bald ist sie ihm unentbehrlich. Aber Verwandte des Herrn von Mauserre und Tony Flamerin verschwören sich gegen sie. Wir wollen hier auf die Minen und Gegenminen, die von beiden Seiten gegraben werden, nicht näher eintreten. Nachdem Meta Holdenis alle möglichen Ränke ausgesonnen, alle erdenklichen, kühnen Streiche ausgeführt hat, bald schleichend wie die Katze, dann auf die Beute stürzend wie der Tiger, gelingt es den Verbündeten, trotz aller Schauspielerkünste der jungen Deutschen, über die Gouvernante zu triumphiren. Herr v. Mauserre wird aus ihren Banden gerissen und in die Arme seiner zärtlichen Gattin zurückgeführt. Meta Holdenis muß das Haus verlassen. Noch einmal macht sie, nach allen ihren Schlechtigkeiten, einen letzten Versuch, den ehemaligen Geliebten Tony Flamerin zu rühren. In der Nacht vor ihrer Abreise besucht sie ihn auf seinem Zimmer. Beinahe erliegt er den Verführungskünsten des verschlagenen, listigen und im rechten Augenblick mit allen Reizen freigebigen Mädchens. Es rettet ihn das Krähen eines Hahnes. Auf dem Todtenbette hatte nämlich der Vater Tony's, der ehrsame Küfer von Beaune, dem Sohne noch gesagt, er solle die einzige Musik, die sein Vater geliebt habe, das Krähen des Hahnes, hoch halten; in wichtigen Augenblicken könne es ihn retten. Der Augenblick ist da. Der gallische Hahn rettet den jungen Franzosen vor dem deutschen Mädchen, dessen blaue Augen auf einmal „jenen schönen afrikanischen Seen mit den azurblauen Wassern glichen, deren Grund von Krokodilen wimmelt". Meta fährt mit Schimpf und Schande davon. Einige Jahre später begegnet ihr Tony einmal Nachts im Eisenbahnwaggon. Sie ist mittlerweile protestantische Diakonissin geworden und befindet sich auf der Fahrt nach Mailand, wo sie einen Fröbel'schen Kindergarten einrichten wird. Das entnimmt Tony, der von ihr nicht erkannt wird, dem Gespräch, das sie mit ihren Ge-

Digitized by Google

fährtinnen führt, denen sie auch erzählt, sie habe eine Zeitlang in einem vornehmen französischen Hause gelebt, aber alle Herren des Hauses hätten ihr nachgestellt und sich ihr zu Füßen gelegt und einander beinahe die Gurgel abgeschnitten. Sie habe, aus Edelmuth, um diese Streitigkeiten beizulegen, das betreffende Haus verlassen. Da kann sich Tony nicht enthalten, indem mittlerweile die Station zum Aussteigen gekommen ist, beim Verlassen des Waggons der erstaunten Meta rasch ins Ohr zu flüstern:

„Es war ein Mädchen in Thule
Das log bis an sein Grab." —

Damit endet die Geschichte. —

Um vorläufig noch von der Tendenz abzusehen, erheben wir zunächst gegen den Roman einen ästhetischen Vorwurf, der freilich auch gegen viele andere moderne Schriftsteller, auch gegen deutsche gerichtet ist. Mehr und mehr nimmt der Mißbrauch überhand, an die Stelle ausgeprägter Einzelcharaktere bloße Nationaltypen treten zu lassen, wodurch unstreitig das eigentlich Künstlerische der Dichtung herabgedrückt wird ins Reich der Schablone. Man darf nicht einwenden, Goethe habe im Wilhelm Meister in seiner Mignon das Signal gegeben zu solcher Entlehnung fremder Rassentypen. Allerdings hat Goethe's Vorgang viele Romane mit wilden Spanierinnen und Italienerinnen bevölkert. Aber die epigonenhaften Nachahmer haben nur zu oft übersehen, daß Goethe keineswegs nach dem italienischen Rassentypus gegriffen hat, um sich die rein menschliche, fein durchzuführende, individuelle Charakteristik an einer Gestalt zu ersparen; sondern diese Charakteristik ist bei Mignon im höchsten Grade eine individuelle, die durchaus nicht allein aus der italienischen Heimath sondern vielmehr aus Mignon's Schicksal, ja aus der ganzen Vorgeschichte ihrer Eltern verstanden werden will. Aber viele Romanschriftsteller finden es bequemer, die bereits fertig ausgeprägten, allgemein bekannten Nationaltypen auszubeuten, statt lebenswahre Charaktere zu schaffen, die uns als Menschen ohne die accidentielle Nationalität wahrhaft befriedigen.

So giebt uns Cherbuliez ein Ragout von Deutschen, Franzosen, einer Creolin und einem Amerikaner. Der Unterschied in den Charakteren ist außer in den nationalen Zügen nur der des Alters und Geschlechtes. Herr Holdenis ist der alte Fuchs, Meta die junge Füchsin. Herr v. Mauserre ist ein älterer ritterlicher Franzose, gleichsam abgelagerter Bordeaux; Tony Flamerin ist der junge, ritterliche Franzose, neuer, südlicher Wein. Die Creolin und der Amerikaner sind wirklich gar nichts als Typen ihrer Nationalitäten; aber doch wenigstens richtige Typen.

Anders verhält es sich mit den deutschen Gestalten des Romans. Und hier beginnt das Tendenziöse, was den ganzen Roman trotz einzelner hübsch

Digitized by Google

erdachten Situationen zu einem Machwerk schlimmster Sorte degradirt. Da Victor Cherbuliez den Deutschen die eroberten Provinzen nicht abnehmen kann, so sollen ihre edelsten, idealen Güter daran, ihre Häuslichkeit, die Reinheit ihrer Frauencharaktere, ihr Schwärmen für Poesie und Musik.“ „Rien n'est sacré pour un Sapeur!“ möchten wir ausrufen, wenn wir sehen, wie Cherbuliez gerade das unantastbare Palladium deutscher Weiblichkeit in den Koth zu ziehen sucht. Wir sind nicht blind; es giebt gewiß in Deutschland Frauen und Mädchen, deren Charakter so schlecht ist, wie der einer Meta Holdenis. Auch Deutschland hat Zuchthäuser und Kindsmörderinnen und Dirnen. Aber werde ich, um die französische Nation zu studiren, auf den Galeeren meine Studien machen? Oder sind es überhaupt die seltenen Ausnahmen, die ein Künstler zum Typus eines Volkes machen darf? Es soll auch unter den Negern Albinos geben; wird ein Maler gerade ein Albinoexemplar malen, wenn er uns ein Bild aus Afrika geben will? Nur die Verblendung des Nationalhasses hat Cherbuliez zu dieser Schandzeichnung seiner Meta begeistern können. Und wie unwahr sind innerhalb des Bildes selbst einzelne Züge. Ich behaupte, daß ein grundschlechter Mensch weder den König in Thule noch Mozart's Musik so vortragen kann, daß sie das innerste Herz ergreift und stütze mich dabei außer meinen eigenen Beobachtungen auf ein lateinisches Wort, das da sagt: „Um ein guter Redner zu sein, muß man zuerst ein guter Mensch sein.“ Es kommt aber dem französischen Schriftsteller darauf an, die deutsche Kunst mit der deutschen Weiblichkeit in denselben Koth zu ziehen. Darum gerade häuft er auf Meta Holdenis alle Gaben der Poesie und Musik gegen alle psychologische Wahrscheinlichkeit. Ja, hohle Phrasen über Goethe und Schiller können solche Wesen wie eine Meta im Munde führen, ein brillantes Salonstück vorspielen, aber nicht den König in Thule herzbewegend declamiren, nicht Mozarts reine, himmlische Musik vortragen. Cherbuliez ist jedoch geblendet wie der Stier, der auf die rothe Fahne losgeht. Alle Schranken der Pietät überspringt er. So kommt es ihm z. B. nicht in den Sinn, wie er bei der Schlußscene mit seinem dreimaligen Hahnenschrei den Hahnenschrei einer anderen nicht profanen Geschichte, die auch dem negativsten Geiste lieb ist, pietätlos parodirt. Warum sollte er nicht den König in Thule parodiren, ja an diesem Liede deutscher Treue dadurch seinen Muthwillen kühlen, daß er es als das Lieblingslied eines grundverdorbenen Wesens immer wieder bringt?

Herr Holdenis, der betrügerische deutsche Geschäftsmann, der Abends im häuslichen Kreise die Bibellekture pflegt, zeigt, daß Cherbuliez den deutschen Kaufmannsstand wenig kennt. Denn bei aller Rechtlichkeit und Genauigkeit, die den deutschen Kaufmannsstand auszeichnet, ist doch Frömmigkeit, namentlich äußerlich gepflegte Frömmigkeit gewiß nicht sein Charakteristikum.

So hat Cherbuliez auch in dieser Heuchlergestalt sich an die seltene Ausnahme gehalten und sich vielleicht eingebildet, weil ihm von der Frömmigkeit des preußischen Adels Einiges zu Ohren gekommen, dergleichen lasse sich so ohne Weiteres auf jeden Deutschen übertragen.

Daß Victor Cherbuliez die deutschen blauen Augen sogar mit seinem Hasse verfolgt und jenen afrikanischen Seen vergleicht, in deren Tiefe Krokodile wimmeln, wollen wir ihm mit jenem Mitleid verzeihen, mit dem wir Jedem, der noch keinen echten Rheinwein getrunken hat, verzeihen, daß er auf den Johannisberger schimpft. Aber was soll schließlich diese ganze Hetze gegen deutsche Frauencharaktere? Haben wir hier ein literarisches Nachspiel zu der Vertreibung so vieler armer deutscher Gouvernanten aus Frankreich, wie dieselbe im Kriegsjahr 1870 zur ewigen Schmach und Schande der französischen Nation Statt gefunden hat? Es ist so etwas. Ein Blick auf Victor Cherbuliez' sonstige literarische Thätigkeit bestätigt unsere Ansicht.

Victor Cherbuliez ist zwar kein Franzose, sondern ein Genfer und zwar ein mit seinen Landsleuten selbst ziemlich verfeindeter, abgeschlossen für sich lebender Genfer. Ich habe mir sagen lassen, er sei ungefähr vierzig Jahre alt. Vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges scheint er sich — wer sollte es glauben! — mit einer gewissen Vorliebe in das Studium deutscher Literatur hineingearbeitet zu haben. Er hat sogar ein Buch geschrieben über Deutschland. Freilich ist in seinen Etudes sur l'Allemagne die Milch der frommen Denkart bereits zu gährendem Drachengift geworden. Offenbar hat Cherbuliez nur so lange Geschmack an den Deutschen gefunden, als sie ihm ein Volk von „Philosophen und idealen Träumern" zu sein schienen. Als aber diese idealen Träumer endlich die unverschämte Herausforderung des gallischen Hahnes, des europäischen Störenfrieds annahmen und wider Erwarten den Gegner auf allen Schlachtfeldern niederschlugen und ihm seine stolzen Federn zerzausten, da wurde Cherbuliez ein geschworener Feind der Deutschen und schrieb über Lessing — un allemand d'autrefois —, schrieb über David Strauß, — un allemand d'aujourd'hui — und schrieb über die deutschen Kriegsliederdichter, — les poètes militants du nouvel empire Germanique — alles Schriften, in denen entweder, wie in der Arbeit über Lessing, der Groll und Haß gegen Deutschland dem unterdrückten Murren, oder wie in dem Aufsatz gegen die Kriegsliederdichter dem wilden Geheul des Raubthieres gleicht. Meta Holdenis ist die auf den Roman übertragene, consequente Fortsetzung dieses literarischen Geheuls.

Wie oberflächlich Cherbuliez in den genannten Arbeiten zu Werk geht, dafür mögen hier zwei Beispiele Zeugniß abgeben.

In dem Versuch über Lessing behauptet Cherbuliez, Lessing sei kein preu-

Digitized by Google

ßischer Patriot gewesen. Einige Aussprüche Lessing's, die theilweise schon durch ihren paradoxen Charakter den französischen Kritiker hätten vorsichtig machen sollen, werden für das Weltbürgerthum Lessing's herangezogen. Wer zweifelt daran, daß Lessing sich als Weltbürger gefühlt hat? Aber er wußte seine Vaterlandsliebe mit der Humanität in Einklang zu setzen. Schon die Charakteristik des windbeuteligen Franzosen, des Riccaut de la Marlinière neben der edlen Gestalt des preußischen Majors von Tellheim in Minna v. Barnhelm hätte, wie überhaupt die ganze Anlage dieses Stückes, Herrn Victor Cherbuliez über die durchaus deutsche Gesinnung Lessing's belehren sollen. Und nun vollends die Stelle, wo Lessing die „preußischen Kriegslieder eines Grenadiers" bespricht und wörtlich sagt: „Von dem einzigen Tyrtäus könnte er (der preußische Grenadier und Dichter) die heroischen Gesinnungen, den Geiz nach Gefahren, den Stolz, für das Vaterland zu sterben, erlernt haben, wenn diese Gefühle einem Preußen nicht eben so natürlich wären als einem Spartaner." Diese eben so einfachen als stolzen Worte Lessing's sagen genug. Ja, es steht zu befürchten, daß Herr Cherbuliez, wenn er auf dieselben stößt, bereuen wird, jemals über Lessing, der ihm nun als preußischer Chauvin erscheinen wird, eine Zeile geschrieben zu haben.

Eine andere Oberflächlichkeit unseres Genfers besteht darin, daß er fortwährend von einem Haß der Deutschen gegen die „welche" (sic) lies „Wälsche" phantasirt. Er ist also noch nicht im Klaren, daß man in Deutschland nicht etwa Frankreich, sondern einzig und allein Italien als Wälschland bezeichnet und daß nur in den Kantonen der deutschen Schweiz das Wort Wälschland für die französisch sprechenden Cantone aber auch nicht für Frankreich gebräuchlich ist.

Lassen wir es bei diesen herausgegriffenen Beispielen bewenden. Es fehlt uns Lust und Zeit, alle Irrthümer in der Arbeit über Lessing aufzudecken und zu widerlegen. Der in einer Art von Raserei geschriebene Aufsatz gegen die deutschen Kriegsliederdichter bedarf ohnehin keiner Widerlegung; er enthält nur eine längst in Deutschland anerkannte Wahrheit, daß die deutschen Siege viel großartiger gewesen sind als die zur Feier derselben gedichteten patriotischen Ergüsse.

Aber zum Schlusse richten wir einige ernste Fragen an Victor Cherbuliez und an die in seiner Bahn wandelnden französischen Schriftsteller. Ist es denn wirklich die Aufgabe des Dichters, Nationen gegen einander aufzuhetzen? Wäre die Aufgabe, Wunden zu heilen, und entzweite Völker zu verbrüdern, nicht eine edlere? O! über die Propheten, die dem Volke nur sagen, wonach der Menge die Ohren jucken! Wäre es nicht unendlich mehr am Platze, daß jeder Dichter seinem eigenen Volke den Spiegel vorhielte und es zu bessern suchte? Oder ihm das fremde Volk in seinen Tugenden vorführte, wie

Digitized by Google

das ein Tacitus gethan in seiner Germania? Ist denn Frankreich, das unter dem Jesuitismus seufzende Frankreich, so ganz kerngesund, daß man ihm kein Wort der Belehrung zu sagen hätte im Gewande der Dichtung? Warum nicht, wenn man Tendenznovellen schreiben will, die Wallfahrten von Lourdes ꝛc. geißeln? Am Ende ist es doch ein viel geringeres Vergehen, während des offenen Krieges durch mehr oder weniger gute Kriegslieder die Begeisterung zu nähren, als nachher, wo man Wunden heilen und nichts als Balsam spenden sollte, unter der Maske einer heitern Novelle den Nationalhaß zu nähren und die Feder zum vergifteten Dolche zu machen. In der Revue des deux mondes erscheinen in diesem Augenblick Lettres de Herman à Dorothée, in welchen die Lieblingsgestalten des deutschen Volkes auf eine unfläthige Manier in den Koth gezogen werden. Wohin soll das führen? Und vollends ein schweizerischer Schriftsteller, ja ein Genfer, ein Bürger der Stadt, deren rothes Kreuz im weißen Felde als Standarte der Humanität während der letzten Kriege der Stolz der Menschheit geworden ist; — wie kann ein Bürger dieser Stadt so schlecht seine Aufgabe begreifen? Freilich ein anderer Genfer, Marc Monnier, hat auch nichts Besseres zu thun gewußt, als in seinen Marionettenspielen den deutschen Kaiser und Bismarck lächerlich zu machen. Hätte ein Poet, der in deutscher Sprache schrieb, ähnliches gethan, — da läge noch etwas Sinn darin, nämlich jener Sinn, in welchem die römischen Soldaten ihren stolz triumphirenden Feldherrn durch Spott und Witz an seine menschlichen Schwächen erinnerten. Aber einer ohnehin in Selbstverblendung versunkenen Nation diese Selbstverblendung durch derartige Irrlichteleien noch zu mehren, das ist ein Verbrechen an der Menschheit und namentlich an dem Volke, dem man freundlich gesinnt zu sein vorgiebt.

Kein „deutscher Chauvin" hat diese Zeilen geschrieben, sondern ein Schweizer, allerdings ein Schweizer, der sich in der innigsten Einheit weiß mit dem deutschen Geiste in Poesie, Musik, Wissenschaft und Cultur, der aber seine schweizerische Nationalität über Alles hoch hält, und bei strenger Aufrechterhaltung persönlicher Neutralität schon viel öfter den Vorwurf hat hören müssen, er sei ein Deutschenhasser, als den anderen, er sei ein Franzosenfeind.

J. V. Widmann.

Island und Dänemark.

Aus Kopenhagen.

Während Dänemark bei jeder passenden Gelegenheit aufbäumt und die Erfüllung des bekannten Artikels 5 des Prager Friedens, die Rückgabe Nordschleswigs verlangt, hat es sich in seinem eigenen Hause des Abfalls eines Landes-

Digitized by Google

theils zu erwehren, den wir geographiſch weit eher zu Grönland und Nordamerika zu rechnen gewohnt ſind, als zu Europa. Die Inſel Island liegt uns ſo fern und hat ſo wenig mit europäiſchen Dingen zu ſchaffen, daß wir von derſelben nur gelegentlich einer Nordpolexpedition hören, oder wenn Reiſende einmal die Geyſer oder den Hekla aufgeſucht haben. Selbſt in den Tagen isländiſcher Größe, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, vom zehnten bis ins zwölfte Jahrhundert, war die Bevölkerung ſo dünn, daß ſie keinerlei Einfluß auf europäiſche Angelegenheiten nehmen konnte und ſpäter verſank ſie gar im Nebel arktiſcher Vergeſſenheit. Vier Jahrhunderte exiſtirte Island unabhängig, zuletzt als eine Art von föderaler Republik auf ariſtokratiſcher Grundlage, bis es, 1262—1264 die Oberherrlichkeit der norwegiſchen Könige anerkannte; es folgte Norwegen in der Union mit Dänemark 1397 und blieb bei letzterem Lande, als 1815 Norwegen von Dänemark getrennt wurde. Die ehrwürdige Repräſentativverſammlung der Inſel, der Althing, wurde im Jahre 1800 aufgelöſt, und erſt 1843 wurde wieder eine Art Volksvertretung geſchaffen, welcher man den alten Namen gab und mit deren Hilfe wieder einiges Leben in das politiſch ſtagnirende Eiland kam. Die große Revolutionswoge, welche 1848 über den europäiſchen Kontinent ging, zog ihre Ringe bis zu der entfernten Inſel, es bildete ſich dort eine nationalliberale Partei, deren Beſtrebungen an Kraft zunehmen und die für uns nicht ohne Intereſſe ſind, da die Spitze derſelben gegen die Union mit Dänemark gerichtet ſind, welches in der That Island ſtiefmütterlich behandelt und den Inſulanern zu Klagen mannichfaltiger Art Anlaß giebt.

Die Regierung Islands liegt gegenwärtig practiſch in den Händen des däniſchen Miniſteriums in Kopenhagen, welches den däniſchen Kammern wohl in däniſchen, aber keineswegs in isländiſchen Angelegenheiten verantwortlich iſt. Auf der Inſel ſitzt ein däniſcher Gouverneur, der zu Reikjavik reſidirt; doch ſeine adminiſtrative Gewalt, obgleich neuerdings etwas vergrößert, iſt ſo beſchränkt, daß er in allen wichtigen Sachen ſich nach Kopenhagen um Entſcheidung wenden muß. Neben ihm tagt der aus 21 Delegirten beſtehende Althing, zu dem der König 6 Mitglieder ernennt; er tritt nur einmal in zwei Jahren zuſammen und iſt rein berathender Natur. Man trägt ihm die Angelegenheiten der Inſel vor, hört darüber gnädig ſeine Stimme, weiter hat er aber nichts zu ſagen, weder in Verwaltungs- noch in Geſetzangelegenheiten. Wenn es dem däniſchen König beliebt, ſo kann er eine Steuer ausſchreiben, die der Althing in ſeinen Berathungen als verwerflich bezeichnete. Da aber die Geſetzgebungsmaſchine auf Island wenig zu thun hat und nur wenig Steuern auferlegt werden, mit Ausnahme der Zölle und Localſteuern für die Bedürfniſſe der Kirchſpiele und Kreiſe (Syſſel), ſo tritt dieſer Mangel der Kammer in der Praxis wenig hervor. Natürlich wird

Digitized by Google

dadurch in der Theorie das unconstitutionelle Gebahren keineswegs gerechtfertigt und Dänemark, welches selbst eine freie Verfassung besitzt, wird auf die Dauer dem Verlangen der Isländer nicht widerstehen können, die eine moderne Verfassung verlangen. Vor einiger Zeit wurde denn auch eine solche entworfen, die dem Althing die Controlle über die Finanzen und die Initiative der Gesetzgebung überließ, aber von der Kammer verworfen wurde, weil in derselben Island kein verantwortliches Ministerium zugestanden wurde. Die nationalliberale Partei bestand darauf, daß ohne ein solches Ministerium der Althing keine wirksame Controle ausüben könne. Die dänische Regierung dagegen bestand darauf, daß die isländischen Angelegenheiten von einem der dänischen Minister besorgt werden müßten, der natürlich nicht seinen Posten in Folge eines blos isländischen Mißtrauensvotums aufgeben könne, wenn er in Dänemark selbst das Vertrauen der Kammer besäße. Das höchste, was man zugestehen könne, sei die Erlaubniß, einen Minister, der sich gegen Island versündigt habe, vor dem Obergericht in Kopenhagen verklagen zu dürfen. Damit waren jedoch die Isländer nicht einverstanden, und die Sache blieb, wie sie war. Der Kernpunkt, um den es sich hier handelt, ist, wie man leicht erkennen wird, die Schaffung eines selbständigen, vom dänischen unabhängigen isländischen Ministeriums, die Schaffung einer Art Personalunion, eines Verhältnisses, wie es ähnlich zwischen Ungarn und Oesterreich besteht.

Wie die meisten politischen Fragen hat auch diese eine Gefühls- und eine praktische Seite. Seit Dänemark am Ende des vierzehnten Jahrhunderts in den Besitz Islands gelangte, hat es die Insel höchst stiefmütterlich behandelt; es that wenig oder nichts für deren Entwicklung; ja es vernachlässigte oft die eingegangene Verpflichtung dorthin sechs Schiffe zu senden, welche mit den dem Volke nöthigen Waaren befrachtet waren. Die Isländer dagegen durften kein eigenes Handelsschiff unterhalten, weil Dänemark sich das Monopol reservirt hatte und der einst blühende Handel mit den Hansestädten und England ging unter diesen Umständen völlig ein. Bis in dieses Jahrhundert hinein wurde Island als eine Art Commandite für dänische Kaufleute angesehen und wenn Island sich trotzdem in literarischer und nationaler Beziehung hob, so war dieses nur das Werk seiner eigenen tüchtigen Söhne, trotz Dänemark, dessen Politik auf der fernen nordischen Insel ebenso kurzsichtig wie in Schleswig-Holstein war.

Es ist nicht zu verwundern, wenn endlich die herrschende Partei in Dänemark wenigstens theilweise ein Einsehen gewann. Die Schutzzölle wurden abgeschafft und aus dem dänischen Staatsschatz werden jährlich — 40,000 Thaler für die Insel verwandt. Doch der Widerwillen und die Eifersucht der Isländer gegen die Fremdherrschaft, groß gezogen durch viele Generationen, ist nicht so leicht zu verwischen. An die goldenen Tage anknüpfend, in denen zur Zeit der alten

Digitized by Google

Republik (930—1262) die Literatur auf der eisigen Insel in der That blühte, haben sie daran ihren nationalen Geist gekräftigt und daraus Kraft zu selbständigem politischem Leben gesogen. Wie wir uns an unserem Nibelungenliede erbauten, und zur Zeit der tiefsten Erniedrigung unter der Fremdherrschaft unsre Literatur sich am gewaltigsten entwickelte, so ist es auch bei den Isländern im kleineren Maßstabe jetzt der Fall gewesen.

Innerhalb der letzten dreißig Jahre ist durch die Anstrengungen der jungen gebildeten Generation, die auf dem Gymnasium zu Reikjavik und der Universität Kopenhagen gebildet wurde, eine national-literarische Bewegung geschaffen worden, die freilich nicht warm genannt werden kann — denn in Island ist außer den Geysern und Vulkanen nichts warm — die aber stetig und kräftig aufrecht erhalten wird und sich der Sympathien des bei weitem größern Theils der Insulaner erfreut. Bei dieser Agitation hat man in Island mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen, von denen man sich bei uns nichts träumen läßt. Man bedenke nur, wie schwer es hält, eine Versammlung zusammenzubringen, wo die einzelnen Wohnsitze meilenweit von einander entfernt liegen, wo die kleine Zeitung nur alle vierzehn Tage erscheint und der Althing gar alle zwei Jahre einmal zusammentritt. Aber an der Spitze der nationalliberalen Isländer steht ein Mann, welcher sich durch Reinheit des Charakters, Talent und gewaltige Thatkraft auszeichnet und der es versteht, trotz aller Hindernisse die Anregung im Flusse zu erhalten. Dieser Mann ist Jón Sigurdsson und er hat bereits im vollen Maße sich die Liebe und Dankbarkeit seines Volkes erworben, indem er die Dänen zur Abschaffung der veralteten Handelsgesetze zwang. Er gebietet sowohl, was von hoher Wichtigkeit, über die Geistlichen als über die Bauern und führt die zwei Drittel Mehrheit der Nationalliberalen im Althing.

Da die nationale Partei bisher fast stets in der Opposition stand und diese ihr genug zu schaffen machte, so fand sie es bis in die jüngste Zeit nicht für nöthig, ein positives Programm aufzustellen, das alle ihre Wünsche enthält. Bisher klagt die Partei nur, und die von ihr vorgebrachten Beschwerden sind mehr sentimentaler als praktischer Natur. Die persönliche Freiheit kann schwerlich in einem anderen Lande sicherer sein, als in Island; es giebt vielleicht keinen Theil Europas, wo die Regierung so wenig regiert und der Bürger so wenig mit der Polizei zu thun hat als auf der nordischen Insel. Die Steuern sind sehr gering, aber die Steuerzahler sind auch ungewöhnlich arm; die Justizpflege wird unbestechlich und gerecht gehandhabt; es herrscht nur ein Glaube auf der Insel und Confessionsstreitigkeiten sind daher ein unbekanntes Ding. Das ist alles richtig. Hören wir nun aber auch die Klagen: Die Regierung hat es unterlassen, Straßen im Lande zu bauen und der Verkehr im Innern ist dadurch gleich Null; man kennt Wagen für Reisen nur

Digitized by Google

dem Namen nach und transportirt alles auf Ponies; es giebt keinen Postdienst für das Innere; eine Ackerbauschule und Gewerbeschule, die dringend noth thuen, wurden trotz aller darauf bezüglichen Anträge bis jetzt nicht errichtet. Fragen nun die Dänen, wie derlei Institute ohne größere Besteuerung des armen Landes hergestellt werden sollen, so antworten die Isländer mit alten Forderungen und sagen, daß die 40,000 Thaler, die gegenwärtig gezahlt werden, nur geringe Abschlagssummen gegenüber alten Schulden der Dänen an Island seien. In den Zeiten der Reformation zogen nämlich die dänischen Könige die Kirchengüter ein, verschleuderten einen Theil derselben und verwandten den Erlös zu speziell dänischen Zwecken. Ferner klagen die Isländer darüber, Dänemark habe den größten Theil der Summen, welche 1783 für Island in ganz Europa gesammelt wurden, als der Skaptar Jökull seine furchtbaren Verwüstungen angerichtet hatte, im eigenen Nutzen verwendet! Beleidigend ist es für die Isländer, daß die Beamten des Landes nur Dänen sind, die ihren Verwandten die Geschäfte in die Hände spielen, daß keine Rechtsschule im Lande existirt und die Isländischen Studenten gezwungen sind nach Kopenhagen zu gehen, wo wohl dänisches, aber kein isländisches Recht gelehrt wird.

Wie schwer nun auch diese Klagen wiegen mögen, die hautsächlichste Ursache der isländischen Bewegung ist der Wunsch, eine Regierung zu besitzen, welche die nationale Existenz Islands anerkennt. Island für die Isländer lautet der Wahlspruch. Die Isländer wollen nicht wie eine unterjochte Provinz regiert werden und was auch in Kopenhagen gethan werden möge, ihnen erscheint es schlecht und ungenügend. Ihre positiven Wünsche sind nun etwa folgende. Das Bureau für isländische Angelegenheiten, welches jetzt mit dem dänischen Justizministerium verknüpft ist, soll nach Island verlegt werden und dort ein verantwortlicher Minister residiren. Die Dänen entgegnen nun, ein verantwortlicher Minister müsse an der Seite des Königs sein und man könne es seiner dänischen Majestät doch nicht zumuthen, nach Reikjavik überzusiedeln; außerdem werde auf diese Weise die Einheit der dänischen Monarchie zerstört und aus Island ein unabhängiger Staat geschaffen. Die Isländer antworten dem gegenüber, daß es leicht sei, einen verantwortlichen Minister in Kopenhagen zu unterhalten, während die eigentliche Regierung in Reikjavik sei und sie verweisen auf das Personalunion-Verhältniß, welches zwischen Norwegen und Schweden besteht. Auch hätten sie ein volles historisches Recht, die Personalunion zu verlangen, in einem solchen Verhältnisse hätten sie früher zu Norwegen gestanden und Dänemark sei nur der Rechtsnachfolger dieses Landes. Es darf nicht verschwiegen werden, daß auch ein Theil der nationalen Partei Islands in seinen Ansprüchen nicht so weit geht und darauf hinweist, daß ein kaum 70,000

Digitized by Google

Einwohner zählendes Land nicht die Macht zur vollen Selbständigkeit besitzt. Andere Isländer wieder wünschen — wenn auch nicht öffentlich — eine Vereinigung mit dem stammverwandten Norwegen, von wo aus die isländische Bewegung moralisch unterstützt wird.

Am 28. Juli 1872 hat Island im Althing seine Wünsche offiziell formulirt und dieselben durch eine Deputation dem Könige von Dänemark vorlegen lassen, dessen Entscheidung noch aussteht. Dänemark und Island sollen danach nur durch Personalunion verknüpft sein, in Reikjavik soll ein dänischer Vicekönig mit drei Ministern residiren, die dem Althing verantwortlich sind, welcher auch das Recht der Besteuerung erhält. Wie viel von diesen Wünschen in Ausführung kommt, steht dahin. Ohne große Zugeständnisse wird aber die nationalliberale Partei Islands von ihrer Opposition nicht abgehen und wir müssen uns erinnern, daß der Isländer in Dänemark nicht sein Mutterland sieht, daß er in Bezug auf Sprache, Literatur, nationale Sitten und Charakter wie Geschichte von diesem verschieden ist.

Weltausstellungsbericht.

Allgemeine Uebersicht.

Obgleich am Anfang Juli die „Kisten-Ausstellung", welche der Kladderadatsch (Nr. 23) so vortrefflich geschildert hat, noch nicht völlig verschwunden war, obgleich mehrere Aussteller mit dem Ausstellen ihrer Gegenstände noch immer nicht fertig sind, Einzelheiten, ja ganze Schränke noch immer neu hinzukommen, im Park auch noch immer neue Pavillons errichtet werden, so dürfte die Ausstellung doch im Wesentlichen fertig sein und ihren Glanzpunkt erreicht haben.

Daß diese Weltausstellung großartig, über alle Maßen großartig ist, unendlich viel Schönes und Interessantes bietet, und daher in hohem Grade sehenswerth ist, kann Niemand läugnen. Daß sie aber gelungen ist, bestreite ich. Wenn diese Ausstellung, welche das ganze Gebiet des menschlichen Könnens und Wissens umfaßt, uns gründlich und nachhaltig belehren soll, so muß sie in streng systematisch durchgeführter Aufstellung uns ein wissenschaftlich und ästhetisch geordnetes, treues Bild des gesammten Culturzustandes der verschiedenen Völker geben, nicht aber, wie das in Wien der Fall ist, ein regelloses Conglomerat von allerlei mehr oder weniger gelungenen Sonder-Ausstellungen sein, welches jede Uebersicht, alle Vergleichung unmöglich macht. In der Anordnung oder vielmehr Unordnung, wie die Ausstellung jetzt besteht, enthält sie viel zu viel Einzelheiten und zu viel Dinge, welche ganz

unwesentlich sind, also mehr schaden als nützen. Kein Mensch ist im Stande, die Massen des Gebotenen zu übersehen, geschweige denn zu würdigen. Schon die Anzahl der hervorragenden Gegenstände ist so groß, daß sie alles Interesse, alle geistige und körperliche Kraft in Anspruch nehmen. Ihr Studium, ja schon ihre Besichtigung erfordert sehr viel Zeit. Dazu nun noch die große Masse von Gegenständen, welche bei den meisten Besuchern gar kein Interesse erregen. Was thut man hier mit den großen Gebäuden aus Zuckerhüten, Stearinkerzen oder Flaschen, welche irgend etwas enthalten, dem großen Haufen von Bleistiften, an welchen man nichts sieht, als das Holz oder Metall der Umhüllung, den großen Massen von Brillen oder Möbeln allergewöhnlichster Art, welche man in jedem Magazin eben so gut oder besser sehen kann? — Alle diese tausend und abertausend Gegenstände wirken, selbst wenn man sie kaum mehr als eines Blickes würdigt, schon durch ihre Gegenwart störend und ermüdend; sie nehmen Raum, viel Raum ein, verlängern also die Wege der Beschauer und erschweren die Uebersicht. In der Kunsthalle hat man nicht jede bemalte Leinwand ausgestellt, welche angemeldet wurde, sondern nur das, was eine Commission von Fachmännern zu diesem Zwecke aus den angebotenen Gegenständen ausgewählt hat. Weßhalb ist dieser Modus nicht auch bei Gegenständen der Industrie geübt worden?

Er wäre vortheilhaft nicht nur für das beschauende Publikum, welches genießen oder sich belehren will, sondern auch für den guten Ruf der Industrie eines Landes oder einer Stadt. Die wenigen guten Produkte, welche ein Land ausgestellt hat, werden oft durch die große Masse des Mittelmäßigen völlig erdrückt. Der Beschauer läßt seinen Blick erst musternd über den Saal schweifen, sieht nur gewöhnliches Zeug, geht schnell weiter, denn er darf seine sehr kostbare Zeit nicht mit der Musterung von Dingen verschwenden, welche er überall sehen kann und übersieht in Folge dessen leicht die einzelnen Stücke, welche ein Fabrikant, der Besseres will und kann, aus Bescheidenheit oder einer höheren Macht weichend, mitten unter Waaren gewöhnlichster Art aufgestellt hat. Wenn es sonst wohl zuweilen von Vortheil ist, einen guten Gegenstand durch Zusammenstellung mit ähnlichen, jedoch von schlechterer Beschaffenheit, noch mehr hervorzuheben, so wirkt in diesem Falle die Masse des Mittelmäßigen erdrückend und verbergend auf das einzelne Gute ein.

Soll eine solche Ausstellung ihre Aufgabe in einiger Vollkommenheit erfüllen, — so ist es durchaus nothwendig, daß in ihr alle Arten der Produkte der verschiedenen Länder in einer gewissen Vollständigkeit vertreten sind, und daß sie mit strengster Consequenz so angeordnet sind, daß Jedermann, der den Plan der Gesammt-Anlage kennt, jeden einzelnen Gegenstand mit

Digitized by Google

größter Leichtigkeit sofort finden und mit den ihm verwandten Gegenständen vergleichen kann, wie man z. B. in einem systematisch angelegten Lehrbuche oder in einem Lexicon einen gesuchten Gegenstand mit Allem, was sich auf denselben bezieht, sofort finden kann.

Nach beiden Richtungen, der Vollständigkeit aller zur Darlegung des gegenwärtigen Standes der Culturentwickelung eines Volkes nothwendigen Gegenstände sowohl, als in der Anordnung der zufällig gegenwärtigen Gegenstände läßt die Wiener Weltausstellung sehr viel zu wünschen übrig.

Viele der besten Künstler und Fabrikanten sind gar nicht vertreten. Diese Ausstellung giebt demnach oft genug ein verzerrtes oder gar ganz unwahres Bild von den Leistungen eines Landes. Manche Gruppen wie „Geschichte der Arbeit", „Wirksamkeit der Museen", „Pavillon des Windes" sind höchst unvollständig und nachlässig behandelt. Die Gesammt-Anordnung der Ausstellung aber ist, wie Julius Lessing in der National-Zeitung (Nr. 265, 267 und 277) klar dargelegt hat, vollständig verfehlt. Wegen der mangelnden Uebersicht ist das vergleichende Studium unmöglich gemacht, ja jedes Studium überhaupt unendlich erschwert. Wer bestimmte Gegenstände sucht, findet dieselben, wenn überhaupt, nur sehr schwer nach vielem Suchen und großem Zeitverlust. Wer verwandte Gegenstände, z. B. die Teppiche oder Möbel aller Länder mit einander vergleichen oder den heutigen Stand der Entwickelung des gesammten Eisenbahnwesens studiren will, wird kaum jemals alles Zusammengehörende ausfindig machen und wenn er es gefunden, nur sehr schwer mit einander vergleichen können.

Ein genauer, vollkommen richtiger Plan der Ausstellung existirt nicht. Ein einigermaßen vollständiger allgemeiner Katalog ist als ein sehr starker Octavband von 65 Bogen erst vor wenigen Wochen erschienen, nützt aber wenig oder gar nichts, da er nur die Namen der Aussteller enthält. Die Special-Kataloge der verschiedenen Länder sind bis jetzt erst zum Theil erschienen und bilden doch schon eine kleine Bibliothek. Sie auf einem Rundgange durch die Ausstellung mitzunehmen, ist absolut unmöglich, wenn man sich dieselben nicht auf einem Karren nachfahren lassen will. Außerdem helfen sie in der Ausstellung selbst doch nichts, da ihre Benutzung sehr viel Zeit erfordern würde und das Auffinden der im Katalog bezeichneten Gegenstände doch nur dem Zufall überlassen bleibt.

Irgend ein Führer oder ein anderes Hilfsmittel zur Orientirung im ganzen oder auf einzelnen Gebieten giebt es nicht. Deshalb gebraucht man zur Besichtigung der Ausstellung unverhältnißmäßig viel Zeit und lernt sie doch nie näher kennen.

Ohne entsprechende Vorkenntnisse aber ist der Besuch fast geradezu nutzlos. Deßhalb halte ich auch die Hersendung von Arbeitern, Lehrern niederer

Digitized by Google

Schulen ꝛc. für ganz nutzlos. Solche Leute können dem Besuch Wiens höchstens 10 Tage, der Ausstellung selbst also noch weniger Zeit widmen, sie wollen außerdem, und das kann man ihnen nicht verdenken, nicht nur das Gebiet ihrer Arbeitsstudien, sondern auch einen Ueberblick über die ganze Ausstellung gewinnen, wollen die am meisten interessanten Gegenstände, die Juwelen, die Teppiche von Ph. Haas, die orientalischen Abtheilungen, die Kunst-Ausstellung, die Gläser von Lobmeyer und Salviati stehen, wollen wenigstens einmal durch die Maschinenhalle wandern, wollen die vielen großartigen Bauten im Park, den Palast des Khedive womöglich auch im Innern sehen, die Rotunde besteigen u. s. w. und verbrauchen dazu so viel Zeit, daß sie für das Studium ihres speciellen Faches viel zu wenig Zeit übrig behalten. Ohne Führer, ohne Rathgeber auf sich selbst angewiesen, durch die Masse der Eindrücke übersättigt, völlig ermüdet und gegen Alles gleichgültig geworden, reisen sie dann oft früher von Wien ab, als sie eigentlich vorhatten, und können zu Hause keine Rechenschaft geben von dem Wunder, das sie gesehen, sind um nichts klüger geworden.

Ich selbst — ich spreche von mir, weil ich überzeugt bin, daß es vielen Andern ganz ähnlich ergangen — glaubte, ehe ich die Ausstellung gesehen, mich in einigen Tagen im Allgemeinen orientiren zu können, wollte dann an das vergleichende Studium einzelner Gebiete gehen. Aber die Orientirung wollte mir so schnell nicht gelingen. Ich brauchte lange Zeit, ehe ich lernte, wenn ich die Rotunde betreten, sogleich das Portal der Hinterfront, den Ausgang nach dem deutschen Versammlungshause, oder einen Flügel des Mittelschiffes zu finden. Es ist oft genug geschehen, daß ich im Industrie-Palaste die Richtung völlig verloren und mich verirrt habe. Die Wege auf dem Ausstellungs-Platze sind im Allgemeinen sehr weit. Vom Westportal nach der Kunsthalle gebraucht man eine Viertelstunde und mehr, und dieser Weg ist keineswegs angenehm. Gehen wir im Park, so genirt uns die Sonnenhitze und der grobe Kies des Bodens; gehen wir im Palast selbst, so wird unser Gang so oft unterbrochen durch das Auffinden interessanter Einzelheiten, die wir bisher nicht gesehen, oder durch das Zusammentreffen mit Bekannten, welche uns wohl veranlassen, in ein Querschiff oder in einen Hof einzutreten, und uns von unserem eigentlichen Ziel ablenken. Die beabsichtigte systematisch durchgeführte Besichtigung mußte ich, selbst wenn ich nur der Aufstellung der Gegenstände folgen wollte, sehr bald aufgeben. Die Aussteller, welche Auskunft über ihre Producte, deren Herstellungsart, Preis ꝛc. geben sollten, waren nicht zu jeder Zeit oder überhaupt nicht anwesend. Oft findet sich ein Hinweis auf einen Vertreter des Ausstellers, welcher in irgend einem Bureau der Ausstellung oder in einem Geschäftshause der Stadt Wien zu finden sein sollte. Doch erfordert das Aufsuchen dieser Vertreter unverhältnißmäßig

Digitized by Google

viel Zeit und ist schließlich zuweilen doch ohne wesentlichen Vortheil. Ueber viele Gegenstände kann man überhaupt keine Auskunft erhalten und doch ist es oft ohne nähere Erklärung, ohne daß man sie in die Hand nehmen kann, nicht möglich, sich ein Urtheil über dieselben zu bilden. Ich habe daher über unendlich viele Gegenstände mich leider nicht in solcher Weise instruiren können, als ich es wohl gewünscht, mußte mich auf das Studium jener Gegenstände beschränken, für welche ich die nöthigen Vorkenntnisse mitbrachte, oder über welche ich mich mit den Fabrikanten oder deren Vertretern unterhalten konnte. Mich interessirt vor Allem die Kunst und die Kunst-Industrie und Alles, was damit im Zusammenhange steht. Da ich nicht für alle Einzelnheiten die nöthigen Vorkenntnisse besitze, konnte ich nur einen kleinen Theil des einschlägigen Gebietes würdigen. Die genauere Kenntniß vieler Rohprodukte und die in unsern Tagen so hoch entwickelte Technik, deren Kenntniß zur richtigen Beurtheilung vieler Industrie-Produkte unumgänglich nothwendig ist, wären mir sehr wichtig gewesen. Aber mir fehlt für das Studium derselben die nothwendige Anleitung. Die Maschinenhalle enthält ohne Zweifel sehr viel Vortreffliches, doch habe ich nur einen verschwindend kleinen Theil der Maschinen wirklich gesehen, da ich keinen Interpretor hatte, welcher mir den Zweck und die Construction derselben erklärte. Außerdem enthält die Ausstellung unendlich viel von historischem und allgemein menschlichem Interesse, eine Ausstellung von alten Clavieren und Hüten, eine Geschichte der Schwarzwälder Uhren-Industrie, eine Sammlung verschiedenartiger Pflüge, die Ausstellung des Fürsten Schwarzenberg ꝛc. ꝛc. Ueberall fehlte mir ein kundiger Führer, welcher auf die Bedeutung der Gegenstände, das Wesentliche und Charakteristische derselben mich hätte aufmerksam machen sollen. Deshalb werden auch meine Berichte keineswegs so ausfallen, als ich es ursprünglich beabsichtigt. Ich kann keine Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der Kunst und Kunst-Industrie in den verschiedenen Ländern geben, sondern kann nur über einzelne besonders hervorragende Sonder-Ausstellungen und einzelne Gegenstände berichten, über welche ich mich eingehender instruiren konnte.

Da es ohne Zweifel sehr Vielen ganz ähnlich ergangen ist, wie mir, erklärt es sich, daß unter den unzählig vielen Berichten in den verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften bis jetzt so sehr wenig wirklich gute sich befinden. Ich hoffe sie werden noch kommen. Belehrende Uebersichten über das Ganze fehlen meines Wissens noch gänzlich. Die gewissenhaften Berichterstatter bearbeiten eben nur einzelne Gegenstände und lassen alles Andere bei Seite liegen. Selbst die Ausstellungs-Zeitung der Neuen freien Presse, auf welche ich große Hoffnungen gesetzt, aus welcher ich mich über Vieles hoffte belehren zu können, entspricht keineswegs meinen Erwartungen, behandelt vorzugsweise Einzel-

Digitized by Google

heiten. Wie es scheint haben die meisten wissenschaftlichen Berichterstatter — sie hatte viele Autoritäten ersten Ranges engagirt — wegen der Schwierigkeit der Vorarbeiten sie im Stiche gelassen. Die besten allgemeinen für ein größeres Publikum geschriebenen Berichte, welche ich bis jetzt gefunden habe, enthält die „Danziger Zeitung". Sachgemäße Berichte über die Kunst-Industrie aller Länder von Jacob Falke, wohl dem berufensten Berichterstatter auf diesem Gebiete, bringt die „Wiener Abendpost" (Nr. 107 ff.). Vortreffliche allgemeine Uebersichten über einige Zweige der Kunstindustrie giebt in der neuesten Zeit Julius Lessing in der Nationalzeitung (Nr. 337, 349, 351 ff.). Daselbst (Nr. 363) hat A. Weltmann soeben auch sein Referat über die Kunstausstellung begonnen. In den letzten Tagen ist auch Pecht's schon lange angekündigtes Buch „Die Kunst und Kunst-Industrie auf der Wiener Weltausstellung" erschienen. Dasselbe ist jedoch, besonders in seinem zweiten Theile, wie das bei der kurzen Zeit seiner Herstellung in der That auch nicht anders möglich ist, wenig vollständig und sehr flüchtig gearbeitet.*)

Im Großen und Ganzen hat die Ausstellung auf mich immer den Eindruck einer im großartigsten Styl angelegten und mit den reichsten Mitteln durchgeführten Welt-Messe gemacht. Der Industrie-Palast erscheint als eine gewaltige in imitirt monumentaler Weise behandelte Meßbude, in welcher die Erzeugnisse der ganzen Welt zur Schau gestellt und zum Verkauf ausgeboten werden. Man findet in ihm die verschiedenartigsten Dinge, in scheinbar ganz zufälliger Nebeneinanderstellung Gutes neben Schlechtem, Werke ersten Ranges neben dem gewöhnlichsten Zeug. Die solideste Arbeit, welche mit Aufbietung aller geistigen und körperlichen Kräfte hergestellt ist, neben hohlem Schwindel und den kindlich naiven Versuchen unwissender Leute, welche hinter ihrer Zeit weit zurück geblieben sind. Die Reclame macht sich in allen Firmen breit genug. Wer von den Ausstellern auf irgend einer früheren Ausstellung und sei es auch nur in Wittenberg oder Stettin eine Medaille oder einen Orden erhalten, hat nicht versäumt, diese Auszeichnungen, zur Empfehlung seiner Waaren mit auszustellen. Die Fabrikanten von Flügeln und Pianinos haben Concertmeister engagirt, welche zu gewissen, in den Zeitungen bekannt gemachten Tagesstunden auf ihren Instrumenten spielen müssen. Es versammelt sich um sie dann meist ein sehr großes andächtiges Publikum, obgleich diese Musik trotz der oft vorzüglichen Instrumente in den weiten Hallen keineswegs gut klingt. Ein Wiener Händler, dessen Namen ich hier absichtlich nicht nenne, hat eine Anzahl besonders auffallender Gegenstände verschiedener Art angekauft und sofort durch große

*) Neuestens hat E. A. Seemann in Leipzig ein vortrefflich illustrirtes Lieferungswerk über Kunst und Kunstindustrie auf der Wiener Weltausstellung, herausgegeben von Carl von Lützow, begonnen, auf das wir zurückkommen. d. Red.

Digitized by Google

zuweilen den ganzen Gegenstand verdeckende Zettel, welche seinen Namen, seine Adresse, und die Art seines Geschäfts allen Besuchern der Ausstellung bekannt macht, bemerklich gemacht. Ein gewisser Ph. Hickmann aus Kaaden in Böhmen hat ein großes Modell des Salomonischen Tempels ausgestellt, das mit vielem Fleiß gearbeitet, aber absolut werthlos ist. Er will es um 2000 Gulden verkaufen. Ein Schirm-Fabrikant verkauft Sonnenschirme mit dem Bilde des Weltausstellungs-Palastes und dem Portrait des Kaisers, des Baron Schwarz ꝛc. Auch „Alterthümer" aller Art werden uns geboten, griechische Vasen aus Athen, ein alter Nürnberger Schrank, eine alte Wandvertäfelung u. A. Viele Aussteller haben einen vollständigen Laden etablirt, aus welchem sie alle gewünschten Gegenstände sofort fortgeben und viele derselben, vor Allem die beiden Damen aus Rio de Janeiro, welche die allerdings überaus werthvollen Brasilianischen Federblumen verkaufen, machen glänzende Geschäfte.

Im Park, welcher den Industrie-Palast umgiebt, findet sich eine reiche Sammlung von Annexen und Pavillons verschiedenster Art und verschiedensten Zweckes, Ausstellungs-Räume, Luxusbauten wie der Kaiser-Pavillon, der Palast des Khedive, das Persische Haus ꝛc. Leuchtthurm, von welchem Abends elektrisches Licht gezeigt wird, Grab-Denkmäler, eine Wasseruhr, Gartenmöbel, eine Buchhandlung, Buden in welchen Pariser Waffeln gebacken, Bouillon aus Wildpret aus dem nördlichen Rußland verschenkt, Billets für alle Vergnügungsorte Wiens verkauft werden und vor Allem Restaurationen und Cafes aller Art mit und ohne Musik. Ein Cafehaus hat zur Bedienung Mädchen in Schweizer-Costüm, ein anderes solche in (ganz unechtem) Italienischem Costüm. Die Kellnerinnen in einem Wiener Cafehaus sind als „Türkinnen" verkleidet, bei welchen aber nichts echt ist, als die Unsauberkeit dieser Mädchen. An anderen Orten wird Chokolade und Eis fabricirt und sogleich verkauft, an einem dritten Taschentücher mit bildlichen Darstellungen bedruckt. Auch die „Neue Freie Presse" kann man hier in einem besondern eleganten Pavillon entstehen sehen. Und das bunte, schaulustige Publikum trägt wesentlich mit dazu bei, das interessante Bild dieser großen Weltmesse zu vervollständigen.

B—au.

Briefe eines Luxemburgers an einen Landsmann.

Erster Brief.

Ich bin gerne bereit, die Frage: — „Deutschland oder Frankreich" — mit dir zu erörtern, und dir die Gründe für meine Ansichten anzugeben. Ich wünsche, daß diese unsere Erörterung mit aller Gelassenheit,

Digitized by Google

ohne alle Leidenschaftlichkeit geschehe. Ferner wünsche ich, daß du die Sache nicht allein von deinem, sondern auch von meinem Standpunkte aus betrachten möchtest. Du stellst dich auf den rein particularistischen, den spezifisch Luxemburgischen Standpunkt. Das vermag ich nicht. Ich muß die Sache aus einem höheren, allgemeineren Standpunkte ansehen. Ein jedes Ding hat seine zwei Seiten, auch die Frage, die uns hier beschäftigt. Wir wollen uns die beiden Seiten dieser Frage klar zu machen suchen. Dann erst können wir füglich das Für und das Wider erörtern. Du sagst, kein vernünftiger Mensch handele ohne Ursache und Ueberlegung, und scheinst dabei einen Zweifel an meiner Vernünftigkeit ausdrücken zu wollen. — Du nennst meine Parteinahme für Deutschland gegen Frankreich eine Marotte, sagst: Niemand im ganzen Lande theile meine Ueberzeugungen in dieser Hinsicht. — Bist du dessen wirklich so ganz sicher? Ich, mein Freund, habe neben meinen andern Ueberzeugungen auch die, daß alle unparteiischen und unvoreingenommenen gebildeteren Luxemburger, wenigstens in der Hauptsache, meine Ueberzeugungen in Betreff Deutschlands und Frankreichs theilen. Ich gebe gerne zu, daß diese Leute in der Minorität bei uns sind. Doch das beweist für mich gar nichts. Ich glaube fest, daß die Minorität in Fragen wie diese weit öfter im Rechte ist, als die Majorität. Das Dictum „Vox populi vox Dei" hat für mich keinen großen Werth. Auf die Popularität, die du so hoch zu stellen scheinst, gebe ich gar nichts. Der große Haufe preist den, der ihm hofirt, seinen Leidenschaften schmeichelt. Wer ihm dagegen aufrichtig die Wahrheit sagt, den haßt und verhöhnt er. Der Janhagel kann eben die Wahrheit nicht vertragen. Und glaube ja nicht, daß ich blos den gemeinen, ungebildeten Mann zum Janhagel zähle. Was also deine gepriesene Popularität betrifft, so wollen wir darüber kein weiteres Wort verlieren. Was hingegen die Achtung meiner Mitbürger betrifft, so halte ich darauf so sehr als irgend einer. Doch ist meine Ueberzeugung, daß diese Achtung erzwungen, nicht erschmeichelt werden muß. Wir achten nicht, wen wir wollen, sondern wen wir achten müssen. Mit dem Haß ist das was anders. Wir können sogar denjenigen hassen, den wir hochachten müssen. Ich kann den Haß ertragen, den ich nicht verdiene. Für die Achtung meiner bessern und vernünftigeren Mitbürger will, und kann ich allein Sorge tragen. —

Du fragst, was ich Großes und Löbliches an Preußen finde, und willst dir den Anschein geben, als haltest du Deutschland für weiter nichts, als für ein vergrößertes Preußen. Ich will dir sagen, was ich an diesem Preußen groß und rühmlich finde: es hat den Dualismus und den Jesuitismus aus Deutschland ausgewiesen, und so die Größe, den Ruhm und die Macht, und, was die Hauptsache ist, die Einigkeit Deutschlands möglich ge-

Digitized by Google

macht und bewirkt. — Du sagst, Preußen beherrsche Deutschland mit eiserner Ruthe. Wenn das wirklich der Fall wäre, so würde Deutschland in der That die Ruthe verdienen. Aber ich weiß, was du meinst: du willst sagen, Preußen verbreite sein strammes Regiment auch in den übrigen Staaten des deutschen Reiches, vorzüglich willst du auf das preußische Heerwesen und den strammen Dienst bei demselben anspielen. Aber, lieber Freund, wem verdankt denn Preußen seine Größe und seine hervorragende Stellung in Deutschland, wenn nicht seinem strammen Regiment? und wem verdankt Deutschland seine Siege und seinen Ruhm während des letzten Krieges, wenn nicht dem preußischen Heerwesen, und der Führung Preußens? — Und dann erlaubst du mir auch wohl noch diese Frage: Was wollte heute Europa thun, ohne die regierungstreuen Heere Deutschlands, der schwarzen und der rothen „Internationale" gegenüber, die mit vereinten Kräften überall auf den Umsturz und das Chaos losarbeiten, wo man sie nicht gewähren, nicht unumschränkt herrschen läßt? — Ohne das stramme deutsche Heerwesen, die regierungstreuen deutschen Heere, bliebe Europa keine andere Wahl, als sich, an Hand und Fuß gebunden, dem Ultramontanismus, in dessen Bund die rothe Internationale steht, zu unterwerfen. —

Du fragst ferner, was denn unser Land Deutschland verdanke, und meinst dabei, unsere Aufnahme in den deutschen Zollverband sei nicht unsertwegen, sondern zum Vortheile Deutschlands, geschehen, indem du jedoch eingestehst, daß auch wir dadurch gewonnen haben. Ei! Freund! was willst du denn mehr? Der deutsche Zollverein hat unsere Großindustrie ins Leben gerufen, und der Nationalreichthum hat sich bei uns dadurch verhundertfacht — wir verdanken überdieß Deutschland unsere bessere Schuleinrichtung, unser freisinnigeres Schulgesetz, mithin den Aufschwung unseres Volksunterrichtes und unserer Volksbildung. — Nun, Freund, was sage ich denn weiter? Und ist dir das nicht genug? Wenn Deutschland unserer Schätze, unseres Erzreichthums bedurfte für seine Hüttenwerke an der Saar und am Rhein, wie du sagst, so verlangte es diese Schätze doch wohl nicht umsonst. Es bezahlte uns unsere Erze und unser Roheisen gerne und gut. Wäre sonst unser Erzland so schnell und so hoch gestiegen? Hätte sich unsere Eisenindustrie sonst zu dieser hohen Blüthe aufgeschwungen, unser Nationalreichthum sich in wenigen Jahren verhundertfacht? — Wenn ich mich daher bitter beklage, wie du sagst, über die ungerechten Schmähungen unseres Janhagels gegen Deutschland, so thue ich nur, wozu meine Wahrheitsliebe und meine Unparteilichkeit mich zwingt. Dann sagst du, wir kennen ja von Deutschland weiter nichts, als die stolzen und aufgeblasenen Junker und die rohe Soldateska unserer langjährigen preußischen Besatzung, sowie die tyrannische, rücksichtslose

Digitized by Google

Behandlung der Rekruten seitens der Unteroffiziere und Seconde-Lieutenants, und die Excesse der gemeinen Soldaten unserer Bürgerschaft gegenüber.

Schlimm genug für uns, Freund! wenn wir weiter nichts kennen von einem Volke, dessen Wille heute in der europäischen Politik maßgebend ist, und das so groß dasteht an Kraft, an Kenntnissen, an Wissenschaft, an Glauben und an Hoffnung — kurz, an Allem, was dem Bessern werth und heilig ist! Du hättest doch lieber sagen sollen, wir wollen von Deutschland nichts wissen, oder wollen uns den Anschein geben, als wollen wir von ihm nichts wissen. Das aber ist einfach albern, mein Freund. Ein Volk, wie das Deutsche, das bei Sedan die Heere Frankreichs gefangen genommen, und in wenigen Monaten die „große Nation", die alle Welt für unüberwindlich hielt, sie selbst in erster Reihe, so gründlich darniedergeschlagen und besiegt hat, ignorirt man nicht. Und wenn wir wirklich Deutschland, seine Größe und seine Macht bis vor Kurzem ignorirt haben, dann, glaube mir, mein Freund, ists hohe Zeit, daß wir uns über dasselbe eines Besseren belehren. Es dürfte uns sonst herzlich reuen, wenn's zu spät ist. — Auch wir sind ein deutscher Volksstamm. Noch mehr, wir sind mit unserer ganzen Zukunft von der Gewalt der Dinge auf Deutschland angewiesen, und wider die Gewalt der Dinge ist nicht aufzukommen. Und wir wollen thun, als ob wir Deutschland ignorirten, uns gar nicht um seine Angelegenheiten kümmerten! Offen herausgesagt, mein Freund, das ist kindisch und lächerlich. — Wo ist der Mann, der Anspruch auf gesunden Menschenverstand macht, und der ein ganzes großes Volk nach einer verschwindend kleinen Anzahl seiner Soldaten beurtheilen will? Das mag der urtheils- und unterscheidungslose gemeine Haufen thun. Du jedoch und deine vielen Freunde, die es mit Frankreich halten, Ihr wollt doch nicht zum gemeinen Haufen zählen? Rohheiten und Ausschweifungen kommen auch bei der Soldateska Frankreichs vor. Der letzte Krieg hat dafür sattsame Beweise geliefert. — Auch für den Stolz und den Dünkel seiner Junker ist das deutsche Volk nicht verantwortlich. Uebrigens ist in den letzten Zeiten dieser Stolz und dieser Dünkel auf ein weit bescheideneres Maaß herabgeschraubt worden. — Fürst Bismarck selbst hat in dieser Hinsicht seiner eigenen Partei gründlich heimgeleuchtet. — Was uns betrifft, so haben wir zwar nicht so viele Junker, als Preußen; aber was die Arroganz betrifft, so geben wir darin Niemandem viel nach. Unser Toupi ist ganz so groß, als das der preußischen Junker.

Dann kommst du auf die vielen und großen Verdienste, die sich das liberale Frankreich von 1795 um unser Land erworben haben soll. Was Frankreich wirklich für uns gethan hat, erkenne ich froh und willig an. Doch es handelt sich hier gar nicht darum, was Frankreich im Jahre 1795 für uns gethan hat, sondern darum, was es heute für uns thun kann und thun

Digitized by Google

will. Ich gebe zu, daß wir dem Frankreich von 1795 unsere politische, ja, auch unsere bürgerliche, unsere materielle Freiheit verdanken. Doch soll ich darum dulden, daß uns das heutige Frankreich mit sich zurückzwinge in die Finsterniß, woraus es uns, wie du sagst, früher erlöst hat? Nein, Freund, so weit geht meine Dankbarkeit nicht. Oder soll ich deßhalb Deutschland noch immer verachten, weil es früher in der Knechtschaft gelebt, sich von seinen Despoten und Despötlein Vieles hat gefallen lassen? Das fällt mir gar nicht ein. Deutschland hat den verzopften und verknöcherten deutschen Bund mit seinem reactionären Regiment heim gewiesen. Heute ist der deutsche Reichstag neben der deutschen Reichsgewalt die gesetzgebende und regierende Macht, und daß dieser Reichstag gründlich mit dem reactionären Zopf früherer Zeiten aufzuräumen gesinnt ist, und ihm dabei die Reichsgewalt treu zur Seite steht, weiß nur Der nicht, der das deutsche Volk noch immer nach der frühern preußischen Besatzung der Festung Luxemburg beurtheilt.

Wenn du gar am Ende sagst, wir verdanken unsere ganze geistige Bildung Frankreich, so will das wir doch wohl weiter nichts sagen, als unsere Fransquillons (verzeihe mir den Ausdruck, ich habe ihn nicht erfunden!) haben sich nach französischem Muster gebildet. Wieviel oder wie wenig wirklich geistige Bildung für sie dabei herausgekommen ist, darüber laß uns nicht rechten. Was ich dabei denke ist dieses: Es ist nicht alles Gold, was glänzt. — Es ist wahr, wir verdanken Frankreich und unsern Franzosenfreunden unsere Eisenbahnen. Doch glaubst du denn wirklich, daß Frankreich uns diese Eisenbahnen simplement pour nos beaux yeux, und ohne alle Nebenabsichten gebaut habe oder mit seinem Gelde habe bauen lassen? Nein, Freund; für so naiv halte ich dich denn doch nicht. Was Frankreich dabei wollte, war, seinen Einfluß in unserm Lande, Deutschland gegenüber, in einem Grade zu erhöhen, der es ihm ermöglichen sollte, uns früher oder später zu annektiren, und zwar auf Grund einer allgemeinen Volksabstimmung hin. Wer erinnert sich nicht an 67? Wir waren bereits an Frankreich verkauft. Unsere Franzosenfreunde jubelten. Wo blieb da ihr gepriesener Unabhängigkeitssinn? Waren sie auch damals so stramm neutral, wie sie's heute sein wollen, und — gar nicht sind. — Höre, lieber Freund, das war die Uneigennützigkeit Frankreichs! Sie kennt doch wohl Jeder zur Genüge, um sich nicht daran weiter zu stoßen. — Oder trägst du wirklich die Ueberzeugung in dir, daß wir bei einer Annexion unseres Landes an Frankreich gewonnen haben würden? Bewiesen dann! Heute wären wir, wie Elsaß-Lothringen „erobertes" Land und deutsches Reichsland, und unsere vielgepriesene Selbständigkeit wäre wo der Pfeffer wächst. Deutschland allein verdanken wir es, wenn wir heute noch ein selbständiges Volk sind. Schon 1867 ist das deutsche Volk aufgestanden und hat gegen unsere Einver-

Digitized by Google

Aus gar vielerlei Gründen ist Weimar nicht der rechte Ort für mich, am wenigsten im Sommer. Zwar hätte ich diesen Winter nirgends in der Welt lieber seyn mögen als hier, da der große Göthe mich seines nähern, mir unendlich lehrreichen Umgangs würdigte: aber theils bereist er im Sommer die Bäder, theils steht schon der große Abstand des Alters mir zu einer dauernden Verbindung mit ihm entgegen, theils endlich darf man wegen des Unbestandes mit welchem er bald diesen bald jenen auf eine Weile zu sich hinaufzieht, nicht auf ihn in seinen Plänen Rechnung machen. Mein beßres und eigentliches Leben ist mein philosophisches Studium, dem ist alles übrige tief untergeordnet, ja es ist nur eine leichte Zugabe dazu. Da ich aber wählen kann, wünsche ich mir einen Aufenthalt der mir schöne Natur, Gegenstände der Kunst und wissenschaftliche Hülfsquellen darbietet und mich auch die nöthige Ruhe finden läßt. Dies alles habe ich, so weit ich auch gereist bin, nirgends so schön vereinigt gesehen als in Dresden, und schon längst war es daher mein Wunsch dort ein Mal einen dauernden Aufenthalt nehmen zu können. Ich habe daher große Lust jetzt nach Dresden zu gehn.

Meine nicht ganz kleine Büchersammlung, die größtentheils noch in Berlin liegt, könnte ich mit mäßigen Kosten dahin kommen lassen. Ein junger Freund, den ich außerordenlich liebe, und der mir aus Berlin hierhergefolgt und den Winter bei mir geblieben ist, ist bereit mir dahin, oder wohin ich sonst gehe, zu folgen, wenn gewisse Umstände deren Entscheidung wir in diesen Tagen gespannt entgegensehn es ihm möglich machen. Mein Entschluß nach Dresden zu gehen ist demnach gefaßt, wenn nicht erst einige Bedenklichkeiten zu heben wären, über welche mir Aufschluß zu geben eben die Bitte ist, die ich an Ew. Wohlgebl. wage. Ich vernehme hier nämlich über Dresden zwei ganz verschiedene Stimmen. Die eine sagt: die Gegend um Dresden hätte durch die Verwüstungen des Kriegs den größten Theil ihrer Schönheit eingebüßt, in der Stadt selbst wäre alles niedergeschlagen und beängstigt, dabei auch große Theuerung. Die andre sagt: das Alles sey so schlimm nicht, es wäre wohl so gewesen, aber meistens schon vorüber, zwar hätte durch die Abwesenheit des Hofes der Luxus etwas abgenommen, doch sei übrigens alles im Gang geblieben, die Gegend wäre auch noch an Ort und Stelle, und die Theuerung hätte sich auch fast ganz wieder verloren. Auch ist man im Ganzen der Meinung daß der König wieder nach Dresden kommt, in jedem Fall aber wird Dresden die Residenz eines Königs bleiben. Ewr. Wohlgeb. werden mich außerordentlich verbinden, wenn Sie mir, wenn auch nur in wenigen Worten, einige Auskunft über den gegenwärtigen und den zu erwartenden Zustand von Dresden, mit Rücksicht auf das, was ich, nach meiner Ihnen geschilderten Gesinnung und Absicht, daselbst suchen kann, zu geben die Güte haben wollen.

Digitized by Google

Ueber die Freiheit welche ich mir nehme Ihnen mit solcher Zumuthung und einem so langen Brief über meine eigenen Angelegenheiten beschwerlich zu fallen, bitte ich aufrichtig um Verzeihung. Nur im Vertrauen auf ihre bekannte Humanität und Ihre mir besonders geäußerte günstige Gesinnung konnte ich es wagen. Da ich meinen Entschluß bald zu fassen und auszuführen wünsche, werden Sie durch eine recht baldige Antwort zum größten Dank verpflichten.

Ewr. Wohlgeborn

ergebensten Diener

Arthur Schopenhauer Dr.

P. S. Meine Mutter empfiehlt sich Ihnen ergebenst.

Kleine Besprechungen.

Der nationale schwäbische Historiker Wilhelm Müller, Professor in Tübingen, hat uns auch dieses Jahr mit dem Bande beschenkt, den er alljährlich über die weltgeschichtlichen Ereignisse des Vorjahrs herausgibt. In dem Verlage von Julius Springer in Berlin ist der sechste Band seines Gesammtwerkes über die „Politische Geschichte der Gegenwart" erschienen, der das Jahr 1872 zum Gegenstande hat. Für Historiker vom Fach ist allerdings das Buch nicht geschrieben. Wer unter ihnen möchte sich getrauen, über das vergangene Jahr schon ein abschließendes Urtheil zu fällen, da doch oft viel später die volle Quellenkunde erschlossen zu werden pflegt. Der Verfasser selbst ist gezwungen, die Eile seiner Arbeit anzudeuten, indem er eine der wichtigsten Enthüllungen des verflossenen Jahres, die Schrift des Prof. Friedberg in Leipzig über den Balzer'schen Fall nur noch in seiner Vorrede nach den wesentlichen Ergebnissen benützen kann. In einem Bande, der hauptsächlich der Schilderung des Kampfes gewidmet ist, welchen der moderne Staat und die moderne Bildung gegen die Anmaßungen der Hierarchie führt, war natürlich jeder derartige Nachweis von größter Wichtigkeit, und der Verfasser wird der letzte sein, der leugnen wollte, daß uns bisher alle Documente und Urtheilsunterlagen über den Kampf unsres Staates mit der Kirche mit nichten schon vorliegen. Aber jeder Tag fast verbessert diese Lücken unsrer Erkenntniß. Wie die „angegriffene" Kirche ein Interesse daran hat, den Staat als Friedensstörer zu bezeichnen auf Grund von staatlichen Erlassen, die

Digitized by Google

einer völlig verschiedenen Anschauung in den maßgebenden Kreisen entsprungen sind, so ist andrerseits der Staat bestrebt, an zahlreichen Actenbelegen zu erweisen, daß er nur gezwungen, nur in Folge der von der Kirche verschuldeten Eingriffe in die unveräußerlichen staatlichen Hoheitsrechte, einen Kriegszustand mit der Kirche etablirt habe. Das schwerste Geschütz auf beiden Seiten wird noch lange das Aktenmaterial früherer Jahrzehnte bilden, und nur allmählig wird es aus der Rüstkammer hervorgezogen, denn nur der schlechte Stratege verbraucht seine Reserven ohne Noth. Viel wird immerhin noch dem künftigen Geschichtsschreiber unsrer Tage an Schätzen zu heben übrig bleiben. Aber der Schriftsteller, der für die Mitlebenden, für Laien, für Journalisten, für Politiker und parlamentarische Männer u. s. w. die Geschichte seiner Zeit frisch und unmittelbar darstellen will, hat vollkommen recht, wenn er sein Material mit einem bestimmten Zeitpunkt abschließt, und die Ausbeute späterer Quellen auf spätere Zeiten vertagt.

Wir sind Wilhelm Müller für seine Arbeiten immer sehr dankbar gewesen, so auch für diejenige über das Jahr 1872. Er ist ein sorgfältiger Sammler alles vorhandenen Stoffes, er stellt die leitenden Farben in jedem einzelnen Gemälde, das er vorführt, geschickt und gefällig vor die Augen, er erzählt fesselnd und mit innerer Wärme und mit soviel historischer Gerechtigkeit und Objectivität, als von dem streitbaren nationalen Kämpen, der sein liebes Vaterland von Feinden ringsum umstellt sieht, billig zu verlangen ist. Die Stoffanordnung in den Müller'schen Geschichtsbüchern darf im Uebrigen als bekannt vorausgesetzt werden. Für Jeden, der aus Interesse für seinen Staat oder Berufsrichtung sich in dem politischen Leben der Gegenwart rasch zu orientiren hat, sind die Jahrbücher von Wilhelm Müller schon lange als das bequemste und zuverlässigste Nachschlagewerk anerkannt. Die Brauchbarkeit derselben wird fortan in dieser Hinsicht erhöht durch die Einfügung eines alphabetischen Personenregisters, welches den früheren Bänden fehlte, und die Auffindung der persönlichen Nachweise, die in dem Bande gesucht werden, sehr erleichtert. Möge denn auch der Jahrgang 1872 recht viele Freunde finden. B.

Mit **Nr. 40** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Privatpersonen, gesellige Vereine, Lesegesellschaften, Kaffeehäuser und **Conditoreien** werden um gefällige Berücksichtigung derselben freundlichst gebeten.

Leipzig, September 1873. **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXXII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 41.

Ausgegeben am 10. October 1873.

Inhalt:

	Seite
Julian Schmidt's Bilder aus dem geistigen Leben unsrer Zeit. Hans Blum	41
Richard Wagner's „Ring des Nibelungen." 5. Die Möglichkeit der musikalischen Gestaltung. Felix Calm	51
Briefe eines Luxemburgers an einen Landsmann. Zweiter Brief. A. Steffen	60
Weltausstellungsbericht. 3. Die Architektur. B—au.	66
Spanien. Eine Zuschrift an die Redaktion	71
Unter den französischen Kriegsgefangenen bei Köln. Jos. Kamp.	74
Klassische Findlinge. C. A. H. Burkhardt	78

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von L. Heimann in Berlin.

Leipzig, 1873.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Julian Schmidt's Bilder aus dem geistigen Leben unsrer Zeit.

Seitdem die Feuilletons unsrer großen Zeitungen zum Arbeitsfeld für die hervorragendsten Schriftsteller unsrer Nation geworden sind, ist der Wunsch immer allgemeiner geworden, daß die besten dieser Publicationen „unterm Strich" durch Sonderabdruck ausgenommen werden möchten von dem unerbittlichen Schicksal schneller Vergessenheit, das allem Inhalt der Tageszeitungen beschieden ist. Diesem Wunsche wird je länger je mehr Rechnung getragen. Romane und Novellen, Kritiken und Essays, wirthschaftliche, literarische und kulturpolitische Arbeiten, welche die Feuilletons unsrer Zeitungen zierten, grüßen uns häufig einige Zeit später in Buchform als alte liebe Bekannte. Nicht selten gibt der bis dahin unbekannte Vater erst dann dem Kinde seinen legitimen Namen, wenn es im losen Gewande des Journals soviel Glück gemacht hat, daß es nun als stattlicher Band auf dem Markte des deutschen Buchhandels wettwerbend auftreten kann. Wenn man die Novitäten des Meßkatalogs darauf hin prüfen wollte, wie viel von dieser geistigen Arbeit bereits einmal in Zeitungen sein Publikum gefunden hatte, nicht der kleinste und unbedeutenste Theil unserer jährlichen schriftstellerischen Production würde in diese Kategorie einzureihen sein.

Im Grunde vollzieht sich auf diese Weise eine Correctur zahlreicher Mißstände, an denen der deutsche Buchhandel mit vollem Bewußtsein krankt, ohne in sich selbst die Mittel und Kraft zur Heilung zu finden. Vor allem kann das Feuilleton unsrer Zeitungen Interessen gerecht werden, welche der heutige Tag, die heutige Stunde in den Vordergrund drängt, und die dennoch in späteren Zeiten noch ruhigere Aufmerksamkeit finden, weil sie aus dem unendlichen Meere der gemeinsamen Kultur und der Geschichtserfahrung der Menschheit geschöpft wurden. Tag und Stunde hat sie an die glänzend bewegte Oberfläche dieser Fluth getragen. Sie würden für immer verrauschen in der drängenden Fluth des Tages, wenn uns der Kenner nicht zur Stunde sagte, was sie bedeuten, von wannen sie kommen, wohin sie gehen. Der deutsche Buchhandel kann mit dieser lebhaften, immer wechselnden Fluth der Tagesinteressen unmöglich Schritt halten. In welcher Form sollte er es

Digitized by Google

thun? Ein berühmter Dichter stirbt, ein junger Schriftsteller schreibt ein epochemachendes Werk, neue Doktrinen der Philosophie, der Volkswirthschaft, der Politik treten in den Vordergrund, gewaltige Erschütterungen bewegen benachbarte Staaten, ein kühner Schiffskapitän treibt auf eigene Faust große Politik und giebt den Docenten des Völkerrechtes eine Fülle von Ferienaufgaben. Von den Zeitungen erwartet das Publikum sofortige Belehrung und Aufklärung in allen diesen Fällen. Was der Buchhandel etwa Passendes für das Interesse des Momentes auf Lager hat, begegnet dem häufig begründeten Mißtrauen, daß es veraltet sei. Alles übrige zeigt nur encyklopädische grobe Umrisse. Neue Monographien über das brennende Interesse des Tages müssen erst mit deutscher Gründlichkeit geschrieben, verlegt und gedruckt werden, und wenn sie erscheinen — ist das Interesse längst verblaßt. Sind es Broschüren, so ist man aus den größeren Zeitungen meist längst so gut unterrichtet, als es auf diesen wenigen Seiten geschehen kann; und wie wenige Leute in Deutschland besitzen das Zeug, eine packende Broschüre zu schreiben, in der die geistvolle Form uns entschädigen könnte dafür, daß wir inhaltlich wenig Neues finden? Oder soll ein Werk, ein Buch über den todten Dichter, den epochemachenden Schriftsteller, den talentvollen Katheder-socialisten, den kühnen Seefahrer geschrieben werden? Erfahrungsgemäß läßt der deutsche Buchhandel — wenn ihn nicht Strikes zu einem noch langsameren Tempo zwingen — Bücher nur zweimal des Jahres erscheinen, vor Weihnachten und nach Ostern. Sollen wir uns nun unsern Appetit für die Interessen des Tages aufsparen von Ostern bis Weihnachten, um dem unbekannten Verleger einer künftigen Monographie das Geschäft nicht zu verderben? Das kann auch unser Busenfreund nicht verlangen. Wir lesen lieber einstweilen die Feuilletons.

Sodann gehören zum Büchermachen zwei, Schriftsteller und Verleger. Ihr Verhältniß gründet sich, abgesehen von aller gegenseitigen Hochachtung, doch schließlich auf Leistung und Gegenleistung, mit einem Worte auf die leidige Honorarfrage. Und wie viele unserer gefeiertsten Schriftsteller können von demjenigen leben, was ihnen ihre „Werke" einbringen? Wie viele haben ihre Schriftstellerlaufbahn hindurch ihren Unterhalt allein durch ihre Verleger gewonnen, ohne zu Arbeiten für Zeitungen und Zeitschriften oder zu einem anderen Nebenberuf oder Erwerb gezwungen gewesen zu sein? Wir glauben es ist kaum Einer unter Hundert. In dieser Hinsicht vollzieht das Feuilleton eine zweite gründliche Correctur. Arbeiten namhafter Schriftsteller für die Feuilletons großer Zeitungen werden höher bezahlt, als selbst bei irgend einer illustrirten Zeitung. Zudem wird das Autorrecht auf diese Weise am wenigsten festgefahren, der alsbaldige Wiederabdruck der Arbeit in einer Sammlung des Autors, mit völlig freier Wahl des Verlegers, meist bedungen,

Digitized by Google

und, in Anbetracht der raschen Vergänglichkeit alles irdischen Journalinhaltes, unbedenklich gewährt. In Betreff der Buchausgabe seiner gesammelten Feuilletonartikel kann sich dann der Schriftsteller den im deutschen Buchhandel üblichen Honorarsätzen annähern, ohne vor sich selbst und den Seinen als schlechter Wirth zu erscheinen. Das neue Honorar ist ihm zugleich Entgelt für die feilende Durcharbeitung der im Drange und in der Erregung der Stunde geschriebenen Feuilletonartikel. So wird der, wie zugegeben werden mag, nicht geringen Gefahr begegnet, daß die Schnelligkeit der Arbeit und das Bewußtsein, daß für ein ephemeres und urtheilsloseres Publikum geschrieben wird, die Güte der Leistung und die Strenge gegen sich selbst vermindern.

Diese Untersuchung ließe sich noch weit ausdehnen. Nicht am wenigsten danken wir z. B. der Einkehr unsrer besten Schriftsteller beim Feuilleton die frischere, farbigere, leichtere Schreibweise, die auch die gelehrtesten Schriften unsrer Tage vortheilhaft gegen die zünftige Pedanterie früherer Jahrzehnte auszeichnet. Indessen die Bedeutung des Feuilletons für den Werdegang vieler unsrer hervorragendsten literarischen Productionen, für das Schaffen des Schriftstellers, sein Leben und seinen Stil zu schildern, ist nicht der Zweck dieser Zeilen. Diese kurzen Betrachtungen wurden uns nur aufgedrängt durch die Thatsache, daß auch die einzelnen Nummern zu der werthvollen Sammlung „Bilder aus dem geistigen Leben unsrer Zeit," von der Julian Schmidt in diesem Jahre uns schon den dritten Band geschenkt hat,*) zuerst größtentheils in den Zeitungs-Feuilletons veröffentlicht worden sind, ehe sie in Buchform vor uns traten. Manches hat der Verfasser, ehe er sie gesammelt herausgab, verändert, berichtigt, hinzugesetzt oder weggelassen. Manche Abhandlung darf eine durchaus neue genannt werden. Aber die meisten tragen trotzdem im besten Sinne das Gepräge der Stunde; in dem Sinne etwa, wie Goethe seine Dichtungen unbedenklich als Gelegenheitsgedichte bezeichnen durfte. Man fühlt auch nach der sichtenden Arbeit des Verfassers aus jeder dieser Abhandlungen heraus, welche Veranlassung ihm die Feder in die Hand drückte, und die warme Erregung, die ihn erfüllte, als er schrieb, wirkt bis zu diesem Tage. —

Vieles in den drei Bänden der „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit" hat gleichwohl heute in der Hauptsache nur historisches Interesse. Es

*) Die früheren Bände die wie der jetzige sämmtlich bei Duncker u. Humblot in Leipzig erschienen sind, enthielten: der erste (1869) „Die neue Generation. — Der Einfluß des preußischen Staats auf die deutsche Literatur. — Studien über die romantische Schule. — Walter Scott. — Sainte Beuve und die französische Romantik. — Eduard Bulwer. — George Eliot. — Paul Heyse. — Iwan Turgenjew. — Erkmann-Chatrian." Der zweite (1870.): Dickens. — Caballero und Alt-Spanien. — Lamartine. — Pariser moralische Velleitäten. — Heine. — Berliner Plaudereien."

Digitized by Google

führt uns aber immerhin mitten in die Zeit, in der Julian Schmidt schrieb. So reden namentlich seine „Berliner Plaudereien“ und seine Abhandlung über „Pariser moralische Velleitäten“ im zweiten Bande die Sprache jener großen Zeit der deutschen Erhebung, von der wir nie genug und immer neues lesen werden. Die Mehrzahl der Abhandlungen des Verfassers beansprucht jedoch dauernden Werth, und es fällt schwer zu sagen, in welchem der drei Bände hiervon am meisten enthalten ist. Wenn heute an dieser Stelle vorzugsweise von dem neuesten Bande*) die Rede ist, so darf wohl zunächst für diese Beschränkung jenes Wort unsres Kanzlers angerufen werden: daß die jüngste Verfassung und die jüngste Ballschönheit immer am meisten gefallen. Nicht minder die jüngsten Bücher, vorausgesetzt daß sie gelesen werden. Man spricht wenigstens am meisten davon. Und von diesem mit Recht.

In den Schriften Julian Schmidt's wird kaum eine zweite Abhandlung gefunden werden, welche nach jeder Richtung hin vollendeter wäre, als seine „Fragmente über Shakespeare“ in diesem dritten Bande. Auf den gewaltigen Apparat, den der Verfasser zusammenträgt, um uns den Dichter in seiner ganzen Eigenart und Bedeutung erscheinen zu lassen, soll sogleich näher eingegangen werden. Aber auch diejenigen, die eine bestechende Form verlangen, um sich zu einer größeren geistigen Anstrengung zwingen zu lassen, werden hier vollständig ihre Rechnung finden. Man versuche z. B. einmal diese Abhandlung Damen vorzulesen, die meist mehr als Männer auf eine gewisse phonetische Fülle und Resonnanz der Sprache achten, und man wird kaum innehalten dürfen, ehe die fünf Druckbogen zu Ende gelesen sind. Dazu kommt nun allerdings der mächtige Aufbau der ganzen Arbeit, der auch jedem gelehrten Manne hohen Genuß bereiten, und den strengsten Kritiker nicht unbefriedigt entlassen wird.

Julian Schmidt's Essay über Shakespeare — bei dieser Arbeit gerade mag man den theils bescheidenen, theils bequemen Titel „Fragmente“ nicht leicht gelten lassen — beginnt mit einer Antithese. Er stellt das Urtheil von Gervinus, der da meinte, so wie Shakespeare müsse jeder normale Mensch denken und empfinden, dem „dreisten“ Wort Rümelins gegenüber, der Shakespeare die Künstlernatur und vielen seiner Stücke die tiefere Intention bestritt, indem er sie aus Theaterkniffen zusammengesetzt erklärte und unserer Zeit den künstlerisch höheren Standpunkt vindicirte. „Der Streit würde correcter geführt

*) „Neue Bilder aus dem Geistigen Leben unserer Zeit von Julian Schmidt. Der ganzen Folge dritter Band. — Fragmente über Shakespeare. — Willibald Alexis. — Fritz Reuter. — Friedrich Spielhagen. — Herman Grimm. — Georg Gervinus. — Die Ideale. — Die Philosophie und das Katheder. — Leberecht Uhlich. — Jacob Kaufmann.“ Leipzig. Duncker u. Humblot, 1873.

Digitized by Google

werden", meint J. Schmidt, „wenn man immer die beiden Fragen unterschiede, wie weit soll unser modernes Theater Shakespeare nachahmen? und welchen Werth hat er für unsre allgemeine Bildung? — Was die zweite Frage betrifft, so wird sie wohl noch heute überwiegend im Sinne von Gervinus entschieden werden. Es liegt in der Natur der Sache." Aber in dem Leser regt sich billig noch eine dritte Frage, die er, wenn er sich an den Titel des Buches hält, der uns „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit" verspricht, von vornherein der ganzen Abhandlung über Shakespeare entgegenhält. Was hat Shakespeare mit dem geistigen Leben unserer Zeit zu thun? Was berechtigt den Verfasser, Shakespeare unmittelbar neben die modernsten unserer Schriftsteller, neben Spielhagen, Reuter, Alexis u. dgl. zu stellen? Man kann der Frage die Berechtigung gewiß theilweise nicht versagen, am wenigsten in Deutschland, wo wir, bei aller Ehrfurcht vor den Heroen menschlicher Kunst und Wissenschaft aller Zeiten und Nationen, Shakespeare doch nicht gerade vorzugsweise als den Vater und Träger unsres modernen geistigen Lebens anzuerkennen gewohnt sind. Indessen Julian Schmidt hat diesen Einwand nicht bloß *erwartet*; seine ganze Arbeit hat vielmehr den Zweck, zu zeigen, welche Bedeutung Shakespeare in dem geistigen Leben unserer Zeit zukommt, wie nahe er insbesondere der germanischen Welt von heute verwandt ist, welch innige Beziehungen unsre Auffassung vom Staate, unseren deutschen Glauben, unsern Ernst der Gewissensprüfung, mit einem Worte unsre Volksseele an den großen Briten knüpfen. Von dieser Seite ist Julian Schmidt's Arbeit über Shakespeare nicht blos neu und hochverdienstlich für unser Volk, für die Mitlebenden überhaupt, sondern sie gewinnt dem Dichter selbst und seinen Werken eine Bedeutung in der Geschichte der leitenden Ideen der Menschheit, nach der Vergangenheit hinauf und hinab bis auf unsere Tage, wie sie bis dahin so rein und herrlich von keinem Landsmann des Briten und von keinem Fremden gezeichnet worden ist. Julian Schmidt hat sich die Aufgabe gestellt, nachzuweisen, daß Shakespeare dachte und dichtete als der modernste uud zugleich größte Dichter der germanischen Welt, daß er schuf in bewußtem Gegensatze zur Antike sowohl, als zu dem katholischen Romanismus des Mittelalters, und daß in dieser seiner Eigenart die wunderbare Frische und Kraft beruht, mit der seine Dichtungen noch heute die germanische Welt beleben und durchdringen. Dieser Gedanke beherrscht die ganze Arbeit. Die scheinbar entlegensten Stoffe des gesammten menschlichen Kulturlebens vereinigt der Verfasser, um von immer neuen Seiten, mit immer neuen Beweismitteln diesen einen Gedanken zu beleuchten und zu stützen.

„Man rühmt als Grundlage unsrer modernen deutschen Bildung vorzugsweise das Alterthum," sagt Julian Schmidt im Beginne dieser Untersuchung. „Ich glaube aber, daß, wenn man Shakespeare in die eine Wagschale wirft,

Digitized by

und ſämmtliche griechiſche Dichter und Proſaiker in die andere, um abzuwägen, wer ſtärker auf den deutſchen Geiſt eingewirkt, gewaltiger ſeiner ſich bemächtigt hat: ich glaube, daß die erſte Schale ſinkt." Denn ſchon „in der ſchönſten Blüthe unſrer Jugend, in der Periode, wo wir elaſtiſch genug waren, auch das Fremde uns anzueignen, und gläubig genug, über das flüchtige Gefallen hinaus, mit den heiligſten Kräften unſres Gemüths uns dem Schönen und Guten zu verpflichten: in dieſer Periode hat kein anderer Schriftſteller ſo unſer Denken und Empfinden in die Schule genommen als Shakeſpeare." Aber dennoch hat er es zu jener Zeit nicht beherrſcht, wie Julian Schmidt ſehr intereſſant nachweiſt. Leſſing iſt auch in dieſer Hinſicht nur der Verkünder der Wahrheit geweſen, ohne ſie ſelbſt voll zur Geltung zu bringen. Er empfiehlt Shakeſpeare, die Aufführung ſeiner Stücke und ſeine Nachahmung aufs Wärmſte. Aber er ſelbſt vermag ſich Diderot's Vorbild, dem Einfluß der franzöſiſchen „comédie larmoyante" nicht zu entziehen. Unſere beiden Dichterheroen dagegen, ſo viel ſie auch Shakeſpeare zu ihrer höchſten dramatiſchen Vollendung verdanken, nehmen ſich bald die griechiſche Weiſe faſt ausſchließlich zum Vorbild — Schiller freilich mehr in der Theorie; in der Praxis „ſchlug ihn doch oft Shakeſpeare in den Nacken: Wallenſtein und Wilhelm Tell haben trotz alles Idealismus mehr von dem Briten als dem Griechen."

Worin liegt dieſer Gegenſatz? Julian Schmidt führt ihn auf einen dreifachen Grund zurück. Dieſer Gegenſatz iſt zunächſt nicht blos ein zeitlicher, ſondern ein nationaler. Er iſt ſo weit und groß wie der Gegenſatz zwiſchen der Edda und dem Homer; andre Götter und andre Sitten beherrſchen beide, und nicht minder eine durchaus andre Phantaſie, „die Phantaſie und Empfindung des Germanen bewegt ſich in Sprüngen, die des Griechen ſchreitet. Shakeſpeare iſt in der Structur ſeiner Phantaſie ein echter Germane; ruhigen Fluß findet man bei ihm nie, dagegen unausgeſetzte Löwenſprünge, von denen jeder ſein Ziel erreicht." Der zweite Gegenſatz zwiſchen Shakeſpeare und der Antike iſt ein hiſtoriſcher: zwiſchen beiden liegt die tiefe Kluft des Chriſtenthums, die Lehre von der Verderbniß der Welt und der Pflicht der Wiedergeburt. „Sie eröffnet der Phantaſie der nordiſchen Völker einen Blick in den Abgrund der Seele und der Natur, von dem die Alten keine Ahnung hatten. . . Was in den geheimen Tiefen der menſchlichen Seele vorgeht, wiſſen wir ungleich genauer, als die Alten." Der dritte Gegenſatz liegt in der Kunſtform. Das antike Theater war aus dem Chorgeſang zu Ehren des Dionyſos hervorgegangen, der Chor blieb daher im Grunde die Hauptperſon, das Drama duldete zur Zeit ſeiner höchſten Blüthe unter Sophokles nur drei Perſonen außer dem Chor, und dieſer ſollte grundſätzlich die Bühne nicht verlaſſen, ſo daß für Zeit und Raum der Handlung ein ſehr beſchränktes

Digitized by Google

Maß gesteckt war. Das Theater des Mittelalters dagegen hatte als Grundlage der dramatischen Action die Bibel. Die ganze Gemeinde spielte mit; Grund genug, eine unendliche Reihe von Scenen und Personen vorzuführen. Die Kunstform Shakespeare's ist von beiden verschieden. Er gibt nur einzelne Scenen, aber diese ausführlicher und entwickelter als seine Vorgänger, er muthet dem Zuhörer harte Sprünge von einer Situation zur andern zu, aber er weiß auch „in den großen Scenen, der eigentlichen Stütze des ganzen Gebäudes, den Schein des Lebens in einer Weise hervorzurufen, wie kein andrer Dichter. Er zeichnet nicht, wie die Griechen, gleichsam die abstracte Handlung en relief, sondern die ganzen concreten Menschen, wie sie innerhalb dieses Theils der Handlung empfinden, denken, sich bewegen. . . Shakespeare's Theater ist wie das Leben: nicht ein beständiger Fluß, sondern eine Reihe mehr oder minder gewaltsamer Evolutionen."

Diese scharf und gewissermaßen im Grundriß gezeichneten Kontraste zwischen der Muse der Alten, des Mittelalters und derjenigen Shakespeare's geben Julian Schmidt Veranlassung zu den geistreichsten Ausführungen. Die Abschnitte, in denen er nachweist, wie Shakespeare im Gegensatz zu allen Vorgängern das innerste unbegriffenste Seelenleben, den Traum, „die Nirwana" u. s. w. in seinen Dramen zur Geltung gebracht hat, ohne doch je den Helden, der unter diesen dämonisch-menschlichen Eindrücken handelt, der Verantwortlichkeit für sein Thun zu entziehen; dann die Abschnitte, in denen er an den wenigen beglaubigten Zügen aus Shakespeare's Leben und namentlich an seinen Sonetten den Zusammenhang aufzeigt zwischen der Weltanschauung des Dramatikers, Lyrikers und Menschen, das gehört wohl mit zum besten der ganzen Arbeit. Aber daraus lassen sich füglich nicht Auszüge geben, das muß im Ganzen gelesen werden.

Eher ist ein Resumé der historischen Ausführungen Schmidt's möglich, die uns Shakespeare's Eigenthümlichkeit nach der Weltlage und Weltanschauung seiner Tage zeichnet. Seine Welt „ist England im Uebergang vom sechszehnten ins siebenzehnte Jahrhundert, eine Periode der gewaltsamsten Umwälzung, die vielleicht wie keine andere den Fortgang der Cultur in eine bestimmte Bahn gedrängt hat. Als Shakespeare schrieb, lebte die alte Zeit in der Ueberlieferung noch fort; sie war zu Grabe getragen und es war Gras darüber gewachsen, aber mit Schaudern erzählte der Großvater seinem Enkel, was er von seinem Vater über jenes furchtbare Geschlecht gehört. . . Wer über die Greuel stutzt, die im Lear, Hamlet, Richard III. u. s. w. vorkommen, der schlage irgend einen Dramatiker der nämlichen Periode auf, unmittelbar vor und nach Shakespeare und er wird noch ganz andere Dinge zu hören bekommen. Menschen großer Verbrechen und großer Tugenden fähig, sah er in nächster Nähe; gewaltige Leidenschaften und ihre Folgen bis zum Aeußer-

Digitized by

ſten, ſo ging ihm der Sinn für die Geſchichte auf. Nun hatte das Zeitalter auch ſeine Lichtſeite. Trotz jener Verbrechen und Verfolgungen regte ſich im Volk eine ausgelaſſene übermüthige Lebensluſt, es war ein Farbenreichthum, von dem wir in unſern abgeblaßten Sitten keine Vorſtellung mehr haben." Dazu war der Sinn geweckt, alles mit Humor zu empfinden. Und außerdem war das Volk ſich ſeiner aufſteigenden Kraft bewußt. Eliſabeth ſchuf den Nationalſtolz. Sie war zugleich die Gelehrte auf dem Thron, Lord Bacon Shakeſpeare's Zeitgenoß; mit Rieſenſchritten drang der Menſch vorwärts im Studium der Natur, des Menſchen, der Geſchichte, der Erde und der Sterne. „Für Shakeſpeare's welthiſtoriſche Bedeutung aber entſchied, daß er auf proteſtantiſchem Boden ſtand." Damit leitet Schmidt den eigentlichen Kernpunkt ſeiner Abhandlung ein.

Niemand allerdings wird nachweiſen können, daß Shakeſpeare, der Staatsbürger, ſich confeſſionell zu den Katholiken oder Proteſtanten zählte. Heinrich Heine und Reichenſperger dichten ihm beide legitimiſtiſch-katholiſche Gefühle an. „Beide gehn von dem Grundirrthum aus, das geſammte Mittelalter für katholiſch zu halten. Aber das Mittelalter, das Shakeſpeare den Stoff gab, iſt nicht das katholiſche, ſondern das altgermaniſche; ſeine Macbeth, Richard, Kleopatra haben altheidniſches deutſches Blut in ſich, wie Brunhild, Chrimhild und Hagen von Tronegg." Im römiſchen Kaiſerreich zwar hatte ſich das Chriſtenthum bald die Anerkennung als Staatsreligion errungen. Denn die alte Religion beſaß keine Widerſtandskraft, wurde von Niemandem mehr geglaubt. Der tiefe Drang nach Entſühnung und Heiligung, der damals durch die Welt ging, und auch das entnervte Geſchlecht der Römlinge erfaßte, fand nur im Hinweis auf den Erlöſer und das Jenſeits Troſt. Aber anders wurde die Kirche, als ſie den römiſchen Kaiſerſtaat beherrſchte; vollends nach dem Sturz des Kaiſerthums. Sie fühlte ſich als Erbin Roms; die Hauptſtadt und die Sprache der alten Welt blieb ihre Hauptſtadt, ihre Sprache, ſie beanſpruchte die Weltherrſchaft. Ihr ſtreitendes Heer löſte ſich ab von der übrigen menſchlichen Geſellſchaft. Das Mönchsthum und das Cölibat ſchulen den blinden Gehorſam gegen Rom. Das Laienthum überließ man ſeinen unheiligen Sitten. Nur „gute Werke" zum Vortheil der Kirche, und die Ohrenbeichte d. h. die Herrſchaft über die Gewiſſen, forderte man zur Sühne. Die Barmherzigkeit Gottes war in die Hände der Prieſter übergegangen, für Geld und gute Worte zu kaufen. Jede Sündenvergebung hatte ihre Taxe, und es war dafür geſorgt, daß mit Geld auch den abgeſchiedenen Seelen geholfen werden konnte, die bereits im Fegefeuer ſtanden.

Aber das war nur die eine Seite; nur das Leben der einen großen Partei des Mittelalters. Das germaniſche Element bildete den Gegenſatz. Noch

Digitized by Google

lebten die alten Götter unter den Germanen, als dieſe längſt Chriſten geworden waren, in ſagenhaftem Dunkel, heimlich und grauenhaft, doch unvergeſſen. Deutſche Art, Sitte und Recht erhielt ſich gleichfalls. Kräftig bäumte ſich das deutſche Gewiſſen gegen die Frivolität der romaniſchen Sündenvergebung. Vier Jahrhunderte kämpft der deutſche Kaiſer gegen das hierarchiſche Weltreich. Als das Kaiſerthum der Kirche erliegt, iſt die germaniſche Welt doch keineswegs bezwungen. Im Gegentheil, die Kirche ſelbſt hat die Führung der Geiſter verloren. Die größten literariſchen Schöpfungen des Mittelalters, z. B. Dante's göttliche Komödie, ſind mit nichten chriſtlich-katholiſch. Dante iſt ein entſchiedener Gegner des Papſtes. Titurel, Parcival, ſind trotz ihres chriſtlichen Hauches antikatholiſch, denn ſie läugnen die geiſtliche Autorität; die Nibelungen wird niemand für ein chriſtliches Gedicht erklären, und die Troubadours lieben beſtändig, aber beten wenig. Vollends heidniſch wird die romaniſche Welt mit dem Emporkommen der Renaiſſance. Frömmigkeit, Andacht, Gewiſſen werden von Päpſten und Fürſten, Pfaffen und Laien luſtig weggelacht. Da empört ſich die germaniſche Welt gegen die ungeheure Frivolität und Entartung der Kirche und der Wortführer des deutſchen Volksgeiſtes iſt Martin Luther. Luther iſt eine deutſche Natur durch und durch. „Er iſt nur von der einen Ueberzeugung durchdrungen, das Chriſtenthum ſei Wahrheit, und von ſeinem erſten Auftreten an iſt das leitende Motiv ſeines Denkens und Handelns die Gewiſſensfrage: in welcher Form ſoll und kann das Chriſtenthum auf Erden eine Wahrheit werden? Aus dieſer Gewiſſensfrage entſpringen die beiden Hauptſätze ſeiner Lehre: es giebt keinen prinzipiellen Unterſchied zwiſchen Geiſtlichen und Laien, und: nicht die guten Werke machen ſelig, ſondern einzig und allein der Glaube . . . Der Glaube iſt ihm die volle Entfaltung der Individualität zu einem gewaltigen Willensact, deſſen engerer Inhalt das Ergreifen der Erlöſung iſt . . . Luther wollte das Chriſtenthum zur Wahrheit und ſeine Gebote zur Pflicht für alle machen: er konnte deßhalb keine Pflichten anerkennen, die nicht Pflichten für Alle ſind.“ Er hebt daher das Cölibat auf, „er gab dem Volk die Bibel in der Urſprache, das deutſche Kirchenlied an Stelle des Ave Maria, er löſte ſeinem Gefühl die Zunge...: Luther iſt durch und durch deutſch, durch und durch Chriſt; die Art, wie beides ſich in ſeinem Gemüth lebendig durchdrang, iſt es, was ich Proteſtantismus nenne.“

Was hier angeführt wird, iſt nur ein kleiner Theil des bedeutſamen Materials, das Julian Schmidt herbeiträgt, um den proteſtantiſchen Standpunkt und Sinn Shakeſpeare's zu erweiſen. Als wirkungsvolle Gegenſätze dienen ihm die Schriftſteller der romaniſchen Welt, welche aus der Gewiſſenserweckung hervorgehen, die auch in der katholiſchen Welt ſich in Folge der deutſchen Reformation geltend machte. Aber wie wunderlich ſind uns die

Digitized by Google

Heiligen eines Calderon, Murillo, die Fanatiker Loyola, Philipp II., Sixtus V.; ſelbſt die Ideen Taſſo's, Voltaire's, Victor Hugo's entſtammen ſichtbarlich dem romaniſch-katholiſchen Boden, nicht dem proteſtantiſch-germaniſchen. Der prägnanteſte Ausdruck des Letzteren iſt Kant's tief innerlich-myſtiſcher kategoriſcher Imperativ. Und nach alledem heißt es über Shakeſpeare: „Indem er das Leiden des Gewiſſens zum Gegenſtande ſeiner Haupttragödien nahm, wie es vor ihm nie ein Dichter gethan, wurde er in einer ähnlichen Gewalt wie Luther Verkündiger der proteſtantiſchen Weltanſchauung. Shakeſpeare zeigt das Phänomen des Gewiſſens in allen Höhen und Tiefen, er zeigt es in ſeinem Leiden und in ſeiner Größe, er zeigt es als die bleibende Eigenſchaft der menſchlichen Seele, als diejenige, die den Menſchen über das Thier erhebt. — Wie aber das Gewiſſen ſich zur Weltmacht ſtellt, das bleibt ein Geheimniß, wie auch der Gott, den der Proteſtantismus anbetet, unerforſchlich iſt.

Iſt dieſe Auffaſſung Shakeſpeare's aber wirklich die richtige, hat ſie Anſpruch darauf, auch von ſpäteren Generationen anerkannt zu werden? Der letzte Abſchnitt der Abhandlung Schmidt's gibt auf dieſe Frage Antwort. Bereits wir Deutſche des 19. Jahrhunderts empfinden, daß Shakeſpeare keineswegs blos das Zeitalter der Königin Eliſabeth vertritt. Immerhin iſt er ein Engländer, aber das England ſeiner Zeit war der Knotenpunkt, in welchem alle charakteriſtiſchen Eigenſchaften des germaniſchen Geiſtes ſich einander drängten. Und ein ſpätes Geſchlecht, welchem das 13., 16. und 18. Jahrhundert unſrer Zeitrechnung ungefähr ſo nahe rückt, als uns das 2., 5. und 8. Jahrhundert der römiſchen Geſchichte, wird unbedenklich das Nibelungenlied und Shakeſpeare und wohl auch Goethe als Vertreter derſelben Geiſtesrichtung bezeichnen, und ebenſo Holbein und Rubens, Sterne, Goldſmith und Beethoven, und als geiſtesverwandte Antipoden wird er nennen Dante, Calderon, Murillo, Paul Veroneſe, Loyola und ſelbſt Rouſſeau und Voltaire, jeden in ſeiner Art. „Mit einem Wort" — ſchließt Julian Schmidt — „ich halte Shakeſpeare für den Repräſentanten des germaniſch-proteſtantiſchen Geiſtes, wie er ſich von den Nibelungen bis Goethe, von Kaiſer Friedrich II. bis zu Fürſt Bismarck entwickelt hat, im Gegenſatz ſowohl zur Antike, als zu der römiſch-katholiſchen Bildung. . . Ich halte Shakeſpeare für den Vertreter dieſes Geiſtes, und zwar für den größten, weil er der reichſte iſt. Er iſt nicht der Held ſelbſt, aber der Spiegel der Helden; er zeigt ſie uns im Bilde in einer Vielſeitigkeit, Tiefe und Wahrheit, die kein andrer Dichter auch nur annähernd erreicht."

Mit dieſem Bilde aus dem geiſtigen Leben unſerer Zeit ſei dieſer Bericht über das Buch geſchloſſen, um dem Leſer ſelbſt die Nachleſe des anderen Inhalts zu überlaſſen. Er wird ſich dadurch nicht weniger angezogen fühlen, als durch das vorſtehend in ſehr kurzem Auszug Mitgetheilte. Allen, die ſich

Digitized by Google

in der modernen deutschen Literatur, der belletristischen wie in der kulturhistorischen orientiren wollen, ist die Lektüre der Bilder Julian Schmidt's dringend zu empfehlen, gleichviel bevor oder nachdem die Schriften der Verfasser gelesen sind. In beiden Fällen mag man sich das Recht einzelner Meinungsverschiedenheiten mit Julian Schmidt vorbehalten und von diesem Rechte Gebrauch machen. Aber im Ganzen wird man ihm für die treffliche Uebersicht über die verschiedensten Autoren und für seine ausgezeichnete Charakteristik und Kritik ihrer Eigenart und ihrer einzelnen Werke, sowie für die lebendige Anregung, die er bietet, bleibenden Dank schulden.

Hans Blum.

Richard Wagner's „Ring des Nibelungen."

5. Die Möglichkeit der musikalischen Gestaltung.

Die musikalische Aufgabe ins Auge fassend, welche sich der Dichter und Componist mit der Tetralogie „der Ring des Nibelungen" gestellt, betreten wir das eigentlichste Gebiet seiner Kunsttheorien, seiner Theorie des Drama, der Musik und der Verbindung beider. Gleichwohl müssen wir auch hier die Beschränkung bewahren, die wir bei diesen Aufsätzen uns von Anfang auferlegt. Mit Wagner, dem Reformator des Dramas auf dem Boden der Theorie, wollten wir diesmal nicht discutiren. Dazu findet die Gelegenheit sich vielleicht ein ander Mal. Aeußere, aber auch innere Gründe haben uns jetzt zu dieser Beschränkung bewogen. Es kam uns darauf an, die Dichtung vom Ring des Nibelungen als für sich dastehende Schöpfung auf uns wirken zu lassen, und von dieser Wirkung Rechenschaft abzulegen.

Die Dichtung liegt als Ganzes vor, die musikalische Composition noch nicht. Auch ist die Bekanntschaft einer Composition, wie man sie durch das Studium der Partitur oder eines Clavierauszuges ohne den gleichzeitigen Eindruck der Darstellung machen kann, noch ungenügender als das Lesen einer auf Darstellung berechneten Dichtung. Wir besprechen daher den musikalischen Theil der Wagner'schen Nibelungendichtung soweit die Gelegenheit zu seiner Bekanntschaft bis jetzt gegeben wäre, nicht. Wir wollen nur den Versuch machen, das Verhältniß in der Dichtung zur musikalischen Gestaltung zu bezeichnen, wie es uns beim Lesen des Werkes erschienen ist.

Digitized by Google

Ein Drama von Wagner leſend, welches zur muſikaliſchen Aufführung beſtimmt iſt, weiß man vor dem Beginn, daß man nicht blos die Unterlage zu einem Drama finden wird im Sinne der älteren Oper. Soweit kann man den Theoretiker Wagner nicht vergeſſen. Es benöthigt, den Unterſchied deſſen, was Wagner will, von dem Ziel der älteren Oper ſich zurückzurufen. Die ältere Oper, von welcher wir natürlich nur ſolche Beiſpiele vor Augen haben, worin der Typus als wahres Kunſtwerk auftritt, die ältere Oper alſo hielt ſich nur an die lyriſchen und dramatiſchen Höhepunkte der Handlung. Sie feierte die Vorempfindung oder den Nachklang einer bedeutenden Wendung in ihren Arien, Chören und theilweiſe auch in ihren Enſembleſtücken, Duetten, Terzetten u. ſ. w. Die muſikaliſchen Formen des Enſembleſtückes verwendete ſie außerdem aber auch zur Vorführung gewiſſer vorzugsweiſe dramatiſcher Beſtandtheile der Handlung: derjenigen Beſtandtheile nämlich, in welchen die gegenüberſtehenden Perſonen, ihren Willen, oder ihre Lage umbildend, auf einander eindringen. Dagegen gab es Beſtandtheile der dramatiſchen Handlung, welche die ältere Oper ganz verbannte oder in ſtiefmütterlichen Formen andeutete, durch den geſprochenen Dialog. Dieſe Beſtandtheile waren der ſinnliche Pragmatismus der Handlung einerſeits d. h. alle die zur Vollſtändigkeit der Handlung gehörenden äußeren Glieder und, wenn man ſo will, der innerliche Pragmatismus anderſeits, nämlich die ausgeführte Dialektik, die ſich zwiſchen Gefühl, Verſtand und Willen hin- und herbewegt.

Dieſe Beſtandtheile galten der älteren Oper mit gutem Grunde für unmuſikaliſch, deßhalb entſchlug ſie ſich derſelben. Um nun die Textunterlage in ihrem Sinne muſikaliſch einzurichten, bediente ſie ſich verſchiedener Mittel. Bald wurde von den unbrauchbaren Beſtandtheilen in etwas gewaltſamer Weiſe abgeſehen, wie es z. B. in Mozart's Figaro geſchehen iſt; oder dieſelben wurden in der ſchon erwähnten Weiſe in die Anhängſel der Oper verwieſen. Einen dritten Weg aber gab es, der weitaus der glücklichſte war. Er beſtand darin, eine Handlung von ſolcher Beſchaffenheit zu finden, daß ſie ſich auf natürliche Weiſe mit dem Bedürfniß der Oper deckte: Dazu mußte die Handlung einfach ſein und doch Elemente von großer Spannkraft beſitzen. Die Handlung mußte ſich wie von ſelbſt bewegen und die dargeſtellten Höhepunkte verſtändlich ſein und ergreifend wirken ohne weitläufige Vorausſetzungen, die vorgeführt oder angedeutet ſein wollen. Das Muſter eines ſolchen Textes in der ernſten Oper iſt der Fidelio, und es iſt vollkommen in der Ordnung und nichts weniger als ein Zufall, daß das höchſte muſikaliſche Kunſtwerk auf dieſem Gebiet den beſten Text hat. In der heiteren Oper finden wir ſolche Texte im Barbier und in der weißen Dame. Den beſten Text aber hat wieder das größte Kunſtwerk der heiteren Oper, obwohl dieſes

Digitized by Google

Urtheil allgemeines Erstaunen hervorrufen wird, wir meinen nämlich die Zauberflöte. Die Bemerkung ist schon von Hegel gemacht. Um sie zu verstehen, muß man sich jedoch erinnern, daß bei einem Operntext dreierlei in Frage kommt: Der Stoff, die dramatische Entfaltung und die Sprache. Die letztere war bei der älteren Oper ganz nebensächlich, daher kann das Buch der Zauberflöte ein guter Text sein, trotz seiner viel verspotteten Sprache. Die Entfaltung der Handlung, die wir hier nicht mit dem sonst üblichen Ausdruck Composition bezeichnen, um der Verwechslung mit der musikalischen Composition zu entgehen, ist in dem Buch der Zauberflöte sehr mäßig, aber doch nicht hinderlich. Der Stoff aber in seiner Verbindung fantastischer, naiver, dämonischer und ethischer Elemente ist geradezu unschätzbar.

Bei ihrer Beschränkung auf bestimmte Elemente der Handlung konnte die ältere Oper, wenn Wahl und Zubereitung des Stoffes nicht zu unglücklich ausfielen, Kunstwerke höchsten Ranges erreichen, und hat sie erreicht, wenn auch wie alles Höchste nur in kleiner Zahl. Die Meister unserer klassischen Periode haben das unerreichte Vermögen ihres Ausdrucks, die Fähigkeit ihrer thematischen Gestaltung, die bewundernswerthen Mittel ihrer Polyphonie hier in den Dienst einseitiger und doch reichster dramatischer Wirkung gestellt. Daß aber in dieser Gattung, nachdem das Höchste geleistet worden, die Neigung und selbst die Fähigkeit des Anbaues sich erschöpften, war nur naturgemäß. Es trat eine andere Opernform auf, in der wir trotz des voraussichtlichen Unwillens der Wagnergemeinde die Vorbereitungsstufe zu den Intentionen Wagners erkennen müssen.

Wir meinen die Oper Meyerbeer's, welche allerdings ihre Vorbereitungen und Uebergänge gehabt hat, die wir aber nicht zu verfolgen brauchen. Von der älteren Oper, deren Form das Glück gehabt hat, klassische Gebilde höchstbegnadigter Meister zu umschließen, unterscheidet sich diejenige Opernform, deren Typus Meyerbeer, die diesem Typus mögliche Vollendung gegeben hat, durch folgende Eigenschaften. In der Oper, welche dreißig Jahre lang die Bühnen beherrscht und die elegante Gesellschaft der civilisirten Nationen gefesselt und entzückt hat, bildet die Grundlage eine reiche, spannende und in ihren Bestandtheilen so vollständig als möglich vorgeführte Handlung. Diejenigen Bestandtheile der Handlung, welche sich nicht eignen zum Gegenstand lyrischer oder dramatisch-polyphoner Gebilde, werden gleichwohl der scenischen Wirkung dienstbar gemacht, theils durch glänzende Schaustellung, theils durch Aufnahme charakteristischer Elemente in die Musik. Die Oper nähert sich auf diese Weise wieder dem vollständigen Drama. Sie ist nicht mehr, wie die Gattung der classischen Oper es in der Regel war, eine Sammlung der der musikalischen Gestaltung zugänglichen Theile einer Handlung mit unkünstlerischer Hintansetzung anderer zur Handlung ebenso nothwendigen Glieder. Aber diese

Digitized by Google

Oper hat keinen Meister gefunden, der sie zum Kunstwerk erhoben hätte, und vielleicht, so lange sie ihren Charakter bewahren mußte, nicht finden können. Um einer reichen, in vielen Momenten rasch vorübereilenden Handlung zu folgen, und gleichzeitig in jedem Moment anregend, neu und auf gewissen Höhepunkten überraschend und fortreißend zu sein, mußte die Musik verzichten auf den Adel ihrer Form, auf die würdevolle Stetigkeit ihrer Entwicklung und auf vieles andere noch. Denn dramatische Handlungen, wie diejenigen der modernen Oper, enthielten viele an sich poetisch leere und selbst dem Häßlichen zugekehrte Momente. Auch diese mußte die Musik ausstaffiren. Bei den dramatisch musikalischen Höhepunkten aber mußte sie das durch so viele Eindrücke bereits in Anspruch genommene und vielleicht ermüdende Gefühl der Hörer durch ungewöhnliche Reizmittel aufstacheln und blenden. Dazu eigneten sich nicht die Engelsschwingen der edlen Kunst, die eine reine Empfänglichkeit und den Adel der Seele voraussetzen. Diese Oper mußte ihrer Natur nach dahin gelangen, ihre langen 5 Acte hindurch ganz aus Effecten zusammengesetzt zu werden. Ruhig bedeutungsvolle Momente der Vorbereitung konnte sie nicht ertragen, weil sie bei dem Umfang ihrer Handlungen zu viele der Handlung nur dienende Glieder hatte. Diese dienenden Glieder mußten nun alle aufgeputzt werden zu selbständigen Effecten, in denen sich die musikalische und scenische Wirkung verbinden mußte. Die Musik wurde bei dieser Aufgabe Illustrationsmusik. Der Poesie des Textbuches erging es dabei nicht besser. Sie wurde bald das Werkzeug einer Aneinanderreihung äußerlicher Effecte.

Dem Beruf, eine bedeutende Handlung organisch zu entfalten, durfte sie sich nicht überlassen. Denn der natürliche Gang einer solchen Handlung hätte das Bedürfniß unaufhörlicher Bühneneffecte nicht sättigen können, sowie er andererseits der edlen Musik zu viel spröde Momente geboten hätte. So wurden die Textbücher der modernen Oper bei einer oft interessanten Fabel gewaltsame Anhäufungen äußerlich wirkungsvoller Situationen. Dennoch kann man nicht läugnen, daß die Handlung, wenn auch nicht im Sinne organischer Poesie entfaltet, doch oftmals geistreich erfunden und auf eine beständige Spannung dem Zusammenhang folgender Aufmerksamkeit berechnet war. Ohne diese Aufmerksamkeit, ohne das lebhafte Gefühl des Vorausgegangenen, ohne die Spannung des Kommenden fallen die Höhepunkte der modernen Oper zu Boden, und dies bezeugt immer noch ihre Verwandtschaft mit der wahren Kunst. Das allermodernste Publikum vermag diese langathmige Aufmerksamkeit schon nicht mehr aufzubringen, und darum, allein darum verliert die Oper Meyerbeer's den Boden, auf welchem sie so lange als Königin geherrscht hat.

Wagner's Entwickelung zum selbständigen Künstler fällt in in Herrschaft

Digitized by Google

der Meyerbeer'schen Oper. Die maßlos ungeberdigen Angriffe, welche er gegen diese Kunsterscheinung gerichtet, verfolgen wir jetzt nicht. Abstrahirt hat er aus derselben, daß die Oper ein vollständiges Drama sein muß, abstrahirt auch die Idee des ebenbürtigen Zusammenwirkens der Künste im echten Drama wie er es fordert. Natürlich verlegt er sein Urbild in das erhabene Drama der Hellenen zurück. Aber von diesem Urbild hat Niemand eine lebendige Anschauung, wenn ihm das Leben nicht auf irgend einem Punkt der eigenen Gegenwart aufgegangen ist. Mit dem Blick des ernsthaften Künstlers erkannte Wagner an der modernen Oper den Mangel organischer Einheit und damit auch wahrhafter Poesie. Er erkannte die Ueberladung mit unkünstlerischen Effecten und als deren innere Folge die Naturwidrigkeit der Handlung. Zur klassischen Oper, die einen Theil der Handlung ganz in Schatten stellt, um auf den anderen das reichste Licht zu häufen, wollte und durfte er nicht zurück, hätte es auch nicht vermocht. Er sucht vielmehr die Urgestalt des echten Drama, dessen Mißgestalt als moderne Oper in seinem Auge unverdiente Triumphe feierte. Sein Drama sollte eine vollständige Handlung vorführen, aber eine Handlung, die in allen Theilen poetisch und zugleich organisch fortschreitend wäre. Eine solche Handlung muß einfach in den Motiven sein, weil sie nur so der mannigfachen Bindeglieder ledig wird. Um einer einfachen Handlung aber ein hohes Interesse zu gewähren, müssen die Motive bedeutungsvoller Art sein. Die ideale Bedeutung in Verbindung mit der farbenschönen Einkleidung hat Wagner wohl zuerst auf die mythischen Stoffe geführt.

War die Beschaffenheit der echt dramatischen Handlung in seinem Sinne gefunden, so sollten diese Handlungen doch eben vollständig vorgeführt werden: er wollte Dramen, nicht Stücke von Dramen geben. Die Bewegung jeder Handlung aber enthält als Vehikel ein dialiktisches Moment dessen sich die ältere Oper entschlug, dessen sich die moderne Oper zu allerhand charaktischen Maskeraden bediente, mit denen sie es verdeckte und umkleidete. Bei Wagner soll dieses Moment in der einfachen Weise, wie es den von ihm gewählten Handlungen gemäß ist, aber in seiner unverkürzten Würde auftreten. Dieser Theil der dramatischen Sprache widerstrebt aber ganz der lyrisch-thematischen Gestaltung. In der Sprache des Lebens treten überdies das dialktische und das Gefühls-Moment mit nahezu denselben Ausdrucksmitteln und demselben äußeren Umfang auf, meist unzertrennbar verbunden.

Aus dieser Wahrnehmung ist Wagner wohl dazu gekommen, die lyrisch-thematischen ebenso als die dramatisch-polyphonen Formen für sein Drama zu verwerfen. Seine Musik soll nichts sein als der Ausdruck der Sprache, soll der Sprache Schritt vor Schritt folgen. Wenn die echte Musik der einheitlich sich entfaltenden Blume gleicht, der im Grunde die begleitende An-

Digitized by Google

ſchauung mehr in den Weg tritt, als ihren Eindruck fördert, ſo war die Muſik in der modernen Oper zur raſtloſen Illuſtration mit kurzen ſchlagartigen Wirkungen raſch folgender und wenigſtens muſikaliſch zuſammenhangsloſer Momente erniedrigt worden.

Bei Wagner wird die Muſik zur Dienerin deklamatoriſcher Atome und verliert mit dem Recht organiſch-thematiſcher Gebilde das wahre Element ihrer allgewaltigen Wirkung. Der ſcharfſinnige Kunſtdenker, der auf dieſes faſt ungeheuerliche Experiment verfallen, hat die unendliche Beweglichkeit der lebendigen Sprache vergeſſen, welche die Muſik nicht erreichen kann, wenn dieſe der Sprache Schritt für Schritt folgen ſoll, den unendlichen Reichthum der Vorſtellungen mit ihren ſtarken Mitteln illuſtrirend. Darüber noch ein Wort nachher. Jetzt wollen wir nur die Intention des Wagner'ſchen Operndramas verſtehen. Zu dieſem Drama gehört als die dritte Schweſter im Bunde neben der dramatiſchen Handlung und neben der Muſik die bewegte Plaſtik der ſceniſchen Darſtellung. Sie ſoll von derſelben Vollendung ſein wie Poeſie und Muſik, keine ſelbſtändigen Effecte ſuchend, ſich niemals vordrängend, ganz mit den Schweſtern verſchmolzen, ganz ihnen dienend und wiederum von ihnen getragen, alle drei das lebendige Drama bildend.

Sehen wir davon ab, wie der Urheber dieſe Theorie bis dahin verwirklicht, wenden wir uns zu dem „Ring des Nibelungen". Sehen wir, wie dieſe vier Dramen als Gegenſtand der muſikaliſchen Geſtaltung ſich dem geiſtigen Auge darſtellen. Auffallend beim erſten Blick iſt der Reichthum der Fabel ſowie die Fülle des dramatiſchen Stoffs. Nicht als ob die Handlung in den einzelnen Dramen und namentlich in den einzelnen Acten derſelben nicht von bewundernswerther Einfachheit wäre. Aber vier Dramen mit 12 Acten, das letzte Drama durch ein Vorſpiel von zwei bedeutungsvollen Scenen eingeleitet, eine Doppelfabel durch drei von den Dramen hindurchgehend, drei handelnde Hauptgruppen: Götter, Zwerge und Halbgötter oder Helden; zwei urſprünglich neutrale Gruppen: Flußgeiſter und Menſchen — welche faſt aus jedem Rahmen herauswachſende Fülle wird hier der muſikaliſchen Geſtaltung geboten! Dabei kommt das dialektiſch motivirende Element zu ſeinem vollen Recht. Wir haben ein vollſtändiges Drama. Dieſes dialektiſche Element, deſſen Weſen darin beſteht, bei den Vorſtellungen nicht gefühlvoll zu verweilen, ſondern dieſelben als bedingende Glieder zu reproduciren, iſt bei Wagner, der hier dem antiken Drama mit Glück nachgeeifert hat, ganz eingetaucht in concretes, plaſtiſches Vorſtellen, aber es tritt in dem Umfang auf, der zum vollſtändigen Verſtändniß einer Handlung gehört. Jeder Leſer der Wagner'ſchen Dichtung wird ſich ſagen, daß hier eine Ungeheuerlichkeit ſonder Gleichen entſtanden ſein müßte, wenn der Componiſt dieſen mannig-

Digitized by Google

faltigen Reichthum des dramatiſchen Redeſtoffs mit den ſtarken Mitteln der Muſik Satz für Satz fortlaufend illuſtrirt hätte, etwa ſo, wie er es im Lohengrin gethan bei einem viel weniger mannigfaltigen Stoff. Nein, wenn auf dem Grund dieſer Nibelungendichtung ein muſikaliſches Kunſtwerk hat entſtehen ſollen, ſo muß der Componiſt die Conſequenz ſeines Kunſtprincips um eine Stufe weiter geführt haben. Vielleicht daß er dann erſt das wahre Princip überhaupt erreicht hat, das er ſo lange ſucht. Vergegenwärtigen wir uns dieſe Conſequenz. Die moderne Oper zerbrach den Gliederbau der thematiſchen Arien und der thematiſch polyphonen Gebilde und ſetzte an deſſen Stelle die mannigfaltige Illuſtration raſch aufeinanderfolgender Scenen durch mehr oder minder rohe Mittel muſikaliſcher Charakteriſtik. Wagner illuſtrirte bis jetzt Satz für Satz, um nicht zu ſagen Wort für Wort ſeiner dramatiſchen Perſonen. Aus den hochentwickelten Formen der klaſſiſchen Oper gelangt er über die theils rohen theils oberflächlichen Formen der modernen Oper zur völligen Formloſigkeit. Nun kann nur noch ein Schritt folgen: es muß die vollſtändige Illuſtration der dramatiſchen Rede, das Herausheben jeder Vorſtellung durch entſprechende muſikaliſche Accente und durch ausgeſtaltende Figuren des Orcheſters aufgegeben werden. Dieſe Illuſtration iſt ebenſo natur- als kunſtwidrig. Es iſt ein Glück, wenn ſie an einen Stoff gelangt, an deſſen Bewältigung ſie von vornherein verzweifeln muß. Was bleibt dann aber der Muſik noch übrig? Die letzte Stufe vor der nicht mehr muſikaliſchen Recitation, diejenige Art der Declamation, welche aller Wahrſcheinlichkeit nach die alten Griechen angewendet haben: ein Geſang, welcher ſich durch lange Strecken der dramatiſchen Rede in den uns geläufigen Formen des Recitativs und des Parlando bewegt, mit einer äußerſt ſparſamen Begleitung der Inſtrumente. Solcher Art muß die Muſik der Griechen vielfach geweſen ſein, und ſie haben damit die größten Wunder gewirkt, die von der Muſik berichtet werden, wie man in der Einleitung zu Gervinus Händel nachleſen kann. Der Unterſchied dieſer muſikaliſchen Recitation von der bisher durch Wagner angewendeten beſteht in den der lebendigen Rede nahe kommenden Stärkegraden der Vorſtellungen, von einem völligen Fallenlaſſen, blos erinnerndem Vorübereilen bis zur erſchütterndſten Gegenwart. Es verſteht ſich, daß gewiſſe lyriſche Momente der dramatiſchen Rede im Unterſchiede von andern Theilen derſelben, dann auch wieder lyriſch-thematiſch behandelt werden können. Denn unendlich mannigfaltig wie die lebendige Rede dürfen und müſſen die Ausdrucksmittel der dramatiſchen Rede ſein. Nur daß in der dramatiſchen, das heißt in der künſtleriſch reproducirten Rede erlaubt iſt, die Gegenſätze ſtärker hervorzuheben, als die lebendige Rede bei ihrer ſcheinbaren Monotonie mit ihren zahlloſen aber leiſen Schattirungen,

Digitized by Google

mit ihren seltenen und schwachen Interjectionen es thut. Sollte Wagner sich über seine bisherigen Versuche hinaus in der neuesten Composition der lebendigen Rede genähert haben, so würde er damit die bisherige Atomistik seiner musikalischen Gedanken überwunden haben, einheitliche Gebilde theils rednerischer, theils lyrischer, theils polyphoner Art würden in seinen Dramen wieder hervortreten; er hätte gefunden, was er zu suchen unternommen, die zeitgemäße Form des antiken Drama.

Schon bei seinen früheren Schöpfungen hatte Wagner die Nothwendigkeit gefühlt, neben der Mannigfaltigkeit der dramatischen Rede, welcher seine Musik Schritt für Schritt folgt, zugleich die Einheit der Charaktere und der handelnden Gruppen, musikalisch zum Gefühl zu bringen. Er verfiel zu diesem Zweck auf das Mittel der Leitmotive, indem jede Person oder die Gruppe, zu der sie gehört, ein Motiv erhält, eine Melodie, die sich durch ihre dramatischen Reden hindurchschlingt und an geeigneten Stellen der Handlung sich zu besonderer Prägnanz entfaltet, sei es allein, sei es in contrastirender Verbindung mit den Gegenmotiven, oder in harmonischer Verbindung mit den verwandten Motiven. Wagner glaubte auf diese Weise seinen Dramen die beiden Endpunkte gegeben zu haben. Die musikalische Gestaltung des Reichthums der dramatischen Rede wurde bei seiner Art der Illustration mittelst derselben Art musikalischer Formen zur Monotonie und, was das schlimmste ist, zur Monotonie in der Zerrissenheit. Was aber die Leitmotive betrifft, so erscheinen sie zunächst als ein sehr äußerliches Mittel. Wenn sie den Character, den sie begleiten, nicht erschöpfen oder wenigstens in der Wurzel mit glücklicher Prägnanz treffen, so sind sie für das wahre Kunstgefühl eher eine Marter, als eine Leitung. Man würde sich eine Charakteristik, die nicht an ein einziges Motiv geschmiedet bliebe, deren Züge bald ein glückliches, bald ein schwächeres Gelingen zeigten, noch lieber gefallen lassen. Das ist nun ganz des Componisten Sache. Sind die Leitmotive treffend, überzeugend, biegsam zu reicher und natürlicher Gestaltung, so wird man sie nur dankbar annehmen.

Eine schwierige Aufgabe der musikalischen Charakteristik hat sich Wagner in dem Nibelungendrama dadurch gestellt, daß mehrere in der Handlung getrennte Elemente sich im Grundcharakter ähnlich sind. Das Lebenselement der Asengötter ist Schönheit und Stärke in glücklicher Einseitigkeit, ohne Verständniß der Wurzeln des sittlichen Weltbaues. In demselben lebt und webt Siegfried. Der Unterschied ist nur, daß die Asen und ihr Haupt Wotan bereits von dem tragischen Gefühl der Schranke eines fremden Schicksals, an deren Schwelle der Untergang steht, berührt sind. Es ist Sache des Genies, hier den Unterschied zu treffen ohne die Verwandtschaft zu verläug-

Digitized by Google

nen, und die Verwandtſchaft fühlen zu laſſen ohne das Intereſſe der Mannigfaltigkeit einzubüßen.

Eine ähnliche Schwierigkeit durch die Verwandtſchaft des Grundcharakters bei großer Mannigfaltigkeit der Erſcheinung bieten der muſikaliſchen Charakteriſtik die negativ dämoniſchen Elemente. Als Hauptgeſtalten treten hier auf Alberich, deſſen Bruder Mime und Alberichs Sohn Hagen. Alberichs Charakterelement, Wildheit und Begierde, iſt ſicher genug zu erfaſſen. Dem Sohne Alberichs, Hagen, hat der Dichter ſehr glücklich einen Zug düſterer Trauer geliehen. Eine unmögliche Aufgabe ſcheint aber Mime der muſikaliſchen Charakteriſtik zu bieten. Hier ſind Poſſenhaftigkeit, Schwäche und Tücke vereinigt, ſo daß wir über die Poſſenhaftigkeit nicht lachen können, weil uns die Tücke ſtört, und die Tücke nicht fürchten, weil ſie ohnmächtig und poſſenhaft bleibt. Das Komiſche und das Furchtbare zu vereinigen iſt unſeres Wiſſens bisher nur einmal der überwältigendſten Genialität gelungen, nämlich Mozart bei der Charakteriſtik des Leporello in den letzten Scenen des Don Juan. Aber man merke wohl: das Furchtbare klingt hier als ein dem komiſchen Charakter Fremdes durch denſelben hindurch. Die Aufgabe aber, das Furchtbare und das Lächerliche aus derſelben entſpringen zu laſſen, iſt für jede Kunſt unlösbar, ſie widerſpricht der Logik des Seelenlebens. Der größte Wunderthäter der dramatiſchen Kunſt hat ſich an dieſer Aufgabe vergebens verſucht: Shakeſpeare in ſeinem Shylock, wo er uns eine poſſenhafte Geſtalt mit einer dämoniſchen Glut des Haſſes zeigen wollte. Die neueren Darſteller dieſer Rolle haben äußerſt löblicher und vernünftiger Weiſe das poſſenhafte Element einfach über Bord geworfen und dafür allerdings unverſtändigen Tadel erfahren. Die Vereinigung beider Elemente kann gar nicht unternommen werden, ſie ſcheitert in den erſten Anſätzen. Es könnte aber von einem Darſteller verſucht werden, das dämoniſche Element fallen zu laſſen. Nur daß dann vor Ekel Niemand das Stück anſehen könnte.

Anſtatt der grob-komiſchen Züge hätte Mime einen Zug phantaſtiſcher Vermeſſenheit erhalten ſollen, oberflächlichen Leichtſinns, der natürlich das Böſe nicht ſcheut, weil die Dämonen überhaupt das Böſe nicht kennen. Wenn die Muſik es nicht unmöglich macht, ſo kann ein umſichtiger Darſteller die Rolle in dieſem Sinne umbilden und dramatiſch lebensfähig machen.

Wenn wir in Wagner's Dichtung auf Verſchiedenes ſtoßen, was der muſikaliſchen Charakteriſtik ſchwer zugänglich, auf Anderes, was ihr unerreichbar iſt, ſo muß dafür auch geſagt werden, daß die Dichtung eine große Zahl Momente enthält von hinreißend muſikaliſcher Anlage. Faſt die ganze dramatiſche Entfaltung Brünnhildes gehört hierher, die Krone von allem aber iſt die Scene von Siegfrieds Tod. Die Momente, welche ſich der Muſik zur

Digitized by Google

schönsten Gestaltung darbieten, sind mit den erwähnten bei weitem nicht erschöpft.

Wir wünschen, daß der Leser von diesen Betrachtungen mit dem Gefühl scheide, von welchem sie eingegeben werden, daß hier ein hoch merkwürdiges, bedeutsames, seltenes Werk vorliegt, dessen Erscheinen auf der eigens für dasselbe zubereiteten Bühne die theilnehmendste Aufmerksamkeit der Kunstfreunde verdient.

Felix Calm.

Briefe eines Luxemburgers an einen Landsmann.

Zweiter Brief.

Es ist schwer, Jemanden des Bessern zu überzeugen, der nicht überzeugt sein will. Ich habe nicht verlangt, du sollst die Sache vom preußischen Standpunkte aus betrachten, sondern einfach von einem unparteiischen und unvoreingenommenen Standpunkte aus. Dafür braucht man kein Preuße zu sein. Ich bin das auch nicht. —

Du sprichst von Deutschland, wie es früher gewesen, nicht von dem Deutschland wie es heute ist. Ich gebe zu, daß in früheren Zeiten nicht alles rosig war in diesem Lande. Unsere deutschen Brüder haben sehr bittere Erfahrungen gemacht. Aber sie haben sich diese Erfahrungen zu Nutzen gemacht und sind durch Schaden klug geworden. — Vor 1866 gab es eigentlich gar kein Deutschland. Man kannte nur Preußen, Oesterreicher, Baiern, Würtemberger, Hannoveraner, Sachsen, Badenser, Hessen, Mecklenburger, Braunschweiger ꝛc. Von allen diesen standen Alle gegen Einen und Einer gegen Alle. Divide et impera, hieß die Losung der Bundesregierung. Erhob sich bei einer von diesen Völkerschaften der Oppositionsgeist, der Geist der Freiheit und Unabhängigkeit, gleich mußten die Uebrigen herbei, um mit starker Hand die Gluth zu dämpfen, bevor sie zur hellen und leuchtenden Flamme ward. —

So konnte der freie Geist nirgends aufkommen. Deutschland mußte einig werden, bevor es frei werden konnte. Und wer konnte die Einigung Deutschlands bewirken? Preußen — das verhaßte Preußen — allein. Der große und willensstarke Staatsmann, der heute als Reichskanzler die Geschicke Deutschlands leitet, mußte von dem großen Gedanken erfaßt und begeistert werden, sein Volk zu erlösen aus den Banden des Zopf- und Jun-

Digitized by Google

kerthums und der verknöcherten und verrotteten Reaction. Der Dualismus mußte der einheitlichen Gewalt, Oesterreich Preußen, weichen; Sadowa mußte kommen, ehe das Erlösungswerk zu Stande kommen konnte. — Ich kann gar nicht begreifen, wie man auf Preußen mit Haß und Ingrimm, anstatt mit Bewunderung und hoher Achtung blicken kann, es sei denn, daß man dieses kraftvolle, muthige, willensstarke Volk vom Parteistandpunkte aus betrachte, wie es die Jesuiten und ihre Creaturen thun. Diese freilich wissen, weßhalb sie Preußen so ingrimmig hassen. Doch ich denke viel zu gut von dir und deinen vielen Freunden aus dem deutschfeindlichen Lager, um euch mit den Dunkelmännern in eine Reihe zu stellen. Ihr könnt doch unmöglich die nämlichen Beweggründe zu eurem Hasse gegen Preußen haben, wie die Sippe der Finsterlinge. Ihr wollt ja doch Voltarianer sein; habt euch von jeher auf eure Freigeisterei soviel gewußt; habt über das „Pfaffenvolk" und seinen „Hokuspokus" immer so witzig zu spötteln gewußt — und nun solltet ihr euch so ohne Weiteres zu den Ansichten dieser „Pfaffen" bekehren, und anbeten, was ihr noch eben verspottet und verhöhnt habt. Nein! das kann nicht sein. Und dennoch kann ich die Gründe, die du mir für deine Antipathien gegen Deutschland, worunter du Preußen verstehst, nicht als wirkliche Gründe betrachten. Wenn du wirklich die deutschen Verhältnisse und die deutschen Männer so gründlich studirt hast, wie du sagst, dann mußt du doch die Ueberzeugung in dir tragen, daß das gegenwärtige deutsche Volk nicht mehr das deutsche Volk vor hundert Jahren ist. — Du führst eine Menge veralteter Anreden, und andere Formeln an, die den Knechtssinn des deutschen Volkes beweisen sollen. Und dennoch mußt du, als Kenner der deutschen Verhältnisse wissen, daß dergleichen Formeln heute nirgends mehr, oder doch nur äußerst selten noch, gebraucht werden. Du führst die Arroganz der deutschen Junker, die Titelsucht der höheren Bürgerschaft und den Geist der Unterwürfigkeit der niedern Volksklassen an. Was den Stolz und Dünkel der Vornehmen betrifft, so brauchen wir doch wohl nicht bis nach Deutschland zu gehen, um dafür Muster zu suchen. Ich kann dir in unserm eignen Lande Hunderte solcher Wiedehopfe mit hohem buntem Schopfe zeigen, die es an Stolz und Dünkel wahrlich keinem — nicht einmal einem preußischen Junker — nachthun. — Und was die Titelsucht der deutschen Bürgerschaft betrifft, Freund, so wollen wir doch auch hier lieber vor unserer eigenen Thüre kehren. Wir lassen uns zwar nicht Rath, Geheimer-Rath, u. s. w. tituliren; aber jeder, der es bei uns zu einem feineren Frack und einem Cylinder bringt, will sein Kreuz an die Brust, sein „Wippchen" ins Knopfloch haben, um sich von Seinesgleichen zu unterscheiden; und wahrlich kein Deutscher kann stolzer sein, auf seinen „Herr Rath!" oder „Herr Geheimer Rath!", als wir es auf das Aus-

Digitized by

hängeschild vor unserer Brust sind. Du mußt das ja wissen, Freund! da du selbst dekorirt bist. Beim Herrn Rath oder Geheimen-Rath in Deutschland kommt's doch noch meistentheils auf wirkliches Verdienst an, indem es wohl selten geschieht, daß wirklich ganz verdienst- und fähigkeitslose Menschen mit dem Titel Rath betraut werden. Was aber geschieht bei uns? Werden nicht die jämmerlichsten, alles Verdienstes, ja aller Tugend baaren Wichte, blos auf die Recommandation eines irgendwie einflußreichen, hochstehenden Patrons hin, mit dem Ehrenkreuz beschenkt? Was soll diese Auszeichnung heißen? Was bedeutet eine solche Dekoration? Könnte das Kreuz sich schämen, es müßte roth werden über und über, so hier am Pranger vor aller Welt hängen zu müssen. — Doch das finden wir ganz in der Ordnung. Wenn ein so bekreuzigter Hans Hasenfuß mit seinem Ehrenzeichen an der Brust die Straßen daher stolzirt, und mit tausend Blicken Ehrfurchtsbezeugungen von dem vorübergehenden „Plebs" zu fordern scheint — so finden wir das nobel, gentil, comme il faut.

Aber wenn ein deutscher Bürger auf seinen Rathstitel stolz ist, oder vielleicht noch mehr auf die wirklichen Verdienste, die ihm diesen Titel erworben haben — dann schreien wir über Titelsucht, u. dgl. — Das ist unsere vielgepriesene Unparteilichkeit. Ich meinerseits halte alles Pochen auf den Schein ohne Wesen für albern und kindisch, ob man nun auf einen leeren Titel, oder auf nichtssagende Ehrenzeichen poche. — Kommen wir nun auf den Knechtssinn, den Geist der Unterwürfigkeit bei den niederen Klassen in Deutschland. Ich verabscheue den Knechtssinn überall, wo ich ihm begegne, bei uns sowohl, wie bei allen übrigen Völkerschaften. Aber die Unterwürfigkeit der Niedern gegen Höherstehende kann ich recht wohl begreifen und auch rechtfertigen, jedenfalls da, wo höherer Rang und höheres Verdienst stets zusammengehen. Ich glaube, daß das in Deutschland häufig der Fall ist, obgleich auch hier die Regel nicht ohne Ausnahmen ist. Wer kennt nicht die ernsten strengen Staatsexamen, die in Deutschland, vorzüglich aber in dem verhaßten Preußen, von allen Aspiranten nach hervorragenderen Stellungen, gefordert werden. „Dem Würdigsten!" heißt es hier. Dem Verdienst allein die Krone. Wo aber wirkliches Verdienst und wirkliche Würde ist, da versteht sich der Respekt und die Unterwürfigkeit der Untergebenen, der Niedrigergestellten, sollte ich meinen, doch ganz von selbst. Was heißt Gleichheit? was Brüderlichkeit? Du würdest mir doch wohl kein freundliches Gesicht machen, wollte ich dir Meister Schluck, den Eckensteher, als deinen Bruder und als deinesgleichen vorstellen, wenn du, z. B. eben gerade mit deinen Ehrenzeichen an der Brust daherkommst, etwa von einer Audienz bei Sr. fürstlichen Hoheit, unserm Prinzen-Statthalter? — Gleichheit vor dem Gesetz soviel du willst, und Brüderlichkeit vor Gott, unserm gemeinschaftlichen Vater, desgleichen.

Digitized by Google

Alles Uebrige ist Geschwätz. Leim, um Gimpel zu fangen. — Freilich! wo sich die Canaille ans Staatsruder hindrängt und die Ehrenmänner, das Verdienst und die Würde aus den höhern Staatsämtern verdrängt, um Ihresgleichen überall Platz zu machen, da mag Gleichheit und Brüderlichkeit herrschen von den tiefsten Tiefen, bis zu den höchsten Höhen. Dergleichen ist schon da gewesen. Aber Verdienst und Würde, wenn auch verdrängt, werden nie die Gleichheit und Brüderlichkeit zwischen sich selbst und der Canaille gelten lassen. — Ich auch will dir keine Fabel erzählen, Freund! obgleich die meinige leicht eben so pikant sein dürfte, als die deinige vom Schooßhund und dem Esel. —

Noch eine deiner Bemerkungen muß ich im Vorübergehen berühren. Du sagst, der Luxemburger habe viel zu viel Freiheitssinn, um sich unter die preußische Pickelhaube stecken zu lassen. Daran zweifle ich sehr. Wer sich so gelassen und geduldig das Löschhütchen der Dunkelmänner aufsetzen läßt, wie wir, der, wahrlich! könnte unter der preußischen Pickelhaube nur gewinnen. Wenigstens ist unter den preußischen Pickelhauben noch Raum für den Geist und das Licht, während das Löschhütchen unserer Jesuiten uns die Köpfe so platt drückt, daß ein Jeder, der uns fürs erstemal sieht, uns für Kretins nehmen sollte. — Ist es etwa das, was du unter freiem Geist verstanden sehen möchtest? Freund! Freund! wo bleibt da dein vielgepriesener Voltarianismus, auf welchen du einst so stolz warst? — Es will mich manchmal bedünken, die Jesuiten haben es dir angethan, und zwar aus eitel Rache über deinen Voltarianismus.

Und was wir Gutes und Schönes haben, und je hatten, das hatten und haben wir von Frankreich, wie du meinst. Natürlich stehen hier in erster Reihe unser freier Geist, der sich Keinem unterordnet, als allein unsern Pastören, unserm hochwürdigen Hrn. Bischof, unsern Jesuiten und unsern lieben Frauen (unsern wirklichen Frauen, meine ich), und unsere feine französiche Bildung, unser verfeinerter Geschmack, das feine unnachahmliche französische „Chic“ und „Chien“, und unsere große Belesenheit in der französischen Literatur, vorzüglich der Romanliteratur. Denn das wirst du mir doch zugeben, daß die Allerwenigsten von uns sich tiefere Einsichten in die französischen Klassiker gewonnen haben. Wir lieben das Leichte, das Duftige und Lustige, just wie unsere Muster, die Franzosen, nicht das Blei- und Zentnerschwere des deutschen Michels. — Jawohl! Freund! du hast vollkommen Recht, der deutsche Michel hat ganz und gar kein Geschick, das französische leichte, lustige Wesen, das reizende Chic und Chien der großen Nation, nachzuahmen, oder zu copiren, wie du sagst. — Wenn er den Versuch macht, so ist er freilich albern genug, und ich will einer von den Letzten sein, die ihm dafür Lob spenden. Wir Luxemburger bringen das schon leichter fertig. Beweis,

Digitized by Google

unſere „Jeune France“, und ihr Gebahren in und außerhalb unſers Theaters. Freilich! das franzöſiſche Theater, und das Repertoire dieſes Theaters gehört ja auch uns zum Theil. Wir können doch wenigſtens die herrlichen, ſo geiſtreichen, als ſittenreinen Meiſterwerke der franzöſiſchen Vaudevilliſten auf unſerm Theater im Urtexte wiedergeben. Wir — ich meine wir Gebildeteren nach franzöſiſchem Schliff — verſtehen doch mehr oder weniger die göttliche Sprache Corneille's, Voltaire's, Racine's und Molière's wenn wir auch die leichtern und luſtigern Stücke eines Offenbach und dergleichen, dem Ernſt der Claſſiker vorziehen. Wir können einmal nichts Schweres vertragen. Wir ſind halt nicht der deutſche Michel. — Wie abſcheulich von dieſem deutſchen Michel, der es ſich erlaubt, ſogar die franzöſiſchen Romane zu copiren, in denen er ja nur das Wenigſte verſteht. Deutſchland kann ſo alt werden wie Methuſalem, einen Romancier wie Paul de Kock, Pigault-Lebrun, Balzac, Paul Féval, la Comteſſe Daſh, ꝛc. ꝛc. wird es nie hervorbringen. Iſt es nicht das, was du ſagen wollteſt Freund? — Ferner ſagſt du, Frankreich ſei Deutſchland in der Literatur wenigſtens ein Jahrhundert voraus geweſen, und die Deutſchen haben ſich an franzöſiſchen Muſtern aufringen müſſen. Freilich, wie Leſſing z. B. — Du haſt ja wohl Leſſing's dramatiſche Briefe geleſen? Oder wie Schiller und Goethe: beide Stockfranzoſen durch und durch. — Wieland hat ebenfalls Manches von den Franzoſen gelernt. Schade, daß die Kritik meint, das ſei eben Wieland's größter literariſcher Fehler geweſen. — Du haſt vergeſſen, Freund, von der Wiſſenſchaft zu ſprechen. Natürlich wird auch hier Frankreich Deutſchland vorgegangen ſein. Auch von der Reformation, und der Befreiung der Geiſter von den Feſſeln des geiſtigen Despotismus des Mittelalters, haſt du nichts geſagt. Natürlich! bei dir fängt die Aera der rechten Freiheit erſt an mit der franzöſiſchen Revolution von 1793. Viele meinen, und zu den Vielen gehöre auch ich, das ſei gar keine rechte Freiheit damals in Frankreich geweſen. Wo ſo die Guillotine, und alle die vielen Mordwerkzeuge ins Zeug gehen, und wo eben die ihre Köpfe auf die Guillotine tragen müſſen, die irgendwie Verſtändniß für wirkliche Freiheit haben und für dieſe Freiheit wirken. Da möchte ich doch wohl wiſſen, wo die Freiheit hätte bleiben ſollen. Doch es heißt ſich zu verſtändigen, nicht wahr? Die damalige große Nation, und in der großen Nation die kleinen Parteien, waren ſo eiferſüchtig auf die vielgeliebte und vielgeprieſene Freiheit, daß ſie dieſelbe ganz allein für ſich haben wollten. Kein Anderer durfte ſeine Hand nach derſelben ausſtrecken, ohne daß ſich ihm ſofort der richtige Liebhaber in den Weg warf, und wenn's nicht anders ging, ihm eben den Garaus machte. Unſere Jeſuiten und Fransquillons zwar guillotiniren heute Niemanden, noch ertränken ſie einen in der Loire, wenn man um die Freiheit wirbt, die ſie als ihr aus-

ſchließliches Eigenthum betrachten, ſie begnügen ſich mit der Verläumdung, die in den meiſten Fällen ſo ſicher trifft, und ſo glatt tödtet, wie die beſte Guillotine. — Glaube nicht, daß ich übertreiben wolle Freund! Haſt du mich nicht ſelbſt auf den bittern Haß, die Feindſeligkeit, ja die Verachtung meiner Mitbürger aufmerkſam machen zu müſſen geglaubt, die mir am Ende gefährlich werden könnten. Woher denn all der Haß, all die Feindſeligkeit, die Gefahr für mich? Hat etwa hier die Verläumdung, die Ohrenbläſerei, das Hetzen im Dunkeln, ꝛc. nicht die Hand im Spiel? Und warum das Alles? Weil ich den Muth habe, meine Ueberzeugung laut und öffentlich vor aller Welt auszuſprechen, und weil dieſe meine Ueberzeugung für Deutſchland und gegen Frankreich ſpricht. — Sieh da, Freund! die Freiheitsliebe, der Freiheitsſinn derer, die du deine Freunde, oder wenigſtens deine Meinungsgenoſſen, nennſt. Wahrlich! eine allerliebſte Freiheit! Auch ich könnte mich getroſt auf die Guillotine vorbereiten, wenn eben das wohlthätige Inſtrument noch heute in der Mode wäre. — Doch die Leute haben ihre Tagesblätter und ihre Strohmänner dazu. Das tödtet eben ſo ſicher. Nur täglich einen weitern Tropfen des Jeſuitengiftes, und der Gegner müßte das Leben einer Katze haben, wenn er nicht zuletzt drauf gehen ſollte. — Soviel, Freund! für die ſchmachvollen, und ehrloſen Hetzereien der finſtern Sippe uns gegenüber. —

Wenn du ſagſt, Frankreich ſei an der Spitze der anderen Völker den Weg des Lichtes und der Freiheit gewandelt, ſo möchte ich dich doch fragen, wohin es dabei gekommen? — Schon gleich nach dem erſten Anſatz fiel es erſchöpft und entkräftigt in die Arme Napoleon I., um ſich von ihm ſchwerere Feſſeln anlegen zu laſſen, als es kaum je vorher getragen. Freilich bezahlte ihm der Despot ſeine Knechtſchaft mit ſchillerndem Glanze. Doch das Weſen behielt er für ſich. Frankreich mußte ſich mit dem Schein begnügen. Napoleon herrſchte, herrſchte allein und unumſchränkt, ſowohl über Frankreich als über das ſonſtige Europa. Doch Frankreich war's erlaubt, ſich einzubilden, die Gewalt ſei ſein eigen, die Herrſchaft werde von ihm geführt. — Und wohin hat Napoleon I. dieſes Frankreich, das ſich rühmte, an der Spitze der übrigen Völker den Weg der Wahrheit, des Lichtes und der Freiheit zu wandeln, geführt? Geradewegs zurück in die drückende Knechtſchaft der Dunkelmänner, worin es, trotz aller ſeiner convulſiviſchen Bemühungen, das ſchwere Joch wieder abzuſchütteln, bis zu dieſem Tage noch immer ſchmachtet und allem Anſcheine nach noch lange ſchmachten wird. — Sieh da, Freund, wohin Frankreich die übrigen Völker geführt hätte, wenn ſie ihm gefolgt wären. Doch aus Anderer Schaden werden die Leute klug. — Zu dieſen Leuten gehört das deutſche Volk. Dieſes hat nicht nur ſeine eigenen Fehler und Gebrechen, ſondern auch die Fehltritte Frankreichs, die es in die Irre führten, wahrge-

Digitized by Google

nommen. Beide hat es ſich zu Nutzen gemacht. Die eigenen hat es gut zu machen, die fremden zu meiden geſucht. Es iſt von ſeinen Fehltritten zum Schaden, vom Schaden zur Einſicht, zur Erkenntniß und durch die Erkenntniß zur Wahrheit und zur Weisheit gekommen, und das iſt der einzige Weg, auf welchem die Völker zu Willensſtärke, zu Macht und Anſehen kommen, ganz wie der einzelne Menſch.

Und nun ſchließlich noch ein Wort über das barſche, harte, unfreundliche Weſen der Deutſchen, worüber du Klage geführt haſt. — Das Selbſtgefühl, die Tugend, Freund, iſt nicht immer gefällig und liebenswürdig, vorzüglich denen gegenüber, bei denen ſie fehlt. Hier beleidigt ihr Schweigen, wie ihre Aeußerungen. Die Tugend iſt ein ewiger Vorwurf für das Laſter, ſelbſt wo ſie dieſes nicht ſtraft. So die Stärke dem Schwächling, die Energie dem Weichling gegenüber. — Der wirklich ſtarke und tugendhafte Mann verſchwendet ſeine Achtungsbezeugungen nur an ſeinesgleichen. — Und in Deutſchland, Freund, giebt es der ſtarken und tugendhaften Männer noch viele.

N. Steffen.

Weltausſtellungsbericht.

3. Die Architektur.

Der Platz im Prater, welcher für die Ausſtellung gewählt wurde, iſt jedenfalls ein überaus günſtiger, kann kaum ſchöner gedacht werden. Die Gartenanlagen mit ihren Raſenplätzen, Alleen, Springbrunnen, bedeckten Hallen, Statuen ꝛc. ſind ſehr ſchön, zum Theil recht großartig und bilden nebſt den herrlichen alten Bäumen des Parks eine ſehr paſſende und ſchöne Umgebung des Induſtrie-Palaſtes und der vielen neben ihm aufgeführten Bauten. Vegetation Gebäude, Statuen und ſpringende Waſſer bilden zuſammen oft wirklich maleriſch arrangirte Bilder. Das größte Gebäude in dieſem Park und zugleich der bedeutendſte Ausſtellungs-Gegenſtand auf dem Gebiete der Architektur iſt der Induſtrie-Palaſt. Man iſt bei Anlage deſſelben von den für ähnliche Zwecke bisher üblichen Bauten in jeder Beziehung abgegangen, hat weder die große Halle, wie ſie in London angewendet wurde, noch den großen Rundbau, wie er im Jahre 1867 in Paris in einer für die Zwecke einer internationalen Ausſtellung wahrhaft genialen Weiſe durchgeführt worden iſt, acceptirt, ſondern hat ein neues, das ſogenannte Grüterſyſtem, erfunden. Der Induſtriepalaſt beſteht nämlich aus einem mehr als 900 Meter langen, 25

Digitized by Google

Meter breiten Mittelschiffe mit vielen, je 115 Meter langen, 15 Meter breiten Querschiffen und einer in der Mitte liegenden kolossalen Rotunde von 107 Meter Durchmesser bei 84 Meter Höhe. Doch hat dieses neue System sich leider als nicht praktisch für die übersichtliche Aufstellung so vieler Gegenstände bewährt. Es ist eben ein unglücklich ausgefallener Versuch.

Die Herstellung dieses kolossalen Palastes ist wesentlich ein Werk der Ingenieure. Aber es erscheint nicht als solches, sondern als ein monumentales Werk der Architekten, in den Formen der späteren und wieder modernen französischen Renaissance. Abgesehen davon, daß es nicht passend erscheint für einen nur vorübergehenden Zweck ein Gebäude von monumentalem Charakter herzustellen, ist es auch durchaus unkünstlerisch ein wesentlich aus Eisen construirtes Gebäude als ein solches aus Stein erscheinen zu lassen. Und selbst wenn auch das letztere zugegeben werden sollte, so sind von dem Architekten dieses Palastes, Hasenauer, die architektonischen Formen ohne das rechte Verständniß für den Zweck und die Bedeutung derselben angewendet worden. Säulen, Gesimse 2c. haben hier, selbst wenn sie nicht aus Gyps, Leinewand 2c. sondern aus Stein beständen, keine tektonische Function, sondern sind weiter nichts als Decoration. Die architektonischen Glieder sind in zu großer Häufung angewendet worden, wodurch der Eindruck des Großen und Großartigen, welchen der Palast bei seinen wirklich bedeutenden Abmessungen sonst leicht hätte machen können, gänzlich verloren gegangen ist. Das Südportal z. B. — es ist gewiß nicht zu rechefertigen, daß es viel höher ist, als die Halle, welcher es als Eingang dient — wirkt bei seinen wirklich kolossalen Dimensionen keineswegs großartig, was nur an der Anwendung zu reicher Gliederung und zu vieler Details liegt. Man hätte also, bei richtigem Verständniß unter Aufwendung viel geringerer Mittel, leicht eine weit größere Wirkung erzielen können. Viele Einzelheiten dagegen sind sehr schön. So sind z. B. die Arkaden zu beiden Seiten der Rotunde von schönen, edlen Verhältnissen und beleben die Façade in sehr passender Weise.

Die Mitte des Industriepalastes wird, wie erwähnt, durch die berühmte oder vielmehr berüchtigte Rotunde eingenommen. Der Gedanke, einen kolossalen, großartig wirkenden Raum zu schaffen, welcher als Ruhepunkt für die den Industriepalast durchwandernden Beschauer dient, vielleicht auch als eine Art Ehrensaal verwendet werden konnte, welcher zugleich ein Meisterstück der Ingenieur-Wissenschaft ist, welcher zeigt, was man heute im Ueberdecken weiter Räume ohne Anwendung von Stützen zu leisten im Stande ist, war gewiß eine sehr glückliche. Doch mußte dieser Raum dann auch künstlerisch behandelt sein, mußte vor allem von einer den aufgewendeten Mitteln ent-

Digitized by

sprechenden Wirkung sein und nicht durch eine Ueberfülle von Ausstellungsgegenständen gewöhnlichster Art entweiht werden. Leider entspricht sie diesen Bedingungen in keiner Weise.

Die Idee für die Form dieses Mittelbaues hat auf Verlangen des Generaldirektors der Ausstellung, Baron v. Schwarz, der englische Ingenieur Scott-Russel angegeben. Sein aus drei mit je nur sehr wenigen Linien bezeichneten Blättern bestehender Entwurf — ich habe Durchzeichnungen desselben gesehen — dafür ihm, wie man mir sagte, 30,000 fl. Honorar gezahlt worden sind, ist ein wahrer Hohn auf einen Entwurf zu einem Construktions-Bau, und sollte dieser auch nur Skizze sein. In welcher Weise er die Ausführung gedacht, ist aus diesen Zeichnungen gar nicht zu ersehen. Die deutschen Ingenieure, welche die Ausführung des Baues zu besorgen hatten, mußten demnach das Project erst vollständig ausarbeiten und waren durch das von hoher Stelle bestimmte Festhalten an den so unglücklichen Ideen des Engländers in unangenehmster Weise gehemmt. Der Bau selbst, bei welchem, wie ein Ingenieur mir gesagt, ebenfalls durch die Schuld des Engländers viel Material (Eisen) verschwendet sein soll, hat kolossale Summen für Material sowohl als für die sehr schwierige Arbeit gekostet und ist doch in jeder Beziehung verfehlt. Die Rotunde steht in keinem irgendwie leidlichen Verhältniß zum übrigen Theil des Palastes. Die äußere Form des Daches, ein umgestülpter Trichter, ist die ungünstigste, welche man sich denken kann. Sie kommt nur in weiter Ferne zu einiger, aber nicht schöner Wirkung, während sie aus der Nähe gesehen, zum großen Theil durch die vorgelegten Hallen verdeckt wird.

Auch das Innere entspricht in seiner Wirkung in keiner Weise den so bedeutenden Dimensionen, ebenfalls eine Folge der unglücklichen Form der Decke. Bei einer Wölbung des Daches wäre die Construction desselben viel leichter, daher billiger und die ästhetische Wirkung desselben wäre unendlich besser gewesen. Die Kuppel des Berliner Museums z. B. wirkt, obgleich unendlich viel kleiner doch viel größer und großartiger und wirklich erhebend. Beim Eintreten in die Rotunde des Ausstellungspalastes dagegen fühlt wohl ein Jeder sich enttäuscht. Das Dach der Rotunde trägt eine vergoldete Krone, eine genaue Nachbildung der Oesterreichischen Kaiser-Krone, welche in der K. K. Schatzkammer aufbewahrt wird. Sie muß sehr bedeutende Dimensionen haben, soll vortrefflich gearbeitet sein; (ihre Herstellung soll 28,000 Gld. gekostet haben) und doch wirkt dieselbe kaum anders als eine vergoldete Kugel von ähnlicher Größe. Die kolossalen künstlichen Edelsteine derselben verschwinden von unten gesehen, fast vollständig.

Besser als die Industrie-Halle ist der von dem Architekten Gugiz entworfene, in gleichem Formenkreise wie der erstere gehaltene Kaiser-Pavillon,

Digitized by Google

obgleich auch dieſer durch Anwendung ſchlankerer Verhältniſſe weſentlich gewonnen haben würde. Wie es heißt, ſoll er nach Schluß der Ausſtellung nicht abgetragen werden, wodurch auch ſein monumentaler Charakter ſich vollſtändig rechtfertigt. Er dient als Abſteigequartier für den kaiſerlichen Hof, enthält einen großen Empfang-Salon und mehrere Cabinete. Das innere iſt von Wiener Fabrikanten auf das koſtbarſte ausgeſtattet, und dem Kaiſer zum Geſchenk gemacht worden. Die Einrichtung ſoll in der That echt künſtleriſch ſein. Leider habe ich es verſäumt, ſie zu ſehen. In ähnlicher Weiſe wie der Kaiſer-Pavillon iſt auch der, als Seitenſtück zu demſelben erbaute Pavillon der Jury behandelt. In gleichem Formenkreiſe ſind auch die Gebäude für die Kunſt-Ausſtellung und der Pavillon der Neuen Freien Preſſe gehalten.

Viel richtiger, als die Architekten der Wiener General-Direction haben, meiner Anſicht nach, die Architekten der Berliner Ausſtellungs-Commiſſion ihre Aufgabe erfaßt, indem ſie für die von ihnen hergeſtellten Gebäude, nämlich die großen Annexe für das Deutſche Reich hinter der eigentlichen Induſtrie-Halle, das Deutſche Verſammlungshaus und das Deutſche Fürſtenhaus in zwei engen Höfen neben der Rotunde, einen Styl gewählt haben, welcher dem vorübergehenden Zweck dieſer Gebäude entſpricht. Sie ſind einfach aus Holz hergeſtellt und dieſem Material und der daraus ſich ergebenden Conſtruction entſprechend mit vielem Geſchmack und Geſchick decorirt. Aehnliches gilt freilich auch von den Gebäuden für die Bureaux der General-Direction, die Poſt, das Telegraphen-Amt ꝛc. dicht neben dem Südportal. Sie treten anſpruchslos auf, wirken aber mit ihren von grünen Schlingpflanzen umrankten Höfen und Hallen doch ſehr hübſch.

Die Maſchinenhalle iſt ſehr zweckmäßig, durchaus anſpruchlos behandelt. Auch ſie erwies ſich, wie auch die Induſtrie-Halle, das Kunſtausſtellungsgebäude ꝛc. ſchließlich als zu klein, und mußte daher verſchiedene Annexen erhalten. — Die zahlreichen andern Baulichkeiten im Park ſind ihren ſehr verſchiedenartigen Zwecken entſprechend, in ſehr verſchiedener Weiſe behandelt worden. In ihrer Geſammtheit bieten ſie beim Durchwandern des Parks mit ſeinen hochſtämmigen Bäumen eine Anzahl ſtets wechſelnder, meiſt ſehr anſprechender, oft ſchöner Bilder.

Zu den anziehendſten und ſchönſten Gebäuden des ganzen Parks gehört ohne Zweifel der Palaſt des Vicekönigs von Aegypten mit ſeinen beiden ſchlanken Minarets. Derſelbe hatte offenbar die Abſicht, durch dieſen Bau Proben der in Aegypten üblichen Architektur zu geben. Er hat deßhalb mit Aufwendung ſehr bedeutender Mittel, eine Gebäude-Gruppe herſtellen laſſen, welche zum Theil Moſcheen, zum Theil Oeconomie-Gebäude iſt und in ſeinem Hofe noch die Nachbildung eines der älteſten Aegyptiſchen Felſen-

gräber (zu Benihassan) einschließt. Das Ganze ist im Aeußeren und Inneren sehr geschickt arrangirt und entspricht ganz der märchenhaften Pracht, welche wir von den Bauten des Orients uns zu machen gewohnt sind. — Das im Aeußern höchst glänzend mit bemalten Spiegelscheiben belegte Haus des Schah von Persien war Ende Juli noch nicht fertig, fiel aber allgemein und schon aus weiter Ferne durch seine absonderliche Decoration wie man sagt, eine Erfindung des damals Europa bereisenden Schah auf. In seinen Gesammtformen hat es wenig Charakteristisches. Das Innere desselben habe ich nicht gesehen. — Die Maurische Villa, welche von dem deutschen General-Consul Sachs, wie man sagt aus Speculation, zum Zweck des Verkaufs erbaut worden ist, ist in ihrem Aeußern durchaus schmucklos, ladet keineswegs zum Eintreten ein, ist aber in ihrem Innern in überaus reizender Weise, echt orientalisch, farbenreich oder doch in hohem Grade harmonisch durchgeführt und mit dem nöthigen Geräth ausgestattet. Der schöne Türkische Brunnen im Hofe zwischen dem Industriepalast und der Kunsthalle ist eine getreue Copie des berühmten Brunnens Achmed III. in Constantinopel.

Der Pavillon des Kaisers von Rußland scheint ein Versuch zu sein, eine Villa für moderne Zwecke in national-russischem Styl, welcher in gewissen Kreisen in Rußland mit vollem Recht jetzt eifrig cultivirt wird, durchzuführen. — Das Russische Bauernhaus, oder vielmehr Bauernhof, ist eine mit bedeutenden Mitteln, größtem Geschick und wahrem Geschmack wundervoll durchgeführte Anlage voll Charakter und Poesie. Doch ist sie kein wirklicher Bauernhof, sondern ein im russischen Styl nach Art eines Bauernhofes angelegtes, ganz und gar aus Holz hergestelltes Landhaus, eine Villa für einen sehr reichen Mann. Ich halte es, obgleich es seinen eigentlichen Zweck, uns ein treues Bild eines russischen Bauernhofes zu geben, nicht erfüllt, doch für eine der schönsten baulichen Anlagen der ganzen Ausstellung. Nicht im gleichen Maße künstlerisch durchgeführt aber besser im Charakter gehalten als der russische Bauernhof war der Elsässer Bauernhof, welcher bekanntlich leider ein Raub der Flammen geworden ist. Doch wurde die volle Harmonie dieser Anlage durch die in demselben etablirte Restauration für die Ausstellungsbesucher leider wesentlich gestört.

Auch einige andere Bauernhäuser verschiedener Länder, aus Sachsen Siebenbürgen ꝛc. sind zu sehen. Sie alle, sowie auch die hier nicht zur Anschauung gebrachten Bauernhäuser in abgelegenen von der Cultur noch nicht beleckten Gegenden z. B. in Ostpreußen und Westphalen, haben in ihren charakteristischen Eigenschaften viel Uebereinstimmendes. In ihnen sind zugleich manche Einrichtungen, Geräthe und Ornamente erhalten, welche auch in den städtischen Einrichtungen des Mittelalters allgemein waren. Alle

Digitized by Google

dieſe Wohnungen heimeln uns an, laden zum Weilen ein, weil in ihnen, ganz im Gegenſatz zu unſern kalt und unharmoniſch behandelten, ſogenannten eleganten Wohnungen der gebildeten Klaſſen, Styl und Harmonie herrſchen.

Außerordentlich ſchön, beſonders im Aeußern, iſt auch die ſtyliſtiſch vollkommen richtig und mit künſtleriſchem Gefühl durchgeführte Ungariſche Holzkirche, welche im Park mitten unter hohen alten Bäumen ſteht. Die Art dieſer höchſt intereſſanten Bauten iſt erſt vor wenigen Jahren durch die Aufnahmen des ungariſchen Architekten Schulcz (Ferenez) in weiteren Kreiſen bekannt geworden. Das Innere dieſer Kirche iſt leider durch eine darin veranſtaltete Ausſtellung Ungariſcher Faß-Produkte verunſtaltet. Zu den vorzüglichſten Holzbauten, welche im Park natürlich ſehr reich vertreten ſind, gehört das in einem Hof gegenüber dem Schweizer Caféhauſe eingeklemmte Haus im Schweizer Styl, welches die Parquet-Fabrik in Interlaken errichtet hat.

Bemerkenswerth iſt auch das aus Eiſen und Glas hergeſtellte Palmenhaus der Wagnerſchen Eiſengießerei, welches von den meiſten ähnlichen Anlagen der Art durch eine ſehr gefällige Geſammt-Dispoſition und ſchöne Verhältniſſe ſich ſehr vortheilhaft auszeichnet. Viel Anerkennung verdienen ihrer architektoniſchen Behandlung wegen auch einige Reſtaurationen, Bierhallen und Caféhäuſer, welche ja einen ſo anſehnlichen Theil unter den zahlreichen Einzelbauten des Parkes einnehmen. Viel Spott erregte der Pavillon der Oeſterreichiſchen Sparkaſſe, welcher ſo viel ich weiß, immer leer ſtand, weil in Oeſterreich noch nicht geſpart wird. Außerdem giebt es natürlich viele Bauten von mittelmäßiger oder ganz verfehlter Art. Von ihnen kann ich nichts berichten, denn ich mußte meine Zeit für Beſichtigung des vielen Schönen, das dieſe Ausſtellung in ſo reichem Maße bietet, zuſammenhalten.

B—au.

Spanien.

Wir erhalten von einem deutſchen Gelehrten, der mit der Geſchichte und den Zuſtänden Spaniens durch ſeine Studien bekannt iſt, folgende Zuſchrift:

Geehrter Herr!

In einer der letzten Nummern der Grenzboten haben Sie das Verhalten unſerer großen nationalen Preſſe zu dem „Fall Werner“ einer zwar hart klingenden, aber vollſtändig gerechten Beurtheilung unterzogen. Geſtatten Sie

Digitized by

mir noch ein paar Bemerkungen dazu zu machen, die weniger unſere Preſſe und den Kapitän Werner als die ſpaniſchen Dinge ſelbſt erläutern ſollen.

Unſere deutſchen Zeitungen rühmen ſich der Aufmerkſamkeit und der Sorgfalt, mit der ſie ſich aus originalen Quellen über die Zuſtände des Auslandes zu unterrichten bemüht ſind. Es bleibe dahin geſtellt, wie weit dies wirklich der Fall iſt, — ſonderbar ſieht es immer aus, wenn gerade die größten nationalliberalen Organe in Preußen z. B. aus England mit einer und derſelben „Originalcorreſpondenz" prunken?

Doch wie immer die Selbſtändigkeit der originalen Information beſchaffen ſein möge, merkwürdig iſt jedenfalls die Schablonenhaftigkeit in der Beurtheilung der ausländiſchen Ereigniſſe. Daß man Perſonen und Parteien des Auslandes nach ihrer realen Bedeutung, ihrer wirklichen Stellung zu ihrem Lande, unabhängig von ihrer Benennung und dem Aushängeſchild ihres Thuns auffaſſe und charakteriſire, das iſt augenblicklich eine zu hohe Forderung, der nur an vereinzelten Stellen eine Zeitung gerecht zu werden verſucht. Unſere liberalen Blätter ſind vielmehr von vornherein durch die Titulatur „Whigs" oder „Progreſſiſten" oder „Liberale" ſofort bezaubert und gefangen. Die Solidarität nicht der Parteiintereſſen (davon kann ja meiſtens nicht die Rede ſein) wohl aber des Parteinamens verwirrt den Blick des Beobachters und richtet im Kopfe der Leſer eine traurige Urtheilsloſigkeit an.

Wie viele Publiciſten unſerer liberalen Zeitungen, in specie der gemäßigt liberalen oder nationalliberalen Zeitungen hat es in Deutſchland gegeben, die *nicht* im Herbſte 1868 die ſpaniſche Revolution mit Beifall begrüßt? Daß jeder gebildete und modern geſinnte Menſch den Sturz der „tugendhaften" Iſabella und ihrer liederlichen Wirthſchaft mit gerechter Befriedigung erlebt, iſt ſelbſtverſtändlich. Aber wie viele giebt es, die ſich die Frage vorgelegt haben, ob die ſiegreiche Revolution irgend welche Beſſerung gebracht oder nur zu bringen ernſtlich beabſichtigt oder ſie zu bringen die Fähigkeit beſeſſen habe? Die optimiſtiſche Sympathie mit den „liberalen" Politikern war der allgemeine Feldruf unſerer deutſchen Preſſe. Politiſch ganz unfähige Generale wie Serrano, Prim, Topete, die Gebrüder Concha u. ſ. w. Phraſenmacher wie Caſtelar und Zorrilla, ehrgeizige Journaliſten wie Rivero und Sagaſta, Ränkeſchmiede und Intriguanten wie Olozaga: das waren die Helden, welche die Wiedergeburt Spaniens herbeiführen ſollten! Und wenn neuerdings dieſe Männer, die wenigſtens eine gewiſſe Routine im öffentlichen Leben beſaßen, verdrängt und erſetzt werden durch obſcure Leutchen wie Salmeron, Pi y Margall oder gar Contreras, ſo gehört eine gute Portion Urtheilsloſigkeit dazu, von ihnen etwas zu erwarten! Weil die Revolution von 1868 parlamentariſche Formen zu ihrem Spielzeug ſich gewählt, deshalb allein hielt die

Digitized by Google

europäiſche Preſſe ſich ſelbſtverſtändlich für verpflichtet, ihr Treiben mit Wohlwollen zu betrachten und zu begleiten.

Wer das ſpaniſche Leben des letzten Jahrzehntes beurtheilen will, hat ſich verſchiedene Sätze gegenwärtig zu halten, die dann allerdings aller Schönfärberei ein Ende machen müſſen. Einmal, es iſt eine Illuſion, in die Fernſtehende leicht verfallen, die Programme der liberalen Führer in Spanien für ernſtgemeinte zu halten. Nein, jene Leute haben überall und ausſchließlich nur perſönliche Intereſſen im Auge: ôte-toi que je m'y mette iſt das einzig durchſchlagende Programm ſpaniſcher Politik. Vielleicht geben wir eine Ausnahme zu: ſoweit unſere Information reicht, iſt Caſtelar wenigſtens ein ehrlicher Idealiſt, der auch endlich anfängt einzuſehen, daß nicht mit Phraſen, ſondern mit Kanonen Spanien im Zaum zu halten iſt. Jedoch ſind über dieſe allerneueſte Wendung die Akten noch nicht geſchloſſen.

Sodann, der Parlamentarismus in Spanien iſt eine reine Spiegelfechterei, ein kindiſches Treiben. Wer eine wirkliche parlamentariſche Regierung in Spanien für möglich erklärt, beweiſt mit ſolchem Urtheile nichts mehr als ſeine eigene Unkenntniß ſpaniſcher Geſchichte und ſpaniſchen Charakters. Ob parlamentariſche Formen beſtehen oder vergehen, iſt ganz gleichgültig für die Entwicklung der ſpaniſchen Nation: mögen ſie immerhin fortdauern: ſie werden nicht Schaden anrichten, ſobald die innerliche Wendung in der Nation, auf die der Freund Spaniens hofft, erſt eingetreten ſein wird. Die ſpaniſche Nation hat erſt wieder arbeiten zu lernen: das iſt das A und O aller ſpaniſchen Politik, heute ſind die Ausſichten freilich noch ſehr geringe, daß man dieſen Entſchluß wirklich faſſen und ausführen wollte!

Die ſpaniſche Frage kann nur gelöſt werden durch einen Mann, der mit der größten Energie und Thatkraft Einſicht und Willen zu langſamer, zäh andauernder und conſequenter Reformarbeit verbindet. O'Donnell und die Union liberal waren eine kurze Zeit auf dem richtigen Wege, aber es fehlte die Ausdauer und die Beharrlichkeit, die Energie: das kokettirende Spiel mit parlamentariſchen Formen, wenn es nöthig würde, über Bord zu werfen. Ein aufgeklärter Despotismus, der Schulen errichtet und darauf ſieht, daß in ihnen gelernt wird, der Wege und Eiſenbahnen baut und die materielle Exiſtenz der Spanier in der Arbeitsleiſtung der Einzelnen hebt und fördert, ein derartiger energiſcher und einſichtiger Regent wäre wohl der leichteſte und glücklichſte Weg aus dem Chaos der Gegenwart! Aber wo einen ſolchen finden?

Vielleicht wäre der Hohenzoller der Meſſias für Spanien geworden? Wir wiſſen es nicht. Unter den gegenwärtigen Führern ſieht kein einziger ſo

Digitized by Google

aus, als ob von ihm etwas zu hoffen. Sie sind Einer so gut oder so schlecht wie der Andere.

Und eben weil so sich das Bild des gegenwärtigen Spaniens zeigt, eben deshalb ist es für den Nichtspanier Verblendung und Thorheit, die eine der mit einander ringenden Faktionen gegen die andere unterstützen oder fördern zu wollen, sei es direkt oder indirekt. Daß aber Kapitän Werner's Auftreten faktisch einer Parteinahme, einer Unterstützung der Madrider sogenannten Regierung gleichkam — wer das nicht Wort haben will, mit dem ist jedes Wort der Diskussion überflüssig und von Uebel!

5. Oktober 1873.

Unter den französischen Kriegsgefangenen bei Köln.

Von Dr. Jos. Kamp.

4.

Woher die vielen Entweichungen der Mannschaften?

Aus eigener Initiative gingen sie wohl zum geringsten Theile hervor. Vielmehr waren sie Folge von Einflüsterungen, welche von Außen her kamen und durch verschiedene Kanäle den Gefangenen zuflossen.

Es ist unzweifelhaft, daß sich in den angrenzenden Ländern, namentlich in Belgien Gesellschaften gebildet hatten, welche Emmissäre nach Deutschland sandten, um sich durch Ueberbringung freiwilliger Gaben, durch Spendung religiösen Trostes, Verbreitung von Schriften u. s. w. die Genehmigung zum Besuche der Gefangenen-Depots zu verschaffen und dann theils durch falsche Nachrichten über den Erfolg der französischen Waffen, (J'ai passé presque oute la journée au camp pour aider Monsieur M., avocat de Paris venant de Lille. Il parait que dans le Nord on organise admirablement, le général Faidherbe est une capacité) theils durch lockende Anerbietungen die geeignet scheinenden Persönlichkeiten zur Desertion zu verleiten und sie über die Grenze zu bringen. Sogar suchten solche Agenten bei den Gefangenen für verschiedene politische Parteien in Frankreich Propaganda zu machen. Von Wilhelmshöhe aus war bekannt, daß im December 1870 ein mit Geldmitteln reichlich versehener Pole mit belgischem Paß und französischem Namen die deutschen Städte, in denen Gefangenen-Depots sich befanden, bereiste, um unter diesen Aufwiegelung und Meuterei zu stiften. Anfangs Januar 1871 wurde ein Belgier hier erwartet, welcher von Mainz und Frankfurt kommen wollte, um

ſich mit den Gefangenen zu verrätheriſchen Zwecken in Verbindung zu ſetzen. Kurz, in umfaſſender Weiſe wurde im Ausland, beſonders von Brüſſel aus und durch den franzöſiſchen Geſandten in Wien der Plan betrieben, um Complotte unter den Kriegsgefangenen anzuzetteln und ſie zu Maſſendeſertionen reſp. gewaltſamen Erhebungen aufzuwiegeln. Waffen für die ausbrechenden Gefangenen ſollten in das Land eingeſchmuggelt, theils an der Grenze bereit gehalten werden.

Der anerkennenswerthe Eifer, mit welchem unſere Polizeibeamten auf dergleichen Gegenſtände vigilirten, führte zu folgendem tragikomiſchem Zwiſchenfall. Das Gouvernement erhielt die Meldung, daß auf dem Hauptſteueramt eine Kiſte mit Chaſſepots aus Mancheſter angelangt und mit Beſchlag belegt worden ſei. Der Adreſſat, ein hieſiger Kaufmann, wurde ſofort verhaftet. Die Unterſuchung erwies jedoch, daß die Kiſte durchaus keine Gewehre, ſondern ſehr friedliche Gegenſtände in ſich barg. Nämlich auf dem Frachtſchein ſtand ſehr undeutlich Cachepot (Umhüllungen für Blumentöpfe); der Beamte witterte Chassepot und veranlaßte die Confiscation der Sendung und Verhaftung des Adreſſaten. Letzterer hat ſomit das Verdienſt, für das Vaterland wenn nicht geblutet, ſo doch wenigſtens zwei Stunden „gebrummt" zu haben. Ob er dafür die Erinnerungs-Medaille erhalten, weiß ich nicht.

Weiterhin ſuchte man vom Auslande her durch Zeitungen auf die Stimmung der Gefangenen einzuwirken, namentlich durch den Drapeau und die Indépendance Belge, welche letztere gegen Ende des Jahres 1870 in einer ungewöhnlich großen Zahl in Deutſchland verbreitet war und direkt oder indirekt an die Gefangenen geſchickt wurde. Da die Indépendance ſich vor anderen Blätten durch entſtellende und lügenhafte Nachrichten über den Verlauf des Krieges und durch ihre entſchiedene Parteinahme für Frankreich in der Weiſe auszeichnete, daß es vielleicht durch das nationale Intereſſe geboten geweſen wäre, deren Verkauf und Verbreitung im Verwaltungswege zu inhibiren, mußte nach Kräften dafür geſorgt werden, dieſes Blatt den Gefangenen fern zu halten.

Zu den Wühlereien der Agenten und Zeitungen geſellten ſich drittens die an die Gefangenen gerichteten brieflichen Mittheilungen aus Frankreich. Ein darauf bezüglicher kriegsminiſterieller Erlaß vom 18. Januar 1871 verfügt in dieſer Beziehung Folgendes: „Es muß erwartet werden, daß die Durchſicht der Correſpondenz der Kriegsgefangenen, insbeſondere der einlaufenden Briefe ſorgſam bewirkt wird. Briefe ungehörigen Inhalts ſind nach dem Ermeſſen des Gouverneurs, Commandanten, Garniſon-Aelteſten u. ſ. w. zu vernichten. Empfehlenswerth iſt es aber, die vernichteten Briefe in einem Journale zu notiren, um ſpäteren Reclamationen erfolgreich begegnen zu können. Die Controlle hat ſich auch auf das Papier der eingehenden Briefe

Digitized by Google

zu erſtrecken, da es ſich ergeben hat, daß Abſender ſich chemiſch präparirter Papiere u. ſ w. bedient haben. Pakete dürfen den Adreſſaten nie uneröffnet zugeſtellt werden." Wirklich fanden ſich in vielen Briefen förmliche Aufforderungen, einen Befreiungsverſuch zu machen, theils in gewöhnlicher Sprache (Que faites-vous dans votre camp? n'y a-t-il aucun parmi vous qui prenne la clef des champs, êtes vous bien gardés, êtes vous nombreux? Vous êtes de vraies armées en Prusse, si vous vous leviez, vous feriez une armée immense), theils in einem für die Pruſſiens unverſtändlichen Patois (Digay mé en patois etc.) Dazu kommen höchſt pathetiſche Schilderungen über die Erfolge franzöſiſcher Waffen. Davon ein Beiſpiel. (Datum 1. Januar) „Paris renferme une armée immense et à sa tête des hommes de coeur tels que Trochu, Ducrot etc.; tous les jours on essaie 24 canons au fort Mont Rouge, cette armée s'organise, se fortifie et a déjà repoussé l'ennemi de sorte qu' aujourdhui les prussiens ne peuvent plus bombarder la ville. Il y a encore tout récemment d'enrégimentés 200 bataillons de gardes nationaux mobilisés qui font partie de l'armée. Les nouvelles arrivent par ballon. Il y a encore des vivres pour jusqu' au mois de Février et plus. Sur la Loire il y a l'armée du général Chanzi combinée avec celle de l'Ouest qui se trouve en ce moment au Mans. Un peu plus loin Bourbaki avec l'aile gauche et le centre de l'armée de la Loire qui forme une autre armée derrière ces armées des reserves qui s'organise journellement. Une petite armée se trouve en ce moment à Lyon et au dessus. Gambetta se trouve en ce moment à Lyon et il n'y restera pas inactif, il a visité tous les corps d'armée de la Loire. Il y a enfin au Nord l'armée du général Faidherbe qui est aussi assez forte, elle a battu ces jours à Amiens, les prussiens annoncaient qu' ils avaient remportée une brillante victoire et il n'en était rien, les Francais ont couché sur le champ de bataille, cette armée est encore une fois sur pied, elle peut tenir tête à l'ennemi." Aehnliche Schriftſtücke, welche mehr Dichtung als Wahrheit enthielten, gelangten ſelbſtverſtändlich nicht in die Hände der Adreſſaten, und als die Gefangenen dies merkten, ſchrieben ſie in ihren Briefen warnende Winke nach Hauſe. (Ne mettez rien de politique sur la lettre, autrement je ne la recevrai pas. Oder: ne me parle pas de la guerre parsque on lit les lettres et on ne les donne pas si il y a quelque chose dessus qui ne leur va pas. Oder: ne me parlez pas des évenements politiques qui se sont accomplis.)

Daß wir aber die allergefährlichſten Feinde, wirkliche Wölfe in Schafskleidern, in unſrer Mitte hegten und pflegten, wußten wir ſelbſt anfangs nicht. Es waren dieſes franzöſiſche Geiſtliche, welche gegen eine monatliche Remuneration von fünfzig Thalern und zehn Thalern Cultuskoſten-Entſchädigung zur Spendung des religiöſen Troſtes bei den Kriegsgefangenen be-

Digitized by Google

rufen, das in sie gesetzte Vertrauen mißbrauchten und anstatt sich innerhalb der Ausübung ihrer geistlichen Functionen zu halten, sich vielmehr zu einer preußenfeindlichen agitatorischen Thätigkeit hinreißen ließen. Einer derselben liebte es besonders, im Lager Wahn die Gefangenen haufenweise um sich zu versammeln, um ihnen Hoffnung zu machen, daß es in Zukunft besser gehen würde, und daß es mit Frankreich durchaus nicht so schlecht stände, wie die Preußen ausposaunten. In Folge dessen ließ sich immer eine gewisse Aufregung unter den Gefangenen bemerken, so oft dieser Geistliche sie besucht hatte. Am 24. December 1870, also an demselben Abend, an welchem, wie gleich bemerkt werden wird, ein Aufstandsversuch in den rheinischen Gefangenen-Lagern signalisirt war, kam er mit einem französischen Officier unter sehr verdächtigenden Umständen ins Lager, angeblich zur Ueberbringung von Liebesgaben und suchte sich später in zwei Verhören durch widersprechende und unwahre Aussagen zu rechtfertigen. Ein anderes Mal hatte der würdige Herr die Uebermittlung eines offenen Briefes übernommen, in welchem ein Gefangener einen Wirth in Wahn um Einschmuggelung von zwei Fäßchen Schnaps ersuchte. Ein anderer Abbé, A. Deblaye, Verfasser einer von Unwahrheiten und Entstellungen strotzenden Schrift „Les prissonniers Français à Kalk et au Gremberg près Cologne. Paris 1871.“, deren Characterisirung ich an dieser Stelle nicht geben kann, hat sich trotz des ihm bekannten kriegsministeriellen Verbots im December 1870 erlaubt, zwei andere französische Geistliche zur Abnahme der Beichte bei den Gefangenen heranzuziehen, und war Grund zu der Annahme vorhanden, daß diese Herren zu der am 24. December beabsichtigten Revolte im Lager beigetragen, um so mehr, da sie einige Tage nachher, als die Untersuchung gegen Deblaye eingeleitet war, aus ihrer in Kalk auf längere Zeit gemietheten Wohnung urplötzlich auf Nimmerwiedersehen verschwanden. In der Times veröffentlichte er am 3. Januar 1871 einen Artikel, worin er unwahre Thatsachen berichtete, u. A., daß die kranken Kriegsgefangenen im Kalker Lazareth auf nassem Stroh gebettet seien, und der nothwendigsten Gegenstände entbehrten, um sich gegen die herrschende rauhe Witterung zu schützen. Obwohl er diese Angaben in einem späteren Artikel erheblich modificirte, setzte er dennoch später solche Correspondenzen an holländische und andere Zeitschriften fort. — Es versteht sich von selbst, daß die Militärbehörde solchen verdächtigen und gefährlichen Persönlichkeiten die Seelsorge für die Kriegsgefangenen und die Erlaubniß zum Besuch der Lager entziehen mußte. Deblaye wurde am 27. Januar 1871 angewiesen, innerhalb 24 Stunden die Polizeibezirke von Köln, Kalk, Deutz und Wahn zu verlassen.

Diese verschiedenartigen Wühlereien sind nicht ohne Erfolg geblieben, vielmehr haben sie ein großartiges Resultat erzielt, eine geheime Verbindung

Digitized by Google

zwiſchen den Gefangenen-Depots Köln, Koblenz und Mainz zu dem Zweck, am 24. December 1870 einen gemeinſamen Aufſtandsverſuch mit gewaltſamer Maſſen-Deſertion zu machen. Von Koblenz aus aviſirt, hatte die hieſige Militärbehörde ſo umfangreiche Maßregeln getroffen, daß die imponirenden Streitkräfte, die ſich am 24. December in und vor den Lagern entfalteten, den Franzoſen den Glauben an die Möglichkeit, ihre Pläne auszuführen, benahm. Es war ein eigenthümlicher heiliger Abend, den wir da feierten, fern von unſern Lieben, welche ſich, wenn auch nicht ohne einige Beſorgniß, zu derſelben Zeit um den gezierten Weihnachtsbaum ſchaarten. Die Nacht verlief ruhig; nur wurden durch einen eigenthümlichen Zufall ſowohl die Bewachungstruppen, als auch die Bürgerſchaft in nicht geringe Erregung geſetzt. Nämlich in derſelben Nacht riß der ſtarke Eisgang des Rheines das Eiſenbahn-Trajekt zwiſchen Bonn und Obercaſſel los, und als dieſes rheinabwärts bis Mülheim treibend, unterwegs Böllerſchüſſe als Nothſignale abfeuerte, da hieß es: „Jetzt geht's los", und man wartete geſpannt der Dinge, die da kommen ſollten. Aber es ging nicht los, nur wurde im Lager Gremberg ein Franzoſe, welcher einem Poſten nicht parirte, erſchoſſen, ſonſt paſſirte Nichts, und am andern Tage wurde zur allgemeinen Heiterkeit die Veranlaſſung jener Schüſſe ermittelt.

Klaſſiſche Findlinge.

Nach den Originalen mitgetheilt von C. A. H. Burkhardt.

(Zum Goethe-Schiller Briefwechſel.)

1) Unbekannter Brief Goethes an Schiller.

Jena im März*) 1802.

Die Nachricht, daß Sie mit entſchiedenem Intereſſe einen neuen Gegenſtand bey ſich herumtragen, macht mir viel Freude, ſowohl für Sie als für uns ich wünſche guten Succeß.

Seitdem ich mich aus den weimariſchen Stürmen gerettet, lebe ich recht zufrieden und froh und auch nicht ganz unthätig, indem ſich einige lyriſche Kleinigkeiten eingeſtellt haben, mit denen ich zwar nicht als Werken, doch aber als Symptomen ganz wohl zufrieden bin.

Dafür daß Sie den 5. März ſo glücklich überſtanden, wären Sie dem

*) c. 8. März.

d by Google

Bürgermeiſter als einem zweyten Aesculap einen Hahn ſchuldig geworden, da er unter deſſen von oben herein ſolchen Lohn empfangen, können Sie Ihre Dankbarkeit in petto behalten.

Bey dieſer Gelegenheit dachte ich wieder was es für ein ſonderbares Ding um die Geſchichte iſt, wenn man von ihr die Urſachen, Anläſſe und Verhältniſſe der Begebenheiten im einzelnen fordert; ich lebe dieſen letzten Ereigniſſen ſo nahe, ja ich bin mit darin verwickelt und weiß eigentlich immer noch nicht wie ſie zuſammenhängen. Vielleicht waren Sie glücklicher als ich.

Schelling hat ein Geſpräch geſchrieben: Bruno oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge. Was ich davon verſtehe oder zu verſtehen glaube iſt vortrefflich und trifft mit meinen innigſten Ueberzeugungen zuſammen. Ob es uns andern aber möglich ſeyn wird dieſe Compoſition durch alle ihre Theile zu folgen und ſie ſich wirklich als im Ganzen zu denken, daran muß ich noch zweifeln.

Uebrigens weiß ich nicht viel zu ſagen als daß mir Abends, wenn es 7 Uhr werden will, ſehr oft der Wunſch entſteht, Sie und unſern edlen Meiſter auf ein paar Stunden bey mir zu ſehen. Daß übrigens einige Frauenzimmer hier noch ſinglustiger als unſere Freundinnen und dabey glücklicherweiſe muſikaliſcher ſind, wodurch denn meine innere Singluſt von Zeit zu Zeit erregt wird.

Das verſprochene Buch habe ich leider noch nicht wieder finden können.

2) An Frau v. Schiller.

Vor allem werthe Frau, danken Sie Schillern, daß er ſich zu meinen (sic!) beſten verwendet hat, es iſt nun alles auf einem recht guten Wege. Sodann haben Sie die Güte inliegenden Brief an Frau von Staël zu beſorgen und ſuchen Sie mir wo möglich auf die Fragen, die hiernächſt verzeichnet ſind, mir morgen Abend mit den (sic!) Boten Antwort zu verſchaffen; Denn wenn ich die Freundin nur einigermaßen empfangen will, daß ſie die Paar Tage, welche ſie hier zubringt nicht verflucht, ſo muß ich doch eigne Anſtalten machen; denn es ſieht durchaus etwas wüſt und zerſtöhrt hier aus.

Ich ſchwimme und bade ſo gut ich kann wenn wir nicht tugendhafter wären als wir ſelbſt wiſſen und geſtehen wollen, ſo müßte uns, ein Zuſtand, der nichts als Aufopferung enthält ganz unerträglich werden. Grüßen Sie Schillern, ohne ihn an ſeinem Werke zu ſtören, worauf ich mich herzlich freue. Leben Sie recht wohl und verzeihen Sie mir dieſe Zudringlichkeit.

Jena, d. 16. Dec. 1803. Goethe.

3) Zum Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Stuttgart 1856.

I. Seite 302.

Nach den Worten „Kritiſchen Natur nach Einheit" iſt einzufügen: Ari-

Digitized by Google

ſtoteles, den die Herrn immer gern meiſtern möchten und den ich in dieſen Tagen auch wieder vornehmen will, ſcheint mir dieſe Sache viel beſſer getroffen zu haben.

Nach den Worten „jetzt die wichtigſte“: iſt der Paſſus über Humboldt geſtrichen, der ſo lautet: Humboldts Gegenwart hat meine Schädelſtätte wieder einigermaßen in Bewegung geſetzt, ich weiß nicht, wie lange das Leben, das durch ihn erregt worden, fortdauern wird.“

Seite 233 nach „geben bitte“ iſt einzufügen: vielleicht kann er mir mit dem zweyten Stück des gegenwärtigen Jahres aushelfen, das mir fehlt.

Nach „naiv“ iſt einzufügen: Ich habe auch ſchon gedacht, ob man nicht die drey Geſänge meines epiſchen Gedichts (Hermann und Dorothea) indeſſen ſollte etwa ins erſte Stück geben, bis das liebe Frühjahr die übrigen brächte. Es iſt aber auch gewagt, den Anfang beſonders von ſo einer kleinen Compoſition die ſich leicht überſehen läßt zu publiciren und dann muß man doch auch den leidigen Mammon gedenken, denn da das Ganze ſo ſtark wird, als die Luiſe von Voß, ſo würde es wenigſtens einen halben Band meiner Schriften geben, wobey ich dennoch den Spaß hätte, es auf Einmal gedruckt zu ſehen, ich weiß daher nicht recht, was man thun oder laſſen ſoll.

Seite 234 nach bekommen: Das zweyte Stück des philoſophiſchen Journals hat ſich ſoeben gefunden. Freund Niethhammer erhält daher beyliegende nun mit Dank zurück.

Seite 175. Bei dem Abſatz „befinde“ iſt ausgelaſſen: Sehr erwünſcht iſt es, daß Sie die ganze Maſſe noch einmal überſehen könnten, ehe Sie mir das achte Buch zurückgeben und mir Ihre Gedanken ausführlicher darüber ſagen. Ich ſelbſt werde vielleicht noch lange nicht im Stande ſeyn, dieſen Blick zu thun und was ich nicht durch Ihre Augen ſehen könnte, mir vielleicht lange verborgen bleiben.

Ich ſelbſt glaube kanm, daß eine andere Einheit, als die der fortſchreitenden Stetigkeit in dem Buche zu finden ſeyn wird, doch das mag ſich zeigen und da es eine Arbeit ſo vieler Jahre und wenn nicht ein Günſtling doch ein Zögling der Zeit iſt, ſo bin ich, wenn man kleines und großes vergleichen darf hier zugleich Homer und Homeride bey einem obgleich nur im allgemeinen angelegten Plan bey einer erſten Haltbarkeit und der zweiten Umarbeitung bey einer tauſendfältigen Abwechſelung der Zuſtände war es vielleicht das Gemüth allein, das dieſe Maſſe bis auf den Grad organiſiren konnte. Helfen Sie mir nun, da wir ſo weit ſind, durch Ihre liebevolle Theilnahme bis ans Ende und durch Ihre Betrachtung über das Ganze auch für die Zukunft. Ich werde, in ſo fern man in ſolchen Dingen Herr über ſich ſelbſt iſt, mich künftig nur an kleinere Arbeiten halten nur den reinſten Stoff wählen um in der Form wenigſtens alles thun zu können was meine Kräfte vermögen. Außer Hero und Leander habe ich eine bürgerliche Idylle im Sinn, weil ich doch ſo etwas auch muß gemacht haben. Leben Sie recht wohl und ſchreiben Sie mir von Zeit zu Zeit. Dieſe Woche habe ich manches in irdiſchen ja in unterirdiſchen Geſchäften zu thun und es wird mir immer äußerſt wohlthätig ſeyn wenn mich ein Laut von Ihnen aus der Geſellſchaft der Kobolde herausruft.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXXII. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

№ 42.

Ausgegeben am 17. Oktober 1873.

Inhalt:

	Seite
Bedeutung des Reichstags. II. (Schluß.)	481
Deutsche Dichtung. Von der Tragödie insbesondere. Von C. A. Buchheim.	497
Deutsche Geschichte. 4. Die Reichsidee. 3—4.	505
Der preußische Adel und die deutsche Einheit.	513
Der englische Unter-Unterstaatssekretär. Ein Brief an den Herausgeber. Von Gustav Freytag.	520
Neue Forschungen über Kopernikus und sein Zeitalter. Von Max Jordan.	533
Briefe eines Verstorbenen an einen Lebenden. Dritter Band. Von Heinrich Laube.	537

Verantwortlicher Redakteur Max Jordan.
Verantwortlicher Verleger Eduard Grunow in Leipzig.

Leipzig, 1873.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Dr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Geschworene oder Schöffen? *)

Ein Votum aus Schwaben.

„Freiheit ist bei der Macht allein;
Ich leb' und sterb' bei dem Wallenstein!"

Ob wohl Schiller dem Holkischen Jäger hier eine politische Wahrheit in den Mund legen wollte? Schwerlich! Denn die Freiheit der Wallenstein'schen Soldateska war doch von Schillers Freiheitsideal sehr verschieden. — Eine wenigstens relative politische Wahrheit enthalten übrigens die Worte des Jägers: und zwar eine Wahrheit, welche in Deutschland lange genug verkannt worden ist; denn wem ist nicht noch der erbauliche langjährige Streit in trauriger Erinnerung: ob Deutschland „durch Einheit zur Freiheit" oder durch „Freiheit zur Einheit" gelangen solle? Den Streit, welchen alle Begeisterung von Schützen-, Sänger-, Turner- und anderen Festen schwerlich je zum Austrage gebracht haben würde, haben die Ereignisse der letzten Jahre in der Hauptsache geschlichtet: Deutschland hat durch diese Ereignisse endlich diejenige Einheit und damit diejenige Macht errungen, welche die unentbehrliche Grundlage der Freiheit ist; denn ohne Unabhängigkeit nach Außen, ist auch alle innere Freiheit prekär.

Für unser Verhältniß dem Ausland gegenüber, können wir also den Wahlspruch des Holkischen Jägers wohl gelten lassen, auch wenn wir uns des Gefährlichen dieser Art von Freiheit wohl bewußt sind. Unter der Herrschaft des Systems des „europäischen Gleichgewichts" hat Deutschland lange genug den Amboß vorgestellt; wenn wir auch nun den Hammer unserer Macht Niemand wollen fühlen lassen, so empfinden wir doch eine vollberechtigte Befriedigung darüber, daß wir ihn jetzt in der Hand halten; gebrauchen wollen wir ihn ja nur gegen denjenigen, welcher uns etwa stören wollte, unser Haus so einzurichten, wie es uns gefällt.

Bedenklicher ist die Anwendung jenes Soldatenspruchs auf die innere

*) Wir erhielten diese Erörterung unsres Herrn Mitarbeiters bereits vor Abdruck der Artikel des Herrn Prof. v. Bar über denselben Gegenstand. Wir geben die Abhandlung mit dem Vorbehalt, unsre, zwar nicht zu Gunsten der Schöffen- aber zu Gunsten der Geschwornengerichte von den Ansichten des Herrn Verfassers theilweise abweichenden Anschauungen in besonderer Darstellung zur Geltung zu bringen. D. Red.

Digitized by Google

Freiheit; der Jäger denkt ſich unter der Freiheit nichts als die Möglichkeit, zu thun, was ihm gefällt, und um dieſe Freiheit zu genießen, bedarf es nicht bloß eines gewiſſen Grades von Macht, ſondern einer abſoluten Uebermacht über alle neben ihm Stehenden. Die bürgerliche Freiheit beruht in noch viel höherem Grade als der europäiſche Friede auf dem „Gleichgewicht der Kräfte", auf dem Gleichgewicht der conſervativen und der fortſchreitenden, der liberalen Parteien; wenn einmal eine Partei im Beſitz derjenigen Macht iſt, welche der Wallenſtein'ſche Jäger begehrt, ſo iſt es um die bürgerliche Freiheit geſchehen, mag die herrſchende Partei ſich im Uebrigen conſervativ oder radikal nennen.

Die grimmige Erklärung des Reichskanzlers: „Ich verbitte mir, daß man mich vom „Volk" ausſchließen will," hat nach den Zeitungsberichten „Murren links" hervorgerufen; unſeres Erachtens hätte die linke Seite des Reichstags, wenn ſie von der ſchroffen Form der Erklärung abſehen wollte, alle Urſache gehabt, deren Inhalt ſtatt mit Murren mit lebhaftem Beifall zu begrüßen; die Erklärung, daß auch die Miniſter, die Regierung, zum Volk gehören, aus dem Volk hervorgehen, iſt mit ſolchem Ernſt unſeres Wiſſens in Deutſchland noch nicht oft aus dem Mund eines Miniſters vernommen worden; im Munde eines Bismarck iſt dieſe Erklärung keine hohle Phraſe, ſondern eine dem Princip, wo nicht des Parlamentarismus, ſo doch entſchieden des Conſtitutionalismus zu Theil gewordene Huldigung. — Solange die Regierung, die vollziehende Gewalt, die Rechte der Volksvertretung achtet, nicht im Widerſpruch mit deren Majorität vorzugehen ſucht, ſo lange iſt ein feindlicher Gegenſatz zwiſchen beiden nicht vorhanden, ſoll zum Mindeſten nicht vorhanden ſein. Ein friedlicher Gegenſatz zwiſchen Regierenden und Regierten beſteht natürlich immer, und dieſer Gegenſatz tritt um ſo ſchärfer hervor (und läuft dann natürlich auch um ſo mehr Gefahr in einen feindlichen auszuarten), jemehr Selbſtthätigkeit die Regierten, das Volk im engern Sinn, entwickeln.

Vor Volksſouveränität, Referendum u. dgl. bedanken wir uns — *Εἷς κοίρανος ἔστω εἷς βασιλεύς!* Allein der kräftigen Exekutive ſollen nicht willenloſe Unterthanen, ſondern kräftige Bürger gegenüberſtehen: iſt ein ſolches kräftiges Bürgerthum vorhanden (Bürgerthum natürlich nicht bourgeoisie oder tiers état), ſo kann die Executive nicht anders, als ſich auf einen Theil des Volks, entweder auf die conſervative oder auf die liberale Partei ſtützen, die Regierung kann dann ihren Urſprung aus dem Volk, ihre Zuſammengehörigkeit mit demſelben nicht verläugnen. Je kräftiger aber das politiſche Leben im Staat pulſirt, je lebhafter der Kampf der conſervativen und der liberalen Parteien geführt wird, um ſo größer iſt auch die Gefahr eines Conflicts: je beſſer zwei Steine mahlen, um ſo mehr geben ſie Funken;

Digitized by Google

und daß die Funken nicht das Haus anzünden, daran hat das ganze Volk, haben alle Parteien ein Intereſſe, wenn ſie nicht geradezu ſtaatsfeindlich, wenn ihre Tendenzen nicht deſtruktiv ſind. Iſt einmal der Brand ausgebrochen, ſo iſt das Löſchen ſchwer; die Hauptſache iſt eine gute Feuerwache, welche das Feuer im Entſtehen erſtickt: die Stelle dieſer Feuerwache aber vertritt im Staat die unabhängige, die über den Parteien ſtehende Juſtiz.

Die Luſt zu herrſchen liegt nun einmal in der menſchlichen Natur; ſo lange man ſie nicht auszutreiben vermag, ſo lange wird ſtets diejenige Partei, welche das Staatsruder in der Hand hat, den Angriff auf ihre Herrſchaft für einen Angriff auf das Wohl des Staats, Reformbeſtreben für Revolution zu halten, ihre Gegner als Staatsfeinde zu behandeln geneigt ſein; nicht jeder politiſche Proceß iſt ein Tendenzproceß d. h. nicht jeder politiſche Proceß wird von der jeweilig herrſchenden Partei mala fide angeſtrengt; will ſie aber ihre bona fides zeigen und bewahren, ſo muß ihr gerade ſo wie der jeweiligen Oppoſition an einer unabhängigen Juſtiz gelegen ſein: eine unparteiiſche Rechtspflege iſt die einzige Gewähr dafür, daß bei einem Wechſel der Herrſchaft „Heinrich auf Heinrich, und nicht Amurath auf Amurath folgt."

Das ganze Volk, alle ehrlichen Parteien, Kaiſer, Miniſter und Bürger haben daſſelbe politiſche Intereſſe an der Integrität der Rechtspflege, daſſelbe Intereſſe daran, daß die Juſtiz unparteiiſch ihre beiden Ziele verfolge: nullum crimen sine poena — nulla poena sine crimine, mag auch die Erreichung des erſten Ziels mehr der jeweiligen Regierungspartei, die Erreichung des zweiten mehr „Seiner Majeſtät allergetreueſter Oppoſition" am Herzen liegen; die Rollen können wechſeln und dann iſt die bisher herrſchende Partei ohne ſolche Rechtspflege der Verfolgung und Unterdrückung gerade ſo ausgeſetzt, wie es bis dahin die Oppoſition war.

Den Schutz gegen rechtswidrige Verfolgung ſollen, wie geſagt, die Gerichte gewähren; wie aber müſſen die Gerichte beſchaffen ſein, damit ſie eine Gewähr bieten? Dies iſt die Frage, welche gegenwärtig in der Form der Alternative: „Geſchworene oder Schöffen?" das ganze gebildete Deutſchland bewegt. Denn darüber, daß dieſe Frage eine rein politiſche iſt, daß ſie zum Mindeſten das allgemeine Intereſſe nur deßhalb ſo lebhaft bewegt, weil ſie nicht bloß eine juriſtiſche, ſondern zugleich im höchſten Grad eine politiſche iſt, darüber, meinen wir, ſollte ein Zweifel nicht beſtehen.

Wir wollen darüber nicht ſtreiten, wir wollen ſogar zugeben, daß die Mitwirkung von Volksrichtern neben den Berufsrichtern auch im übrigen Strafverfahren ihre Berechtigung und ihre Vortheile habe, obwohl wir in der pathetiſchen Erklärung mancher Richter: daß ſie in der Fähigkeit, ihren Beruf zu erfüllen, durch jene Mitwirkung weſentlich gefördert worden ſeien, kaum etwas Anderes erblicken können, als ein Armuthszeugniß, welches ſie

Digitized by Google

ſich ſelbſt ausſtellen. — Allein die Frage, ob ein Mörder, Räuber, Brandſtifter, Dieb von einem Collegium rechtsgelehrter Richter allein oder unter Mitwirkung von Volksrichtern abgeurtheilt werde —, und vollends die Frage, ob die Volksrichter in ſolchen Fällen als Geſchworene oder als Schöffen mitwirken ſollen: dieſe Fragen würden ſicherlich den größten Theil des Publikums ſehr kalt laſſen, aus dem einfachen Grund, weil der rechtſchaffene Mann weder an ſich ſelbſt, noch an ſeinen Brüdern oder Freunden die Güte der einen oder der anderen Art von Juſtiz wegen derartiger Verbrechen erproben zu müſſen fürchtet, m. a. W. weil in ſolchen Fällen kein unmittelbares Intereſſe des Publikums berührt wird; würde es keine politiſchen Proceſſe geben, ſo wäre wohl ſelbſt die Bewegung zu Gunſten des öffentlich-mündlichen Verfahrens auf die Kreiſe der Fachmänner, der Rechtsgelehrten beſchränkt geblieben, jedenfalls hätte ſich das Publikum unter dieſer Vorausſetzung für die Mitwirkung von Volksrichtern im Strafverfahren kaum mehr begeiſtert, als für die Einführung einer Civil-Jury, welche bis heute weſentlich die Forderung einiger Gelehrten iſt.

Ganz anders verhält es ſich mit den ſogenannten politiſchen, namentlich alſo den Preßvergehen; Jeder, der an den öffentlichen Angelegenheiten lebhaften Antheil nimmt, muß ſich ſagen, daß auch ihm einmal ein politiſcher —, Jeder, der in ſolchen Dingen etwas drucken läßt: daß auch ihm einmal ein Preßproceß auf den Hals kommen könnte; da hat denn Jeder ein ſehr handgreifliches Intereſſe daran, wer über ihn zu Gericht ſitzt.

Alſo nochmals: Wie müſſen die Gerichte organiſirt ſein, damit durch ſie die politiſche Freiheit eines Volks geſchützt werde? Die Sprache der freiheitsliebenden Griechen gibt uns die Antwort auf die Frage; ſie hat für das Paſſivum: „*Geſchützt werden*“ keinen anderen Ausdruck als für das Medium: „*Sich ſelbſt ſchützen*“. Darin liegt das Geheimniß des wirkſamen Schutzes: wer ſich ſtets nur auf *fremden* Schutz verläßt, der iſt ſchlecht geſchützt, das Volk, welches ſeine Freiheit geſchützt wiſſen will, muß dieſe Freiheit *ſelbſt ſchützen*; und darin liegt denn auch die vollſtändige Rechtfertigung des Verlangens, daß die Strafrechtspflege von Volksrichtern geübt, daß jeder *aus* dem Volk wegen angeblicher Verbrechen *gegen* das Volk *durch* das Volk, durch deſſen Vertreter, durch ſeine „Pairs“ (d. h. Seinesgleichen) gerichtet werde; Verbrechen gegen das Volk in ſeiner Totalität, d. i. gegen den Staat ſind in erſter Linie die politiſchen Verbrechen; da aber im weiteren Sinn alle Verbrechen gegen den Staat, gegen die Staatsordnung gerichtet ſind, ſo iſt auch für ſie die Forderung der Aburtheilung durch Volksrichter gerechtfertigt, jedenfalls aber erſcheint uns dieſe Art der Aburtheilung darum abſolut nothwendig, weil wir für politiſche Verbrechen jede Art von Ausnahme-Gerichten, „populäre“ wie „reaktionäre“ zurückweiſen. Müſſen aber alle Verbrechen von

Digitized by Google

denſelben Gerichten abgeurtheilt werden, ſo muß deren Organiſation auch für alle Verbrechen die gleiche Garantie eines gerechten Urtheils bieten.

Die nothwendigſte Eigenſchaft für denjenigen, welcher ſich gegen Gefahr und Feinde erfolgreich ſchützen, wehren will, iſt Muth; vom Krieger, der mit den Waffen in der Hand den Staat und ſich ſelbſt ſchützt, verlangen wir in erſter Linie: Muth — den Muth, welcher ihn ſein Leben fürs Vaterland opfern läßt; ebenſo aber verlangen wir vom Bürger, welcher berufen iſt, als Richter Recht und Freiheit gegen jeden inneren Feind zu vertheidigen, vor Allem gleichfalls Muth, moraliſchen und politiſchen Muth, der von ſtrenger Pflichterfülluug ſich durch nichts zurückſchrecken läßt, weder durch Stirnrunzeln und Ungnade von Fürſten und Miniſtern, noch durch das Geſchrei des fanatiſirten Pöbels. Und wenn es richtig iſt, was wir oben geſagt haben: daß der Schutz der bürgerlichen Freiheit in letzter Linie in den Händen der Gerichte liege, ſo dürfen wir an dem Programm des Holkiſchen Jägers nur eine kleine Aenderung vornehmen, um es zum Wahlſpruch des Richters wie er ſein ſoll zu machen:

„Freiheit iſt bei dem Muth allein!“

Wollte man nun ſagen: der zum Richteramte erforderliche moraliſche Muth finde ſich bei Volksrichtern in höherem Maaße als bei Berufsrichtern, ſo wäre dies eine Beleidigung, gegen welche die Mehrzahl der deutſchen Richter mit Recht proteſtiren würde; wir wiſſen ja wohl, daß es manchen Richter gibt, der ſein Amt kaum anders anſieht, als eine ihm von der „Regierung“ verliehene Verſorgung, für die er ſich hinwiederum der „Regierung“ dankbar zu erweiſen habe; allein in der großen Mehrzahl ſind denn doch in den politiſchen Kämpfen der Neuzeit die deutſchen Richter auf der Seite des Rechts und der Freiheit geſtanden; und mag da oder dort ein Richter gegen die Machthaber der Regierung ſich ſchwach gezeigt haben, ſo ſtehen auf der andern Seite ſicher eben ſo viele Fälle, wo Geſchworene aus Furcht vor dem Straßenpöbel ſich über das Geſetz hinweggeſetzt, das Recht gebeugt haben. — Mit demſelben Recht wie Fürſt Bismarck kann auch ein Richter dagegen Verwahrung einlegen, wenn man ihn nicht als Glied des Volks gelten laſſen oder gar ihn als natürlichen Feind des Volks darſtellen wollte: auch der Richter iſt Staatsbürger; er iſt aber zugleich Beamter des Staats und darin liegt der Grund gegen die ausſchließliche Verwaltung der Strafrechtspflege durch Berufsrichter.

Man mag den Richterberuf im Intereſſe der Unabhängkeit der Rechtspflege mit noch ſo vielen ſchützenden Privilegien umgeben; der jeweiligen Regierung wird es doch nie an Mitteln fehlen, durch welche ſie auf den einzelnen Richter einzuwirken verſuchen kann, und je größer die Zahl der Berufsrichter iſt, um ſo größer die Gefahr ſolcher Beeinfluſſung. Dieſe Möglichkeit der Beeinfluſſung iſt es, welche einem nur mit Berufsrichtern beſetzten

Digitized by Google

Gericht die unentbehrliche Grundlage einer gedeihlichen Rechtspflege entziehen würde: das Vertrauen des Volks. Dazu kommt noch ein Grund: Das Institut der Einzelrichter im Strafverfahren wird mehr und mehr als etwas Mißliches anerkannt, man verlangt — etwa von Uebertretungen abgesehen — durchweg Richtercollegien oder sagen wir besser: eine Mehrheit von urtheilenden Richtern; sollten diese Richter Berufsrichter sein, so würde nicht nur die schon bemerkte Gefahr der Beeinflussung erheblich gesteigert, sondern es wäre auch die übermäßige Zahl der Richter gar nicht ensprechend beschäftigt; Müssiggang aber ist aller Laster Anfang, und es ist eine bekannte Thatsache, daß je weniger Jemand zu thun hat, um so schlechter er das Wenige besorgt.

Eine Rechtspflege ohne Berufsrichter organisiren zu wollen, ist wohl in unserer Zeit auch dem enragirtesten „Volksmann" noch nicht in den Sinn gekommen, die Frage ist vielmehr nur, in welchem Verhältniß der Berufsrichter zum Volksrichter stehen soll. — Ein Sturm des gerechtesten Unwillens ging vor etwa Jahresfrist durch Deutschland, als ein preußischer Regierungs-Commissär von dem höheren Ehrgefühl der Officiere sprach; Muth und Ehrgefühl, meinte man, haben Gemeine und Officiere in gleichem Maaß gezeigt; hätte der Hauptmann Plock behauptet: die Officiere seien der Mannschaft militärisch an Bildung überlegen, so hätte er schwerlich Widerspruch gefunden. Die Anwendung hiervon auf unsere Frage ist einfach genug: die Volksrichter pflegt Niemand des Mangels an Muth und Pflicht- oder Ehrgefühl zu bezüchtigen, eher kommt es vor, daß man die Berufsrichter in dieser Beziehung gegen demokratische Phrasen in Schutz nehmen muß; dagegen wird Jedermann zugeben müssen, daß der Berufsrichter dem Volksrichter an juristischer Bildung gerade so überlegen ist, wie der Officier dem Gemeinen an militärischer; und indem wir nun die Antwort auf die Frage suchen; ob Schöffen oder Geschworene? behalten wir die Vergleichung noch etwas länger bei und sagen:

Nach den bestehenden Schwurgerichtsgesetzen schickt der Hauptmann seine Compagnie, nachdem er sie „wohl instruirt" hat, gegen den Feind, er selbst aber stellt sich während des Kampfes hinter einen Baum und wartet, ob seine Leute gewinnen oder verlieren; — der Entwurf der deutschen Strafproceßordnung aber und Herr Generalstaatsanwalt Schwarze geben der Compagnie drei Hauptleute, alle drei manöveriren mit, bis der eine kommandirt „Vorwärts", der andere „Rückwärts", der dritte „Halt": die Compagnie soll jetzt entscheiden, welches Kommando das beste ist. — Welche von beiden Compagnien ist besser „angeführt"?

Mit den unzähligen Gründen für und gegen Geschworene und Schöffen wollen wir den Leser ebenso wenig behelligen, als mit rechtshistorischen Erörterungen darüber, ob das eine oder das andere Institut reineren germanischen Ursprungs sei; nicht auf den Ursprung kommt es an, sondern auf die

Digitized by Google

Güte der Institution kommt es in erster Linie an, und wir glauben den Werth und Unwerth der bestehenden und der vorgeschlagenen Einrichtung nicht besser beleuchten zu können, als wenn wir unser Gleichniß in aller Kürze erläutern.

Bei der ersten Compagnie ist die Trennung von That- und Rechtsfrage durchgeführt: der Hauptmann gibt der Mannschaft eine Belehrung, so gut er es versteht, und die Mannschaft befolgt die Belehrung, so gut sie dieselbe verstanden hat; war die Belehrung schlecht oder hat die Mannschaft die gute Belehrung falsch aufgefaßt, so wird es ihr vermuthlich übel gehen; hat sie eine schlechte Belehrung schief aufgefaßt, so kann sie vielleicht durch die gute Führung ihres Ober- resp. Obmanns oder durch persönliche Bravour die Sache zurecht bringen; wenn der Hauptmann dabei wäre, so wäre der Fehler oder das Mißverständniß seiner Belehrung mit zwei Worten aufgeklärt und alles gewonnen; allein — er steht hinter dem Baum und kann nicht einmal durch ein Signal der in Unordnung gekommenen Mannschaft unter die Arme greifen. Und warum das? Sollte etwa durch die Theilnahme des Hauptmanns am Gefecht der Muth der Mannschaft beeinträchtigt werden? Dieser Grund wird für die abgesonderte Berathung der Geschworenen über die That- oder richtiger die Schuldfrage geltend gemacht: aber wenn dieser Grund zutrifft, dann schaffe man lieber alle Volksrichter sogleich ab! Wie? sollten die 12 Geschworenen, welche die Ueberzeugung haben, daß der Angeklagte der ihm zur Last gelegten That nicht schuldig sei, durch den einen*) unter ihnen anwesenden Richter sich so terrorisiren lassen, daß sie gegen ihre Ueberzeugung ein Schuldig aussprechen? — Jedes Gleichniß hinkt, so auch das unsrige: der Soldat ist im Kampf seinem Officier unbedingten Gehorsam schuldig; der Volksrichter aber weiß wohl, daß er die Frage der Schuld nach seiner Ueberzeugung zu beantworten hat; nur hinsichtlich der Auslegung des Gesetzes ist er — moralisch — an die Belehrung des Präsidenten gebunden, denn dazu ist der Präsident da. Aber freilich diese moralische Gebundenheit (eine rechtliche Verpflichtung wollen wir nicht statuiren, denn diese wäre bei dem oft beinahe unlösbaren Zusammenhang zwischen der Schuldfrage und der Auslegung des Gesetzes allerdings gefährlich) diese moralische Gebundenheit, sagen wir, ist gerade manchen Vertheidigern der Schwurgerichte ein Dorn im Auge, es soll darunter angeblich das Gefühl der „vollen Verantwortlichkeit" der Geschworenen für ihren Wahrspruch Noth leiden; die

*) Anmerkung: Wir sprechen von einem Richter, denn die dem Schwurgerichtspräsidenten beigegebenen Richter sind in der öffentlichen Verhandlung kaum mehr als Statisten; im Uebrigen ist ihr Beruf dafür zu sorgen, daß der Präsident bei der Fragestellung u. s. w. keine Fehler mache; man bestelle überall tüchtige Präsidenten, so wird man die Beisitzer entbehren können.

Digitized by

bona fides Vieler, die so reden, wollen wir nicht im geringsten in Zweifel ziehen, wir wenden uns nur an ihren Verstand mit der Frage: kann denn überhaupt diese volle Verantwortlichkeit den Geschworenen von Rechtswegen aufgebürdet werden? Wir müssen darauf entschieden mit Nein! antworten. Das deutsche Strafgesetzbuch ist zwar so gemeinfaßlich geschrieben als möglich, darum bedarf es aber im einzelnen Fall doch noch immer der Auslegung, und diese Auslegung kann nur der Jurist geben; nicht jedem Präsidenten ist es verliehen, in seinem Schlußvortrag die Belehrung so bündig und verständlich zu ertheilen, daß sie allen 12 Geschworenen während stundenlanger Berathung gegenwärtig bleibt; haben sie nun die Belehrung nicht recht verstanden oder vergessen, so sehen sie sich nothgedrungen nach einem andern Berather um, und an die Stelle des legitimen Einflusses des vorsitzenden Richters tritt der illegitime Einfluß des Obmanns; es ist ja bekannt, wie oft der Obmann den Wahrspruch der Geschworenen macht! — Wir zweifeln, wie gesagt, nicht an der bona fides Vieler, welche den Nutzen der „vollen Verantwortlichkeit" der Geschworenen betonen; aber ebenso entschieden müssen wir behaupten, daß andere Vertheidiger des jetzigen Instituts sich in böſem Glauben befinden: es sind diejenigen, welche nicht auf den Muth, sondern auf die Feigheit der Geschworenen rechnen: wenn der Richter da ist, welcher sagt: „Dies ist das Gesetz, und das Gesetz haben wir anzuwenden, mag es uns gefallen oder nicht", dann wird nicht leicht ein Geschworener sich über das Gesetz wegsetzen; eben, weil er sich hier seiner vollen Verantwortlichkeit bewußt ist, wird er auch seinen Wahrspruch unbekümmert um Rücksichten nach oben oder unten abgeben, und hiezu gehört mehr wirklicher Muth, als zu einer Verletzung des Gesetzes; der Muth, der zu dieser treibt, ist der Muth des Verbrechers und kein moralischer Muth mehr; wo aber der Richter fehlt, welcher ihm das Gewissen schärft, da wird er geneigt sein zu sagen: „Die Feinheiten des Gesetzes verstehe ich nicht, ich folge nur meiner innern Stimme", — und weil sie ihrer innern Stimme, d. h. der Stimme des vornehmen und geringen Pariser Pöbels folgten, sprachen die französischen Geschworenen den Meuchelmörder Tonelet frei — und weil diese Freisprechung in den Augen des bekannten „Volksblatts aus Schwaben", des württembergischen Beobachters eine patriotische That war, so will diese Sorte von Politikern das Geschworenengericht um keinen Preis fahren lassen; sehr begründet war freilich der Angstruf des edlen Volksblattes: „Die Reaktionäre werden diese Freisprechung gegen das Schwurgericht verwerthen wollen"; denn wenn nicht die Richter die Verantworlichkeit für das „Nicht-Schuldig" auf die Geschworenen, und die Geschworenen die Verantworlichkeit für das „Freigesprochen" auf die Richter hätten schieben können, so hätte wohl selbst ein französisches Gericht nicht gewagt, einen geständigen Mörder aus Haß gegen die Nation des Gemordeten

Digitized by Google

und aus Furcht vor dem eigenen Pöbel der verdienten Strafe zu entziehen. Aufgehoben und nicht begründet wird das Bewußtsein der vollen Verantwortlichkeit der Richter wie der Geschworenen durch die Trennung des Gerichts in zwei Körper: wenn in Folge einer confusen Belehrung die Geschworenen von einer Frage soviel verneinen, daß eine Freisprechung erfolgen muß, da sagt natürlich der Präsident: „Ich habe meine Belehrung gegeben, was kann ich für den Unverstand der Geschworenen? und die Geschworenen sagen: „Wir haben unsern Wahrspruch nach der uns gewordenen Anleitung gegeben, was können wir für den Unverstand des Präsidenten?"

Sehen wir uns nun die andere Compagnie mit ihren drei Hauptleuten, d. i. das vom deutschen Strafproceßentwurf in Aussicht genommene, aus Berufsrichtern und Volksrichtern gemischte Collegium, an! Dieses System wird von seinen Vertheidigern damit empfohlen, daß hier Berufsrichter und Volksrichter „vollkommen gleichberechtigt" neben einander stehen; allerdings! gerade so gleichberechtigt, wie in unserer Compagnie die Mannschaft und ihre Officiere: wenn die drei Juristen — so viele werden es vermuthlich sein sollen — einmal verschiedener Ansicht über eine Rechtsfrage sind (und unter Juristen pflegt dies gern vorzukommen), so haben die Volksrichter die freieste Wahl, wem sie folgen wollen; nur leider streift diese Freiheit hart an den Fatalismus: der Volksrichter muß sich einer der zwei oder drei Ansichten anschließen und zum Himmel das Vertrauen haben, daß die Ansicht, die er adoptirt, die richtige sei, denn das Kind seines eigenen Denkens ist sie nicht. Das Resultat der Abstimmung in dem „gemischten Collegium" ist gerade so Sache des Zufalls wie bei unserer Compagnie: welches Kommando der Lage am besten entspreche, vermögen die Gemeinen nicht zu beurtheilen; wenn sie das Herz auf dem rechten Fleck haben, folgen sie dem Kommando „Vorwärts"; sind aber die drei Hauptleute von verschiedenem Dienstalter, so haben sie dem Aeltesten zu gehorchen. — Im Richtercollegium soll aber nicht die Anciennität, sondern der bessere Verstand den Ausschlag geben, und insofern sind die Schöffen noch übler daran als die Soldaten; „Vorwäts" müssen sie unbedingt, sie müssen abstimmen, aber wohin? wie? sie können sich schließlich nur an den Nothbehelf halten: in dubio in mitius.

Die „volle Gleichberechtigung" ist ein Stück Speck, hingeworfen, damit das Volksrichterthum sich daran vergifte und das zünftige Juristenthum nicht schädige; es ist aber wohl dafür gesorgt, daß der Fisch auf den Köder nicht anbeißt. Wer eine Rechtsprechung durch Volksrichter will, der setzt voraus und muß voraussetzen, daß die Volksrichter nach Muth und natürlichem Verstand ebenso tüchtig zum Richteramt seien wie ein Berufsrichter; daß sie aber auch an juristischer Bildung diesem gleichstehen, das darf und kann der

Digitized by Google

Geſetzgeber niemals vorausſetzen, und darum iſt die volle Gleichberechtigung der Juriſten und Schöffen eine leere Phraſe. Daß ſich zwölf Geſchworene oder Schöffen, die wir uns doch als intelligente und charakterfeſte Männer denken ſollen, von einem Juriſten ſollten terroriſiren laſſen, dürfen wir nicht annehmen, ohne dem ganzen Volksrichterthum ein Mißtrauensvotum zu geben; dagegen treten wir dieſem nicht zu nahe, wenn wir die Gefahr anerkennen, daß drei formal gebildete, redegewandte Juriſten die 6 oder 9 mit ihnen zu einem Collegium vereinigten Volksrichter — sit venia verbo — niederreden würden. Der Entwurf öffnet uns die traurige Alternative: entweder ſind die Berufsrichter verſchiedener rechtlicher Anſicht, — dann haben wir ein anarchiſches Collegium, wo es der reine Zufall iſt, ob die richtige Meinung durchdringt; oder ſind ſie unter ſich einig, — dann haben wir ein Collegium, deſſen Kopf und Körper die Berufsrichter bilden, welche die Schöffen wie einen Schwanz hinter ſich herziehen.

Vor die Wahl geſtellt zwiſchen dem beſtehenden Schwurgericht und dem Schöffengericht des Entwurfs würden wir darum unbedenklich das erſtere ergreifen; bei allen ſeinen Mängeln beruht es doch auf einem klaren und wahren Princip, auf dem Princip der Selbſtverwaltung im Gebiete der Strafrechtspflege, und iſt darum trotz ſeiner Mängel bis zu einem gewiſſen Grad volksthümlich geworden; freilich gehören zu ſeinen feurigſten Lobrednern auch diejenigen, welche der Meinung ſind, die politiſche Freiheit beſtehe darin, daß jede Anklage wegen eines politiſchen oder Preßvergehens — vorausgeſetzt natürlich, daß ſie gegen einen Anhänger ihrer Partei erhoben war — mit einer Freiſprechung endige; einer Meinung, der wir in keiner Weiſe beizutreten vermögen. Das vorgeſchlagene Schöffengericht aber beruht auf einer Lüge, auf der Lüge der vollſtändigen Gleichberechtigung von Berufsrichtern und Volksrichtern, und darum kann es in der vorgeſchlagenen Geſtalt niemals volksthümlich werden.

Die Schwurgerichte ſind in der verhältnißmäßig kurzen Zeit ihres Beſtehens in Deutſchland noch keineswegs ſo, wie etwa in England, mit dem nationalen Leben verwachſen, daß von ihrer Beſeitigung ein Schaden für dieſes zu erwarten wäre. Der den Schwurgerichten zu Grunde liegenden Forderung, die wir als berechtigt anerkennen, der Forderung einer volksthümlichen Rechtspflege auf Grundlage der Selbſtverwaltung, wäre durch das Schöffengericht mit einem rechtskundigen Vorſitzenden vollkommen entſprochen und es wären damit alle dem Schwurgericht anhaftenden Mängel beſeitigt, welche zwar ausgebeſſert, aber nicht gehoben werden können, ſo lange die unnatürliche Trennung des Gerichts in zwei Hälften beibehalten wird. — Unſere Schwurgerichte ſind ein Abklatſch franzöſiſcher Einrichtungen; wie lange wird man denn noch an das Evangelium glauben, daß alles Liberale

Digitized by Google

nach Deutſchland nur aus Frankreich importirt werden könne? — Die leitenden Kreiſe des Reichs aber mögen ſich doch endlich überzeugen, daß die Schöffengerichte, ſo wie ſie vorgeſchlagen oder intendirt ſind, keine Ausſicht auf Annahme haben und daß das Feſthalten daran nur den Umſturz-Parteien eine willkommene Waffe für die nächſten Reichstagswahlen bieten wird; kürzlich hat eine officiöſe Berliner Zeitung den Gegnern der Schöffengerichte vorgehalten, was ſie dagegen einzuwenden hätten, wenn man ein Collegium von einem Juriſten und zwölf Schöffen vorſchlagen würde; manche Gegner der ſächſiſchen Schöffengerichte werden gegen dieſen Vorſchlag viel weniger oder nichts einzuwenden haben, möge nur die Reichsregierung den Vorſchlag bald machen — ehe es zu ſpät iſt.

G. Pfizer.

Klaſſiſche Findlinge.

Mitgetheilt von C. A. H. Burkhardt.

Briefe Goethe's an Voß, Knebel, Voigt, Graf Reinhard, Herder. — Brief von Kraus an Einſiedel.

1) Goethe an J. H. Voß.

Sie erhalten, wertheſter Mann hierbey die vier Bände meines Romans*) eines freylich voluminoſen Werkes, das Sie, wie ich hoffe, ſchon mit einiger Nachſicht geleſen haben; laſſen Sie es unter ihren Büchern ſtehen und gedenken dabey manchmal meiner.

Eigentlich bin ich aber ſehr froh, daß ich dieſe Compoſition, die ihrer Natur nach nicht rein poetiſch ſeyn kann, nunmehr hinter mir ſehe, um an etwas zu gehen das nicht ſo lang und wie ich für mich und andere hoffe, befriedigender iſt. Bald werden Sie vielleicht die Ankündigung einer epiſchen**) Arbeit ſehen; was davon fertig iſt, war die Frucht der ſchönen Herbſtzeit, zum Schluß und zur Ausarbeitung muß ich die neuen Frühlingstage erwarten. Ich werde nicht verſchweigen, wie viel ich bey dieſer Arbeit unſerm Volk und Ihnen ſchuldig bin.

Sie haben mir den Weg gezeigt und es hat mir Muth gemacht ihn zu gehen.

Herr v. Humboldt, der von ſeiner Reiſe vergnügt und geſund zurück-

---

*) Wilhelm Meiſter.

**) Hermann und Dorothea.

Digitized by Google

gekommen ist, sieht als einen lichten Punkt derselben die Zeit an, die er bey Ihnen zugebracht hat und hängt mit wahrer Neigung und Liebe an Ihnen.

Möchten wir doch nie wieder einander so nah seyn, ohne uns zu sehen. Da Sie erst voriges Jahr in unsern Gegenden waren und ich in diesem Frühling, wenn es nur einigermaßen möglich ist, über die Alpen zu gehen gedenke, so habe ich wenig Hoffnung dazu.

Nun eine Bitte: Ein Engländer, der bei uns durchreiste und Ihre Homerische Uebersetzung suchte, aber im Buchladen nicht fand, sprach mit so viel Wärme und Freude von Ihrer Charte der alten Welt, daß ich mich nicht enthalten konnte, sie aus meinem Exemplar herauszuheben und sie ihm auf den Weg mitzugeben; könnten Sie mir wohl ein oder ein paar Exemplare dieser Charte verschaffen? sowohl um Ihren Homer wieder zu completiren, als auch sie immer vor Augen zu haben. Wäre es doch überhaupt nur möglich, daß Sie uns mit der subjectiven alten Geographie und mit dem objectiven Wachsthum derselben nach und nach bekannt machten. Leben Sie recht wohl und erhalten mir ein liebevolles Andenken.

Weimar, am 6. Dec. 1796.

Goethe.

2) Goethe an Knebel.*)

Bitte um die Silhouetten! Das Biskuit Köpfgen! Das Wachs-Profil, den Degen, Hut und was sonst noch möcht bey Euch seyn Bruder Herz. Grüßt den Prinzen freundlichst. G.

3) Goethe an Knebel.

Möchtest du wohl mein lieber eine durch die erneute Freyheit deines Carls erheiterte Stunde dazu nutzen, das gezeichnete Ausonische Epigramm

In Eumpinam adulteram

freundlich zu übersetzen; so würde dich der Gebrauch, den ich davon machen werde, in Kurzem artig überraschen G.

4) Goethe an Voigt.

Weimar, am 19. Dec. 1798.

Die Kantische Andropologie (sic!) folgt hier mit vielem Dank zurück der doppelt ist, da sich Ihre Frau Gemahlin dieses Genusses um meinetwillen bisher beraubt hat. Es ist ein Werk das besonders dem Pädagogen höchst willkommen seyn muß, wir mögen nun die Rolle gegen uns selbst oder gegen andere spielen; übrigens sollte man meo voto dasselbe nur im Frühjahr lesen, wenn die Bäume blühen, um von außen ein Gleichgewicht gegen das untröstliche zu haben, das durch den größten Theil des Buches herrscht, ich habe es gelesen, indem Kinder um mich spielten und da mag es auch noch hin-

*) Gehört jedenfalls ins Jahr 1776.

Digitized by Google

gehen, denn von der Vernunftzehe herunter ſieht das ganze Leben wie eine böſe Krankheit und die Welt einem Tollhaus gleich.

Bey allem dem vortrefflichen, ſcharfſinnigen köſtlichen, worin unſer alter Lehrer ſich immer gleich bleibt, ſcheint es mir an vielen Stellen bornirt und an noch mehrern illiberal. Ein weiſer Mann ſollte das Wort: Narr nicht ſo oft brauchen, beſonders da ihm ſelbſt der Hochmuth ſo läſtig iſt. Genie und Talent ſind ihm überall im Wege die Poeten ſind ihm zuwider und von den übrigen Künſten verſteht er Gott ſei Dank nichts, in einzelnen Fällen iſt er pädantiſch wie z. B., daß er eine Vermiſchung des ſanguiniſchen und coleriſchen Temperaments nicht leiden will, freylich iſt der Ausdruck: Vermiſchung auch in meinem Sinne falſch aber daß es eine Steigerung des ſanguiniſchen Temperaments bis ins coleriſche durch alle Stufen gebe, lehrt die Erfahrung. Iſt denn doch die ganze Trennung in vier Temperamente nur künſtlich und zur Bequemlichkeit des Beobachters.

Die Behauptung, daß junge Weiber deswegen allgemein zu gefallen ſuchen, um ſich nach dem Tode ihres Mannes einen zweyten vorzubereiten, die er noch dazu einigemal wiederholt, iſt eigentlich ſo ein Einfall wie die ſchlechten Spaßvögel manchmal in Geſellſchaft vorbringen und geziemt ſich nur für ſo einen alten Hageſtolz. Die Schilderung der Nationen ſcheint mir für einen Mann, der ſo lange in der Welt gelebt, ſehr ſeicht und wie ſchon oben erinnert das ganze für eine Andropologie (sic) nicht liberal und artig genug, ſo bald ich den Menſchen darſtellen will, wie er iſt, beſonders wenn ich allen Augenblick geſtehen muß, daß es ja nicht einmal von ihm abhängt anders zu ſeyn, daß der wünſchenswerthe Vernunftszuſtand nur wenigen und denen nur im hohen Alter zu Theil wird, ſo dächte ich, müßte man die Sache freundlicher, einladender und erquickender geben.

Ich kann von einmaligem und zwar ſehr flüchtigem Leſen nicht aburtheilen, aber es ſcheint mir auf einige tadelnswürdige, ſo wie auf einige lobenswürdige Seiten der menſchlichen Natur nicht genug Gewicht gelegt, wovon künftig mehr die Rede ſein kann.

Genug das, womit ich angefangen habe, glaube ich wiederholen zu können. Der Pädagog kann es nutzen, um ſich über verſchiedene menſchliche Zuſtände Klarheit zu verſchaffen und indem er durch Liebe dieſe Kenntniſſe belebt und wirkſam macht, ſehr großen Nutzen ſtiften.

5) Goethe an (? Voigt).

Wenn Ew. Excellenz lange nichts von mir vernehmen, ſo iſt es ein Beweis, daß ich mich nicht zum beſten befinde. Ich habe dieſe Tage her zwar nicht ſchmerzhaft doch viel gelitten, beinah in völlige Unthätigkeit verſetzt.

Hiebey auf den letzten Blättern des kleinen Akten-Fascicels das Neuſte

Digitized by Google

von Frankfurt. Den Schriftsteller kan man eben nicht loben. Der Aufsatz ist mehr unsicher als vorsichtig. Indessen will ich die Connexion erhalten, wenn auch aus den Vorschlägen sich nichts weiter entwickeln sollte, so thut man doch einen Blick in die seltsamen von einander abweichenden Zustände der vier Städte. Welch ein wunderbarer Antagonismus entsteht hieraus! Vielleicht war nie ein wunderlicherer Bund von vier gleichbenamsten und innerlich von einander höchst verschiedenen Staaten.

In Oberaufsichts Angelegenheiten expedire vorfallende Kleinigkeiten. Im Winter ruht ohnehin alles, nur allein die Rennerische Anstalt ist im Gange und macht sich unter Färbers Unteraufsicht recht glücklich heraus. Ich lege das Akten-Fascicul zu gefälliger Einsicht bey.

Die 400 Thaler Körnerschen Vorschuß habe von Ihro Kaiserlichen Hoheit Scatoulle wieder in unsere Casse gebracht, auch ist von der Russischen Kaiserin der Betrag für die Auslage d. J. A. L. Zeitung wieder eingegangen und somit ist wieder etwas wo nicht gewonnen, doch in Ordnung gekommen.

Für Ostern bereite einen übersichtlichen Bericht, Vorschlag zu einem Etat und ich hoffe wir wollen ganz gut bestehen.

Mögen Ew. Excellenz durch die nächsten sehr bedeutenden allgemeinen Geschäfte von der besten Gesundheit durchgeleitet werden

Weimar d. 22. Jänner 1817 gehorsamst

J. W. Goethe.

6) Goethe an (Voigt).

Ew. Excellenz vergönnen, daß ich mir, wie schon seit vielen Jahren geschehen in der Entfernung eine frohe Stunde mache und mich in Ihre Nähe versetze, von dem was uns gemeinsam an und obliegt Rechenschaft gebe, Ihre Beistimmung erbitte, manches mittheile und Mittheilung hoffe.

Wahrscheinlich ist schon durch unsern Gesandten dasjenige nach Weimar gelangt, was in Franckfurt wegen dem Beitritt der freien Städte zu unserm Appellationsgericht vorgekommen, ich sende es jedoch, mit Beilegung einiger Francofurtensien.

Nicht weniger lege ich den Gerningschen Brief bei, woraus man die Mißwirkung der Heidelbergischen Recension ersieht. Wir können indeß dem Erfolge zusehen.

Mit den hiesigen Anstalten, welche unserer Oberaufsicht untergeben sind steht es gar erfreulich. Einiges was bei eintretendem Frühjahr eingeleitet und angeregt werden muß, läßt sich gar wohl thun. Lenz hat durch seine Thätigkeit wieder vieles hereingebracht.

Ich lege ein Heft eines englischen Journals bei, der Herausgeber desselben James Sowerby hat sehr instruktive Exemplare der meisten auf Platte 43.

Digitized by Google

44. 45 wohlgeſtellten Mineralien eingeſendet und erhält dagegen ein Diplom, ſchönen Dank und neue Anforderungen.

Das Heft überhaupt wird Ew. Excellenz gefallen, wir erhalten bald das ganze Werk, das deswegen ſehr ſchätzbar iſt, weil die Kupfer erfreuliche Surrogate der Originale ſind, die man im Leben niemals ſehen würde. Von den übrigen älteren Anſtalten gebe ich nach und nach Rechenſchaft.

Die neu angelegte Veterinair Schule iſt in einem alten ſeltſamen labyrinthänlichen Gebäude gar zweckmäßig eingerichtet und wird vom Lehrer, Amanuenſen und Schülern ſchwunghaft betrieben, ich werde alle Sorge tragen, daß hier an nichts ermangle, welches gar wohl geſchehen kann, weil die Theilnehmenden bei mäßigen Forderungen die Anſtalt durch Thätigkeit befördern.

Herr von Bünau ein junger Mann und Guthsbeſitzer im letzten Krieg Freiwilliger zu Roß, dem die genaue Kenntniß der nutzbaren zahmen Thiere ſehr angelegen zu ſein ſcheint und der mit ſeinem Aufenthalt hier ſehr zufrieden iſt, wünſcht die Erlaubniß außerhalb der Stadt wohnen zu dürfen, welche ihm als akademiſchen Bürger verſagt wird. Reicht er mir ſein Geſuch ſchriftlich ein, ſo überſende es zu gefälliger Begünſtigung.

Eigentlich ſollte man allen Theilnehmern der Veterinair Schule in der freiſten Luft zu leben anbefehlen, denn was das für ein doppelt und dreifach wiedriges Studium ſeyn müßte dem der ſich nicht eigens berufen fühlte, läßt ſich bei einem Curſoriſchen Blicke ſchnell genug überzeugen.

So viel für diesmal. Laſſen Sie mich in Ihrem verehrten Familien Kreiſe leben, mich von Zeit zu Zeit ein erfreuliches Wort vernehmen und verbleiben meiner unverbrüchlichen Anhänglichkeit gewiß.

Jena
den 22ten März
1817.

J. W. Goethe.

7) In Goethe's Auftrag an Graf Reinhard.

Ew. Excellenz geneigte Mittheilung, welche uns ſonſt ſo viel Vergnügen gewährt hat für diesmal die Societät, welcher Aufſicht über die Künſte anvertraut und ſorgfältige Beobachtung deſſen, was darauf Bezug hat anbefohlen iſt, in nicht geringe Verlegenheit verſetzt. Erlauben Sie einen kurzen Vortrag der eintretenden Umſtände, um ſo mehr, als Sie ſelbſt, nach den letzten Schritten Gefahr laufen in dieſe Angelegenheit verwickelt zu werden.

Der Bildhauer Herr Flatters zu Paris ſendete einen Gypsabguß der Büſte Lord Byrons zugleich mit Goethes Büſte an den Letztgenannten und ebenmäßig zwey Büſten gleichfalls Goethe vorſtellend an Ihro K. H. den Großherzog. Höchſtdieſelben ließen dagegen Hrn. Flatters die goldene Medaille mit Ihro Bildniß überreichen, obſchon die geſandte Goetheſche Büſte

Digitized by Google

zu ungünstigen Bemerkungen Gelegenheit gab; auch hielt man durch diese fürstliche Aufmerksamkeit diesseits das Geschäft für völlig abgeschlossen. Herr Flatters dagegen scheint sie anders ausgelegt zu haben und dieses ist es, was uns Sorge macht und unangenehme Verhältnisse für die Folge fürchten läßt.

Herr Flatters in dem Schreiben an Ew. Excellenz spricht von einer Büste Ihro K. H., welche er nach der Medaille zu fertigen gedächte; man ersucht ihn aber ausdrücklich solches zu unterlassen, da ihm ja selbst als einem geübten Künstler wohl bekannt seyn wird, daß man eine Medaille wohl nach einer Büste nicht aber umgekehrt die Büste nach einer Medaille fertigen könne, wie ja das Beyspiel der Goetheschen Büste leider an das Tageslicht legt, bei welcher auch nicht die mindeste Aehnlichkeit übrig geblieben, welche an dem Berliner Profil gar wohl zu erkennen ist.

Sollte nun endlich gar wie verlautet von Marmor Büsten die Rede seyn so müßte man ausdrücklich erklären, daß sie hiesigen Orts nicht gewünscht werden, noch jemals angenommen werden könnten.

Wird dann schließlich in einem besondern Briefauszug einer Reise gedacht, welche Herr Flatters nach Deutschland unternehmen könnte, so muß man gleichfalls entschieden erklären, daß weder die hiesigen Herrschaften noch sonst jemand vor den hier markirenden Personen sich in Büste nachbilden zu lassen geneigt sind, da man in spätern Jahren keineswegs zugeben kann, daß eine Gestalt der Nachwelt überliefert werde, von der schon früher günstige Darstellungen vorhanden sind.

Verzeihen Ew. Excellenz diese vielleicht zu offenherzigen Aeußerungen, aber es blieb dem Weimarischen, dem Hofe verantwortlichen Kunstkreise nichts weiter übrig als sich hierüber unumwunden zu erklären. Denn in welcher Lage würden wir uns befinden, wenn Herr Flatters mit unserm Vorwissen solche Schritte thäte, welche zuletzt von den höchsten Herrschaften nicht anerkannt, ja gemißbilligt würden. Woher sollte Remuneration und Bezahlung erfolgen? Da mit dem Künstler kein Contract geschlossen und keine Casse, wie durchaus nöthig wäre, hiezu beauftragt ist.

Wird aber nunmehr, wie es durch gegenwärtiges geschieht Herr Flatters vollkommen von der hiesigen Lage, von den Gesinnungen des Hofes und solcher Personen unterrichtet, welchen dergleichen Geschäfte in der Regel aufgetragen sind, so würde er sich selbst zuzuschreiben haben, wenn ein Geschäft das gar nicht hätte begonnen werden sollen am Ende nur mit Schaden und Unannehmlichkeit für ihn auslaufen kann.

Wir bitten schließlich nochmals um Verzeihung mit gegenwärtigem lästig geworden zu sein; es blieb uns aber nichts übrig als dieses auszusprechen und Ew. um weitere Beförderung gehorsamst anzugehen, weil ja das Geschäft

Digitized by Google

durch eine besondere Wendung an Hochdieselben gelangt sind uns durch Ihre Hand zur Kenntniß gekommen ist. Sollte aber die Sache auf dem eingeschlagenen Wege fortgegangen seyn, so würden auch Sie zuletzt, welches uns äußerst mißfällig wäre, in die unangenehmen Folgen verwickelt werden, da Sie durch diese Erklärung von der wir die getreue Abschrift behalten so gut wie wir hoffentlich gesichert sind.

8) Goethe an Graf Reinhard.

Kaum war mein Brief abgegangen als beyliegendes Blättchen einlief. Es thut mir leid, daß Herr Bucher engagirt ist, denn nach dem was man mir erzählte, hatte ich einiges Zutrauen auf ihn geworfen.

Wegen des Magisters Hand in Leipzig erkundige ich mich sogleich, ob ich schon zweifle, daß an diesem Manne, der sonst seine Verdienste haben mag, Sie mein verehrter Freund, Ihre Wünsche würden erfüllt sehen. Er ist mir als ein sehr geschickter Philolog bekannt und hat neuerlich etwas über Catull geschrieben. Allein wer in ein solches Fach schon so tief eingeht und seinen Aufenhalt an einem wissenschaftlichen Ort zu suchen Ursache hat, möchte kaum zu den didactischen Familien- und Geschäftszwecken die Sie im Auge haben, geeignet seyn. Villeicht wird bey dieser Gelegenheit abermals ein anderer genannt und man findet doch zuletzt noch ein passendes Subject. Auf alle Fälle würde ich rathen ein Reisegeld daran zu wenden um Jemanden mit dem man sich gewissermaßen verehelichen will erst persönlich kennen zu lernen. Nächstens mehr. Heute nur meine besten Grüße und Wünsche.

Jena d. 4. October 1809. G.

9) Goethe an Graf Reinhard.

Zum Brief v. 22. Juli 1810.

Ich lege noch ein Blättchen bey um wegen jenes chromatischen Apparates ein Wort zu sagen. Ganz unentbehrlich ist dazu das große aus Spiegelglastafeln zusammengesetzte Prisma, wovon die letzte Platte meiner Tafeln eine Abbildung lieferte wie denn auch die nähere Beschreibung davon sich unter den Erklärungen befindet. Jeder Tischer und Glaser kann es verfertigen. Will man einem Mechanicus den Auftrag geben, so thut man besser weil noch manches zur Verbesserung gethan werden kann, z. E., wenn man unten an der Spitze einen Hahn anbringt, um das Wasser abzulassen um das Gefäß leichter zu reinigen. Uebrigens kann man mit dieser sehr einfachen Vorrichtung alle objectiven und subjectiven Versuche im großen und kleinen nach Belieben darstellen ja wenn man ein kleines gutes solides Glas Prima daneben hat, so lassen sich auch die complicirsten Versuche wie z. B. die wahre Darstellung des Experimentum Crucis und andere auf das beste vollbringen und dar-

Digitized by Google

ſtellen. Es gehört freylich hierzu wie zu allen ſolchen Dingen eine gewiſſe Uebung und Gewandtheit, um mit wenig Mitteln viel zu leiſten; gerade aber dadurch thut man viel, indem man zeigen kann, wie einfach alles iſt: eine edle Wahrheit, die ſich leicht verbirgt, wenn man Vorrichtung und Inſtrumente häuft oder damit unnöthiger Weiſe wechſelt. Mögen Sie mir anzeigen, wie und wo das Hauptſächlichſte Bedürfniß empfunden wird und was die nächſten Forderungen und Wünſche ſind, die entſpringen, ſo werde ich gern auszuhelfen ſuchen.

Carlsbad G.

d. 22. Juli 1810.

10) Goethe an Graf Reinhard.

Nur den freundlichſten Gruß füge ich der abgehenden Schachtel bey.

Ich wünſche bald zu hören, daß ſie glücklich angekommen iſt und daß Sie meiner gedenken

Weimar d. 11. Oct. G.

1810.

11) Goethe an Herder des Bergbaues Befliſſenen.

Deinen Brief, mein lieber Freund, habe ich mit beſonderer Zufriedenheit erhalten, da er ein früheres Verhältniß wieder anknüpft, das nun um deſto dauerhafter ſeyn kann als wir beyde im Leben indeß vorgerückt ſind und manches erfahren haben. Wenn wir immer vorſichtig genug waren und uns mit Freunden nur von Einer Seite verbanden, von der ſie wirklich mit uns harmoniren und ihr übriges Weſen weiter nicht in Anſpruch nähmen, ſo würden die Freundſchaften weit dauerhafter und ununterbrochner ſeyn. Gewöhnlich aber iſt es ein Jugendfehler, den wir ſelbſt im Alter nicht ablegen, daß wir verlangen der Freund ſolle gleichſam ein anderes Ich ſeyn, ſolle mit uns nur ein Ganzes ausmachen, worüber wir uns denn eine Zeit lang täuſchen, das aber nicht lange dauern kann.

Das ſicherſte Mittel ein freundſchaftliches Verhältniß zu hegen und zu erhalten, finde ich darin, daß man ſich wechſelsweiſe mittheile, was man thut. Denn die Menſchen treffen vielmehr zuſammen in dem, was ſie thun, als in dem, was ſie denken.

Ich danke dir daher, daß du mir haſt wollen die Zeichnungen zukommen laſſen, die mir von einer ſo merkwürdigen Erfindung einen Begriff geben. Theile mir von Zeit zu Zeit etwas mit und gieb mir Nachrichten von deinen Fortſchritten und wenn gleich das Fach der Künſte, in dem ich arbeite ſehr weit von dem deinigen entfernt iſt, ſo findet ſich auch wohl was dir zur Freude gereicht.

Deine guten Eltern ſehe ich ſelten, denn da dein Vater wenig aus dem Hauſe geht und ich das meinige auch nicht oft verlaſſe ſo bleiben wir

Digitized by Google

getrennt, wie die Häuser selbst. Die Meinigen grüßen dich. August hat sich vorgenommen, auf deinen Gruß dir ehestens zu schreiben.

12) G. M. Kraus an Einsiedel.

Donnerstag morgens in Weimar.*)

Liebster Herr v. Einsiedel!

Sie haben an Mahler Schuhmann sagen lassen, es müßte die Decoration zu Ihrem Theater bis zur Ankunft des Herzogs fertig seyn, weilen so gleich bey dessen Ankunft eine Comedie sollte aufgeführt werden. Nun muß ich Ihnen sagen, daß wenigstens unter 8 Tage diese Decoration nicht fertig werden könnte und auch daß Göthe mir von Eisenach hat melden lassen, ich sollte unaufhörlich durch Schuhmann in der Capelle im Stern fortarbeiten lassen. Könnten wir nicht wenn so bald eine Comedie in Ettersburg gespielt werden soll, einsweilen Ihr Theatre mit unsern vorräthigen Decorationen bekleiden? Oder muß unumgänglich eine neue Decoration zu dem Stück, das bey Ihnen aufgeführt werden soll verfertiget werden? Darüber mir gütigste Antwort ertheile.

Sie können nicht glauben, wie sehr ich leide, daß ich nicht so oft — als ich es wünsche — bey Ihnen in Ettersburg seyn kann.

G. M. Kraus.

Wollten Sie mir wohl melden, was für ein Stück in Ettersburg zu erst gespielt werden soll? Wenns seyn muß, so soll Tag und Nacht, so schleunig als möglich an der Decoration gearbeitet werden.

Weltausstellungsbericht.

4. Die Kunsthalle.

Die Gebäude, welche der bildenden Kunst gewidmet sind, bilden eine besondere Gruppe, welche östlich von dem Industrie-Palast liegt. Der Hauptbau derselben wendet seine Front gegen die schmale Ostseite des Industrie-Palastes, seine Rückfront gegen einen großen, mit Sculpturen geschmückten Hof, welcher von zwei, ursprünglich für die sogenannte Exposition des amateurs bestimmte, kleineren Nebengebäuden und offenen Gängen von Holz

*) Gehört jedenfalls ins Jahr 1778.

Digitized by Google

umschlossen wird, die sich in großen Bogen um einen nach Ferstels Entwurf in sehr eleganten Formen und edlen Verhältnissen erbauten Triumphbogen, die mannigfaltigen Erzeugnisse der Wienerberger Ziegelfabrik zusammenfassend, anfügen.

Wenn es einerseits passend erscheint, der Kunst einen von dem ruhelosen Treiben des Weltausstellungsplatzes gesonderten in sich abgeschlossenen Raum anzuweisen, so ist es andererseits doch nicht gerechtfertigt, die Kunst, diese Blüthe der Cultur, von den übrigen Erzeugnissen des menschlichen Geistes abzusondern, besonders da die Grenzen zwischen Kunst und Kunsthandwerk sich keineswegs genau bestimmen lassen. Und in der That befindet sich im Industriepalaste manches Kunstwerk, in der Kunsthalle manches durchaus handwerkmäßige Werk, manches Erzeugniß der Industrie. Von der erwünschten Ruhe für Betrachtung der Kunstwerke ist in diesen Räumen, trotz der abgeschlossenen Lage sehr wenig zu finden, da sie zu den besuchtesten der ganzen Ausstellung gehören.

Die Gebäude selbst mit ihren offenen von Säulen getragenen, mit Sculpturen geschmückten Vorhallen machen in ihren einfach edlen Verhältnissen einen sehr vornehmen Eindruck, sind ein würdiger Behälter für die in ihnen aufgestellten Schätze. Die zur Orientirung für die Fremden an den Gebäuden angebrachte Inschrift „Der Kunst" ist mit Recht viel bespöttelt worden. Ein Ungar meinte, sie wäre nicht richtig, sie müßte heißen: „Das Kunst."

Gerade vor dem Eingang der Kunsthalle steht eine mehr als lebensgroße Statue, ein Weib darstellend, welches sich mit den Händen in die Haare greift und gewaltig den Mund aufreißt. Am Postament derselben steht mit großen Buchstaben „France". Ich hielt diese Statue anfangs für eine Darstellung des seine Gloire ausrufenden Französischen Kaiserreichs, wunderte mich nur, daß die Franzosen sie hier, in Deutschland ausgestellt haben. Später erfuhr ich, daß sie die Pythia darstellen soll, und die Unterschrift nur das Land andeutet, in welchem dieses Kunstwerk entstanden ist.

Die Kunsthalle enthält im Mittelbau einen großen Saal, in welchem Kunstwerke der verschiedensten Nationen, besonders mehrere Gemälde von sehr großen Dimensionen ihren Platz gefunden haben; die Portraits des Kaisers und der Kaiserin von Oesterreich von Lenbach und Winterhalter, die lebensgroßen Reiterportraits des großen Churfürsten und Friedrich des Großen von Preußen von Camphausen, Pilotys vielbesprochenes großes Gemälde, der Triumphzug des „Germanicus", welches besser „der Triumphzug der Thusnelda" heißen sollte, ein riesenhaftes Plafond-Gemälde, in sehr verblaßten Farben von Cabanel, das in jeder Beziehung ungeheuere Bild „der Engelsturz" von Antoine Wirtz, welches bald sehr passend „der große Krach" von Wien getauft wurde und vieles Andere. An diesen Mittelsaal schließen sich mehrere große Säle mit

Digitized by Google

Oberlicht und zwei lange Reihen kleinerer Zimmer mit Seitenlicht an, in welchen die Kunstwerke nach den Nationen und, so weit möglich schien, nach den Schulen geordnet sind, sodaß man also leicht eine Uebersicht über die Leistungen der verschiedenen Nationen gewinnt. Das deutsche Reich, Oesterreich mit Ungarn und Frankreich haben je vier große Säle nebst den entsprechenden Cabinetten erhalten. In die gleichen Räume haben Belgien, England, Holland und die Schweiz sich getheilt; Spanien hat einen Eckſaal erhalten; die übrigen Nationen mußten in die Nebengebäude verwiesen werden. Trotz dieser Anordnung ist die Orientirung auch in diesen Räumen nicht leicht, da die Bilder selbst die Namen ihrer Autoren nicht immer leicht erkennen lassen und der, sehr spät erschienene, Catalog nicht übersichtlich ist und sehr viele Fehler enthält.

Der Gesammteindruck der nur sehr schwer und mit Aufbietung vieler Kraft zu überwältigenden Masse von Kunstwerken ist ein sehr günstiger. Das Ganze macht den Eindruck eines unermeßlichen Reichthums von Kräften mannigfaltigster Art, einer großen Frische und Regsamkeit. Es bietet unendlich viel des Erfreuenden, ja wahrhaft Erhebenden und schafft uns das Bewußtsein, daß unsere Kunst in den letzten Jahrzehnten sehr große Fortschritte gemacht hat, daß wir uns vor den Künstlern des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts nun nicht mehr zu schämen brauchen, daß wir sie in mancher Beziehung übertreffen, wenn wir andererseits von ihnen auch noch immer viel lernen können.

Das Spannendste vor Eröffnung der Ausstellung, das, was Jeder am meisten begierig war zu sehen, und worüber noch heute viel gestritten wird, ist das Verhältniß der deutschen Kunst zur französischen.

Beide Völker sind hier mit dem Bewußtsein erschienen, daß es einen Wettkampf gilt. Die Deutschen wagten denselben in dem frohen Kraftgefühl, welches ihre Siege auf den Schlachtfeldern, die Gründung ihrer politischen Einheit, und das Bewußtsein ihrer Solidität und ihres redlichen Strebens ihnen verliehen. Die Franzosen aber sahen in dieser Ausstellung die willkommene Gelegenheit zu zeigen, daß sie trotz ihrer Niederlagen auf den Gebieten der Kriegskunst und der Politik, doch die hervorragendste Stelle unter allen Culturvölkern der Welt einnehmen. Sie wollten durch Siege auf den Gebieten des Friedens Revanche nehmen für ihre im Kriege erlittenen Niederlagen.

Bei flüchtigem Durchwandern der betreffenden Säle der Kunsthalle spricht der erste Eindruck zu Gunsten der Franzosen. Es herrscht in ihnen eine Ruhe und Harmonie, welche wir in fast allen andern Sälen vermissen. Die französischen Gemälde sind mit großer Umsicht ausgewählt und mit vielem Verständniß so zusammengestellt, daß jedes einzelne zur Geltung kommt und

Digitized by Google

alle zusammen von schöner Gesammtwirkung sind. Zudem müssen wir den Sinn der Künstler für das echt Malerische, die Sicherheit ihres malerischen Könnens, die solide Durchbildung von Form und Farbe, die auf wahrer Fortentwicklung der künstlerischen Tradition beruhende Beherrschung der Technik, die gründliche Schulung, welche selbst bei geringeren Talenten bedeutende Leistungen zu Wege bringt, u. A. anerkennen. — In den Sälen der deutschen Kunst dagegen fehlt diese wohlthuende Harmonie der Gesammtheit. Wir vermissen die Sorgfalt in der Auswahl und Anordnung der einzelnen Bilder. Augenscheinlich hat den Deutschen ein verständnißvoller energischer Mann gefehlt, welcher die ganze Angelegenheit der Kunstausstellung in die Hand genommen und mit vollem Bewußtsein dessen, was es hier gilt, organisirt hätte. Diese Angelegenheit ist offenbar mit einer gewissen Nachlässigkeit behandelt, welche der deutschen Nation im Ganzen nur schadet, sie in mancher Beziehung als hinter den Franzosen zurückstehend erscheinen läßt. Im Einzelnen aber finden wir, neben viel Mittelmäßigem, sehr viel Vortreffliches. Die Technik der deutschen Künstler steht wohl auf gleicher Höhe, wie jene der französischen. Dabei haben sie unendlich mehr Poesie in der Erfindung und Frische in der Auffassung als die Franzosen und oft findet man bei ihnen wahre Genialität. Dabei die überraschendste Mannigfaltigkeit. Man denke nur an die Werke eines Kaulbach, Piloty, Richter, Feuerbach, Kraus, Vautier, Passini, Ramberg, Führich, Preller, Achenbach u. s. w. Betrachten wir den Inhalt der Gemälde, den Kreis der dargestellten Ideen, so treten die Franzosen hinter den Deutschen im Allgemeinen sehr weit zurück. Den Ersteren ist Sinn für das Pikante und Esprit nicht abzusprechen, aber es fehlt ihnen fast gänzlich das Gefühl für die Ideale. Sie streben nur nach frappanter Wirkung, suchen den Effekt um jeden Preis. Dabei haben sie einen schon überreizten Geschmack welcher irgend einen Kitzel verlangt, mag derselbe die Sinnlichkeit herausfordern oder dem Behagen am Grausamen und Widerwärtigen Nahrung bieten. Daher macht sich die Hetären-Malerei in den Sälen der französischen Kunst in einer wahrhaft widerlichen Weise und mit einer fast beleidigenden Frechheit breit, so sehr breit, daß das Gefühl jeder anständigen Frau in gröblichster Weise verletzt wird, wenn sie diese Säle betritt. Die Nachtseiten treten ohne jede Spur von göttlicher Hoheit, wie wir sie bei den alten Griechen finden, in dem rohesten Naturalismus auf, so daß man sofort merkt, es komme dem Künstler nicht auf die Kunst, sondern nur auf den Sinnenkitzel an. Ja, bei vielen Malern ist eine Mischung von Wollust und Grausamkeit schon völlig zum System geworden. Die Zahl der Bilder, welche die Unwürdigkeit, Schlechtigkeit und Verderbtheit der Menschen absichtlich und mit Vorliebe schildern, ist unglaublich groß, Bilder dagegen, welche die schönen Seiten der menschlichen Natur verherrlichen, sind bei den Franzosen sehr selten.—

Digitized by Google

Anerkennend hervorzuheben ist dagegen, daß wir diesmal viel weniger Renommage mit sogenannten Heldenthaten zu sehen bekommen, als wir es sonst in französischen Ausstellungen gewohnt sind.

Die Franzosen haben die bessere Gesammtwirkung ihrer Säle und damit ihre scheinbare Ueberlegenheit in der Malerei, neben ihrem unleugbaren und fast beneidenswerthen Geschick in der Anordnung, aber auch einer Unehrlichkeit zu verdanken. Sie haben nämlich, ganz gegen das Programm, welches die Einsendung von Kunstwerken fordert, die in den letzten zehn Jahren entstanden sind, zahlreiche Bilder, welche zwanzig und mehr Jahre alt sind, geschickt und diese älteren Gemälde sind zum Theil gerade die Perlen der Ausstellung, während die deutschen Commissionen sich streng an die Vorschriften des Programmes gehalten haben. Außerdem tritt bei der deutschen Ausstellung, wie schon angedeutet, der Mangel eines durchgehenden Princips in der Auswahl und Sichtung des Angebotenen und besonders ein Mangel an Vollständigkeit sehr fühlbar hervor. Von mehreren unserer bedeutendsten Meister, einem Cornelius, Overbeck, Kaulbach, Schwind, Genelli, Schnorr, Heß, Rottman, Makart ꝛc. sieht man gar nichts, von Feuerbach, Menzel u. A. nur ein Bild. — Von den französischen Gemälden gehört mehr als ein Drittheil der Regierung. Dieselbe hat der Pflege der Kunst stets besondere Aufmerksamkeit gewidmet, hat lange Zeit hindurch jährlich die besten Bilder des „Salon" zum Schmuck der öffentlichen Gebäude aufgekauft und hat aus ihrem großen Vorrath nur die besten auswählen und hierher senden lassen. Daher kommt es, daß die französische Kunst sehr gut repräsentirt ist. Die deutschen Regierungen dagegen widmen der Kunst nur ein sehr untergeordnetes Interesse. Von öffentlichen Sammlungen hat, so viel ich weiß, nur die Nationalgallerie in Berlin einige Bilder hergegeben, alle Uebrigen gehören Privatleuten, zum Theil noch den Malern selbst, welche sie hierher gesendet haben, um sie zu verkaufen.

Das was ausgestellt ist, ist also keineswegs eine Auswahl des Besten, das in den letzten zehn Jahren geschaffen worden ist, sondern eine zufällige Zusammenstellung dessen, was für die Ausstellung angeboten ist. Dieselbe veranschaulicht demnach keineswegs das Wesen der deutschen Kunst. Die deutsche Kunst hat viel mehr und viel besseres geschaffen als hier ausgestellt ist, während die französische Kunst in der That ihr Bestes zur Schau gestellt hat.

Während bei der französischen Kunst trotz der sichern Meisterschaft, welche bei ihr überall klar hervortritt, der Verfall derselben nicht wegzuleugnen ist, ist bei der deutschen Kunst dagegen eine bedeutende Hebung gegenüber der Kunst aller andern Völker zu constatiren, welche ohne Zweifel mit der politischen Regeneration des deutschen Volkes im Zusammenhange steht.

Digitized by Google

Die belgiſche Kunſt hat in vieler Beziehung Aehnlichkeit mit der franzöſiſchen, erinnert in vieler Beziehung aber auch an die deutſche. Alle andern Nationen — Oeſterreich rechne ich hier zu Deutſchland — treten gegen die drei genannten weſentlich zurück. Italien beſonders, deſſen Hauptgewicht in der Kunſtinduſtrie liegt, hat ſich auf dem Gebiete der Malerei ſehr ſchwach gezeigt.

Auf Einzelheiten einzugehen iſt hier nicht der Ort und nicht meine Sache. Ich wollte nur den Eindruck ſchildern, welchen die Gemälde-Ausſtellung im Ganzen auf mich gemacht hat.

B—au.

Herr Friedrich Nietzſche und die deutſche Cultur.

Als Heinrich Heine die Georgia Auguſta zu Göttingen verließ, um ſeine „Harzreiſe“ anzutreten, begegneten ihm vorm Thor zwei Schuljungen, von welchen der eine zum Andern ungefähr ſagte: „Hör' mal, der Karl iſt ein ſchlechter Menſch, denn der kann noch nicht mal mensa decliniren.“ Die Betrachtungen, die Heine an dieſes Wort des kleinen Mannes knüpft, laſſen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er nicht den Unterſextaner, ſondern die Spitzen der damaligen deutſchen Wiſſenſchaft, allerdings zunächſt in Göttingen, als die Väter und Lehrer dieſer kindiſchen Ethik bezeichnen wollte. Fünfzig Jahre und mehr ſind verſtrichen, ſeitdem dieſer Vorwurf erhoben, und — damals nicht nur für Göttingen — gerecht befunden wurde. Heute wäre er eine alberne Verläumdung. Wie viele Profeſſoren unſrer Hochſchulen ſtehen denn heute noch auf jenem einſeitigen, verknöcherten Standpunkt, auf dem Standpunkt gelehrter Monomanie, von welchem aus alle Andersſlehrenden und Anders ſtrebenden rundweg für unverſtändige Thoren oder für geſunkene Charactere erklärt werden? Dieſe Species von Weiſen iſt im Ausſterben begriffen. Nur in dem ſoliden Schatten einzelner Winkeluniverſitäten, die ſeltener von dem Lufthauch der modernen Zeit berührt werden, kann ſich ein oder das andere Exemplar dieſer vormals ſtarken Species bei leidlichem Wohlſein erhalten. Von Baſel aus unternimmt nun neuerdings Herr Dr. Friedrich Nietzſche, ordentl. Profeſſor der claſſiſchen Philologie daſelbſt, einige keineswegs ſchüchterne Verſuche, dieſe Species von Profeſſoren zu neuem Leben und zu geſammeltem Widerſtand gegen unſeren Zeitgeiſt zu erwecken. Herr Nietzſche geht in dieſem geſchmackvollen Streben ſogar weit rückſichts-

loſer zu Werke, als der kleine Unterſextaner, dem Heinrich Heine vor fünfzig Jahren vor den Thoren Göttingens begegnete. Der kleine Mann verachtete doch nur das einzelne Individuum, das mensa nicht decliniren konnte. Aber Herr Nietzſche ſpricht dem ganzen deutſchen Volke ſchlechthin die Kultur ab und erklärt uns mit größter Beſtimmtheit für „Bildungsphiliſter“ und „Barbaren“, weil wir die klaſſiſchen Formen ſeiner erſten Declination uns ſeiner Anſicht nach nicht angeeignet haben. Das iſt ſo zu verſtehen: Herr Nietzſche iſt nämlich — er mag uns verzeihen, daß wir das nicht als bekannt vorausſetzen — ein glühender Verehrer der Philoſophie Schopenhauer's. Das iſt an ſich nichts Unnatürliches. Schopenhauer gehört bekanntlich zu den Philoſophen, welche eine nicht allzu freudige Lebensanſchauung beſaßen. „Daß ſich der ordentliche Profeſſor der claſſiſchen Philologie an der Univerſität Baſel dem Meiſter Schopenhauer in dieſer Hinſicht gleichgeſtimmt fühlt, iſt nicht auffallend, noch weniger ſittlich verwerflich. Es liegt ja kein Grund zu der Annahme vor, daß Schopenhauer ſelbſt, wenn er etwa Profeſſor der klaſſiſchen Philologie in Baſel geweſen wäre, ſich einer freundlicheren Weltanſchauung zugeneigt hätte. Daß Herr Nietzſche die ſtrengen Anſchauungen Schopenhauer's über Kultur und Nichtkultur theilt, iſt gleichfalls ſeine Sache, kein Grund zu Vorwürfen Seiten Dritter. Aber Herr Nietzſche ſpricht uns deßhalb, weil das moderne Leben Deutſchlands zu ſeiner Privatdefinition von Kultur nicht paßt, einfach die Kultur und alles höhere nationale Leben ab. Er weisſagt uns, daß „der Wahn, ein kultivirtes Volk zu ſein,“ — den Herr Nietzſche erſt ſeit unſerm Sieg gegen Frankreich an uns bemerkt hat — „im Stande iſt, unſeren Sieg in eine völlige Niederlage zu verwandeln: in die Niederlage, ja Exſtirpation des deutſchen Geiſtes zu Gunſten des „deutſchen Reiches“.“ Wenn ein Profeſſor ſo etwas über uns drucken läßt, und — ſogar einen Verleger in Deutſchland findet — ſo wird es Zeit, unſere Anſichten darüber auszutauſchen, ob bei dem Herrn Verfaſſer die Unkenntniß unſerer Verhältniſſe oder die Anmaßung im Urtheilen über dieſelben größer iſt, und welche mildernden Umſtände oder welche Gründe verminderter Zurechnungsfähigkeit für denſelben etwa ſich geltend machen laſſen.

Jede pſychiatriſche Beobachtung wird nur dann auf Erfolg hoffen dürfen, wenn ſie die Urſache der geiſtigen Störung zu entdecken vermag. Herr Friedrich Nietzſche bekennt dieſe Urſache ganz offen, und mit jenem Stolze, mit welchem die fixe Idee von ihren Inhabern meiſt bekannt wird. Er iſt an unſrer Kultur irre geworden, weil ſeine Definition von Kultur nicht auf Deutſchland paßt oder vielmehr umgekehrt, weil die deutſche Kultur ſo ungezogen iſt, nicht zu Herrn Nietzſche's Definition zu paſſen. Denn Kultur iſt nach Nietzſche „vor Allem Einheit des künſtleriſchen Stiles in allen

Digitized by Google

Lebensäußerungen eines Volkes." Diese besitzen wir aber nicht. Warum nicht? Weil wir nicht wie Nietzsche denken, sprechen, schreiben und — schimpfen. Das Schimpfen scheint sogar die eigentliche fine fleur der Nietzsche'schen „Einheit des künstlerischen Stiles" und damit der „Kultur" auszumachen. Denn es ist selten auf hundert Seiten so viel geschimpft worden, als von Herrn Nietzsche in seinen „Unzeitgemäßen Betrachtungen" *) die uns zu diesen Zeilen Veranlassung geben. Ein Hauptkennzeichen unsrer Kulturlosigkeit findet der klassische Professor aber darin, daß das Buch von Strauß „Der alte und der neue Glaube" in Deutschland Anerkennung gefunden hat, und überhaupt gelesen worden ist. Er gibt sich daher alle erdenkliche Mühe, uns zu beweisen, daß dieses Buch ein in jeder Hinsicht „nichtswürdiges" Fabrikat sei; ohne alle Pietät und Logik, ohne Würde und Wissenschaft und vor Allem — was für die Declinatoren von mensa immer die Hauptsache ist — „nichtswürdig stilisirt." Was uns anlangt, so erachten wir die Frage, welchen Werth „Der alte und der neue Glaube" von David Strauß beanspruche, und in wie weit Herr Nietzsche in seinen Vorwürfen gegen dieses Buch Recht habe oder nicht, gar nicht hierher gehörig, völlig ungeeignet, einen Beweis für oder gegen das allgemeine Kulturleben unsrer Nation zu liefern. Daß David Strauß ungleich Bedeutenderes geschrieben hat, darf als ausgemacht gelten; für ebenso ausgemacht aber, daß sein jüngstes Werk, wie alle seine Schriften, bei weitem das Maß des Gewöhnlichen überragt. Das gibt ja Herr Nietzsche indirect selbst zu, indem er, der eigentlich latente Träger der deutschen Kultur, der „einheitliche" klassische Stilist, sich auf hundert Druckseiten mit diesem Buche beschäftigt. Mit absolut „Nichtswürdigem" beschäftigen sich so große Geister doch nicht. Auch die wiederholten starken Auflagen, die Strauß' „neuer Glaube" erlebte, kann man dem Kulturunternehmer Nietzsche nicht als Beweis für unsern Kulturstandpunkt gelten lassen. Denn wer wollte leugnen, daß den „unzeitgemäßen Gedanken" des Verfassers eine gleich starke Verbreitung bevorsteht, wenn er als „Bekenner und Schriftsteller" die Eigenschaften alle besitzt, die er an dem armen David Strauß vermißt. Indem Herr Nietzsche aber unsere Kulturlosigkeit an dem Beifall mißt, den das Buch von Strauß gefunden, verschweigt er böslicher Weise, daß unter allen Kritiken und Schriften, welche David Strauß' Buch hervorgerufen hat, die abfälligen Urtheile den beifälligen nach Zahl und Gehalt mindestens die Wage halten. Diese abfälligen Urtheile gehören — wenn man einmal das Erscheinen und die Wirkung des Strauß'schen Werkes als Kulturmesser gelten lassen will, doch so zu sagen auch mit

*) Unzeitgemäße Betrachtungen von Dr. Friedrich Nietzsche, o. Pr. der klass. Philologie an d. Univ. Basel. Erstes Stück: David Strauß der Bekenner und der Schriftsteller. Leipzig, F. W. Fritzsch.

Digitized by Google

zum Facit. Ja, wenn es Herrn Nietzsche auf Wahrheit angekommen wäre, so hätte er gestehen müssen, daß die deutsche Kritik — und keineswegs blos die theologische, wie er behauptet — dem letzten Werke von Strauß gegenüber weit mehr ihre Schuldigkeit gethan hat, als gegenüber seinem Buche über Voltaire, daß wir mithin nach Nietzsche einen Kulturfortschritt documentirt hätten.

Die Thorheit allein, welche ein ganzes großes Volk in allen seinen ethischen Beziehungen nach dem Erfolge charakterisiren will, den die Schrift eines einzelnen Philosophen aufzuweisen hat, würde uns indessen nicht veranlaßt haben, über Herrn Nietzsche's Pamphlet ein Wort zu verlieren. Wohl aber zwei andere Erwägungen, die sich gleich bei dem „ersten Stück" dieser „Unzeitgemäßen Betrachtungen" aufdrängen, und welche sicherlich alle gebildeten Männer innerhalb und außerhalb Deutschlands — namentlich auch in der Schweiz — mit uns theilen werden.

Es ist unseres Wissens das erste Mal, daß ein Hochschullehrer, der Lehrer und Bildner der höchstgebildeten Jugend seiner Stadt, in der Form, wie es hier geschieht, an einem Manne Kritik übt, dem er doch selbst zugestehen muß: „es gab einen Strauß, einen wackeren, strengen und straffgeschürzten Gelehrten, der uns eben so sympathisch war, wie jeder, der in Deutschland mit Ernst und Nachdruck der Wahrheit dient und innerhalb seiner Grenzen zu herrschen versteht." Herr Nietzsche ist allerdings für unacademische Allüren durch die Natur insofern begünstigt, als er — wie wir hören durch ein Kunststück Ritschl's und durch die diesem Kunststück entsprechende Gemüthlichkeit der guten Basler — vom Studiosus der Philologie direkt zu deren ordentlichem Professor avancirt ist. Allein das entschuldigt die Schreibweise Nietzsche's noch lange nicht, da sie einer Bildungsstufe angehört, die schon mit dem akademischen Studium, geschweige denn mit dem akademischen Lehramt, absolut nichts gemein hat. Es kann hier nicht der Platz sein, unsern Lesern viele Beispiele von dieser Schreibweise zu geben. Es wird an einem genügen, welches die Rohheit des Angreifers wenigstens andeutet. Es heißt da, zur Charakterisirung von Strauß und seiner Anhänger: „Der Leichnam ist für den Wurm ein schöner Gedanke und der Wurm ein schrecklicher für jedes Lebendige. Würmer träumen sich ihr Himmelreich in einem fetten Körper, Philosophieprofessoren im Zerwühlen Schopenhauer'scher Eingeweide, und solange es Nagethiere giebt, gab es auch einen Nagethierhimmel. Damit ist unsere erste Frage: Wie denkt sich der neue Gläubige seinen Himmel? beantwortet(!). Der Straußische Philister haust in den Werken unserer großen Dichter und Musiker wie ein Gewürm, welches lebt, indem es zerstört, bewundert, indem es frißt, anbetet, indem es verdaut." Der Leser

Digitized by Google

wird gerne auf eine große Reihenfolge gleich wüster oder noch wüsterer Belegstellen verzichten.

Wir fühlen uns also zunächst gedrungen, gegen eine solche Herabwürdigung öffentlicher Polemik unter Gelehrten nachdrücklichst Verwahrung einzulegen. Es ist uns nicht zweifelhaft, was in Deutschland in solchem Falle geschähe; nicht Seiten der Behörden, aber Seiten der Collegen des Menschen, der also schriebe, während er im akademischen Lehramt ist. Sollte sich Herr Nietzsche in Basel vor einer gleichartigen Stimmung der Collegen so ganz sicher fühlen? Wir wagen es nicht zu entscheiden. Aber wenn man auch nur die Möglichkeit eines derartigen Schrittes ins Auge faßt, so erscheint das zweite Aergerniß, das uns Deutschen die Schrift bieten muß, die Gehässigkeit des Verfassers gegen deutsches Staats- und Gesellschaftsleben, in einem ganz eigenthümlichen, man könnte fast sagen strategischen Lichte. Die ganze Anlage der Schrift zwingt die Vermuthung auf, daß Herr Nietzsche sich gerade von seiner tendenziösen Herabwürdigung Deutschlands einen besonders günstigen Eindruck verspricht. Er tritt nirgends zuversichtlicher auf — und ein Mangel an Dreistigkeit ist doch sonst sein Fehler nicht — als wenn es gilt, uns Deutsche als völlig kulturlos, bildungslos, und überhaupt verwahrlost hinzustellen, uns jedes Geschick zur Schriftstellerei, Kunst, Wissenschaft, jeden Geschmack und Stil, u. s. w. abzusprechen, unser Staatsbewußtsein, unsre Siege, kurz alles was dem Deutschen theuer ist, zu verhöhnen. Man kann wohl darüber schwanken, was Herrn Nietzsche bei seinem Pamphlet eigentlich die Hauptsache gewesen sei, der Angriff gegen Strauß oder die Verunglimpfung Deutschlands — beinahe hätten wir gesagt seines Vaterlandes. Zufällig ist die Ausdauer Herrn Nietzsche's in der Herabwürdigung Deutschlands keinesfalls. Denn wie kann man erstens bei einem so großen Stilkünstler die Einwirkung des blinden Zufalls überhaupt für möglich halten? Und zweitens wie kommt es, daß die Herabziehung Deutschlands gleich zu Anfang der Schrift und dann auch in der Polemik gegen Strauß so sehr in den Vordergrund tritt? Oben schon ist hervorgehoben worden, daß Herr Nietzsche prophezeit, „der Wahn, daß auch die deutsche Kultur in jenem Kampfe (gegen Frankreich) gesiegt habe, ist höchst verderblich, weil er im Stande ist, unseren Sieg" — bitte, welchen Antheil hatte doch Herr Nietzsche an diesem Sieg? — „in eine völlige Niederlage zu verwandeln: in die Niederlage, ja Exstirpation des deutschen Geistes zu Gunsten des „Deutschen Reiches"." Herr Nietzsche schreibt das „Deutsche Reich" in Anführungszeichen, wie andere Citate anderer Leute, an die er nicht zu glauben vermag. Was soll das für einen Sinn haben — namentlich bei diesem scharfen Bewußtsein der eigenen Verantwortlichkeit des einheitlichen Stilisten? Was würde Herr Nietzsche sagen, wenn wir Schopenhauer, Richard Wagner oder ihn selber immer in

Digitized by Google

Gänsefüßchen aufmarschiren ließen? Herr Nietzsche wird uns gestatten, anzunehmen, daß seine Gänsefüßchen beim „Deutschen Reich" einfach bedeuten sollen, daß er dieses Ungethüm bis jetzt nicht anerkennt. Er erfreut sich dabei der ihm herzlich gegönnten Genossenschaft der Herren Johann Jacoby, Bebel-Liebknecht und des alten Ewald. Das ist aber bei weitem nicht der einzige Beweis seiner bedeutsamen Abneigung gegen unsern Staat. Schon der Gegensatz des „deutschen Geistes" mit dem „deutschen Reich" — von welchen Begriffen der erstere der bei weitem höhere sein soll, derjenige, der von dem „Kulturphilister" und „Barbaren", d. h. eben dem „deutschen Reich", brutal mit „Exstirpation" bedroht wird, weiht uns in Nietzsche's unternationale Kultursphäre ein. Dann wendet er sich allerdings zunächst der klassischen Exstirpation des Bekenners und Schriftstellers Strauß zu — aber immer ist das Heftigste, was er gegen ihn und seine Anhänger hervorbringen kann, gemünzt gegen die Errungenschaften der deutschen Nation, die mit soviel Blut und Heldenmuth gewonnen und von der ganzen Welt, mit Ausnahme des Hrn. Nietzsche als solche anerkannt werden.

Wenn Herr Nietzsche in Basel recht verächtlich von Strauß reden will, so wirft er ihm „*seine Rückenkrümmungen vor den deutschen Zuständen* vor, vor allem aber seinen schamlosen Philister-Optimismus", den Herr Nietzsche „nur aus gewissen früheren Jugendeindrücken, Gewohnheiten und Krankheitsphänomenen erklären" kann. Wir Deutsche nennen diese Jugendthorheiten und Krankheitsphänomene Liebe zum Vaterland und Hingebung an unsern Staat, und erklären mit Freuden Herrn Nietzsche vollständig frei von diesen Verirrungen, da er an einer anderen Stelle seiner Schrift sich „*unter dem lebendigen Antheil an der Aufrichtung des deutschen Staates*" ja doch nichts zu denken, oder wie er selbst sagt *nichts mehr zu verstehen weiß, als unsere täglichen Besuche im Bierhaus!*" Und wenn Herr Nietzsche am Schlusse seines Pamphlets uns „aller Entrüstung zum Trotz in's Gesicht sagt, daß unsre Kultur verlernt habe, zwischen lebendig und todt, ächt und unächt, original und nachgemacht, Gott und Götze zu unterscheiden" und uns versichert: „daß ihr der gesunde, männliche Instinkt für das Wirkliche und Rechte verloren gegangen sei," so greifen wir uns an die Stirn, wie wenn wir im Narrenhaus wandeln oder die Proclamationen des linken Flügels der Fortschrittspartei lesen. Und wir fragen uns: Wann ist Deutschland jemals größer, gesunder, des Namens eines Kulturvolkes würdiger gewesen als heutzutage? Welches Ereigniß ziert die nationale Geschichte in höherem Grade, die Berufung des Herrn Nietzsche als ordentlichen Professors der klassischen Philologie an die Universität Basel, oder die Aufrichtung des deutschen Reiches?

Digitized by Google

Herr Nietzsche antwortet auf alle diese Fragen in einem unsrer „Kultur“ und unserm nationalen Gefühl direct entgegengesetzten Sinne. Böses Deutschland, womit hast du den Zorn deines großen Sohnes verschuldet? Bessre dich!

B. F.

Der officielle Wiener Weltausstellungs-Bericht.

Ein Brief an den Herausgeber der „Grenzboten“ von
Dr. Karl Braun.

Berlin, den 10. Oktober 1873.

In der neuesten Nummer der „Grenzboten“ (Nro. 40 vom 3. October 1873 finde ich eine Erneuerung der schon so oft erhobenen Klagen über den Mangel eines übersichtlichen Catalogs oder Berichts über die Wiener Ausstellung. Ich beeile mich, Ihnen mitzutheilen, daß ein solcher Bericht im Erscheinen begriffen ist und rasch vorschreitet. Die dreizehn Hefte, welche mir bis jetzt zugekommen sind, haben folgenden Inhalt:

Heft 1. Der Pavillon des kleinen Kindes, von Dr. Ferdinand Stamm.
„ 2. Zucker, Apparate und Einrichtungsgegenstände für Zuckerfabriken von Dr. Josef Hanamann.
„ 3. Die Arzneiwaaren von K. D. Ritter v. Schroff.
„ 4. Die Fettwaren und Producte der trockenen Destillation von Dr. Heinrich Schwarz.
„ 5. Wein-, Obst- und Gemüsebau von H. Goethe.
„ 6. Seide und Seidenwaaren von Anton Harpke. — Posamentierarbeiten von Carl Giam.
„ 7. Die Stickerei und die Spitzen von Dr. Ferdinand Stamm. — Die Frauenarbeiten von Frau Helene Freiin von Roditzky.
„ 8. Musikalische Lehrmittel und das musikalische Erziehungs- und Bildungswesen von Professor Weinwurm.
„ 9. Transportmittel und anderes Betriebsmaterial für Eisenbahnen von Emil Tilp.
„ 10. Die Spinnereimaschinen von Johann Zeman. — Die Nähmaschinen, Strick- und Stickmaschinen von Carl Kohn.
„ 11. Zuckerbäckerei, Canditen und Chocolade von A. Gerstner. — Tabak und Tabakfabrikate von Franz Riedl.
„ 12. Die Leistungen der Statistik von J. Löwenthal.
„ 13. Baumwolle und Baumwoll-Waaren, von Dr. Alexander Peez. — Wirkwaaren von Ludwig Glogau.

Die Gesammtredaction des offiziellen Ausstellungsberichtes ist dem rühmlich bekannten Prager Universitätsprofessor Dr. Carl Theodor Richter übertragen. Das ganze Werk, welches heftweise im Verlage der K. K. Hof- und Staatsdruckerei in Wien erscheint und an dessen äußerer Ausstattung wir in Deutschland uns ein Muster nehmen könnten, soll vier Abtheilungen umfassen, und zwar zunächst eine Einleitung, welche die Geschichte, die Verfassung und die Verwaltung der Weltausstellung schildert und namentlich ein Bild der Organisation der betreffenden Behörden und ihres Geschäftsganges bietet.

Dann folgen zweitens die einzelnen Berichte über die sechsundzwanzig Gruppen und die additionellen Ausstellungen (mit Ausschluß des Orients und Asiens).

Die dritte Abtheilung wird die Ausstellungen der orientalischen und der ostasiatischen Völkerschaften als selbständiges Ganzes umfassen und endlich die vierte die Thätigkeit der während der Ausstellung in Wien versammelten Congresse schildern.

Nach der offiziellen Ankündigung soll die Darstellung so geordnet werden, „daß jeder Detailbericht in seinen kritischen und geschichtlichen Betrachtungen die letzte Pariser Weltausstellung zum Ausgangspunkt zu nehmen, das Referat auf die in Wien ausgestellten Gegenstände zu beschränken, und nur dort, wo es der Stand der Wissenschaft und der industriellen Entwicklung gebietet, die Lücken in der Ausstellung auszufüllen hat. In jedem Einzelberichte soll insbesondere auch die Handelsbewegung der einzelnen Artikel und auf die Fortschritte der Productionsmethoden Rücksicht genommen werden.

Die Ausstellungen der orientalischen und ostasiatischen Völker werden ausführlich beschrieben, die Bedeutung derselben für Europa und dessen Handels- und Industriepolitik soll gekennzeichnet, und insbesondere den Handelsinteressen Oesterreichs in dieser Richtung umfassende Aufmerksamkeit zugewendet werden. Eine Vergleichung mit der Thätigkeit und den geistigen und materiellen Kräften der anderen Nationen, welche ebenfalls auf den Märkten des Orients auftreten und die Bedürfnisse der Völker desselben im Handel und Verkehr zu befriedigen suchen, wird zu gleicher Zeit auch eine Darstellung der Gesammtbeziehungen aller ausstellenden Völker und ihrer Producte zum Orient und zu Ostasien ergeben. Die Frage, welche die Geschichte vorgegangener Jahrhunderte ebenso wie die Gegenwart schon so oft aufgeworfen hat: — Die Stellung Mitteleuropas und insbesondere Oesterreichs zum Oriente — soll nach der Ordnung der offiziellen Berichterstattung eine wissenschaftliche Grundlage, insbesondere für die wirthschaftliche Politik der Völker Europas erhalten. Bekanntlich hat noch keine Weltausstellung so

Digitized by

reiches Material für die Betrachtung der Völker des Orientes und Oſtaſiens in Gewerbe, Induſtrie und Handel geliefert, als eben die Wiener.

Eine amtliche Berichterſtattung über die Thätigkeit der internationalen Congreſſe iſt bis jetzt noch niemals erfolgt. Der diesmalige Bericht ſoll dieſe Lücke ausfüllen, umſomehr, als auf den Congreſſen während der Wiener Weltausſtellung eine Reihe der wichtigſten Fragen zur Verhandlung gekommen.

Was die äußere Ordnung des geſammten offiziellen Berichtes anbelangt, ſo ſoll derſelbe nicht, wie es bei ähnlichen Gelegenheiten früher der Fall war, erſt lange nach der Weltausſtellung, ſondern „noch während der Feier dieſes internationalen Feſtes“ abgefaßt und veröffentlicht werden. Dem entſprechend werden die einzelnen Sections- oder Gruppenberichte alsbald nach ihrer Abfaſſung und Redaction gedruckt und zum Verkaufe aufgelegt. Nach Vollendung der geſammten Arbeiten aber werden die Sections- und Gruppenberichte, verbunden mit den Entſcheidungen der Jury, als ein Ganzes erſcheinen, und bilden mit dem Berichte über den Orient und Oſtaſien, ebenſo wie mit den Berichten über die internationalen Congreſſe den officiellen Geſammt-Bericht über die Wiener Weltausſtellung des Jahres 1873. Nur in dieſer Weiſe erſcheint es möglich, den ganzen Werth eines ſolch großen und umfaſſenden Werkes dem Publikum zugänglich zu machen und vollkommen auszunützen.

Ich halte es hier angezeigt, Sie und durch Sie das Publikum auf dies nützliche Unternehmen aufmerkſam zu machen, welches mannigfachen Beſchwerden, die bisher in nicht grundloſer Weiſe laut wurden, abzuhelfen im Stande iſt. Die bisher erſchienenen Gruppenberichte zeichnen ſich nicht nur durch ihre bereits erwähnte ſchöne Ausſtattung und ihren billigen Preis aus (ſie koſten nämlich durchſchnittlich nur 20 bis 50 Kreuzer per Stück), ſondern auch durch ihren Inhalt. Allerdings iſt der Werth des Einzelnen ein ſehr ungleicher. Ich für meine Perſon halte z. B. für den beſten den über die Baumwolle und die Baumwollwaaren. Sein Verfaſſer iſt Herr Dr. Alexander Peez, der als volkswirthſchaftlicher und kulturhiſtoriſcher Schriftſteller ſowohl in Deutſchland als in Oeſterreich vortheilhaft und ehrenvoll bekannte Kanzler des deutſchen Generalconſulates in Wien. Doch ich will für heute darauf nicht näher eingehen, ſondern möglichſt raſch die Deutſchen, welche jetzt zahlreicher als früher nach Wien zum Beſuch der Ausſtellung reiſen, auf dieſe Hefte aufmerkſam machen, ich habe ſie erſt erhalten und geleſen, nachdem ich von der Ausſtellung zurückgekehrt war, verdanke denſelben jedoch manche Wiederauffriſchung der Erinnerung und vielfache Belehrung. Noch unterhaltender, nützlicher und belehrender werden ſie für den ſein, welcher ſie ſofort an Ort und Stelle zu benutzen im Stande iſt. Ihr bleibender Werth wird ſich erſt nach der Ausſtellung zeigen, oder richtiger geſagt: Die

Digitized by Google

Ausstellung selbst die ihrer Natur nach ein vergängliches Ding ist, erhält erst durch einen solchen Gesammtbericht, welcher nach Lage der Sache nur ein offizieller sein kann, bleibenden Werth und Bedeutung. Wenigstens sind jetzt alle Sachkundigen bezüglich des offiziellen Berichts über die Pariser Ausstellung von 1867 dieser Meinung.

Gestatten Sie mir zum Schluß nur noch zwei Worte über die Ausstellung selbst. Man thut ihr viel Unrecht; und das Urtheil über sie wird, so hoffe ich, in Zukunft ein gerechteres werden. Ja es ist schon in den letzten zwei Monaten gerechter geworden. Hätte man in Wien einfach die Pariser Methode von 1867 kopirt, so wäre man natürlich noch viel mehr heruntergerissen worden. Nun hat man hier ein Größeres und Höheres versucht, nämlich nicht eine bloße „Industrie"-Ausstellung, sondern eine Weltausstellung, welche ein vollständiges Bild geben soll von der geistigen und materiellen Thätigkeit und dem gesellschaftlichen Zustande der mehr oder minder kultivirten Völker der Erde. Daß dieser erste Versuch erschöpfend gelungen, vermag auch ich nicht zu behaupten. Aber er wird seine Nachwirkungen haben, wird „Frucht und Same zugleich" sein. In magnis voluisse sat est! Ich wenigstens, der ich die großen Ausstellungen seit zwanzig Jahren besuche, kann versichern: Ich habe noch auf keiner so viel Neues gesehn, als in Wien; und Andere, auf deren Urtheil ich mehr Werth lege, als auf meines, waren der nämlichen Meinung. Hin und wieder ist das Studium etwas anstrengend, aber schließlich auch desto lohnender. Es heißt ja nicht umsonst, daß die Götter den Schweiß vor die Tugend gesetzt haben". Und dann, bietet nicht Wien Gelegenheit sich von jeder Anstrengung zu erholen? Endlich aber für „specielles Pech", das in Gestalt von force majeure auftrat, kann man die Leiter des Werks nicht verantwortlich machen.

Doch genug für heute. Leben Sie wohl!

Unter den französischen Kriegsgefangenen bei Köln.

Von Dr. Jos. Kamp.

5.

Gemäß den Bestimmungen des Regulativs über die Behandlung, Verpflegung ꝛc. ꝛc. der Kriegsgefangenen nach erfolgtem Eintreffen in den Gefangenen-Depots sollte eine Beschäftigung der Gefangenen in der Weise stattfinden, daß sie täglich fünf Stunden unentgeldlich, d. h. für ihren eigenen Unterhalt arbeiteten, und mußte sowohl im Interesse der Gesundheit, als auch

Digitized by Google

der Disciplin auf eine geregelte und ausreichende Beschäftigung ein hoher Werth gelegt werden.

Diese gestaltete sich sehr verschiedenartig. Zunächst war es geboten, die brauchbaren Elemente innerhalb der Depots selbst als Handwerker u. s. w. zu ökonomischen Zwecken zu verwenden. Da der Bekleidungszustand der Gefangenen bei ihrer Ankunft, wie früher bemerkt, ein sehr schlechter war, ihnen Schuhzeug und Leibwäsche durchgängig fehlte, suchte man theils durch Ueberweisung von getragenen Bekleidungsstücken aus den preußischen Montirungs-Depots dem Uebelstand abzuhelfen, und so hatten wir bald eine große Zahl von französischen Soldaten in preußischer Uniform. Theils halfen Ankäufe und Geschenke Seitens der Hülfscomites. Sodann wurden sowohl den Ersatztruppen, welchen die Gefangenen in ökonomischer Beziehung attachirt waren, und welche daher auch für die Bekleidung zu sorgen hatten, französische Kräfte zur Verstärkung der Handwerkerabtheilungen überwiesen, als auch in den Depots Werkstätten von Schustern und Schneidern errichtet und diesen unter Gewährung des erforderlichen Materials und des Handwerkszeuges die Ausbesserung resp. Neuanfertigung von Bekleidungsgegenständen übertragen. Die Gefangenen, welche als Compagnie-Schneider und Schuster angestellt waren, erhielten, wenn sie freiwillig über die festgesetzte Zeit von fünf Stunden arbeiteten, eine Zulage von $^2/_3$ desjenigen Betrages, welcher allgemein bei den Truppen für die Compagnie-Handwerker üblich ist. Unter Leitung eines preußischen Unterofficiers kochten je sechs französische Köche für durchschnittlich 500 Mann und bezogen für ihre Thätigkeit entsprechende Zulagen aus dem Erlös der verkauften Knochen und Küchenabfälle. Franzosen halfen in der Kriegsbäckerei das preußische Commisbrod präpariren und wurden durch eine für die preußischen Militärbäcker normirte Zulage von 5 Sgr. täglich honorirt. Im inneren Dienst der Compagnie fungirten Gefangene als Aufsichtsführende, Ordonnanzen, Officiersburschen, Krankenwärter, Briefordner und Dolmetscher. („mein liebes Josephine, ich muß dir zu wisen thun als ich ganz gut bin und als ganz recht gut geht bei mir ich bin immer mit den unterofizier ich schlaf mit ihnen im zimmer in einem guten Bett und Es mit ihnen und gehe als mit ihnen in die Stat spazieren ich muß immer den tollmetscher machen.") Jedem preußischen Unterofficier war ein Elsässer zugetheilt, welcher ihm vollständig zur Disposition stand, und der Schreiber des letzten Fragments, unser biederer Louis Sp. aus Rosheim im Elsaß, bekleidete das Ehrenamt eines vereidigten Dolmetschers bei kriegsgerichtlichen Untersuchungen.

Zur weiteren Beschäftigung wurden fortificatorische Arbeitsobjecte vermittelt, hauptsächlich Desarmirungs-Arbeiten in den Festungswerken. Im Lager Wahn galt es, den Kugelfang für die gezogenen Feldgeschütze der 8.

Digitized by Google

Artilleriebrigade zu erhöhen, die Batterien, welche die genannte Brigade bei ihrem Abmarsch von der Haide hatte stehen lassen, einzuebnen, Baraken zu bauen, Wege anzulegen und zu verbessern. Der Dienst in den Proviantmagazinen erforderte viele Kräfte; im Zeughaus wollten die eroberten Chassepots von kundiger Hand wieder in den Stand gesetzt werden, in den Artillerie-Depots waren Kugelhaufen umzulegen, Kartuschbeutel zu nähen und die gezogenen Geschosse zu transportiren, welche vor Paris das große Wort führen sollten.

Da aber die große Zahl der Kriegsgefangenen in nützlicher Weise in den Festungen selbst nicht beschäftigt werden konnte, so wurde versucht, dieselben auch bei Staatsbauten anderer Ressorts zu verwerthen. Dazu gehörte in erster Linie der Bau von Eisenbahnen solcher Gesellschaften, welche unter Staatsverwaltung stehen, sowie derjenigen Privatbahnen, deren Fertigstellung im militärischen Interesse der Beschleunigung bedurfte. So gingen im November 1870 Abtheilungen nach Kyllburg und Birresborn zum Ausbau der Eisenbahn. Wie in den Laboratorien zur Anfertigung der Munition, so halfen die Gefangenen hier beim Ausbau der strategisch wichtigen Bahn mit, um das Eisen zu schärfen, welches das siegreiche deutsche Heer in das Herz Frankreichs hineinbohrte.

Außerdem nahm das Kriegsministerium die Beschäftigung der Gefangenen durch Kreis- resp. Gemeindeverbände und Privatpersonen oder Gesellschaften in Aussicht. Die dafür maßgebenden Grundsätze vom 16. Sept. 1870 stellten Folgendes fest. Die Arbeitgeber verpflichten sich, die Gefangenen auf ihre Kosten zu verpflegen, für ihre angemessene Unterbringung Sorge zu tragen und Jedem eine nach Maßgabe der Arbeitszeit, Oertlichkeit ꝛc. von der Bezirksregierung zu normirende Zulage bis zu 4 Sgr. pro Arbeitstag zu gewähren. Weitere Bedingung war eine angemessene Beaufsichtigung der Gefangenen durch die Militärbehörde oder Mitwirkung der Landrathsämter. Wo mehrere Arbeiter beschäftigt wurden, war ein französischer Chargirter als Rechnungsführer beigegeben, welcher wöchentlich unter Zuziehung zweier, von den Arbeitern aus ihrer Mitte gewählter Deputirten Buch und Rechnung abschloß und alle vier Wochen dem Gouvernement einen mit dem legi des Arbeitsgebers versehenen Buchabschluß einzusenden hatte. An Ort und Stelle erhielten die Gefangenen nur $^2/_3$ der erarbeiteten Zulage; der Rest gelangte in die Festungs-Dotirungskasse, um ihnen später ausgezahlt zu werden. Die Militärbehörden hatten den Auftrag, den Requisitionen der Landrathsämter um Ueberweisung von Kriegsgefangenen stets zu entsprechen, wenn nicht besondere Umstände dagegen sprachen. Der Handelsminister gab den Direktionen der Staats- und der unter Staatsverwaltung stehenden Eisenbahnen den Auftrag, die Gefangenen bei Transporten zum Zweck ihrer Beschäftigung durch Kreis- resp. Gemeinde-Verbände und Privatpersonen nach denselben ermäßigten Tarifsätzen zu befördern, welche beim Transport von Truppen und Armee-Bedürfnissen zur Berechnung kommen. Gleichzeitig wurden die Vorstände der Privat-Eisenbahnen eingeladen, behufs Förderung des beabsichtigten Zweckes dieselbe Transport-Erleichterung auf ihren Bahnen zu gestatten und gewährten die Verwaltungen der Köln-Mindener und der Rheinischen Bahn bereitwillig diesen Wunsch. In Folge dieses Entgegenkommens von Seiten der Militär- und Civilbehörden blühten bald an vielen Punkten unseres Rheinlandes französische Militär-Colonien auf. Nach Mülheim a. Rh. ging eine Gesellschaft von Gefangenen, welche die verschiedensten Gewerbe vertraten: Schneider, Schuster, Schlosser, Klempner, Gerber, Metzger, Bierbrauer, Bauhandwerker.

Digitized by

Der kleine Mann bat um einen Arbeiter zum Ersatz für seinen in Frankreich kämpfenden Sohn oder Gesellen, große Fabrikanten erhielten nach Wunsch beträchtliche Abtheilungen: der Rheinische Actienverein für Zuckerfabrikation beschäftigte allein 60 Arbeiter.

Diese Ueberweisung von Kriegsgefangenen zu gewerblichen und ländlichen Arbeiten erwies sich überall als eine für das Land sehr wohlthätige Einrichtung, welche jedoch leider nicht in erschöpfender Weise ausgebeutet werden konnte, weil die Arbeiter zum größten Theil nach einiger Zeit wegen schlechten Betragens, Unlust zur Arbeit, Widersetzlichkeit und Versuche zur Desertion zurückgezogen werden mußten. Da ferner die eingetretene Winterkälte den Arbeitern im Freien ungewöhnliche Schwierigkeiten bereitete, so nahm das Kriegs-Ministerium auf Anfertigung von Handarbeiten in den Wohnräuenm der Gefangenen selbst Bedacht und suchte zunächst die mehrfach vorhandenen individuellen Kunstfertigkeiten durch Ueberlassung von geeignetem Material und Utensil zu fördern. Außerdem sollten Handarbeiten ermittelt werden, welche auch von ungeübten Leuten in kurzer Zeit erlernt werden konnten und kein in den Händen von Gefangenen gefährliches Werkzeug erforderten. Um die Gefahr, daß die Privat-Industrie durch Verwerthung der billigeren Gefangenenarbeiten geschädigt werden könnte, zu vermeiden, sollte den Gewerbtreibenden des betreffenden Kreises resp. Regierungs-Bezirks die Beschäftigung der Gefangenen in den Depots selbst auf ihre Rechnung gegen einen angemessen Tax- oder Stücklohn in soweit gestattet sein, als dies nach dem Gutachten des Landraths resp. der Regierung ohne Nachtheil für den betreffenden Bezirk geschehen könnte. Für die übrigen von den Gefangenen auf eigne Rechnung angefertigten Arbeiten seien Unternehmer zu suchen, welche dieselben zum Verkauf und zwar, wenn die Civil- Behörde es wünschte, ausschließlich im Auslande übernehmen sollten. Als geeignete Beschäftigungen empfahlen sich die Anfertigung von Fluß- und See-Fischernetzen, Strohmatten, Holzschnitzereien, Decken und Schuhen aus Tuchabfällen, welche von den Handwerksstätten zu requiriren wären. Zur Hebung der Arbeitslust wollte das Kriegs- Ministerium von der Bestimmung des Regulativs, daß die Gefangenen täglich fünf Stunden unentgeldlich arbeiten sollten, ganz absehen und den Erlös der verkauften Arbeiten nach Abzug des Werthes des Materials und der Utensilien lediglich zum Besten der sämmtlichen Gefangenen des Depots verwerthen lassen, gleichviel, ob dieselben bei den betreffenden Arbeiten, oder im inneren Dienst, oder im Freien beschäftigt gewesen. Dabei war allerdings nicht ausgeschlossen, daß die Leute, welche durch eine besondere Kunstfertigkeit hervorragende Arbeiten lieferten, von dem Erlös derselben einen Theil als Extra-Zulage vorweg erhielten. — Der Ausführung dieses Gedankens stellten sich jedoch unüberwindbare Schwierigkeiten entgegen, und daher blieben die gemachten Versuche meistens bei den ersten Anfängen. Die genaueren Nachweisungen von den unter den Gefangenen befindlichen Handwerkern ergaben, daß die Anfertigung von Holzschuhen überall zugängig sei und nur wenige Geldmittel in Anspruch nehmen würde. Daher wurden Arbeiter-Sectionen zur Herstellung von Holzschuhen zum eigenen Gebrauch der Gefangenen eingerichtet, um dieselben mit dieser Fußbekleidung auszustatten und dann die Stiefel zu repariren, welche bis zur Wieder-Ausgabe beim Rücktransporte bei Seite gestellt wurden.

Einen anderen sehr brauchbaren Fußschutz namentlich bei Eisenbahnfahrten bildeten Strohschuhe, aus dünnen Strohseilen geflochten. Daher wurde in allen an Eisenbahn-Etappenstraßen liegenden Depots mit der Herstellung

Digitized by Google

derartiger Strohüberschuhe begonnen, um dieselben durch die Etappen-Commandanturen den durchpassirenden Truppen unserer Armee, und hier in erster Linie den Kranken, sodann, wenn ausreichender Vorrath beschafft, auch den Kriegs-Gefangenen für die Eisenbahn-Transporte zu überlassen. Die Fabrication dieses Artikels wurde durch kriegsministeriellen Befehl vom 5. März 1871 sistirt. Um so mehr entwickelte sich eine von den Gefangenen auf eigene Faust betriebene Kunst-Industrie, wovon ich in einem früheren Artikel berichtet habe.

Brief eines Luxemburgers an einen Landsmann.

Dritter (letzter) Brief.

Für uns handelt es sich einzig und allein darum, als deutscher Volksstamm freundschaftlich und freundnachbarlich zu unserm deutschen Stammland zu stehen, und nicht die Feinde unseres Mutterlandes zu begünstigen und zu unterstützen. Da kommen wir zu der Thatsache, die ich nicht leugnen kann, wie du sagst, nämlich der Abneigung der Luxemburger und der Süddeutschen, auch wohl der Holländer, gegen das preußische Regiment, den preußischen Militarismus. Wenn ich auch, soweit das unser Land selbst betrifft, die angeführte Thatsache nicht leugnen kann, so kann ich mir dieselbe doch sehr wohl erklären. Wer ist's, der seit Sadowa, seit 1866, bei uns wider den „Preuß" (d. h. Deutschland) hetzt und wühlt? Genau dieselben dunklen Ehrenmänner, welche bis 1866 aus allen Kräften und mit allen Mitteln für den deutschen Michel gewirkt haben. Aber freilich! damals hieß der deutsche Michel Oesterreich, und war der demüthige und gehorsame Diener der Jesuiten. Diese durften damals noch hoffen, diesem ihrem Liebling die Hegemonie in Deutschland zu erringen, d. h. sich selbst an die Spitze Deutschlands zu erheben, und dem Protestantismus, dem freien deutschen Geiste, der freien Forschung, der Wissenschaft, der Wahrheit und dem Lichte, den Garaus zu machen. Diese Hoffnung ist bei Sadowa untergegangen. Der Günstling und Liebling, das Schoßkind der Dunkelmänner, das blindgehorchende Oesterreich, wurde aus Deutschland hinausgedrängt, und die Hegemonie, von der die Finsterlinge so Vieles gehofft, ging eben an die Macht über, die sie vernichten wollten. — Das weißt du wohl eben so gut als ich und andere Leute. Und wie unsere Jesuiten damals sofort rechtsum schwenkten und Allem fluchten, was sie eben noch angebetet hatten, ist dir wohl auch bekannt. Von dieser Stunde an taugte Deutschland keinen rothen Heller mehr. Nur bei Frankreich war noch Heil. Selbst Oesterreich, das jahrhundertelange Schoßkind des Ultramontanismus, wurde geschmäht, und der Verachtung der katholischen Welt preisgegeben. Hatte es darum der Jesuitismus mit seinem Herzblut genährt und großgezogen? — Auf, Frankreich! auf ihr frommen Enkel von Ludwig dem Heiligen! und die Scharte ausgewetzt! hieß es nun. Und leider Frankreich

Digitized by

stand auf und — liegt heute tiefer in Noth und Weh, als es je gelegen. Bei Sedan ging eine zweite große Hoffnung der Dunkelmänner unter. Der „Preuß" wollte sich nicht klein machen, wollte sich die Haut nicht geduldig über die Ohren ziehen lassen. Er wehrte sich mannhaft, und — die Jesuiten bekamen die Hiebe, die sie Deutschland zugedacht hatten.

Und was that man bei uns während des verhängnißvollen, entsetzlichen Kampfes, bei welchem es sich für die Menschenrechte und die geistige Freiheit um die Frage: „to be or not to be" handelte? Unsere Pfaffen hetzten, in Gemeinschaft mit ihren Neuverbündeten, unsern Fransquillons, aus Leibeskräften wider Deutschland, logen mit den französischen Zeitungsschreibern um die Wette, ja suchten sogar diese noch zu übertreffen im Lügen und Verläumden. Die Deutschen waren schauerliche Wüthriche, Frauenschänder, Kindesmörder, Strauch- und Uhrendiebe, kurz Scheusale, wie sie die Hölle auswirft. Alle diese Liebenswürdigkeiten lasen die Luxemburger alltäglich im „Wort für Wahrheit und Recht", im „Avenir", in der „Union", im „Volkswillen", kurz in der ganzen einheimischen Presse. Und man soll sich noch wundern, wenn der große Haufen bei uns, der auf das „Wort" wie auf das Evangelium schwört, Abneigung gegen Deutschland, das Vaterland solch roher Barbaren hegt! Doch wird Niemand, und du am allerwenigsten, behaupten wollen, daß eine auf Lug und Verläumdung fußende Abneigung berechtigt sei. — Vor 1866, d. h., so lange das „Luxemburger Wort für Wahrheit und Recht" für Deutschland (d. h. für Oesterreich!) einstand, und offen und laut gegen alles französische Wesen (Frankreich war damals noch viel liberaler als Oesterreich) loszeterte, waren unsere Bauern deutsch durch und durch. Freilich wußten sie damals ebensowenig, warum sie für Deutschland und gegen Frankreich standen, als sie heute wissen, warum sie das Umgekehrte thun. Damals wie heute folgten sie einfach dem Worte der jesuitischen Pastöre.

Was hingegen die Anthipatien unserer sogenannten höhern Klassen betrifft, so kann ich auch hier nicht Thatsachen leugnen, aber ebenfalls recht wohl begreifen. Das französische Wesen, der Schliff, das feine je ne sais quoi, wie es heißt, welches wir andern vornehmen, und wohl erzogenen Leute uns seit langen Jahren von Frankreich aus verschrieben, und zu dem unsern gemacht haben, will nun einmal nicht mit dem groben, unfeinen, ungeschliffenen deutschen Wesen zusammen gehen. Wir andern vornehmen Leute haben uns nie viel um dieses deutsche Wesen gekümmert. Mochte man uns von deutscher Gründlichkeit, deutscher Tüchtigkeit, deutschem Muth und deutscher Kraft auch die Ohren noch so voll schwatzen, was ging uns das alles an? Wir waren Französlinge, und hofften es zu bleiben, wenn nicht gar ganz zu Franzosen zu werden. Frankreich versprach uns goldene Berge und goldene Brucken, und verlangte von uns weiter nichts, als daß wir fünf gerade sein, und Gottes Wasser über Gottes Land laufen lassen sollten. Wir sollten alle reich, aufs beste gestellt werden (ich meine wir andern vornehmen Leute, nicht der Plebs), und keiner sollte auch nur die Hand dabei naß zu machen brauchen. Die Einen sollten Bankdirector, die Andern Eisenbahndirector, Ober-Ingenieur ꝛc., Alle aber wenigstens Ritter der Ehrenlegion werden. Und das alles ohne weitere Vorbereitung, noch Examen. Wer hätte da nicht mit beiden Händen zugreifen wollen? Ars longa, vita brevis est. Wir andern vornehmen Leute lieben zwar auch die Kunst, d. h. wo sie uns amüsirt, aber das Leben lieben wir noch mehr. Vornehme Leute sind vom lieben Gott nicht zur niedern Arbeit und zur plebejischen Beschäfti-

zed by Google

gung geschaffen. Bis dato hat das Vaterland für unsere höheren und niederen Bedürfnisse Sorge getragen. Alle einträglichen und leicht zu tragenden Staatschargen, und sonstigen offiziellen Stellen gehörten uns von Haus aus. Wir brauchten uns deßhalb nie den Kopf viel zu zerplagen. Warum studiren, uns die Köpfe mit all dem gelehrten Zeug überfüllen? Die besten Stellen im Staat gehörten uns so wie so. Aus diesem Grunde war auch für den Plebs das Studiren und all das dumme Zeug zwecklos. Der Plebs bekam die bessern Stellen ja so wie so nicht. — Diese glücklichen Zustände (ich meine für uns andern vornehmen Leute) wollte uns Frankreich garantiren, verewigen. Und wir sollten für dieses Frankreich keine Sympathien haben, seine Bestrebungen nicht aus allen Kräften unterstützen, nicht gegen den sich immer weiter erstreckenden Einfluß des groben, unfreigebigen, auf strenge Examina haltenden, ungeschliffenen deutschen Michels arbeiten? Nein, das konnte uns kein vernünftig denkender Mensch zumuthen. Niemand hat die Verpflichtung, Hand an sich selbst zu legen, oder seinem eigenen Vortheil entgegen zu arbeiten. — Siehe da, den Grund unserer Sympathien für Frankreich und unserer Antipathien gegen Deutschland.

Und so begreife ich denn auch, weßhalb vornehme Leute, wie Unsereins, das Gefühl, tief und unauslöschlich, wie du sagst, in sich tragen, unter dem strammen preußischen Regimente sich nie behaglich finden zu können.—Wenn du noch ferner den preußischen Militarismus als Schreckbild anführst, so gestehe ich dir, daß ich ihn selbst dafür halte, wenn auch nicht den armen, bethörten und verblendeten Völkern, so doch der rothen wie der schwarzen Internationale gegenüber. Und, Gott lob! daß er's ist. Was sollte aus Europa, aus seinen Errungenschaften auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Wahrheit, aus seiner gesellschaftlichen Ordnung, kurz aus allem Guten, werden, wenn nicht der stramme, regierungstreue Militarismus in Deutschland so fest und unerschütterlich zur Ordnung stände. Freilich macht das nicht die Rechnung der Dunkel- und Umsturzmänner. Doch das soll's auch nicht. Die Jesuiten, welche wider diesen Militarismus heulen und hetzen, würden kein Haar weniger stramm regieren, wenn sie über die deutschen Heere geböten, keinen Soldaten weniger halten. —

Ich bin mit dir einverstanden, wo du von dem Verdienst sprichst, den sich viele unserer Söhne und Töchter in Frankreich zu suchen pflegen. — Nur will es mir bedünken, daß, wenn auch unter den Tausenden, die nach Frankreich gehen, eine kleine Anzahl wirklich ihr Glück dort macht, doch eine weit größere Zahl dort materiell und moralisch verkommt und zu Grunde geht. Ich könnte dir lebende Beispiele in Masse anführen. — An Moralität hat unser Land überhaupt wenig von Frankreich gewonnen. Auch unser französisches Theater, unter der Oberleitung unserer jeune France, war gar nicht dazu angethan, uns Moral zu predigen. Die meisten Stücke, die man uns, wenigstens in den ersten Zeiten, vom französischen Repertoire auftischte, waren noch eher alles andere, als moralpredigend. Aber das sollten sie ja auch nicht sein. Das Moralpredigen ist so langweilig. Und wir gingen ins Theater, um uns zu amüsiren, um zu lachen. Und diese französischen Vaudeville-Schreiber verstehen es so vortrefflich, Allem, auch dem Ernstesten und Heiligsten, eine komische Seite abzugewinnen, und uns darüber lachen zu machen. Und was die Vaudeville-Schreiber vergessen, das ergänzen die schlauen und wohleingeübten Schauspieler durch ihre Grimassen und Gesten. Nein! wahrhaftig! es geht doch nichts über das französische Vaudeville-Theater und die komischen Opern und Operetten eines Offenbach! — Wenn es das

Digitized by Google

alles ist, was uns Luxemburger zu Frankreich hinzieht; und uns einer Annexion an dasselbe geneigt macht, dann, wahrlich, Freund! bin ich stolz auf meine Unpopularität, wie sie mir meine Sympathien für Deutschland eingetragen haben. —

Wie! Freund! du und deine Gesinnungsgenossen, ihr schreckt nicht zurück vor den finstern, lichtfeindlichen Gewalten, welche in Frankreich das Staatsruder in Händen haben, und die Geister auf eine so schauerliche Weise knechten? Ihr könntet euch dazu verstehen, euch selbst und alle eure Mitbürger in die Gewalt dieser dunklen Mächte zu geben, selbst auf die Gefahr hin, Hand in Hand mit ihnen am finstern, menschenfeindlichen Werke zu arbeiten, dem sich diese Mächte geweiht haben, oder aber, euch von ihnen geistig und körperlich knechten zu lassen für ewige Zeiten? Ihr könntet in der That eine Annexion unsres Landes an das ultramontane Frankreich unserer Einverleibung in Deutschland vorziehen, wo man die lichtfeindlichen Gewalten mit so viel Muth und Ausdauer bekämpft, und allenthalben verdrängt? Ihr könntet euch wirklich in eurem blinden Haß gegen Preußen, das ganz Deutschland auf dem lichten Wege voranschreitet, dazu verstehen, die ganze Zukunft, die materielle und die geistige, unsres Landes Frankreich, dem es beherrschenden Jesuitismus, zu opfern? — Aber wer seid ihr denn? was wollt ihr denn? — Doch gewiß nicht das Glück, das Wohl eurer Mitbürger! Was denn? — Euer eigenes Glück, euren eigenen Vortheil? Und dieses Glück, diesen Vortheil sucht ihr bei dem ultramontanen, von allen bösen Leidenschaften und Gelüsten bewegten, von zahllosen Parteien zerrissenen Frankreich? — Das thun ja auch unsere Dunkelmänner unter allen Masken. — Und dennoch willst du nicht zu diesen gezählt sein. Wo bleibt da deine Logik? Wenn ich urtheilen, räsonniren will, so räsonnire ich vernünftig. — Nur Deutschland kann und will uns erlösen aus der geistigen Knechtschaft, worein es den Dunkelmännern gelungen ist uns zu legen; bei Deutschland liegt unsere ganze Zukunft; auf Deutschland sind wir mit unsrer Großindustrie, mit allen unsern materiellen Interessen angewiesen; unserer Aufnahme in den deutschen Zollverband verdanken wir größtentheils unsern heutigen blühenden Wohlstand; wir verdanken Deutschland unser besseres Volksschulwesen: — und trotzdem und alledem sollen wir uns feindseliger Weise von diesem Deutschland, unserm eigenen Stamm- und Mutterlande, lossagen und uns an das seinem sichern Untergang entgegengehende Frankreich anschließen! — Kann es einen größern Aberwitz geben? — Der Teufel mag dem reinern Licht, der Wahrheit, der geistigen Freiheit, allem höhern Streben entsagen, und sich zum Herrn oder zum Diener der Finsterniß machen, aber nicht der ehrliche, aufrichtige, nach Licht, Wahrheit und geistiger Freiheit dürstende, alle Knechtschaft verabscheuende Mann. Und du meinst ich allein sei dieser Mann in unserm Lande. Wehe! diesem Lande, wenn du Recht hättest! Aber du hast nicht Recht. Alle Bessern auch bei uns stehen auf einer Seite und denken wie ich, wenn sie es auch nicht so laut und so frei heraussagen, wie ich, hier und überall. Non multa, sed multum, mag es auch hier heißen, wenn wir die Minderheit im Lande ausmachen.

N. Steffen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXXII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 43.

Ausgegeben am 24. October 1873.

Inhalt:

	Seite
Ursprung und Folgen der französischen Katastrophe vom 24. Mai. Zweiter Artikel. Georg Zelle	121
Zur Affiliation mit dem Jesuitenorden. Dr. Franz Huber	132
Die erste allgemeine deutsche Realschulmänner-Versammlung in Gera. Dr. Rudolf Hoffman	145
Die französische Presse über den Briefwechsel zwischen Kaiser und Papst	152
Pariser Briefe	154
Das neueste im Fall Werner. H. B.	159

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von Otto Spamer in Leipzig.
Literarische Beilage von Julius Springer in Berlin.
Literarische Beilage von Otto Meißner in Hamburg.

Leipzig, 1873.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Ursprung und Folgen der Katastrophe vom 24. Mai.

II.

Mit der Ernennung Mac-Mahon's zum Präsidenten that die Coalition einen glücklichen Griff, wenn man nicht lieber sagen will, daß sie dem Gebot der Nothwendigkeit folgte. Der neue Chef des Staates mußte ein Mann sein, dessen streng conservative Grundsätze außer Frage standen, der aber zugleich von den Parteikämpfen der letzten Jahre sich ferngehalten hatte. Er sollte den gemeinsamen Gedanken der Coalition vertreten, der Vertrauensmann der gesammten monarchisch-conservativen Partei sein, durfte sich also nicht in die Sonderbestrebungen der einzelnen Theile eingelassen haben. Kein Bonapartist würde ein orleanistisches oder legitimistisches, kein Angehöriger der bourbonistischen Dynastien ein bonapartistisches Parteihaupt als Staatschef sich haben gefallen lassen. Zugleich aber mußte der Mann, dem man die Zügel der Regierung anvertrauen wollte, auch in den nichtconservativen Kreisen eine gewisse Achtung genießen; er mußte in dem Rufe der Loyalität stehen und im Staat und in der Gesellschaft eine Stellung einnehmen, welche von vornherein die der einzelnen Parteihäupter überragte. Und endlich mußte er — das war für eine Regierung, die jeden Augenblick vor die Nothwendigkeit gestellt werden konnte, mit den Waffen für ihr Dasein zu kämpfen, eine Lebensfrage — eines unbestrittenen Ansehens im Heere und unter dessen Führern sich erfreuen. Der neue Präsident konnte demnach nur unter den Militärs höchsten Rangs gewählt werden.

Es gab in Frankreich Niemanden, der alle diese unbedingt erforderlichen Eigenschaften in sich vereinigt hätte, als den Marschall Mac-Mahon. In einer langen kriegerischen Laufbahn hatte er sich als einsichtsvollen und braven General bewährt. Seine praktische Kriegsschule hatte er, wie fast alle höheren französischen Officiere, in Algerien durchgemacht. An den Kämpfen um Sebastopol nahm er entscheidenden Antheil, kehrte darauf wieder nach Algier zurück, übernahm im italienischen Kriege das Commando das 2. Armeecorps und entschied durch sein rechtzeitiges auf eigene Veranwortung unternommenes Eingreifen die Schlacht bei Magenta. Dieser Kriegsthat verdankte er den Herzogstitel, den Marschallsstab und seinen militärischen Ruf. Die Selbst-

zed by Google

ständigkeit des Handelns wurde ihm um so höher angerechnet, je weniger selbst unter den höchsten französischen Befehlshabern die Eigenschaft entwickelt ist, in entscheidenden Augenblicken mit Einsetzung der eigenen Verantwortlichkeit einen selbständigen Entschluß nach der Lage der Dinge zu fassen. Mac-Mahon galt seitdem für den ersten Soldaten Frankreichs und selbst sein Mißgeschick im Jahre 1870 vermochte nicht, einen Schatten auf den Namen des „ruhmvoll Besiegten" zu werfen. Für die unbestreitbaren Fehler seiner Kriegführung wurde Napoleon und dessen Generalstab verantwortlich gemacht, gerade wie für die späteren Niederlagen der unglückliche Bazaine, den die französische Eitelkeit sich als Sühnopfer ausersehen hatte für das, was Alle verschuldet haben und nicht am wenigsten der alle Anordnungen der Generale durchkreuzende Dilettantismus Gambetta's. Daß Mac-Mahon's militärische Laufbahn mit Sedan beschlossen wurde, daß er an den Kämpfen der Republik nicht mehr theilnahm, that seinem kriegerischen Ruf durchaus keinen Abbruch: im Gegentheil, er war nach dem Kriege gleichsam wieder eine frische unverbrauchte Kraft, und es hatte kaum etwas Auffallendes, daß er vom Augenblick des Abschlusses der Friedenspräliminarien an wieder unbestritten als erste militärische Autorität Frankreichs dastand. Die Niederwerfung der Commune, so wenig sie auch als Waffenthat ersten Ranges gelten kann, frischte seinen erblichenen Kriegsruhm wieder auf. Thiers mußte sich gefallen lassen, die Ehre, Frankreich gerettet zu haben, mit dem Marschall zu theilen, was ihn wohl nicht eben angenehm berührte, da er selbst sich, wenn auch nicht gerade für einen Feldherrn, doch für einen vollendeten Kenner aller militärischen Verhältnisse hielt. Mac-Mahon wurde daher auch von der öffentlichen Meinung als Regenerator des französischen Militärwesens bezeichnet; indessen war seine Thätigkeit auf diesem Gebiete zunächst doch nicht durchgreifend, da Thiers die Arbeiten der Fachmänner eben so sehr durchkreuzte als förderte.

In politischer Beziehung bewährte der Marschall eine große Zurückhaltung. Man wußte, daß er streng conservativen Grundsätzen huldigte; darauf aber beschränkte sich die Kenntniß, welche nicht nur das große Publikum sondern auch die Parteihäupter von seinen politischen Ideen und Wünschen hatten. War er conservativer Republikaner, war er Legitimist oder Bonapartist? Niemand hatte eine Ahnung davon. Er war eine der militärischen Notabilitäten des Kaiserthums, aber zu den Vertrauten und Günstlingen Napoleon's hatte er nie gehört, von einigen Seiten wurde sogar behauptet, daß seine Sympathien eigentlich dem legitimen Königthum angehörten. Als Senator hatte er eine ehrenwerthe Selbständigkeit gezeigt, indem er gegen die Sicherheitsgesetze stimmte, was indessen Napoleon keineswegs abhielt, ihn mit Auszeichnung und Hochachtung zu behandeln. So umgab den Marschall ein gewisses geheimnißvolles Dunkel. Man wußte nicht recht: versteckte sich

Digitized by Google

hinter seiner Zurückhaltung das Bewußtsein politischer Unfähigkeit, oder brütete der Herzog von Magenta im Stillen über hochgefährliche politische Pläne. Bereitete er sich für die Rolle eines imperalistischen oder legitimistischen Monk vor, oder gedachte er, der Washington seines Landes zu werden? Alle diese Fragen wurden aufgeworfen, aber die schließliche Antwort war doch nur, man wisse nicht, was man aus dem schweigsamen Kriegsmann machen solle. Dabei aber überwog doch mehr und mehr die Ansicht, daß es ihm an staatsmännischer Begabung, an der Fähigkeit zur politischen Initiative fehlen, daß man aber dennoch darauf gefaßt sein müsse, ihn dereinst entscheidend in den Gang der Ereignisse eingreifen zu sehen. Der Achtung vor dem Charakter des Mannes that dieses Schwanken der Meinungen über denselben übrigens keinen Abbruch. Denn um doch Etwas über ihn zu sagen, kamen alle Parteien gewissermaßen stillschweigend darüber überein, ihn für einen durchaus ehrlichen Charakter, für den Typus des loyalen Soldaten zu erklären. Es war und ist das zum Theil Berechnung und Speculation, aber es läßt sich andererseits doch nicht in Abrede stellen, daß trotz des geheimnißvollen Dunkels, welches ihn umgiebt, der Marschall in der That sich eines wenn auch keineswegs vorbehaltlosen Vertrauens der öffentlichen Meinung erfreut, eines Vertrauens, welches allerdings zum Theil mit begründet ist auf der geringen Meinung, die man von seinen politischen Fähigkeiten hat. Man traut ihm wohl zu, daß er im gegebenen Augenblicke die Entschlossenheit besitzen würde, zu handeln, aber daß sein Entschluß von fremdem Einfluß bestimmt werden würde; und jede Partei hegte eben die Hoffung, in der Stunde der Entscheidung diesen Einfluß ausüben zu können.

So eignete Mac-Mahon sich zum Vertrauensmann aller conservativen Fractionen, weil keine derselben ihn unbedingt zu den Ihrigen zählen konnte. Jedenfalls konnte man, solange die Partei einig blieb, die gemeinsame Sache nicht wohl kräftigeren Händen anvertrauen, da ihm die Armee unbedingter als jedem anderen General zur Verfügung stand. Wenn es gelang, die Majorität zusammenzuhalten, so gewährte die Präsidentschaft des Marschalls einen fast unbedingten Schutz gegen die Anschläge der muthlosen und niedergeschlagenen republikanischen Partei; und als Symbol dieser Einigkeit der Conservativen konnte ja gerade der Marschall gelten, bei dem man eine entschiedene Vorliebe für eine bestimmte Lösung der dynastischen Frage nicht voraussetzte und von dem man jedenfalls erwartete, daß er unter allen Umständen seine besonderen Wünsche den allgemeinen conservativen Interessen unterordnen werde.

So befand sich Frankreich nach dem 24. Mai in einer eigenthümlichen Lage. Es wurde von einer parlamentarischen Coalition beherrscht, die nur durch den gemeinsamen Haß gegen die Republik zusammenhaltend wurde, die

Digitized by Google

aber von dem Augenblick an anfangen mußte ſich zu lockern, wo ſie den gemeinſamen Feind unſchädlich gemacht und ihre Herrſchaft feſt begründet haben würde. Dabei war dieſe Coalition in hohem Grade unpopulär: nicht als ob das Land für die Republik begeiſtert geweſen wäre — von Begeiſterung für irgend ein politiſches Ideal war in Frankreich überhaupt keine Spur zu finden — aber die Stimmführer der öffentlichen Meinung, die tonangebenden Journale, deren Erörterungen namentlich auch im Ausland für den treueſten Ausdruck der allgemeinen Stimmung des Landes gelten, waren republikaniſch z. Th. aus Grundſatz, z. Th. weil ſie in der „Republik des Herrn Thiers" einen genügenden Schutz gegen gewaltſame Erſchütterungen geſehen hatten, während ſie der Meinung waren, daß die Monarchie nicht ohne Kampf und Bürgerkrieg ſich werde herſtellen laſſen. Ein Theil von dieſen Thieriſten ſchloß ſich allerdings alsbald nach dem Falle des Meiſters der Coalition an, da man an deren Vermögen, eine ſtarke, wenn auch nur proviſoriſche Regierung herzuſtellen, ſchon nach den erſten Tagen ihres Beſtehens nicht zweifeln konnte. Aber die Mehrzahl der conſervativen Republikaner, das höhere gebildete Bürgerthum, beharrte in ſeiner theils vornehm kühlen, theils entſchieden feindlichen Haltung gegen die Coalition, da dieſelbe, wie kräftig ſie auch ihre Herrſchaft begründete, doch durchaus keine Gewähr für die Zukunft bot. Hätte am Tage des Sieges die Coalition einen Throncandidaten aufſtellen können, und zwar einen Throncandidaten, der nicht die Gefahr einer Wiederherſtellung des ancien régime in Ausſicht ſtellte, das ganze liberal-conſervative Frankreich würde ohne Zweifel ſchon damals die Wendung vollzogen haben, die neuerdings Herr John Lemoinne durch ſeine bekannten Artikel im „Journal des Debats" angekündigt und eingeleitet hat. Aber die Ueberzeugung, daß zwiſchen den drei Prätendenten ſchließlich die Waffen würden entſcheiden müſſen, und die Furcht, daß nur die Radicalen die Früchte eines Bürgerkrieges ernten würden, ließen es den Conſervativ-Liberalen räthlich erſcheinen, in ihrer feindſeligen Haltung zu beharren, und einen oft kleinlichen Guerillakrieg gegen die Regierung zu führen, der zwar nichts entſchied, aber doch die öffentliche Meinung in Athem hielt und in Aufregung ſetzte und wenigſtens den Schein erwecken mußte, daß die Regierung im Lande völlig iſolirt daſtehe und ſich nur durch die ſcharfe Anwendung aller ihr reichlich zu Gebote ſtehenden Machtmittel aufrecht erhalten könne. Auf die Haltung der Radicalen werden wir noch zurückkommen. Für den Augenblick waren ſie durch den gegen ſie geführten Schlag ſo betäubt, daß ſie zunächſt bei der Regierung kaum in Betracht zu ziehen waren. Zunächſt, wie geſagt, erwuchs der Regierung nur aus der Polemik der conſervativ-liberalen Organe eine Verlegenheit, weil ſie für das Urtheil der gebildeten Claſſen maßgebend ſind, und weil eine Regierung, welche dieſe Claſſen

Digitized by Google

zu ihren Gegnern zählt, zu einem steten abnutzenden und aufreibenden Kampfe verurtheilt ist: es sei denn, daß sie es verstände, wie der Bonapartismus, dieselbe zum Schweigen zu nöthigen. Aber die imperialistische Regierungsweise läßt sich eben nicht von Dilettanten copiren, wie unter anderem der gelehrte Minister des Innern, Herr Beulé, wiederholt zu seinem Schaden erfahren hat.

Die Regierung bedurfte gegen die ihr feindliche Strömung der öffentlichen Meinung eines populären Stützpunktes und sie fand ihn im Ultramontanismus. Die Klerikalen hatten bereits bei dem parlamentarischen Staatsstreich vom 24. Mai die Hand im Spiel gehabt, wenn es auch eine unbegründete Ansicht ist, daß sie die eigentlichen Leiter der Intrigue gewesen seien. Intriguirt ist damals überhaupt weniger, als man gewöhnlich annimmt; man hat von beiden Seiten ziemlich offenes Spiel gespielt; jeden Abend erfuhr ganz Paris, was die Parteien im Laufe des Tages geplant hatten; jeden Abend wurde berührt, wie viel Stimmen die eine oder andere Partei gewonnen oder verloren hatte. Aber daß die Klerikalen, die Herrn Thiers dem alten Voltairianer von Anfang an nicht getraut hatten und denen seine vorsichtige, wenn auch keineswegs wohlwollende Haltung Italien gegenüber höchst anstößig war, eifrig an seinem Sturze mitgewirkt hatten, stand außer allem Zweifel.

Der französische Klerus hat in den politischen Kämpfen der letzten Jahrzehnte eine zwar keineswegs rühmliche, jedenfalls aber sehr einflußreiche Rolle gespielt; er war ein Factor, mit dem jede Regierung rechnen mußte. Seine Sympathien gehören, wie sich im Grunde von selbst versteht, dem legitimen Königthum an. Aber diese Sympathien haben ihn niemals abgehalten, sich mit jeder Macht zu vertragen, die ihm Vortheile in Aussicht stellte. Herr Veuillot, der ebenso händelsüchtige und cynische, wie gewandte publicistische Vorkämpfer des Ultramontanismus, hat nach der Februarrevolution der Republik seine Huldigungen dargebracht und die Monarchie für ein veraltetes Institut erklärt; er hat, als in der Coalition der conservativen Fractionen nach der furchtbaren Junischlacht dem legitimistischen Elemente auf kurze Zeit die Führung beschieden zu sein schien, seiner innersten Herzensneigung folgend, die legitime Monarchie als die berufene Retterin Frankreichs gepriesen; er hat endlich mit großem Scharfsinn den Zeitpunkt wahrgenommen, wo das Zünglein der Wage sich zu Gunsten des Prinzen Napoleon zu neigen anfing, und er hat keinen Anstand genommen, sich vor dem aufsteigenden Gestirn des demokratischen Kaiserthums zu neigen. Napoleon vertrat die Sache des Ultramontanismus in Rom, der Klerus verwendete bei Wahlen und Plebisciten seinen mächtigen Einfluß zu Gunsten Napoleon's. Aber allerdings mußte der Klerus erfahren, daß er in dem Lande mit dem Kaiser die

Digitized by Google

zweite Rolle spielte, und daß Napoleon weit davon entfernt war, principiell ultramontane Politik zu treiben. Als Napoleon sich genöthigt sah den größten Theil des Kirchenstaates dem in reißend schneller Entwicklung begriffenen Königreich Italien zu opfern, lockerte sich auch sein Bund mit dem Klerus und er würde sich völlig gelöst haben, wenn Napoleon nicht dadurch, daß er das Schicksal Roms in Händen hatte, die Ultramontanen von einem offen feindseligen Auftreten zurückgehalten hätte. Nach dem Falle des Kaiserthums machte sich der Groll der Ultramontanen in den leidenschaftlichsten Ausbrüchen Luft, die um so empörender waren, da Napoleon den Verpflichtungen, die er im Interesse der Stadt Rom übernommen hatte, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit nachgekommen war. Daß die Ultramontanen jetzt den engsten Bund mit der legitimistischen Partei schlossen und nach Kräften auf die Wiederherstellung des Grafen von Chambord hinarbeiteten, war sehr erklärlich. Dessen ungeachtet aber — und darin lag der außerordentliche Vortheil ihrer Stellung — konnte man sie keineswegs mit der legitimistischen Partei unbedingt identificiren. Sie bildeten überhaupt keine politische Partei im engeren Sinn des Wortes. Der Ultramontanismus war gleichsam der Sauerteig, der die ganze Versailler Rechte durchsetzte. Legitimisten und Orleanisten huldigten den Bischöfen, die Bonapartisten gedachten der Zeit, wo die Pfarrer ihren Präfecten in die Hände gearbeitet hatten und gaben keineswegs die Hoffnung auf eine Wiederkehr dieses idyllischen Zustandes auf. Thiers selbst hatte dem Klerus jede Gefälligkeit erwiesen, die mit seiner Gesammtpolitik verträglich war und der radicale Unterrichtsminister Jules Simon hatte den Ultramontanen manche Zugeständnisse gemacht, die mit seinen Grundsätzen schlechterdings *nicht* verträglich waren. So von allen Seiten umworben, waren die Klerikalen nicht eine Partei wie andere Parteien, sie standen über den Parteien; der Klerus inspicirte alle conservativen Fractionen, und sein Einfluß erstreckte sich sogar auf einen großen Theil der entschiedenen Republikaner. Die Zahl derjenigen, welche man zu den unbedingten Verehrern des Herrn Veuillot und zu den Bekennern des von den ultramontanen Organen als Quelle und Grundlage alles Staatsrechts gepriesenen Syllabus zählen konnte, war auch in der Versailler Rechten schwerlich bedeutend. Aber der Klerus hatte seine ergebenen Werkzeuge, wenn er auch unter den strengen Legitimisten die feurigsten Verehrer seiner politischen und kirchlichen Ideen fand, in allen Fractionen der Majorität. In Folge dieses Umstandes waren allerdings die Klerikalen berufen, bei den Verhandlungen, welche zu der Coalition der drei Fractionen führten, eine sehr wirksame Rolle zu spielen; und sie haben sie auch wirklich gespielt. Aber es ist eine Uebertreibung dieser an sich unzweifelhaft richtigen, sich aus der Stellung der Klerikalen ganz von selbst ergebenden Thatsachen, wenn man die Katastrophe des 24. Mai,

Digitized by Google

wie es häufig geschieht, auf eine ultramontane vom Vatican aus geleitete Intrigue zurückführte. Der Kampf, der Thiers' Sturz herbeiführte, war das Ergebniß einer durchaus naturgemäßen Entwicklung der Dinge. Das monarchische und republikanische Princip standen sich unversöhnlich gegenüber. Die Entscheidung zwischen diesen beiden Principien mußte in dem Augenblick erfolgen, wo eine der beiden Parteien sich stark genug fühlte, dem Gegner den Waffenstillstand zu kündigen. Thiers hatte den Krieg erklärt, aber er hatte nicht die Entschlossenheit gehabt, dem Gegner rücksichtslos zu Leibe zu gehen. Er hatte gedroht, wagte aber nicht zu schlagen, und ließ dem Gegner Zeit, den ersten Streich zu thun, der dann auch sofort von entscheidender Wirkung war. In diesem Kampfe hatten die Ultramontanen natürlich auf Seiten der Conservativen gestanden, aber Nichts beweist, daß sie die Leitung in dem Kampfe übernommen hätten, die mit bei weitem größerem Rechte den Bonapartisten zugeschrieben wird. Der Einfluß der Klerikalen machte sich erst nach dem Siege in maßgebender Weise geltend. Denn erst nach dem Siege empfanden die Verbündeten das Bedürfniß, sich nach einer populären Stütze umzusehen; und diese Stütze konnte ihnen nur der Klerus mit seinem Anhang bieten. Denn er allein ist in Frankreich im Stande, unter den Massen eine antiliberale Bewegung ins Leben zu rufen und eine darauf bezügliche, das ganze Land umspannende Agitation zu organisiren.

Hatte Herr Thiers, obschon er sich auf die liberale Meinung des Landes stützte, doch nicht umhin gekonnt, den Klerus mit der schonungsvollsten Rücksicht zu behandeln, so war die monarchisch conservative Regierung darauf angewiesen, mit ihm den engsten Bund zu schließen. Sie betrachtete die Geistlichkeit nicht nur als eine Macht, der man sich willfährig zu zeigen hat, sondern sie sah in den Klerikalen ihre natürlichen und unentbehrlichen Bundesgenossen. Die Republikaner wurden nicht müde, zu wiederholen, daß die neue Regierung völlig isolirt im Lande dastehe, daß sie nur durch rücksichtslose Anwendung der Machtmittel, welche der französische Verwaltungsorganismus ihr in die Hand lege, ihre Existenz friste; und in dieser Behauptung lag ein Korn von Wahrheit. Für den Augenblick war nun allerdings bei der völligen Erschlaffung der Liberalen und Republikaner der Besitz dieser Machtmittel mehr als hinreichend, um den Bestand der Regierung völlig sicher zu stellen. Aber man mußte doch auch an die Zukunft denken. Die Regierung mußte doch den Zeitpunkt in die Augen fassen, wo das Land an die Wahlurne berufen werden würde. Dieser Zeitpunkt ließ sich hinausschieben; aber Niemand konnte sagen, auf wie lange. Und bis dahin mußte die Bevölkerung für die Regierung gewonnen werden, was um so schwieriger war, da dieselbe in der ersten Zeit ihres Bestehens immer nur das negative Programm, Bekämpfung des Radicalismus, aufstellen konnte. Freilich war es notorisch,

Digitized by Google

daß die Majorität monarchisch gesinnt war; aber aus Ueberfluß an Throncandidaten war sie nicht im Stande den Namen *eines* Monarchen auf ihr Banner zu schreiben; und für eine anonyme Monarchie die Massen begeistern zu wollen, wäre ein thörichter und aussichtsloser Einfall gewesen. Wenn man einen zündenden Funken in die Massen werfen wollte, so konnte es nur durch Vermittelung des Klerus geschehen. Man mußte der republikanischen Agitation den religiösen Fanatismus entgegensetzen.

In der That erzielte der Klerus mit der Aufstachelung der religiösen Leidenschaften Ergebnisse, welche weit hinausgingen über die allgemeine Erwartung, vielleicht auch über die Wünsche der Regierung selbst, die sich einer jedem moderirenden Einfluß unzugänglichen elementaren Macht gegenübergestellt sah. Rücksichten kannten die Führer der klerikalen Bewegung nicht; wenn durch ihre nach allen Seiten hin herausfordernde Haltung die Regierung compromittirt wurde, so lag das gerade in ihrer Absicht. Sie *wollten* die Bevölkerung in zwei feindliche Heerlager spalten, da der Vernichtungskrieg, den sie gegen die moderne Gesellschaft zu führen gedachten, erst dann begonnen werden konnte, wenn die Gegensätze in vollster Schärfe einander gegenüber getreten wären; sie *wollten* die Regierung mit Italien und allen Mächten, welche gegen den Ultramontanismus anzukämpfen hatten, verfeinden, sie wollten mit Italien Verwickelungen herbeiführen, die nothwendiger Weise früher oder später ihre Lösung nur durch das Schwert finden konnten. Natürlich suchte die Regierung dem Auslande gegenüber jede Solidarität mit den Klerikalen abzulehnen, indem der Herzog von Broglie wiederholt in amtlichen Erlassen hervorhob, daß sie in den auswärtigen Angelegenheiten sich genau auf den von Thiers eingeschlagenen Bahnen bewege und die Pflege guter Beziehungen zu allen Mächten als eine ihrer Hauptaufgaben betrachte. Derartige beschwichtigende Erklärungen Broglie's wurden von den ultramontanen Organen ziemlich wegwerfend abgefertigt, vermochten indessen das Einvernehmen zwischen ihnen und der Regierung durchaus nicht zu stören, da ihnen von dieser im Innern der weiteste Spielraum gelassen, ja ihrer Agitation nicht nur Connivenz sondern auch directe Begünstigung und Förderung zu Theil wurde. Bei Besetzungen höherer Verwaltungsstellen wurde auf die bischöflichen Wünsche oft eine überaus weitgehende Rücksicht genommen; in der Schulfrage, in der schon der radicale Minister Jules Simon durch gelegentliche Nachgiebigkeit gegen die Bischöfe viel verdorben hatte, lenkte man ganz in die klerikalen Bahnen ein. Die ganze innere Verwaltung nahm eine klerikale Färbung an. Am augenfälligsten war der Wallfahrtstaumel, der einen großen Theil der Bevölkerung ergriff, und dem Abgeordnete, höhere Beamte, Generale durch ihre geräuschvolle Theilnahme einen fast offiziellen Charakter aufdrückten.

Man darf die Wirkung dieſer politiſch religiöſen Demonſtrationen nicht gering anſchlagen. Sie waren für die Regierung ein unfehlbares und zugleich das einzige Mittel, die Maſſen zu fanatiſiren: für welche poſitiven Ideen, das war der Regierung des Marſchalls Mac Mahon zunächſt gleichgültig. Es kam zunächſt nur darauf an, einen möglichſt großen Theil der Bevölkerung dem geiſtlichen Einfluß zu unterwerfen, um ihn dem Einfluß der republikaniſchen und radicalen Agitatoren zu entziehen. Was die Geiſtlichkeit an Einfluß gewann, das kam ja auch der ihr verbündeten Regierung zu Gute und es ließ ſich vorausſehen, daß ein gründlich im klerikalen Sinn bearbeitetes Departement bei den nächſten Wahlen conſervativ, oder ſagen wir lieber antirepublikaniſche Vertreter in die Kammer ſenden würde. Durch die Erregung der religiöſen Leidenſchaft wollte man den politiſchen Indifferentismus in den vor Allem die Ruhe liebenden und allen ferneren Erſchütterungen abholden Maſſen überwinden. Nur wenn es gelang, die Republikaner, oder was damit ziemlich gleichbedeutend war, die Liberalen als Feinde der Kirche darzuſtellen, durfte man hoffen, in der Bevölkerung ſelbſt eine Stütze für die conſervative Politik der Regierung zu gewinnen.

Aber allerdings konnte die Regierung von vorn herein wiſſen, daß die Klerikalen die von ihnen geleiteten Dienſte ſich theuer genug würden bezahlen laſſen. Schon Napoleon, der doch über eine mächtige dem Kaiſerthum ergebene Partei verfügte, waren aus dem Bündniß mit dem Klerus Verlegenheiten und Gefahren erwachſen, wie viel mehr mußte dies der Fall ſein bei einer Regierung, welche ſich lediglich auf die Unterſtützung des Klerus angewieſen ſah, um im Volke Boden zu gewinnen. Napoleon war dem Klerus ſtets als Herrſcher gegenüber getreten; die Regierung vom 24. März mußte ſich mit den Klerikalen identificiren, um der Demüthigung überhoben zu ſein, ſie als Herrin anzuerkennen; ſie war für die Sünden der Klerikalen verantwortlich, weil ſie ſich der Macht begeben hatte, ſie zu hindern. Und dieſe Verantwortung war ſchwer wiegend. Denn das Ziel des Klerus war und iſt nicht, wie ſchon bemerkt, die Verſöhnung der Gegenſätze, die der Regierung doch als Endziel vorſchweben mußte, ſondern die Unterdrückung eines Theiles der Nation durch den andern, die Vernichtung der Principien, auf denen die moderne franzöſiſche Geſellſchaft beruht und die jede Regierung, auch die conſervativſte, wenn ſie ſich nicht der lächerlichſten Donquichoterie ſchuldig machen will, anerkennen muß. Die nächſte Wirkung der von der Regierung gepflegten klerikalen Tendenzen war alſo die Spaltung der Nation in zwei feindliche Heereslager. Zwiſchen Republik und Monarchie war immerhin noch eine Art von Verſöhnung möglich, ſo lange man nicht nöthig hatte in der letzteren eine Feindin des modernen Staatsgedankens und der geſell-

Digitized by Google

ſchaftlichen Principien zu ſehen, die den Franzoſen in Fleiſch und Blut übergegangen waren. Waren doch im Grunde alle die ſogenannten conſervativen Republikaner im Grunde ihres Herzens Monarchiſten; von einer Vorliebe für die republikaniſche Staatsform war unter den Abgeordneten des linken Centrums nicht eine Spur zu finden. Sie waren für die Republik, weil die Republik einmal beſtand, weil es an einem Throncandidaten fehlte, dem man mit Vertrauen und ohne die Sorge vor neuen gewaltſamen Erſchütterungen die Krone übertragen konnte. Hätte ſich ein ſolcher Candidat gefunden, hätte ſich der Uebergang zur Monarchie ohne Gefahr bewerkſtelligen laſſen, ſo würde man ſie unfehlbar auf Seiten der Monarchie gefunden haben. Zwiſchen den monarchiſtiſchen und den republikaniſchen Elementen, war alſo, wenn wir die den Ausſchlag gebenden mittleren Gruppen der Nationalverſammlung und auch die Geſellſchaft im Allgemeinen ins Auge faſſen, eine Verſöhnung wohl möglich, nicht aber zwiſchen dem klerikalen und modernen Frankreich. Die klerikale Partei vertrat zugleich die Ideen des ancien régime und des neukatholiſchen Kirchenthums, wie es in den vaticaniſchen Decreten ſeinen Abſchluß gefunden hatte. Ihr Ideal entlehnte vom alten Königthum die Formen und von ſeinem Inhalt alles das, was mit dem modernen Geiſte, den „Principien von 1789", in Widerſpruch ſtand; aber es fälſchte dieſen Inhalt, indem es denſelben, was ja die Veuillots und Genoſſen ganz unumwunden ausſprachen, mit den politiſchen Grundſätzen des Syllabus verſetzte; der König ihrer Träume iſt nach Unten abſolut, aber ein Werkzeug in der Hand des Prieſterthums, der Vertreter eines aus altfranzöſiſchen und neukatholiſchen Beſtandtheilen wunderlich zuſammengeſetzten Geſellſchaftszuſtandes. So wurde ein wirklich unverſöhnlicher Gegenſatz erſt durch die klerikale Partei und ihr Bündniß mit den Conſervativen geſchaffen. Die Regierung mochte in der Identificirung der Begriffe conſervativ und klerikal eine Verſtärkung und Kräftigung ihrer Stellung ſehen; aber es war nur allzu klar, daß aus dieſer Identificirung ſich ein Gegenſatz entwickeln mußte, der nur durch einen Kampf auf Leben und Tod ſeine Löſung finden konnte.

So war das klerikale Element der Regierung einerſeits eine ſtarke Stütze, andererſeits aber erſchwerte es ihr die Löſung der Aufgabe, die ſie ſich geſtellt hatte. Aber noch mehr, der Einfluß der Klerikalen mußte auf den Beſtand der Coalition ſelbſt einen verderblichen Einfluß ausüben. Die Coalition hatte zur Vorausſetzung, daß die einzelnen Fractionen der monarchiſchen Partei ihre beſonderen Wünſche und Beſtrebungen verlangten. Das war allerdings eine ſchwierige Aufgabe und ſehr bald machten ſich die Orleaniſten, die numeriſch in der Coalition am ſtärkſten vertreten waren, durch allerlei bedenkliche Manöver, beſonders durch auffällige Verhandlungen mit dem linken Centrum verdächtig. Die Folge davon war ein um ſo feſteres Zuſammenſchließen der

Digitized by Google

Legitimisten und Bonapartisten, was denn auch zur Folge hatte, daß die Orleanisten den Gedanken an eine Sonderpolitik als undurchführbar aufgaben. Aber der Anstoß zu einer Bewegung innerhalb der Majorität war einmal gegeben, die Ungeduld, die nach einer Lösung trachtete, ließ sich durch Erwägungen der Klugheit nicht zügeln. War es denn so ganz unmöglich, die beiden bourbonischen Linien mit einander zu versöhnen, konnten nicht Legitimisten und Orleanisten über die Häupter ihrer verhaßten und anmaßenden imperialistischen Bundesgenossen hin sich die Hände reichen? Der Gedanke einer Verschmelzung der beiden königlichen Linien war ja nicht neu; aber freilich waren die bisherigen Versuche so kläglich gescheitert, sie hatten die Unvereinbarkeit der Standpunkte in ein so klares Licht gestellt, daß man kaum hoffen durfte, mit einer Wiederaufnahme derselben ein besseres Ergebniß zu erzielen. Die Bonapartisten waren deßhalb auch in Betreff eines Bündnisses der Legitimisten und Orleanisten ganz unbesorgt. Sie hielten, wie im Grunde ganz Frankreich, die Fusion einfach für unmöglich, und ließen sich in dieser Ueberzeugung auch dann nicht irre machen, als die Gerüchte von verdächtigen Verhandlungen der äußersten Rechten und der Orleanisten mit großer Bestimmtheit auftraten.

Aber die Klerikalen hatten ein Interesse daran, das unmöglich Scheinende möglich zu machen. Sie griffen die Sache an, und ihren geschickten Händen gelang es, die Einheit des Hauses Frankreich wiederherzustellen, damit aber allerdings zugleich die Coalition zu zerstören. Die Klerikalen hatten von Anfang an die Wiederherstellung der legitimen Monarchie im Auge gehabt, die ihnen allein geeignet schien, ihr politisches Ideal zu verwirklichen. Sie waren aber klug genug, um einzusehen, daß der Berufung des Grafen Chambord auf den Thron seiner Väter die Aussöhnung der beiden bourbonischen Linien vorangehen mußte. Ein principieller Compromiß zwischen dem roy principe und dem Enkel Ludwig Philipp's war freilich unmöglich. Aber ein Compromiß lag auch keineswegs in den Wünschen der Klerikalen. Sie verlangten mehr: sie verlangten die unbedingte Unterwerfung der jüngeren Linie unter die ältere, den Verzicht der Orleans auf alle selbständigen Ansprüche. Das war allerdings bei weitem mehr als die Fusionisten bisher erstrebt hatten. Aber vielleicht waren ihre Bemühungen nur gerade deshalb gescheitert, weil sie sich auf Halbheiten verließen, vielleicht ließ sich mehr erreichen, wenn man mit unerbittlicher Schroffheit an dem reinen Erblichkeitsprincip festhielt und den Orleans die Alternative stellte, sich entweder unbedingt diesem Princip zu beugen oder ein für allemal auf jeden Versuch einer Annäherung an das Oberhaupt des Hauses Frankreich zu verzichten. Der Erfolg zeigte, daß die klerikalen Legitimisten die Lage der Dinge und die Charactere der Personen vollkommen richtig beurtheilten.

Georg Zelle.

Digitized by Google

Zur Affiliation mit dem Jesuitenorden

von Dr. Franz Huber.

Als um die Mitte des 15. Jahrhunderts die Buchdruckerkunst wie ein Blitz aus heiterm Himmel die Nacht der mittelalterlichen Glaubenseinheit durchleuchtete, ward es Niemand unheimlicher zu Muth als Rom und den Päpsten, die jene Nacht zur Knechtung und Ausbeutung der Völker benutzt hatten. Denn nun war die Pforte der Belehrung und Forschung weithin geöffnet. Zugleich stieg die freie Erörterung in Sachen des Glaubens und der Sitten aus den vereinzelten Hörsälen und Studirzimmern mehr und mehr auf den öffentlichen Markt nieder; die menschliche Vernunft begann ihr zerbröckelndes Werk, was wieder Niemand mehr zu fürchten hatte, als Rom und die Päpste.

Der vernünftige Mensch will und kann nur bedingungsweise gehorchen: Rom und die Päpste aber forderten und fordern unbedingten Gehorsam. Auch „wenn der Papst" — sagt der Cardinaljesuit Bellarmin († 1621) — „irren würde, indem er Sünden vorschriebe und Tugenden verhinderte, so ist die Kirche verpflichtet, die Sünden für gut und die Tugenden für schlecht zu halten, will sie nicht gegen ihr Gewissen handeln."*) Daher müssen die Gläubigen, nach kanonischem Recht, selbst gehorchen, „wenn der Papst sein eigenes oder anderer Menschen Seelenheil vernachlässigte und so für alles Gute verloren wäre, daß er zahlloses Volk zur Hölle wiese und zu ewigen Qualen hinabzöge; denn kein Sterblicher darf sich erkühnen, denjenigen zu tadeln, der wol Alle richtet, aber von Niemand gerichtet wird."**) Ja, „wer die Behauptung wagte, daß der Herr, unser Gott, der Papst, der Urheber dieser Dekretale, nicht also habe verordnen können, müßte als Ketzer betrachtet werden."***)

Ketzer sind überdies Alle, deren Gedanken, Worte und Werke „nur in geringen Sachen von dem Urtheil der römisch-katholischen Kirche und von dem rechten Wege im Sinne dieser abweichen."****) Wer aber von dem Urtheil der römischen Papstkirche abweicht, ist ungehorsam: daher exkommunizirt, verflucht und des Todes würdig. „Wir verbannen und verfluchen" — heißt es in der Nachtmahlsbulle Pius' V. (1568), verschärft durch Urban VIII. (1627) — „alle Hussiten, Wiklefiten, Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten, Hugenotten,

*) Bellarmin: De romano pontifice, lib. IV. c. 5.

**) Decret. p. II. dist. I. c. 6. —

***) Extravag. Joh. XXII. († 1334) de verb. signif. glossa ad can. 4. —

****) Codex Theodos. XVI, 5; 28.

Digitized by Google

Wiedertäufer, Trinitarier und vom christlichen Glauben Abgefallenen, sowie auch alle andern Ketzer, wie sie sein mögen, und Alle, so ihnen glauben, sie aufnehmen, all' ihre Gönner und Vertheidiger, und die, so ihre Bücher, die Ketzerei enthalten oder von Religion handeln, ohne unsern und des apostolischen Stuhles Genehmigung wissentlich lesen oder behalten, drucken, auf irgend eine Weise, aus irgend einem Grunde, öffentlich oder heimlich unter irgendwelcher Beschönigung und irgend welchem Vorwand in Schutz nehmen; ferner auch alle Schismatiker und die, so sich dem Gehorsam gegen uns und den römischen Papst, so der Zeit regiert, hartnäckig entziehen oder von ihm abweichen."*) Die Nachtmahlsbulle hat aber, wie der Jesuit Gury bestätigt, noch immer volle Gesetzeskraft; „denn obwohl die Päpste (seit Clemens XIV., also seit 100 Jahren) von der öffentlichen Verlesung derselben Umgang genommen haben, so wollten sie doch, daß das Gesetz in seiner vollen Kraft verbleibe. Das ergibt sich aus der Praxis der römischen Kanzlei; bei den Befugnissen nämlich, welche diese täglich den Beichtvätern ertheilt, werden die Fälle der Nachtmahlsbulle stets ausdrücklich vorbehalten." **) Dies mögen sich besonders die italienischen, die deutschen und schweizerischen Regierungen merken: denn dieselbe Bulle verflucht auch alle, „welche kirchlichen Prälaten und Richtern bei Ausübung ihrer Gerichtsbarkeit hindernd in den Weg treten, oder gegen deren Urtheil Rekurs an ein weltliches Tribunal ergreifen."

Alle Ketzer sind also verflucht, excommunicirt; sie sind aber auch des Todes würdig. Zwar lautet ein biblisches Gebot: „Du sollst nicht tödten!" Allein die Päpste denken anders und lehren mit Leo X. († 1521): „Die Gläubigen sind dergestalt zum Gehorsam gegen den Nachfolger Petri verpflichtet, daß wer dagegen handelt, mit dem Tode bestraft werden soll",***) — und mit Urban II. († 1099): „Wir halten diejenigen nicht für Menschenmörder, welchen es begegnete, daß sie, brennend gegen Excommunicirte vor Eifer zur katholischen Mutter, irgendwelche von ihnen todtgeschlagen haben."****)

Zwar möchte man glauben, die Zeiten schändlicher Verbrechen, wie sie Aberglaube und Fanatismus verübt haben, seien vorüber; allein wer so denkt, erweist der menschlichen Natur zuviel Ehre. Der Giftstoff ist noch da, wenn auch das Gift gerade nicht wirkt. Die Zeit kann ihn entwickeln und als verheerende Seuche über die Erde senden. Hat doch Pius VII. († 1823) er-

---

*) Le Bret: Pragmatische Geschichte der so berühmten Bulle in Coena Domini. 1769. —

**) Gury: Compendium theologiae moralis, p. II. pag. 890. No. 971. —

***) Richerius: Histor., Concil. l. IV: p. 2. pag. 35—50; Fleury: Histor. Eccles. XXV. C. 124. Nr. 125—127. —

****) Ironis Decretum X. 54; Gratian. Decret. c. 47. C. XXIII. qu. 5. —

zed by Google

klärt, „es sei immer nur eine zeitweilige Accomodation an die Verhältnisse der Neuzeit, daß die römische Kurie die Ketzer nicht ihrer Fürstenthümer entsetze und ihrer Güter verlustig erkläre," — und Leo XII. schrieb 1825 im Jubeljahr „zum Preise Gottes für den Sieg über die Revolution" aus und verband damit „Ablässe für die Gebete um Ausrottung der Ketzer". Auf Leo XII. († 1829) folgte Pius VIII. († 1830) mit seinen Verdammungen der Philosophie, der Bibelgesellschaften, der Karbonari 2c.

Noch unduldsamer äußerte sich Gregor XVI. († 1846) in seinem Rundschreiben vom August 1832, worin er Allem, was dem heutigen Geschlecht lieb und werth ist, der gesammten freien Wissenschaft und jedweder liberalen Denkart in politischer sowohl als kirchlicher Beziehung unversöhnlichen Krieg erklärt. Schließlich werden die Bischöfe ermahnt, standhaft allen Neuerungen zu widerstehen, und die Fürsten aufgefordert, jene zu unterstützen, „da die Ruhe des Staates von dem Heil der Kirche abhängt; der Schutz der h. Jungfrau Maria, die allein alle Ketzereien unterdrückt, wird diese Bemühungen segnen."

Und Pius IX. lebendigen Andenkens? Auch Pius IX. ermahnt in seiner Antrittsencyklika vom 9. November 1846 die Völker, den Königen zu gehorchen, „es müßte denn etwas befohlen werden, was den Gesetzen der Kirche zuwider ist," oder wie Pius VI. († 1799) sich auszudrücken geruhte, „unbeschadet des Rechts der katholischen Religion." Auch Pius IX. glaubt, daß außer der römisch-katholischen Kirche Niemand selig werden könne; auch er verflucht Bibelgesellschaften, Freimaurer und Andersdenkende; auch er will dem Ansehen des h. Stuhles und den überkommenen Satzungen nicht das Geringste vergeben oder andere Traditionen hegen, als die der römischen Kirche von jeher gewesen sind; auch er huldigt dem Ketzermord durch Canonisirung des Inquisitors Torquemada; auch er glorificirt, wie weiland Gregor XIII. († 1585) den Hugenottenmord in der Bartholomäusnacht (24. Aug. 1572), so das berüchtigte Blutbad von Mentana (2. Nov. 1867) mit einem feierlichen „Te Deum laudamus", und predigt schließlich das Kreuz gegen die Schweiz, Italien und Deutschland.

Was ein solches Kreuz zu bedeuten hat, geht klar aus dem Eid hervor, welchen die Convertiten Ungarns noch heutzutag leisten müssen, wie folgt: „Wir schwören, so lang ein Tropfen Blut in unsern Adern, jene verfluchte evangelische Lehre in jeglicher Weise, heimlich und offen, mit List und Gewalt, mit Wort und That, das Schwert nicht ausgenommen, verfolgen zu wollen!" — Wo möglich noch deutlicher schrieb vor nicht langer Zeit der jesuitische „Univers": „Wir bedauern nur, daß Johann Huß nicht früher, und Martin Luther nicht auch verbrannt worden ist; daß die damaligen Fürsten nicht so verständig waren, einen Kreuzzug gegen den Protestan-

Digitized by Google

tismus zu beginnen. Ein Ketzer pflegte der Obrigkeit zum Tod übergeben zu werden: nichts ist natürlicher und nothwendiger als das. Mehr als 100,000 Menschen kamen durch Wiklefs Ketzerei um; noch mehr durch die von Huß: wir stehen jetzt nach drei Jahrhunderten am Vorabend des Wiederanfangs." Fast gleichzeitig ließen sich die Jesuiten in der Wiener „Gegenwart" also vernehmen: „Das katholische Volk Spaniens sammt seinen Fürsten wies die Heiden, Juden und Sektirer, die Aussendlinge der Hölle, von sich und erwehrte sich in jenen Zeiten, wo das furchtbare Recht des Feuers in den Staaten Europas noch herrschte, ihres massenhaften Andringens durch Ausübung dieses für unsere zärtlichen Humanitätskrämer so entsetzlichen Rechtes." Soll ich noch andere Stimmen zur Kennzeichnung der liebevollen Gesinnung Roms und seiner Päpste Andersdenkenden gegenüber anführen? Soll ich des Jubels gedenken, womit die neueste Umwälzung Frankreichs zu Gunsten der päpstlichen Kurie und des Jesuitismus begrüßt wurde? Ich glaube kaum; wenigstens heute nicht.

Unbedingter Gehorsam war, ist und bleibt also die rücksichtslose Forderung der römischen Papstkirche, und von dem Augenblick an, wo die Aufklärung mit Hülfe der Buchdruckerkunst an dem starren Fels Petri zu rütteln begann, begann auch die Verfolgung der Bücher, der Schriftsteller, sowie ihrer Freunde und Gönner. Allein die schlaue römische Kurie erkannte gar wohl und bald, diese Verfolgung, so schonungslos sie auch war, genüge nicht zur Dämmung der schwellenden Aufklärung, des wachsenden Ungehorsams. Die neuen Ideen pflanzten sich auch durch mündlichen Unterricht von Freund zu Freund und besonders von den Alten auf die Jungen fort. Um diesem Uebelstand erfolgreich zu begegnen, mußten die Schulen durch eifrige Lehrer, die Kanzeln durch geschickte Prediger, die Beichtstühle durch vorsichtige Gewissensräthe neu belebt und bevölkert werden.

Der weltlichen Geistlichkeit mißtraute man; sie stand unter den Bischöfen und die Bischöfe waren noch nicht zu gefügigen Werkzeugen der römischen Kurie herabgesunken. Auch die reguläre Geistlichkeit jener Tage obwohl von Rom unmittelbar abhängig, war zu besagtem Zweck unbrauchbar; die alten Mönche und Stiftsherren waren zu reich, zu üppig, zu faul; die Brüder im allgemeinen zu roh, zu unwissend. Daher mußte man zu neuen Bildungen schreiten. So entstanden die Theatiner 1528, die Somasken 1533, die Jesuiten 1534, die „Diener der Kranken" 1584, die Minoriten 1589, die Oratorianer 1595, die „Väter der christlichen Lehre" 1598, die „Väter der frommen Schulen" 1600, die Missionsbrüder 1625, die Ligorianer oder Redemptoristen 1759, die „Väter des Glaubens" 1792 ꝛc.

Digitized by Google

Mit den Männern gingen die Frauen, mit den Brüdern die Schwestern Hand in Hand, und zwar so lange als es Orden gibt. So gründeten, um nur einiges anzuführen, die Theatiner 1833 den Orden der „Schwestern von der Empfängniß Mariä"; die Jesuiten 1540 und 1569 den Orten der Jesuiten, „eingeschlichener Unordnung wegen" von Urban VIII. 1630 aufgehoben, was übrigens die Sache des Jesuitismus wenig beeinträchtigte; denn erstlich lebten die Jesuitinnen besonders in den Niederlanden, in Köln, Wien, Prag und Breslau fort, und dann hatte der fromme Vater Mellini schon 1590 zu Arona am Lago maggiore den Orden der „Reinigung Maria", und 1612 den Orden der „Töchter der heiligsten Jungfrau" gegründet. Beide waren „leibhafte Jesuiten im Weiberrock". Ob sie wol noch bestehen? Wenn nicht: so wurden sie reichlich ersetzt durch die Schwestern „des heiligen Herzens, der göttlichen Liebe, der heiligen Maria Magdalena" ꝛc.

Die Ordenseinrichtungen mochten bisweilen verschieden sein, der Zweck war und blieb immer derselbe: Schule, Kanzel, Beichtstuhl und Krankenbett zu belagern und auszubeuten, um sich des Menschen von seiner zartesten Jugend an bis ins Grab zu bemächtigen, ihn als Jüngling und Jungfrau zu dressiren, als Mann und Frau zu gängeln, als Greis und Matrone zu beherrschen, stets zum Triumph der römisch kirchlichen Allmacht über Vernunft und Selbständigkeit.

Alle Orden haben Stellvertreter, Generale in Rom, welche die Befehle des Vaticans gehorsam entgegennehmen und den einzelnen Ordenshäusern übermitteln. Von hier aus eilen sie dann den affiliirten Brüdern und Schwestern in allen Ländern und Ländchen zur unbedingten Erfüllung zu. Kein Wunder also, wenn der Papst alle Regungen, Anträge und Gesetze, welche auf Entfernung der Ordensgeneralate hinzielen, mit dem Anathema belegt. Denn fallen die Ordensgeneralate auseinander, so brechen auch die Ketten, die Fangarme entzwei, womit die römische Kurie die Völker des Erdkreises umschlingen und geistig ersticken will.

Am rührigsten in Erfüllung dieser Befehle waren stets die frommen Väter der Gesellschaft Jesu. Stramm organisirt und vor keinen Mitteln zurückschreckend, bemächtigten sie sich der Schulen, der Kanzeln, der Beichtstühle; beredt gewannen sie das Vertrauen der Familien, der Gemeinden, der Regierungen und von ihnen die ausgiebigsten Mittel zur Erfüllung ihrer vielfachen Thätigkeit. Im Beichtstuhl lehrten sie die lockerste Moral, schmeichelten besonders den menschlichen Schwächen und Neigungen, wurden so vorzugsweise die Gewissensräthe der Reichen, der Mächtigen. Sie versäumten keinen Sterbenden, weder einen Armen, wenn es galt, ihm ein Geheimniß abzulocken, noch einen Reichen, wenn es galt, ihm eine Erbschaft abzupressen. Rastlos durchwanderten sie das Land, um als Prediger durch erbauliche Reden oder

Digitized by Google

einschüchternde Drohungen „Seelen zu gewinnen“, und verschmähten selbst Gaukelwerke nicht, um die unwissende Menge zu belustigen und anzulocken. Auf krummen und geraden Wegen drangen sie in das Boudoir der Zofe, der Dame, in das Kabinet des Kammerdieners, des Fürsten, und aus den Kabineten traten sie in die Rathsäle.

Ja, die Jesuiten haben die schwierigste aller Aufgaben gelöst: sie vereinen in jedem Einzelnen die Kraft der Gesellschaft, und in der Gesellschaft die Kräfte aller Einzelnen. Ein Jesuit ist für sich allein der ganze Jesuitismus, und der Jesuitismus ist der Wille, die Einsicht, die Thatkraft eines Menschen, vervielfacht durch die Thatkraft, die Einsicht, den Willen von Tausenden gleich gewillter, begabter und thätiger Genossen. Der Jesuit ist so zu sagen „Mensch und Maschine“ zugleich: zwei Eigenschaften, welche sich in ihm, statt zu vernichten, gegenseitig wirksam und möglichst vollkommen ergänzen; statt zu bekämpfen, wechselseitig unterstützen. Einsichtsvoll, wie gewöhnlich, und blindgehorsam fördert der Jesuit stets, wenn nicht die Ehre Gottes, so doch die Sache, die Absicht des Ordens, des Papsttums. Hiezu bedient er sich, zu gleicher Zeit oder nach und nach, des Lasters ebenso wie der Tugend, wird wohlwollender Rathgeber oder boshafter Verräther, erbaulicher Freund oder heilloser Verführer. Fast knechtisch ergeben wenn es seinen Absichten dient, verkauft er euch herrisch unter geänderten Umständen. So wurde der Jesuitismus durch rastlose Thätigkeit und einheitliches Handeln endlich die Seele der ganzen päpstlichen Agitation. Um ihn gruppiren sich die andern Orden und Congregationen nur als Glieder, als Muskeln und Nerven des römisch-kirchlichen Organismus, der päpstlichen Familie.

Diese Glieder sind zwar durch alle Winkel des Erdkreises zerstreut und in so viele Völker und Stämme vertheilt als die Erde in Länder und Ländchen: doch das sind nur örtliche nicht geistige Abstände, nur Unterschiede der Sprachen nicht der Gedanken, nur Ungleichheiten der Farbe nicht der Sitte. In dieser Familie empfindet und denkt der Römer wie der Grieche, der Portugiese wie der Brasilianer, der Irländer wie der Sarmate, der Spanier wie der Franzose, der Britte wie der Belgier: und in so verschiedenen Köpfen herrscht kein Widerspruch, kein Hader, kurz nichts, was eine Vielheit der Glieder erkennen läßt. Ihre Geburtsstätte ist ohne Interesse für sie. Derselbe Vorsatz hat und hält sie geeinigt. So rollt die gewaltige Last der ganzen Gesellschaft nach dem Wink eines einzigen Menschen auf und nieder. Und dieser einzige Mensch soll für den ganzen Erdkreis, nach jesuitischem Zuschnitt und Beirath, der Papst sein. Warum auch nicht? Legte sich doch schon Bonifaz VIII. († 1303) in der Bulle „Unam sanctam“ die Oberherrschaft über alle Creaturen bei und stellte, dies zu glauben, als eine Bedingung

zed by Google

der Seligkeit hin. Selbst heute noch wird der Papst als Lenker des Erdkreises (rector orbis in terra) gekrönt.

Je mächtiger also der Jesuitenorden wurde, desto mehr sank das Ansehen zunächst der alten Orden. Ja, diese konnten schließlich den jesuitischen Chikanen und selbst Verfolgungen nur entgehen und noch einige Achtung nebst Einfluß sich erhalten, wenn sie, bei aller sonstigen Verschiedenheit, dem Geist, dem Zweck des Jesuitismus huldigten, wenn sie sich zu „Adoptivsöhnen" der frommen Väter erklärten und zur Fahne des unfehlbaren Papsttums im Sinne derselben unbedingt schworen. Noch mehr gilt dies von den neuen Orden, Congregationen und Genossenschaften. Auch sie mußten, wollten sie Geltung erlangen, zu dem Jesuitenorden in das Verhältniß geistiger Kindschaft treten, mußten sich ihm affiliirt erklären.

Was bedeutet also Affiliation? — Der Bischof von Straßburg hat bekanntlich den Ausdruck „affiliirte Orden" durch „analoge Orden" ersetzen wollen. Allein wer sieht nicht, daß das Wort „analog" eine viel weitere Bedeutung hat als das Wort „affiliirt"? Analog nämlich heißen uns alle Gegenstände, welche eine gewisse Aehnlichkeit und Uebereinstimmung besitzen, ohne daß wir deshalb immer an eine Abhängigkeit, Unterordnung oder gar Abstammung der einen von den andern denken. Fast ebenso verhält es sich mit dem Worte „verwandt", das man in Deutschland mit „affiliirt" für gleichbedeutend zu halten scheint. Denn gar viele Gegenstände nennen wir verwandt, ohne ein Verhältniß der Abhängigkeit, der Unterordnnng oder gar der Abstammung bei ihnen vorauszusetzen. Das Wort „affiliirt" dagegen schließt den Begriff der Abhängigkeit, der Unterordnung, ja sogar der Abstammung deutlich in sich, und zwar der Abhängigkeit, Unterordnung und Abstammung der Kinder, der Söhne und Töchter, wenn nicht vom leiblichen, so doch vom geistlichen Vater.

Affiliirt mit den Jesuiten heißen mir demnach alle Orden, Congregationen Genossenschaften, Vereine und Individuen, welche entweder aus dem Jesuitenorden als ihrem geistigen Vater und Lenker ohne weiteres hervorgingen, oder aber, ursprünglich selbständig, im Verlaufe der Zeit zum Jesuitenorden als „Adoptivsöhne" und Adoptivtöchter" in das Verhältniß der geistigen Kindschaft und Leitung zu demselben Zweck getreten sind, was gewöhnlich durch das einfache Gelübde des Gehorsams bewerkstelligt wird. Daher war die Versammlung von Langenthal der richtigen Erklärung weit näher, als der Bischof von Straßburg, da sie, „alle geistlichen Orden, welche den gleichen Zweck wie der Jesuitenorden verfolgen", für affiliirt mit diesem erklärt wissen wollte. Nur hätte die Langenthaler Versammlung, um vollständig zu sein, auch alle sonstigen Vereine und selbst alle Individuen, welche durch das

Digitized by Google

Gelübde des Gehorsams gebunden den gleichen Zweck mit den Jesuitenorden verfolgen, in ihre Erklärung aufnehmen sollen.

Eine gewisse Art von Affiliation bestand zwar immer zwischen den geistlichen Orden der römischen Papstkirche: doch erst die Jesuiten verstanden, wie der ultramontane Henrion sagt, den Gedanken des hl. Athanasius und hl. Benedikt vollständig zu verwirklichen. Kraft dieser Affiliation gaben die Jesuiten, wie auch Guizot zugesteht, den alten Orden, die allmählig jeden politischen Einfluß verloren, seit dem 16. Jahrhundert einen völlig andern Charakter. Ja, kraft dieser Affiliation machten sie gerade in neuerer Zeit früher unbekannte Fortschritte, indem alle neueren Orden nach ihrem Vorbilde gegründet und nach ihrer Absicht geleitet wurden. Noch fruchtbarer war die Neuzeit in Schaffung fast zahlloser Congregationen und Genossenschaften, besonders des weiblichen Geschlechts, welche durchgehends unter Leitung der frommen Väter der Gesellschaft Jesu Jugendunterricht ertheilen, sowie Armen- und Krankenpflege üben, während die reine Askese als bloßes Mittel zum Zweck und daher als Nebensache betrachtet wird. Vor allem hat unser Jahrhundert, dessen Anfang die Klöster säkularisiren sah, eine größere Menge derartiger Institute hervorgebracht, als alle früheren Jahrhunderte zusammen.

Uebereinstimmend hiermit schreibt auch der jesuitenfreundliche Henrion in seiner Geschichte der geistlichen Orden: „Besonders seit der hl. Ignaz seine unsterbliche Gesellschaft gegründet hat, entwickelt sich diese Art von Congregationen, ermuthigt und unterstützt von den Jesuiten, bei allen Nationen, hauptsächlich aber in Frankreich so erstaunlich, daß es keinen Gegenstand des katholischen Unterrichts giebt, der nicht sein Organ, und kein Bedürfniß der leidenden Menschheit, das nicht sein Heilmittel gefunden hätte. Die Regeln der Mehrzahl dieser Congregationen sind im Grunde den Regeln der Jesuiten genau nachgebildet (calquées), die ja deren, wenn nicht direkte Urheber, so doch beständige Leiter und Schirmherrn gewesen sind. Der Grund hiervon ist einfach: die Jesuiten mußten zur Bekämpfung der Protestanten die Massen im Geiste des Glaubens und der Nächstenliebe (?) zu erneuern suchen. Hierzu mußten sie sich Gehülfen, Berührungspunkte mit dem Volke schaffen und seitdem vermehrten sich die Congregationen ins Unendliche (à l'infini). Ehre also der Gesellschaft Jesu! Sie hat großen Antheil an dem Guten, das sich zugetragen! Sie hat großen Anspruch auf unsere Dankbarkeit!"

Weiterhin fragt derselbe Autor: „Wozu sind die Jesuiten gut?" — und antwortet mit Begeisterung: „Fragt hierüber bei jenen Congregationen an, deren Mitglieder, den verschiedenen Gesellschaftskreisen entnommen, sich unter deren Eingebung (inspiration) zur Ausübung aller Tugenden herangebildet; fragt besonders bei jenen jungen Leuten an, welche, im Jahr 1828 aus den kleinen

Digitized by

Seminarien Frankreichs vertrieben, um ihren Lehrern zu folgen, nach Saragossa und Freiburg wanderten." Henrion beklagt sich nur, daß zur Zeit 1835, als er schrieb, „die Elemente, woraus sich die Gesellschaft bildete, noch zu gering waren, um allen Bitten, womit sie bestürmt ward, entsprechen und alle wünschbaren Verbesserungen ausführen zu können." Hierauf antwortet Advokat Gendre in seinem Rekurs an die schweizerische Bundesversammlung über die Affiliation der Ursulinerinnen mit den Jesuiten: „Dieses Bedauern, gestehen wir es offen, könnte heutzutag nicht mehr gefühlt werden! Befrage man doch die Geschichte und Statistik unserer Zeit und man wird finden, daß die jesuitischen Congregationen sich verzehn-, verhundertfacht haben." Schließlich kommt Gendre zu der Ueberzeugung, daß nicht nur die Ursulinerinnen, wie auch Kuenlin und Rämy bestätigen, sondern überhaupt alle Orden und Congregationen der Neuzeit mit den Jesuiten affiliirt, ein Herz und eine Seele sind. Derselben Ansicht ist Augustin Keller mit vielen Anderen; doch will ich nur noch ein Gutachten der köstlichen Laune wegen, womit es gegeben ist, hier einschalten. Dasselbe lautet, wie folgt:

„Gemäß Ihrer Ordre vom 9. l. M. habe ich die Ehre, Ihnen (der Justiz- und Polizeidirection Bern) anliegend eine Abschrift der Statuten und der Verfassung der Congregation der Ursulinerinnen zu überreichen, welche im Jahre 1606 in Burgund gestiftet und von dem hochwürdigsten und erlauchtesten Erzbischof von Besançon und Bischof von Basel bestätigt worden ist.

„Ich halte es für unnütz Ihnen zu bemerken, daß diese Statuten nichts Anderes sind als der Tagesbefehl eines großen sogenannt geistlichen Regiments, von der römischen Kirche errichtet, um die Völker zu bekämpfen, zu verdummen und schließlich die ganze bürgerliche Gesellschaft im Interesse derselben zu knechten, laut des Programms, das erst neulich wieder durch den Syllabus des Obersten dieses Regiments, der zu Rom residirt, an die Oeffentlichkeit trat. Für uns befindet sich der Bataillonschef in Solothurn und die Hauptleute in Delsberg, Pruntrut und anderen Orten, die man Dekanate nennt.

„Die Oberin der Ursulinerinnen ist nur der bescheidene Korporal einer irregulären Truppe im Unterrock, demüthig gehorsam und treu der Parole mit den Lieblingswaffen des Weibes, die hauptsächlich in Verstellungskunst und Spionage bestehen.

„Die Bundesverfassuug schließt nur die Jesuiten nebst Affiliirten aus; allein es ist klar, wenigstens für Bürger, welche die Sache in der Nähe und an Orten, wie unser katholischer Jura ist, betrachten, daß die Affiliirten der Jesuiten überall, vom Vatican bis zur letzten Hütte des armseligsten Landes, das der römischen Kirche unterthan ist, in Kapuzinerklöstern und Nonnenhäusern zu finden sind.

„Der Geist ist derselbe, nur in der Tracht zeigt sich Unterschied. Ob

Digitized by Google

der Klerus und die geiſtlichen Orden, dreieckige oder rechtwinkelige, runde oder viereckige Hüte, ob ſie Kleider und Hauben aller Formen und Farben tragen: ſie ſind doch überall disciplinariſch demſelben Befehl unterworfen, der rückſichtslos auf Beugung der Völker unter Roms allmächtiges Joch lautet.

„Seien Sie verſichert, daß jeder Streit und jede Erörterung über den Grad der Affiliation mit den Jeſuiten verlorene Zeit und Mühe iſt; denn, ich wiederhole es, der katholiſch-apoſtoliſch-römiſche Klerus ſammt all den geiſtlichen Orden beiderlei Geſchlechts, wie phantaſtiſch verſchieden auch ſonſt die Uniformirung ſein mag, bildet immer nur den Cadre eines großen gegen die bürgerliche Geſellſchaft furchtbar organiſirten Regiments, das in die Schranken der Ordnung zu weiſen nun hoch an der Zeit iſt, ſoll anders unſer Vaterland nicht herabſinken auf die Stufe Spaniens und der andern ſogenannt lateiniſchen Nationen, welche unter dem Druck beſagten Regiments langſam dahinſiechen.

„Der denkende Beobachter erkennt ja leicht, daß nach allen Geſichtspunkten der Moral und Finanz, der Organiſation und Disciplin die klerikale römiſche Armee nichts zu wünſchen übrig läßt. Daher iſt es nun auch Sache und Pflicht aller freiſinnigen vorſorglichen Völker, gegen jene Phalanx gehörig organiſirt und gerüſtet in die Schranken zu treten.

„Bismarck iſt der erſte Staatsmann der Gegenwart und hat das richtige Heilmittel für die Uebel gefunden, welche die bürgerliche Geſellſchaft zu untergraben drohn. Er jagt ganz einfach aus Deutſchland nach Frankreich das Ungeziefer, welches die Franzoſen bereits an den Rand des Verderbens geführt hat und ſicherlich mehr, als die Uhlanen zu fürchten iſt.

„Ja, die Kanones (Geſetze) der römiſchen Kirche ſind gefährlicher als die Kanonen der Krupp'ſchen Fabrik.

„Empfangen Sie ꝛc, Der Statthalter:

„Pruntrut, 27. Auguſt 1872. (Gez.) Froté."

Herr Froté glaubt alſo, daß nicht nur die religiöſen Orden und Congregationen, ſondern daß auch die ganze weltliche Kleriſei der römiſchen Papſtkirche mit den Jeſuiten affillirt ſei und deren Kommando folge. Und er hat Recht. Früher zwar hatte der weltliche Klerus noch einige Selbſtändigkeit; ſeit dem 18. Juli 1870 aber iſt er, vom hochwürdigſten Biſchof bis zum niederſten Meßner, zum willenloſen Werkzeug der römiſchen Kurie degradirt worden. Blinder Gehorſam oder ewiger Fluch iſt ſein Loos, ſeit der Papſt durch jeſuitiſche Hantirung „unfehlbarer Glaubensherr" des Erdkreiſes geworden iſt. Die Jeſuiten haben den unfehlbaren Papſt fabricirt und beherrſchen ihn und durch ihn, entweder direct oder mittels ihrer Affiliirten im Frack und Talar, im Nonnenrock und Damenkleid die ganze römiſch gläubige Welt, den ganzen weltlichen Klerus der Papſtkirche, ſo zwar daß die

Digitized by Google

Mitglieder derselben keine andere Wahl mehr haben, als sich den Anschauungen und Absichten des Jesuitismus zu fügen, sich ihm zu affiliiren, oder der römischen Kirche den Rücken zu kehren.

Ich sprach so eben von Affiliirten im Frack, im Damenkleid, und meinte damit die weltlichen Mitglieder des Jesuitenordens, die Jesuiten und Jesuitinnen de robe courte. Die Jesuiten bedienen sich dieser Art Leute, um den Einfluß ihres Ordens auf alle Schichten der bürgerlichen Gesellschaft schrankenlos zu erweitern. Die weltlichen Jesuiten schwören, wie die regulären, das Gelübde des blinden Gehorsams, ferner daß sie das Geheimniß des Ordens wahren und all' ihre Kräfte zum Gedeihen und zeitlichen Vortheil desselben verwenden wollen. So werden auch sie zu willenlosen „Stöcken, Feilen, Leichen" in den Händen ihrer Obern, welche sie dafür fördern und schützen, ihnen Ansehen, Beziehungen, einträgliche Stellungen verschaffen; denn: gewinnt das Individuum, gewinnt auch der Orden, dem es willenlos dient.

Bist du affiliirter Jesuitenfreund, so kann es geschehn, daß dir plötzlich ein Glück, eine Gunst, ein Vermögen zu Theil wird, wovon du keine Ahnung hattest. Du glaubst vielleicht an ein Wunder; dein jesuitischer Gönner aber nicht; er weiß wie und warum es so kam. Deine für den Orden vielversprechende Persönlichkeit, was nicht immer schmeichelhaft ist, sein direkter Einfluß, seine klingenden Hülfsquellen, die Zahl seiner Affiliirten, zur gegenseitigen Unterstützung verpflichtet, wirkten das vermeintliche Wunder.

Wer aber dem Jesuitenorden sein Glück verdankt, ist an ihn gebunden auf Lebenszeit. Er hüte sich, seine Ketten sprengen zu wollen; sie könnten sich leicht in einen hänfenen Strick um seinen Hals verwandeln. Ist er dagegen willig, so hat es keine Gefahr. Er mag sein durch Jesuitengunst erworbenes oder vermehrtes Vermögen, seine Stellung weise verwenden oder unklug mißbrauchen, er mag in sinnlichen Vergnügen schwelgen oder ehrgeizigen Plänen nachjagen, er mag sich in allen Leidenschaften und Lastern wälzen, mag betrügen, Privat- oder öffentliche Kassen bestehlen, er mag in Koth oder Blut wandeln: der Orden wird ihn unterstützen, vertheidigen, mit den Flügeln seiner Macht decken, vorausgesetzt, ich wiederhole es, daß er willenlos gehorcht. Wenn er dagegen seinen Eid vergißt, so wird man ihn nicht nur verstoßen, der ganze Orden wird gegen ihn sich erheben und nimmer ruhn, bis er gestürzt und vernichtet ist. Denn die Jesuiten wollen unter allen Umständen beweisen, daß sie mit gleicher Machtfülle ihre Schützlinge erheben und ihre Gegner zermalmen können.

Die Jesuiten sind, Dank ihren Schleichkünsten, reich, sehr reich. Einen Theil ihres Vermögens verwenden sie zum Ankauf, zur Errichtung von Niederlassungen und Anstalten, einen andern bestimmen sie für den Handel, einen dritten legen sie auf Zinsen. Durch letztes ertheilen sie meist, was sie den

Digitized by Google

„ersten Grad der Weihe" nennen. Damit ist noch keine formelle, keine positive Verpflichtung verbunden, sie legen euch nur eine unsichtbare Schnur um den Hals, welche sie nach Beliebenund Umständen leichter oder fester schnüren. Gewöhnlich geht es so zu.

Die frommen Väter oder ihre weltlichen Gehülfen bieten euch Geld unter günstigeren Bedingungen als andere Darleiher; doch immer nur so viel, als sie glauben, daß ihr Werth für sie habt. Ihr zweifelt anfangs, doch nehmt ihr, von den günstigen Bedingungen verlockt oder von Noth gedrängt, schließlich das Geld. Das ist der „erste Grad der Weihe" zum Unglück, vielleicht auch zum Glück, wenn ihr eine jesuitische Ader besitzt.

Die Jesuiten leihen nämlich in solchen Fällen blos auf kurze Frist, mit der Hoffnung für den Schuldner auf mögliche Erneuerung; doch kommt der Verfalltag, und ihr könnt nicht zahlen, und leiht auch den Anträgen, welche man euch stellt, kein willfähriges Ohr: so seid ihr in neunundneunzig von hundert Fällen verloren. Vergebens fleht ihr um Nachsicht, um Gnade; vergebens stellt ihr die besten Bedingungen: die Gesellschaft Jesu muß und will nun ihr Geld haben und geht, gewöhnlich mittels eines Strohmanns, aber stets mit der äußersten Strenge gegen euch vor. Gerichtliche Verfolgung, Pfändung, Trennung von Haus und Familie und, wo möglich, der Schuldthurm sind euer Loos.

Nur eines kann euch retten: die Affiliation! — Ja, übergebt euch den frommen Vätern, werdet Jesuiten im Frack, und alle Verfolgungen hören mit einem Male auf. Zwar behalten sie den Schuldbrief, um für den Fall des Bedarfs eine Waffe gegen euch zu haben; doch wenn ihr treu und willig seid, ist nichts mehr zu fürchten. Freilich müßt ihr Interessen zahlen; hierauf verzichtet kein Jesuit; allein er wird euch anderwärts so viel gewinnen lassen, daß ihr es leicht thun könnt.

Seid ihr einmal affiliirt, dann kann es nicht fehlen; ihr erhaltet eurer socialen Stellung, eurer Bildung angemessene Aemter, werdet zu einträglichen Unternehmungen beigezogen; der Jesuitenorden versieht euch mit Frauen, mit Gönnern, Freunden und Freundinnen, mit Gatten für eure Töchter, mit Gattinnen für eure Söhne und, wenn es euch lieb und nöthig ist, sogar mit einem liebenswürdigen Schutzengel. Dabei braucht ihr, wie gesagt, weder besonders religiös noch auffallend tugendhaft zu sein; ja, es giebt manchmal Umstände, wo das Gegentheil besser, erwünschter ist. Für die verschiedenen Dienste, deren die Gesellschaft Jesu bedarf, braucht sie auch Leute verschiedener Denkungsart. Deshalb und kraft der ausgiebigen Mittel und vielfachen Wege zu Ehren, Vermögen und Einfluß, rekrutirt sie sich leicht und schnell: Ehrgeiz, Hab- und Genußsucht führen ihr Gehülfen in Menge zu.

Digitized by Google

Es giebt weltliche Jesuiten beiderlei Geschlechts in den höchsten wie niedersten Stellungen. Adel, Bürgerschaft, Bauernstand, Studenten, Handwerker, Soldaten, sogar Kinder bilden unter jesuitischer Aegide eigene Brüderschaften, mit entsprechenden Schwesterschaften natürlich, von den süßesten Namen: „vom heiligen Herzen Jesu und Maria", „vom heiligen Grabe", „vom heiligen Rosenkranz" 2c., — und mit den scheinbar unschuldigsten Zwecken: „zur Verbreitung des Glaubens", „zur Vertheidigung der Religion", „zur Vertheidigung der heiligen Mysterien, der heiligen Sakramente" 2c.

Die junge Dame voll galanter Hingebung ist den keuschen Vätern der Gesellschaft Jesu ebenso willkommen als die alte Matrone voll frommer Denkungsart. Beide wandeln oft unter einem Hut, an einer Hand, sind affiliirt dem Jesuitenorden. Nur darf diese von jener nichts wissen; die ehrsame Frau würde sich schämen mit einer Kurtisane im Bunde zu stehen.

Der Jesuit dagegen schämt sich nie, kennt kein Erröthen: er begrüßt und besucht Jeden und Jede, ehrlich und unehrlich, von dem und von der ein Nutzen für den Orden zu erwarten ist. Ja, wenn die infamste Dirne im Kattunröckchen ihm förderlicher scheint, so wird sie der ehrsamsten Dame im Hermelinmantel, welche nicht gefügig scheint, vorgezogen.

Noch nicht genug; die Jesuiten ködern, kraft ihrer vielfachen Mittel und ihrer allseitigen Affiliation, Gelehrte und Künstler; sie verfügen über Schriftsteller; leiten Journale; lenken Armeen, indem sie ihnen Generale geben; beherrschen Staaten, indem sie ihren Königen Konkubinen zuführen; sie verleihen Portefeuilles und beschäftigen Arbeiter in den verschiedensten Werkstätten; endlich haben sie auch Agenten und Makler aller Orten und Sorten, welche für sie Handel und Börsenspiel treiben. — Spitzederbanken! — All' diese sind wenigstens zu Spionirdiensten verpflichtet; sie müssen aber auch, wenn der Orden befiehlt, Väter, Brüder, Söhne, Frauen, Töchter, Freunde, ja selbst das Vaterland preisgeben, und durch List oder Gewalt in die Hände der Jesuiten und des Papstes liefern.

Aus dem Gesagten erhellt, daß die Affiliation mit den Jesuiten eine viel weitere Ausdehnung hat, über weit größere Zahlen und Mittel verfügt, als man gewöhnlich glaubt. Um so mehr ist es geboten, dem hochverrätherischen Treiben derselben ein rasches Ende zu machen. Denn Hochverrath am Volke ist es, die Zügel seiner Regierung in fremde Hände spielen zu wollen; Hochverrath an der Menschheit aber ist es, sie am friedlichen Streben nach sittlicher Freiheit hindern zu wollen. Beides ist Absicht, Zweck des Jesuitenordens und seiner Affiliirten.

Im Namen des unfehlbaren Papstes will er, durch List und Gewalt, seinem General zu Rom die Alleinherrschaft über den Erdkreis in die habgierigen Hände spielen; im Namen des unfehlbaren Papstes will er, durch

Digitized by Google

Liſt und Gewalt, der ganzen modernen Civiliſation mit all ihren Segnungen Halt gebieten; kurz, aus ſelbſtändigen Staatsbürgern will er römiſche Papſtknechte, aus denkenden Menſchen jeſuitiſche Puppenköpfe machen. Daher ſprenge man das ſtaatsgefährliche, das menſchenfeindliche Band der Affiliation nach allen Richtungen durch Aufhebung oder doch durch Verdammung zum Ausſterben ſämmtlicher Orden geiſtlicher Art. Zunächſt aber entferne man deren Mitglieder von den Kanzeln, Kathedern und Beichtſtühlen, erſchwere ihr Zuſammenwirken; denen aber, die fremden Landes ſind, weiſe man die Grenze. Das gebietet die Klugheit, das gebietet die ſittliche Pflicht, dahinlautend: „Handle ſtets ſo, daß du, alle Folgen genau erwogen, die Tugend und Glückſeligkeit deiner Mitmenſchen am meiſten beförderſt," — das kann aber nur in Freiheit und Frieden gedeihlich und dauernd erzielt werden, wovon die Jeſuiten und Genoſſen nichts wiſſen wollen.

Ceterum censeo, papatum esse delendum.

Die erſte allgemeine deutſche Realſchulmänner-Verſammlung in Gera.

Der Gedanke, allgemeine Realſchulmänner-Verſammlungen ins Leben zu rufen, iſt auf dem Philologentage entſtanden, der Pfingſten 1872 in Leipzig abgehalten wurde. Die Entſtehungsgeſchichte der erſten Verſammlung dieſer Art entnehmen wir einem Berichte des Directors Dr. Otto Richter aus Eisleben über die Realſchulmänner-Verſammlung zu Eiſenach am 3. und 4. October 1872 in der Zeitung für das höhere Unterrichtsweſen Deutſchlands 1. Jahrgang No. 30. Es heißt dort: „Auf dem Philologentage zu Leipzig waren zu Pfingſten 1872 verhältnißmäßig viele Realſchulmänner anweſend. Wenn ſich nun auch in einigen Sectionen (namentlich in den beiden neugebildeten für Mathematik und neuere Sprachen) der Einfluß derſelben geltend machen konnte, ſo hinterließen doch in den meiſten von ihnen die geſammten Verhandlungen nur wenig Befriedigung. Die Philologie, und zwar die „claſſiſche", das hatte der Präſident Curtius in ſeiner Eröffnungsrede nur zu entſchieden erklärt, war es, welche auf dieſen Verſammlungen herrſchen ſollte; daher drehten ſich, ſelbſt wenn ſich die „Schulmänner" in ihren „pädagogiſchen" Sectionen verſammelten, die Verſammlungen auch nur aus-

Digitized by

schließlich um Fragen des Gymnasialkreises, also etwa um den lateinischen Aufsatz und das griechische Exercitium, um die Ueberbürdung speciell der Gymnasial-Abiturienten und dergleichen. Wir wollen dieses Vorherrschen der Philologie und des Gymnasialwesens diesen von Philologen gegründeten Versammlungen nicht direct verübeln; jedoch mußte sich naturgemäß den vielen Realschulmännern die Ueberzeugung aufdrängen, daß hier nicht der Ort sei, um für ihre speciellen Interessen wirken, um anregende und befruchtende Ideen für ihren besonderen Wirkungskreis empfangen zu können. Daher geschah es denn, daß einige von ihnen sich verabredeten, gesonderte Versammlungen, und wo möglich auch einen Verein von Realschulmännern, ins Leben zu rufen. Nicht der Geist der Feindschaft gegen diese Gymnasialcollegen, vielmehr das gesonderte Interesse, welches eine Einigung der speciellen Berufsgenossen zu gemeinsamem Wirken dringend erforderte, rief diese Idee hervor. Zu Michaelis 1872, so beschloß man, sollte zunächst in Eisenach eine vorbereitende Versammlung gehalten und derselben überlassen werden, über den Plan zu entscheiden." Ein „provisorisches Comité", welches aus den Directoren Prof. Dr. Köpp in Eisenach, Dr. Fischer in Bernburg und Dr. Otto Richter in Eisleben bestand, erließ eine Einladung für eine vorberathende Versammlung, die am 4. October stattfinden sollte. Der Einladung folgten etwa 40 Theilnehmer, die Vertreter von 18 Anstalten. Ueber die Hauptfrage: „Begründung eines allgemeinen deutschen Realschulmänner-Vereins mit jährlichen Versammlungen" hatte Director Köpp das Referat übernommen. „Er wieß darauf hin, so heißt es in dem oben angeführten Bericht weiter, daß schon vor mehr als 20 Jahren ein Realschulmänner-Verein existirt habe, welcher indeß, nach mehreren anregenden Versammlungen unter Director Körner und Vogel, wieder eingeschlafen sei, weil man für die Versammlungen zu wenig Stoff und bei dem damaligen Stand des Realschulwesens zu wenig Erfahrung gehabt habe. Seit jener Zeit sei es jedoch anders geworden, das Realschulwesen habe sich erfreulich entwickelt und eine bedeutende Anzahl von Fragen sei aufgetaucht, welche der Erörterung und Lösung bedürften; er erwähne in letzterer Beziehung nur die Aufnahme und die Betreibung des Lateinischen, die Ausdehnung der mathematischen Gegenstände, die Stellung der neueren Sprachen innerhalb dieses Schulsystems, die Betonung einer harmonischen Ausbildung gegenüber der früher bezweckten mehr einseitig sachlichen und dergleichen mehr. Um hier eine Klärung anzubahnen, sei Nichts wünschenswerther und ersprießlicher als die Begründung allgemeiner Realschulmänner-Versammlungen, resp. eines großen Realschulmänner-Vereins. Ein weiterer Punkt sei noch die Stellung der Realschulen zu den Universitäten und technischen Hochschulen, welche letzteren, wie z. B. die in Zürich, sich immer mehr zu modernen Universitäten

zed by Google

entwickelten; hier sei es nöthig, die Männer der Wissenschaft, die Professoren an Universitäten und technischen Hochschulen für das Realschulwesen zu gewinnen. Aber auch die Rücksicht auf das gegenwärtige Leben dürfte nicht aus dem Auge verloren werden; man müsse außer mit Fachgenossen auch noch mit Männern der Technik und des Handels in Verbindung treten." In Bezug auf die Ausführung des Projectes machte der Referent zunächst den Vorschlag, daß wichtige Fragen in bestehenden und neuzugründenden Provinzialvereinen vorbereitet werden könnten, um später mit Erfolg auf den allgemeinen Versammlungen zur Berathung zu kommen, und legte darauf die Frage zur Entscheidung vor, ob man eine ganz besondere Reallehrer-Versammlung, resp. einen solchen Verein gründen, oder ob man sich an ältere Organisationen wie die Philologen- und die Naturforscher-Versammlung anschließen solle. Mit Entschiedenheit sprach sich Director Ostendorf aus Düsseldorf gegen den Anschluß aus, zugleich aber auch gegen die Begründung eines allgemeinen Realschulmänner-Vereins; befürwortete dagegen selbständige allgemeine Versammlungen, am liebsten nicht blos einseitig für Realschulwesen, sondern überhaupt für Pädagogik und Didactik, in denen sich die Lehrer aller höheren Schulsysteme zu gegenseitiger Förderung vereinten; von diesen erst lasse sich eine wahre Hebung des höheren Unterrichtswesens erwarten. Da fürs Erste freilich eine solche Versammlung unmöglich sei, war er vorläufig für die Berufung allgemeiner Realschulmänner-Versammlungen, die ja später die gewünschte Erweiterung erfahren könnten und sprach sich für das Fortbestehen und die Neubildung provinzieller Realschulmänner-Vereine aus. Unter Ablehnung des vom Director Dr. Holzapfel aus Magdeburg befürworteten Anschlusses an die Philologenversammlung beschloß man dagegen die Abhaltung alljährlicher Versammlungen der deutschen Realschulmänner und wählte ein Comité von drei Mitgliedern zur Vorbereitung der ersten dieser großen Versammlungen. Die Wahl fiel auf Director Ostendorf (Düsseldorf), Director Dr. Fischer (Bernburg) und Director Dr. Otto Richter (Eisleben).

Den Bemühungen dieser Herren ist es denn auch zu danken, daß die erste allgemeine deutsche Realschulmänner-Versammlung zusammentreten und vom 28. bis 30. September unter sehr angenehmen Verhältnissen in Gera tagen konnte. Die Anzahl der Theilnehmer belief sich nach dem ausgegebenen Verzeichnisse auf 176, welche aus 62 Städten herbeigekommen waren. Leider war es dem in Eisenach gewählten Ausschusse nicht gelungen, sich durch Cooptation aus Süddeutschland zu verstärken; wie denn auch die Thatsache zu constatiren ist, daß die Collegen aus Baiern, Würtemberg und Baden von der Versammlung fern geblieben sind, während selbst die entlegensten Provinzen Norddeutschlands Vertreter geschickt hatten. Die

Digitized by Google

Vorversammlung, welche auf Sonntag Abend den 20. September anberaumt war, wurde von Director Ostendorf aus Düsseldorf eröffnet, worauf Director Lorey aus Gera mit herzlichen Worten die Versammlung im Namen der Stadt begrüßte und unter anderem die Mittheilung machte, daß der festlich geschmückte Rathhaussaal der Versammlung für ihre Verhandlungen zur Verfügung gestellt sei. Ferner erstattete Director Dr. Richter aus Eisleben Bericht über die Entstehungsgeschichte der Versammlung und sprach sein Bedauern aus, daß die süddeutschen Collegen zu der Versammlung eine gänzlich abweisende Haltung angenommen hätten. Auf Vorschlag des Director Ostendorf nahm dann die Versammlung als Geschäftsordnung die des Lehrervereins der Provinz Preußen an und wählte darauf durch Acclamation den genannten Herrn zum Vorsitzenden der diesjährigen Versammlung. Da gewichtige Gründe eine wesentliche Abweichung von der vorläufigen, durch Circular mitgetheilten Tagesordnung wünschenswerth erscheinen ließen, so einigte man sich nach längerer, lebhafter Debatte dahin, die erste am Montag abzuhaltende Versammlung ausschließlich der Discussion der Realschulfrage, als des Hauptgegenstandes der ganzen Zusammenkunft zu widmen; am Dienstag in der zweiten Hauptversammlung eine zweite Lesung desselben Gegenstandes vorzunehmen und daran eine Besprechung über die den Interessen der Realschulfrage dienenden Preßorgane, sowie über die Ferienordnung zu knüpfen.

Ohne auf die Verhandlungen ins Einzelne einzugehen, wollen wir im folgenden nur über die Resultate berichten, zu denen sie geführt haben. Die Beschlüsse sind von der Versammlung mit großer Einstimmigkeit gefaßt worden;*) sie waren das Ergebniß einer Debatte, die mit seltener Ruhe und Klarheit unter der sicheren Leitung des Vorsitzenden geführt wurde und mit einer selbstbewußten Beschränkung der einzelnen Redner, welche um so mehr Bewunderung verdient, als bei den Mitgliedern der Versammlung doch bedeutende Unterschiede in den Ansichten vorhanden waren. Die Verhandlungen haben auf alle Theilnehmer die befriedigendsten Eindrücke hinterlassen und es steht zu erwarten, daß die Beschlüsse bei den Entscheidungen über die Realschulfrage, d. i. über die Frage der höheren Schulen überhaupt, in den maßgebenden Kreisen in die Wagschale fallen werden.

Die Debatte in den Hauptverhandlungen nahm ihren Ausgangspunkt von folgenden Thesen des Direktor Dr. Krumme aus Remscheid:

1. Für diejenigen Schüler, welche von den Berechtigungen der höheren Schulen nur diejenigen für den einjährigen Militärdienst zu benutzen gedenken, ist eine besondere Art von Schulen nothwendig geworden. Das Freiwilligenzeugniß wird erst durch Absolvirung der ganzen Schule erworben. Der Lehr-

*) Wir behalten uns unsre eigene Meinung über diese Beschlüsse vor. Die Red.

Digitized by Google

plan der Schule muß nur für dieſe Schüler berechnet ſein; er muß ein Ganzes bilden und die Schule darf nicht etwa noch die Vorbereitung für die höheren Klaſſen einer anderen Schule übernehmen, welche auch nur die allgemeine Bildung ihrer Schüler erſtrebt, aber eine längere Dauer des Curſus hat.

2) Das Lateiniſche iſt vom Lehrplan auszuſchließen.

3) Von den beſtehenden Schulen iſt für die in 1) näher bezeichneten Schüler die Realſchule II. Ordnung die geeignetſte. Sie entſpricht dem Bedürfniſſe des gewerblichen Standes auch beſonders noch deßhalb, weil das Abgangszeugniß zum Beſuch der polytechniſchen Schule berechtigt. — Die von dem Lehrercollegium der polytechniſchen Schule zu Aachen (durch Beſchluß in der Plenarſitzung vom 29. Dec. 1871) für den Eintritt in die Anſtalt verlangten mathematiſchen Kenntniſſe können die Schüler der Ober-Prima ſich in einem für ſie eingerichteten, geſonderten Unterricht in der Mathematik erwerben ohne daß die übrigen Schüler durch dieſe Erweiterung des mathematiſchen Penſums irgendwie benachtheiligt werden.

An dieſe Theſen reihten ſich die weiteren von Director Schauenburg aus Crefeld in Bezug auf die Realſchule I. Ordnung:

1. Die Vorbereitung zu den Univerſitätsſtudien, welche das Gymnaſium gewährt, iſt nicht für alle Fächer ausreichend und hinſichtlich der allgemeinen Bildung zu einſeitig. — 2. Die Realſchule I. Ordnung, welche für die nichtſtudirende Jugend ergänzend neben dem Gymnaſium ſteht, iſt vermöge ihrer Lehrgegenſtände und ihrer Curſusdauer im Stande, eine zwar gleichfalls einſeitige, aber im Weſentlichen gleich befriedigende Vorbildung zu den Univerſitätsſtudien zu gewähren. — 3. Die Annahme, daß nur das jetzige Gymnaſium, oder neben demſelben nur die jetzige Realſchule I. O. mit Erfolg für die Univerſität vorbereiten könne, und daß eine Mittelform von Uebel ſei, entbehrt der Begründung. — 4. Es iſt Aufgabe aller Betheiligten, nach Herſtellung von höheren Schulen zu ſtreben, welche mit Vermeidung jeder Einſeitigkeit durch richtige Auswahl und Behandlung der Lehrgegenſtände eine den Aufgaben der Gegenwart entſprechende umfaſſende, gründliche und zuſammenhängende allgemeine Bildung gewähren. — 5. Um eine gediegene Vorbereitung der Lehrer für das Lehramt zu ſichern, ſind Seminarien für höhere Schulen nothwendig, welche mit den Univerſitäten verbunden, in einem vierten obligatoriſchen Studienjahre nach dem Examen praktiſche und theoretiſche Vorbereitung gewähren und deren Beſuch in jeder Weiſe zu erleichtern iſt.

Den Beſchlüſſen betreffend die Organiſation des höheren Schulweſens, zu welchen die Debatte über dieſe Theſen führte, wurden auf Vorſchlag des Vorſitzenden, Director Oſtendorf, folgende zwei Grundſätze vorangeſtellt:

1) Für die geſammte Geſtaltung unſeres Unterrichtsweſens muß der

Digitized by Google

Grundsatz der Freiheit in dieser Gestaltung maßgebend sein. Es ist Sache des Staates, die Ziele zu bezeichnen, welche von den höheren Schulen erreicht werden müssen, und die nothwendigen Garantien dafür zu verlangen, daß sie erreicht werden. Die Organisation im Einzelnen zu bestimmen, ist nicht seine Aufgabe. — 2. Damit eine solche Freiheit gewährt werden könne, und die Schule vor Schülern bewahrt bleibe, welche nur um fremdartiger Zwecke willen sie aufsuchen, ist dahin zu streben, daß alle Berechtigungen, welche nicht an ein Reifezeugniß, sondern an den Besuch gewisser Klassen, oder an eine Reife für dieselben geknüpft sind, sobald als möglich aufhören.

Die Beschlüsse selbst lauten:

1. Für diejenigen Schüler, welche ihre Schulbildung mit dem vollendeten sechzehnten Lebensjahre abschließen müssen, ist eine besondere Art von Schulen nothwendig, die ihnen eine beschränkte, aber in sich abgeschlossene, daher haltbare und fruchtbare Bildung ins Leben mitgiebt, und an deren Reifezeugniß das Recht, der Militärdienstpflicht als einjähriger Freiwilliger zu genügen, geknüpft ist. — 2. Es ist zweckmäßig, das Lateinische von dem Lehrplane dieser Schulen auszuschließen, soweit nicht besondere Verhältnisse seine Aufnahme in denselben bedingen. — 3. Von den bestehenden Schulen sind für die in 1) bezeichneten Schüler die höhere Bürgerschule ohne Latein und die Realschule II. O. die geeignetsten Anstalten. — 4. Die Realschule I. O. gewährt ebenso wie das Gymnasium eine wissenschaftliche Vorbildung, die ihre Abiturienten befähigt, die Universitätsstudien mit Erfolg zu betreiben. Diesen Abiturienten ist daher der Eintritt in alle Facultäten zu eröffnen und die Zulassung zu den entsprechenden Staatsprüfungen zu gewähren. Es bleibt ihnen ebenso wie den Gymnasial-Abiturienten überlassen, die ihnen mangelnden besonderen Vorkenntnisse, die für das Studium in einzelnen Facultäten nothwendig sind, durch eigenes Studium sich zu erwerben. — 5. Da die Realschule I. O. ebenso wie auf der andern Seite das Gymnasium einer weiteren Entwickelung bedarf, so ist es Aufgabe aller Betheiligten, Schulorganisationen zu suchen, die innerhalb der durch die Ziele beider Schulen gebotenen Grenzen sich frei gestalten. Solche Schulen müssen den Schülern die Möglichkeit gewähren, sich eine allgemeine Bildung zu verschaffen, welche die verschiedenen Kräfte des menschlichen Geistes umfaßt und den großen Aufgaben der Gegenwart entspricht. — 6. Es ist wünschenswerth, daß die Realschule I. O. als Realgymnasium, die Realschule II. O. einfach als Realschule bezeichnet werde.

Zu diesen Beschlüssen gesellten sich nachfolgende, welche die Verbesserung des höheren Schulwesens betreffen:

7. Um eine gediegene Vorbereitung der Lehrer für das Lehramt zu sichern sind Seminarien für höhere Schulen nothwendig, welche mit den Universi-

Digitized by Google

täten verbunden in einem vierten obligatorischen Studienjahre nach dem Examen praktische und theoretische Vorbereitung gewähren und deren Besuch in jeder Weise zu erleichtern ist. — 8. Nothwendig sind zur Verbesserung des höheren Schulwesens auf den Universitäten Lehrvorträge, an denen es jetzt nicht blos für die fremden modernen Sprachen fehlt, sondern auch für die deutsche Sprache, für die vaterländische, mittelalterliche und neuere Geschichte, für die mannichfachen Zweige der Naturwissenschaften. — 9. Nothwendig ist ferner: Eine öffentliche Sammlung möglichst aller Unterrichtsmittel Deutschlands alter und neuer Zeit, sowie der wichtigsten Kulturvölker neben uns, von Schulhausmodellen, Schulgeräthen u. dgl.

In der zweiten Hauptversammlung hielt Herr Rector Stade aus Mühlhausen i. Th. noch einen Vortrag über die „Ferienordnung", und wurden die von ihm aufgestellten Thesen in folgender Fassung angenommen: 1. Das Schuljahr ist mit dem bürgerlichen Jahre in Uebereinstimmung zu bringen; 2. Die Hauptferien sind um Neujahr und in die Mitte des Sommers zu legen; 3. Ausnahmen bleiben vorbehalten, wenn nur die Gesammtdauer der Ferien nicht überschritten wird. — In derselben Versammlung wurde auch der Ausschuß gewählt, welcher die Vorbereitungen für die im nächsten Jahre zu veranstaltende Realschulmänner-Conferenz zu treffen hat. Die Wahl fiel auf die Herren Director Ostendorf-Düsseldorf, Director Dr. Friedländer-Hamburg, Prorector Prof. Dr. Strack-Berlin, Director Dr. Giesel-Leipzig und Direktor Dr. Krumme-Remscheid. Diesem Ausschusse wurde außerdem der Auftrag ertheilt, die Beschlüsse der Versammlung sowohl der Berliner October-Conferenz, sowie den Regierungen und Vertretungen des deutschen Reiches und der einzelnen Staaten mitzutheilen; das Realschulwesen überhaupt durch eine Denkschrift, sowie durch die Presse nach jeder Seite hin zu fördern, und das zu diesem Zwecke nothwendige Geld durch Sammlungen an den einzelnen Lehranstalten aufzubringen.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß bei Gelegenheit der Geraer Versammlung die Realschulmänner aus dem Königreich Sachsen, von denen etwa 50 zugegen waren, den Beschluß gefaßt haben, jährliche Versammlungen zu veranstalten, und daß zur Vorbereitung der ersten solchen Versammlung ein Ausschuß von fünf Mitgliedern gewählt worden ist.

Die erste allgemeine deutsche Realschulmänner-Versammlung in Gera hat in ernster Arbeit wichtige Beschlüsse gefaßt, mögen dieselben der Entwickelung unseres höheren Schulwesens im ganzen Reiche zur Förderung und zum Segen gereichen.

Dr. Hoffmann-Plauen.

---

zed by Google

Die französische Presse über den Briefwechsel zwischen Kaiser und Papst.

Daß heute in Frankreich so leicht Niemand einen Feind Deutschlands verurtheilen wird, und wäre dieser Feind noch so ungeschickt, noch so tadelnswerth, das ist am Ende begreiflich. Aber wenn der Feind Deutschlands zugleich in einem gewissen Grade der Feind aller Welt ist, dann mag man sich doch einigermaßen wundern über eine Verblendung, die gegen ihr eigenes Fleisch wüthet in dem leeren Wahn, auf diese Weise dem gehaßtesten Feind schaden zu können. Frankreich hofft in dem Papst einen Bundesgenossen gegen Deutschland zu besitzen, die französische Verblendung schmeichelt sich, der Papst werde mit den Schaaren seiner Gläubigen, welche Angehörige des Reiches sind, dieses Reich lähmen können. Aber wenn er das könnte, hätte er es schon 1870 gethan. Ueber dieser trügerischen Einbildung vergißt Frankreich, was es für eine moderne Nation bedeutet, sich dem Papstthum in die Arme zu werfen; was es bedeutet, an der Spitze der Reaktion zu marschiren, nachdem man sich lange Jahre eingebildet, an der Spitze der Civilisation zu stehen. Frankreich verleugnet auf diese Weise den nicht unrühmlichsten Theil seiner Vergangenheit. Als die deutschen Kaiser dem Papstthum unterlagen, war es ein französischer König, der die unerträglichen Ansprüche desselben in der Person seines anmaßendsten Vertreters, Bonifacius VIII., demüthigte. Lange wurde nun das Papstthum von Frankreich aus beherrscht. Als dasselbe nach der Reformation sich mit Hülfe des Jesuitismus in neuer Energie aufgerichtet hatte, war es Ludwig XIV., der im Jahre 1681 auf jener bekannten Synode die Selbständigkeit des französischen Staates und der französischen Kirche innerhalb der römischen proklamiren ließ. Im 18. Jahrhundert stand Frankreich an der Spitze des geistigen Kampfes gegen die, wie es schien, verfallende und wieder einmal vielfach entartete römische Kirche. Das gebildete Europa hallte wieder von dem französischen Schlachtruf: „Ecrasez l'infame.“ Die Revolution übersetzte diesen Schlachtruf auf ihre Weise in die grausame Praxis und hernach unternahm Napoleon I. den brutalen, aber großartigen Versuch, das Papstthum zum Werkzeug seiner Politik zu machen. Heute nimmt das stolze Frankreich mit Freuden die Rolle des Werkzeuges der päpstlichen Politik an. Dahin sind sie gekommen. Habeant sibi! Und doch möchte man immer wieder fragen, ob denn unter ihnen keiner da ist, um seinen Landsleuten zu sagen, daß dieser Bundesgenosse den Franzosen die moderne Welt entfremdet und gegen Frankreich die stärksten Instinkte erweckt, von denen diese Welt gelenkt wird. Giebt es keinen Franzosen, der seinen Landsleuten sagt, welches der Preis ist um den sie

Digitized by

die Bundesgenossenschaft des Papstes erkaufen müssen? Sie müssen diese Bundesgenossenschaft erkaufen, nicht nur durch die Verleugnung der modernen Ideen und durch die Feindschaft aller aufstrebenden Völker, die in diesen Ideen leben, sondern auch durch die Preisgebung ihrer nationalen Erziehungsreform, welche die erste Bedingung der Wiederherstellung Frankreichs ist. Denn nur in einer großartigen Erziehungsreform könnte Frankreich die Wiederherstellung seiner inneren Gesundheit finden, mit deren Erlangung es alsbald eine Stellung einnehmen würde, in der es die Wiederherstellung der natürlichen Grenzen als überflüssige Thorheit erkennen dürfte.

Wenn wir die Aeußerungen der französischen Presse aus Anlaß des kaiserlich-päpstlichen Briefwechsels überfliegen, so fällt uns am meisten das Urtheil des „Journal de Paris" auf, bekanntlich das Organ der Prinzen von Orleans. Dieses Blatt findet den Ton des kaiserlichen Briefes trocken, beinahe impertinent. Es findet darin den Versuch, die Schuld des Streites auf das Kaninchen zu werfen. Schließlich wird als das Ziel des deutschen Kanzlers ganz einfach der Triumph des protestantischen Glaubens über den katholischen bezeichnet, und als der Grund, aus welchem der Kanzler sich dieses gewaltige Ziel gesteckt hat, der Umstand, daß die deutschen Katholiken vermöge ihrer religiösen Bande Sympathien für Frankreich haben. — Enger kann man Frankreich und das Papstthum nicht identificiren. Zunächst wird für den französischen Leser der Spieß umgekehrt: Bismarck verfolgt die Katholiken, weil die Katholiken durch ihre Religion nothwendig Sympathien für Frankreich haben. Wie thöricht würde also Frankreich handeln, wenn es nicht katholisch werden wollte bis an den Hals, da es durch den Katholicismus die Sympathien der Vielen besitzt, welche darum von Frankreichs großem Feinde verfolgt werden! — Dieser Logik werden französische Leser selten widerstehen. Heißt das aber die öffentliche Meinung seines Landes auf die Wege führen, die dem Lande frommen? Heißt das nicht, das Land immer tiefer in eine Verblendung hineintreiben, die es wahrlich nicht stärken wird, auch nicht gegen jenen großen Feind? Und diese Logik wird gehandhabt durch das Organ der Prinzen, welche sich vorzugsweise als die Vertreter der französischen Zukunft, des aufstrebenden Frankreich hinstellen. Nichts verengt den geistigen Horizont mehr als der Haß, er ist der schlechteste Lehrer der Weisheit. Die Prinzen von Orleans aber speculiren vor Allem auf den Haß, auf den Chauvinismus, durch dessen Anfachung, indem sie sich als seine Vorkämpfer hinstellen, sie sich die Herrschaft zu sichern hoffen. Die redlichen Speculanten! Es giebt Speculanten, die reich werden wollen durch anderer Leute Geld. Diese wollen herrschen, indem sie Verstand, Urtheil und Selbsterkenntniß ihres Volkes verwüsten. Habeant sibi!

Von den klerikalen Blättern, wie „l'Univers," „l'Union" u. s. w. dürfen wir nicht überrascht sein, den Papst als das Lamm geschildert zu hören, welches von dem Wolf verklagt wird, nachdem es mißhandelt worden.

Das feine und hochgebildete „Journal des Débats" entzieht sich durch eine doppelte Wendung der Aufforderung, welche der Briefwechsel bot, das Verhältniß des Papstthums zu dem modernen Staat ernsthaft in Betracht zu ziehen. Das „Journal des Débats" erklärt die Beschwerden des Kaisers nicht für unbegründet, aber auch diejenigen des Papstes nicht, denn der Kaiser hätte sollen die Anmaßungen der Hierarchie mit geistigen Waffen bekämpfen. O, ihr Sophisten! Von diesem verschämt vorgetragenen Sophisma beeilt sich das „Journal des Débats" abzulenken, indem es die Frage: ob alle Getauften dem Papst angehören, für allzu delikat erklärt und meint, die hohen Correspondenten würden die Frage kaum schlichten. So zieht man sich geistreich aus der Sache, aber man fördert nicht die Einsicht seiner Nation.

„Le Temps", wenn nicht das einsichtsvollste, aber wohl das redlichste aller französischen Blätter, begnügt sich, dem Briefwechsel ein hohes politisches und historisches Interesse beizulegen.

Die Blätter der jetzigen französischen Regierung endlich „Le Français" und „L'assemblée nationale" nehmen, wie zu erwarten war, einfach den klerikalen Standpunkt ein, indem sie den Gegensatz zwischen Papst und Kaiser als den des Rechts und der Gewalt charakterisiren. Nur daß die „Assemblée nationale", um die Gewalt um so verabscheuungswerther abzumalen, noch den Gedanken des „Journal de Paris" hinzufügt: es handle sich um die gewaltthätige Ausbreitung des protestantischen Glaubens, um die Vernichtung des Katholicismus; die Gewalt habe sich jedoch erst nach dem Siege von 1870 zu entpuppen gewagt, vorher hätte man die katholischen Personen, Baiern, Württemberger (!), Rheinländer schonen müssen.

So die Presse des heutigen Frankreich, für deren Mißbilligung die unverhohlene Sympathie, welche die Antwort des Kaisers in England, in Oesterreich und in Rußland gefunden hat, mehr als entschädigt.

Pariser Briefe.

Paris, 19. October 1873.

Fusion oder Confusion, das ist in diesem Augenblicke immer noch die Frage, aber ehe Sie diese Zeilen empfangen, hat der Telegraph Ihnen schon die Gewißheit oder wenigstens die Wahrscheinlichkeit mitgetheilt, welches von

Digitized by Google

beiden Gerichten uns vorgesetzt werden wird. Fusion sagen die Einen, Confusion die Andern, die Skeptiker sagen, beides werden wir haben, und noch Andere sagen, weder das Eine noch das Andere. Diese aber sind Optimisten und ihnen kann man sagen, was jener Koch den Fischen sagt, die auf seine Frage, in welcher Sauce sie gegessen sein wollten, zur Antwort gaben, daß sie gar nicht gegessen werden wollten: „Ihr bleibt nicht bei der Frage.“ Ich gehöre zu denen, die an die Alternative glauben, aber an welche? Darüber werde ich Ihnen erst später genauere Auskunft geben können, wenn Sie sie nicht mehr brauchen. Nach dem Tone der Journale zu urtheilen, muß die Fusion im Augenblick obenauf sein, denn die orleanistischen Organe jubeln, die ultralegitimistischen brummen, und die republikanischen haben Convulsionen. Und was ist der Knotenpunkt aller dieser Aengste und Nöthen? Eine Fahne! Will sich Graf Chambord in die Tricolore einwickeln lassen, oder will er in der Jungfrau von Orleans weißes Banner eingewickelt bleiben? Und hiervon hängt es ab, welchen Weg die Geschicke, ja die Geschichte Frankreichs vielleicht für lange Zeit einschlagen soll! Wenn man dem Historiker Scribe glauben darf, so hat einst ein Glas Wasser in England einen Minister- und Systemwechsel herbeigeführt, aber jetzt entscheidet die Farbe eines Lappens über die Geschicke des schönsten Landes der Welt, und, glauben Sie, es handelt sich hier wirklich nur um die materielle Fahne und nicht um das, was sie bedeutet. Das, was man unter der Tricolore oder unter der weißen Fahne verstehen kann, darüber ist man ja längst einig, das ist Alles von den Einen auf-, von den Andern zugegeben, aber die sichtbare, greifbare Fahne, die Jeder, auch der dümmste Mensch sieht, das ist die wahre Schwierigkeit. Doch, wie gesagt, ehe Sie diese Zeilen empfangen werden, wird die Lösung dieser Frage Ihnen bekannt sein, und die Entscheidung der übrigen müssen wir den nächsten Wochen überlassen.

Der bonapartistische „Gaulois“ sagt heute: unter den Bedingungen, die Graf Chambord in Salzburg gestellt habe, sei eine der ersten die Niederreißung der Juli-Säule. Das ist natürlich nur ein schlechter Witz, der ein hübsches Pendant zu Courbet's Abenteuer mit der Vendome-Säule bildet, aber in dieser extravaganten Voraussetzung liegt doch eine Lehre. Es ist nicht zu läugnen, daß es sonderbar aussehen wird, wenn Heinrich V. den Thron seiner Väter bestiegen haben wird, ihn an einer großen Säule vorbeifahren zu sehen, die einzig und allein aufgestellt worden ist, um die Tage zu verherrlichen und unvergeßlich zu machen, an denen sein Großvater fortgejagt wurde; und ebenso wird er nicht vermeiden können, öfters an der „Rue du 29. Juillet“ vorbeizufahren, die zur Verherrlichung derselben geschichtlichen Thatsache seiner Zeit so benannt wurde. Beides waren Tactlosigkeiten der Regierung Ludwig Philipp's; denn wenn auch damals schwerlich Jemand voraussetzen

Digitized by

konnte, daß 40 Jahre später die Söhne und Enkel des Juli-Königs selbst die Hand bieten würden, um die ruhmvollen Juli-Tage (les trois glorieuses) aus dem Kalender zu streichen, so war doch immer die legitimistische Partei da, für welche die Säule und die Straße eine fortwährende Beleidigung waren. Es ist bedauerlich, daß die Sieger so oft sich von der Trunkenheit der Erfolge hinreißen lassen, alles Kaltblut zu verlieren, alle Rücksicht gegen die Besiegten aus den Augen zu lassen, und nicht daran zu denken, welche Unbequemlichkeiten solche Uebereilung im Gefolge haben muß. Diesen Vorwurf verdienen übrigens alle Regierungen. Als kurz nach dem Krim-Kriege das große perpendikuläre Boulevard durch Paris gebrochen wurde, welches Anfangs, weil es eine Fortsetzung des schon existirenden Boulevard de Straßbourg bildete, auch Boulevard de Straßbourg heißen sollte, da war man noch trunken von der Einnahme Sebastopols, und man nannte es Boulevard de Sebastopol, und als dann 10 Jahre später der Kaiser Alexander als „Freund und Bruder" seinen Sieger besuchte, da wurde dem kaiserlichen Gefolge ein großer Umweg vorgeschrieben, um den Gast nicht durch diesen Boulevard zu führen. Die Geschichte des Pont de Jena, dem 1814 sein Taufnamen beinahe das Leben gekostet hätte, und der nur Alexander von Humboldt verdankt, daß ihn Blücher nicht sprengen ließ, ist bekannt. Ein anderer Fall ist der der „Straße vom 4. September", die, so lange sie nur projektirt war, Rue de Réaumur heißen sollte, weil sie eine Fortsetzung dieser schon bestehenden Straße bildet, aber als sie fertig war, (es war in den letzten Jahren des Kaiserreichs) Rue du 10. Décembre genannt wurde, um den Tag zu verewigen, an welchem (1848) Louis Napoleon zum Präsidenten gewählt wurde. Ja, die feurigen Bonapartisten hatten sogar erst „Rue du 2. Décembre" gewollt, in Erinnerung an den Staatsstreich von 1851, aber die Gemäßigten hatten gefürchtet, daß die Verherrlichung dieses Tages doch etwas unverschämt aussehen möchte, und man hatte sich mit dem 10. December begnügt. Als nun am 4. September 1870 das Kaiserreich verschwand, da hatte die neue Regierung nichts Eiligeres zu thun, als die Inschriften „Rue du 10. Décembre" wegzukratzen, und, wie natürlich, durch „Rue du 4. Septembre" zu ersetzen, und wenn nun, wie es sehr wahrscheinlich ist, die Republik durch Heinrich V. ersetzt wird, so verliert der 4. September auch seine Berechtigung, und muß durch einen anderen Kalendertag ersetzt werden. Sie begreifen, wie angenehm dies für die Bewohner einer solchen Straße ist. Selbst die Commune fand während ihrer kurzen bewegten Existenz Zeit, sich mit Straßen-Taufe zu beschäftigen und änderte die Rue Bonaparte in Rue du 31. Octobre, in Erinnerung an den ersten ernsthaften Putsch der Radicalen gegen das Hotel de Ville; nebenbei gesagt war dies eine arge Ketzerei, denn die wahren Republikaner haben bekanntlich seit 1792 den republikanischen Kalender bei-

Digitized by Google

behalten und sie hätten also sagen müssen Rue du 10. Brumaire, aber das hätte Niemand verstanden.

Vom 31. October 1870 zum Proceß Bazaine ist nicht weit. Dieser weitläufige Rechtshandel, der vor dem Richterstuhle der Geschichte wohl besser an seinem Platze wäre, als vor einem Kriegsgerichte, und der, mag der Ausgang sein, wie er wolle, ein Unglück für Frankreich und seine Armee ist, beschäftigt das große Publikum nicht in so hohem Grade, wie man hätte glauben sollen; die monarchischen Umtriebe thun ihm einestheils Schaden, und dann sind auch die Verhandlungen bis jetzt noch nicht aufregend gewesen. Sie haben bis jetzt nur das Resultat gehabt, den Herzog von Aumale in den Vordergrund zu stellen, über dessen ganz vorzügliche Haltung als Präsident des Kriegsgerichtes nur eine Stimme ist. Ich hatte Gelegenheit, einer Sitzung beizuwohnen, und kann in dieses Urtheil nur einstimmen. Nach der Sicherheit und Gewandtheit zu schließen, mit der er den Marschall verhört, muß d' Aumale ein Redner sein. Sein Organ ist zwar nicht angenehm, d. h. weder melodisch noch bewegend, sondern eher etwas trocken und streng, aber sicher, gleichmäßig und außerordentlich deutlich. Man hört durch den ganzen Saal jedes seiner Worte. Freilich hört man auch die Bourbonen-Nase, und in dieser Beziehung erinnert er etwas an Napoleon III., der noch mehr näselte, aber auch eine größere Nase hatte. D' Aumale's Antwort, die er am Donnerstage Bazaine gab, als dieser sagte: seine Lage in Metz sei eine ausnahmsweise gewesen, denn nach dem 4. September habe es für ihn keine Regierung und überhaupt nichts mehr gegeben: „aber Frankreich war immer noch da", hat Aufsehen gemacht, und natürlich einen vortrefflichen Eindruck. Bazaine's Haltung ist sehr ungenirt; er antwortet schnell, und deshalb und weil er dem Publikum den Rücken zukehrt, hört man fast nichts von dem, was er sagt. Im Uebrigen bietet dieser Proceß dieselbe Physiognomie, die hier alle großen Processe haben, d. h. die eines Schauspiels, mit vier verschiedenen Plätzen fürs Publikum. Der erste Platz ist hinter und neben den Richtern, und natürlich nur ganz intimen Freunden der Richter oder des Marschalls zugänglich; er entspricht ungefähr den Prosceniumslogen in einem Theater. Dann ist der freie Theil des langen Saales in 3 Theile getheilt. Im vordersten stehen gepolsterte Sitze, und dieser scheint für die Abonnenten reservirt zu sein, die mit rosa Karten versehen sind. Die zweite Abtheilung, auch mit Bänken versehen, ist für die gewöhnlichen Menschen, die so glücklich sind, für einmal eine blaue Karte zu erwischen, und die dritte Abtheilung endlich, ohne Sitze, ist für das allgemeine Publikum, ohne Privilegium und ohne Karte. Das Publikum der beiden ersten Abtheilungen besteht zum größten Theil aus Damen.

Die Vermessenheit sei fern von mir, über den Ausgang des Processes

Digitized by

eine Meinung äußern zu wollen: ich glaube, daß ſelbſt die Mitglieder des Gerichtes, die die unendlichen Akten ſtudirt haben, nicht darüber klar ſind. Die öffentliche Meinung iſt Bazaine ungünſtig, aber hierbei hat die Leidenſchaft mehr Theil als die Ueberlegung. Die Republikaner möchten ihn verurtheilt und ſelbſt erſchoſſen ſehen, weil er die Regierung des 4. September nicht für legitim angeſehen hat, und auch weil Gambetta geſagt hat, daß Metz durch Verrath gefallen ſei, und ebenſo wünſchen auch Leute, die ohne alle Parteileidenſchaft ſind, daß der Marſchall des Verraths ſchuldig befunden werde, weil es doch ein angenehmeres Bewußtſein iſt, in Folge Verraths unterlegen zu ſein, als einfach ſich für beſiegt zu erklären. Dieſes inſtinktmäßige Gefühl würde durch eine Freiſprechung ſchwer verletzt werden, während eine Verurtheilung Bazaine's ein großer Triumph für das Nationalgefühl ſein würde. „Bazaine war alſo doch ein Verräther, folglich ſind wir nicht eigentlich beſiegt, und die Sonne von Auſterlitz iſt immer noch unſere Sonne." Für Aumale's Popularität könnte eine ſtrenge Verurtheilung von unberechenbaren Folgen ſein.

Wenn, wie geſagt, ſchon der Bazaine'ſche Proceß die Gemüther nicht ſo beſchäftigt, wie man dies hätte erwarten können, ſo iſt dagegen ein andrer Proceß beinahe ſpurlos vorübergegangen, der Ranc'ſche nämlich und dies trotzdem, daß er mit einem Todesurtheil geendigt hat. Aber da man hier gerade wie in Nürnberg, nur die Leute hängt, die man hat und Ranc in England iſt, ſo hat dieſes Todesurtheil keinen directen Einfluß auf ſeine Geſundheit; aber nichts deſto weniger bekundet es doch merkwürdig zerriſſene politiſche Zuſtände, daß ein Mann, der zum Tode verurtheilt wird wegen Handlungen, die allgemein bekannt waren, vor 6 Monaten von der zweiten Stadt des Landes mit enormer Mehrheit in die Nationalverſammlung gewählt wird, und daß er zwei Jahre lang, allen Denunciationen trotzend, frei herumgehen konnte, daß ſelbſt die beſtehende Regierung umgeſtürzt werden mußte, ehe der Gerechtigkeit ungehemmter Lauf gelaſſen werden konnte. Ich will damit nicht ſagen, daß ich von Ranc's Verbrechen überzeugt bin, und ſeinen Kopf verlange, daß aber der Proceß zwei Jahre lang hat aufgehalten werden können, das wirft einigen Schatten auf Thiers' Regierung, wenigſtens des Thiers von damals, denn heute iſt er Oberfeldherr der Linken und Ranc und Genoſſen gehören zu ſeinen Soldaten.

Noch hatte ich Ihnen heute von dem begonnenen Winterfeldzuge der Theater ſprechen wollen, aber die leidige Politik hat mich hingeriſſen, ſo daß ich fürchten müßte, Sie zu ermüden, und vorziehe, dies für einen ſpäteren Brief aufzuſparen.

—y.

Digitized by Google

Das Neueste im Fall Werner.

Nachdem am 10. September d. J. die Nordd. Allg. Zeitung den in den Grenzboten III. S. 509 eingehend erwähnten Leitartikel über den Kapitän Werner gebracht, hat der Kapitän am 11. October „auf Grund des Preßgesetzes" eine Zuschrift zur Veröffentlichung an die Redaction der Allg. Zeitung gerichtet. In diesem Schreiben erklärt der Kapitän wörtlich: „Zugleich motiviren Sie diese befremdliche Behauptung („die Abberufung des Kapitän Werner kann nur der bedauern wollen, der die militärische Disciplin abgeschafft wissen möchte") mit Berufung auf jenen Theil meiner Instructionen, gegen den ich ungehorsam gewesen sein soll und der nach Ihrer Angabe lautet: „Ich hätte mich über den Schutz der Deutschen hinaus jeder Demonstration, welche die Leidenschaften erregen könnte, jeder Parteinahme an den inneren Kämpfen Spaniens zu enthalten." Woher die Informationen Ihnen auch zugegangen sein mögen — ich erkläre sie sammt und sonders für falsch: meine Instruction enthält nichts davon." —

Die Red. der Nordd. Allgem. Zeitung hat, wie sie in der Nummer (243) v. 18. Oct. erklärt, „die Aufnahme dieses Schreibens Herrn Werner nicht abgeschlagen" — sie bringt es in derselben Nummer auch vollständig, während der Theil der deutschen Presse, der sich durch seine unentwegte Parteinahme für Kapitän Werner auszeichnet, behauptet, das officiöse Organ habe die Aufnahme der Werner'schen Erklärung „verweigert" — „vielmehr war zunächst in die Erwägung desselben zu stellen versucht, ob er nicht davon absehen wolle, Angesichts einer bevorstehenden richterlichen Entscheidung" — denn Kapitän Werner ist inzwischen förmlich vor das Kriegsgericht verwiesen worden — „Wege zu betreten, die den Traditionen des preußischen Officiercorps so wenig entsprechen." Die Antwort auf diese Vorstellung war die Veröffentlichung des Werner'schen Schreibens — nicht etwa in den Hanseatischen Organen, die sich für Herrn Werner so viel Mühe gegeben, daß sie ein kleines Autograph von demselben wohl verdient hätten — sondern in der Kreuzzeitung, die bekanntlich das reizende Bündniß der „Quitzows" mit der rothen und schwarzen Internationale repräsentirt. Die Erklärung des Herrn Werner hat der Agence Havas in Paris Veranlassung gegeben, folgendes entstellte Telegramm bei der französischen Presse in Cours zu setzen:

„Berlin, 15. octobre. Une lettre publiée par le capitaine Werner déclare formellement que, pendant qu'il commandait l'escadre allemande dans les eäux de la Méditerranée, il n' a jamais reçu de son gouvernement des instructions lui défendant d'intervenir dans les affaires d' Espagne" („Berlin, 15. October. Ein durch den Kapitän Werner veröffentlichtes

Digitized by Google

Schreiben erklärt formell, daß ihm, während er die deutsche Escadre im Mittelländischen Meere befehligte, von seiner Regierung niemals Instruktionen zugegangen sind, welche es ihm untersagten, in den spanischen Angelegenheiten zu interveniren").

Für diese Entstellung ist natürlich Herr Kapitän Werner nicht verantwortlich. Aber in seiner eigenen echten Erklärung behauptet er, die Nordd. Allg. Zeitung habe seine Instructionen falsch vorgetragen, woher sie auch ihre Informationen habe. Die Nordd. Allg. Zeitung hatte aber diese Mittheilung über die Werner'schen Instructionen an jener Stelle des Blattes gebracht, an welcher die Ausführungen Platz zu finden pflegen, die aus derselben Quelle fließen, aus der die politischen Instructionen des Herrn Kapitäns stammen. — Und trotz des so robusten Dementis, welches Herr Kapitän Werner der Richtigkeit der Informationen des officiösen Blattes entgegensetzt, antwortet dieses: „Als wir uns über den Fall äußerten, haben wir dies, wie jede gewissenhafte Zeitung, nach Einziehung glaubwürdiger Information gethan und halten die Richtigkeit dessen, was wir damals ausgesprochen haben, auch gegenwärtig im vollen Umfang aufrecht."

Wir hielten es für eine Pflicht der Gerechtigkeit, diese neuesten Auslassungen beider Parteien zur Kenntniß unsrer Leser zu bringen, auch auf die Gefahr hin, von den Ethikern des „Hamburger Correspondenten" abermals der „Gemeinheit" beschuldigt zu werden.

d. 21. October. H. B.

Inzwischen ist auch eine Broschüre über den „Vigilante-Fall" von H. Tecklenborg erschienen (Kiel, Verlag von K. v. Wechmar), welche denselben „politisch und praktisch beleuchten" will, aber lediglich à la mécontante frisirt ist, und nur breitspuriger als die Leitartikel der von uns charakterisirten deutschen Presse mit unbekannten Größen arbeitet und aus falschen Voraussetzungen falsche Schlüsse zieht. Die Werthlosigkeit dieser Schrift wird dadurch keineswegs vermindert, daß sie sich als „erstes Heft von der deutschen Marine" bezeichnet, und hiernach dem Grundsatze zu huldigen scheint „viel hilft viel."

B.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXXII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 44.

Ausgegeben am 31. October 1873.

Inhalt:

	Seite
Die Malertechnik und Kunstübung alter Meister. Zweiter Artikel. Von Max Allihn	161
Oesterreich und die Türkei	180
Aus Norderney	184
Wiener Witz und Wiener Blut. Von Karl Braun	188
Weltausstellungsbericht. 5. Die Plastik. B-am.	195
Schweizer Eisenbahnen, Kirchen und Föderalisten. Aus Bern	198
Notiz zu Burkhardt's klassischen Findlingen. Von G. v. Loeper	200

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1873.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Die Malertechnik und Kunstübung alter Meister.

Zweiter Artikel.

(Der Kreis der Kunstobjekte — allmählige Erweiterung — Preise — Bestellungen — Contracte — Verkehr mit dem kunstliebenden Publikum.)

Man hat im Laufe der Zeit die Bedeutung der Kunst und ihren Einfluß auf den Culturzustand eines Geschlechtes ebensogut überschätzt wie unterschätzt. Das Schöne ist offenbar mehr als eine Form des Nützlichen, wie die Prosa des vorigen Jahrhunderts behauptet; aber auch nicht jenes Universalbildungsmittel, wofür es heute nicht selten ausgegeben wird. Die Kunst hat ihre Domäne für sich; so wenig eine Blume mit Absichtlichkeit blüht und die Nachtigall tendenziös singt, so wenig will die Kunst etwas anderes als ein schlichtes, objectives Dasein. Freue sich ihrer, wer will und kann, das ist ihr Zweck, andere Absichten liegen ihr fern, oder sind doch nur mittelbar vorhanden.

Damit soll indessen nicht gesagt sein, als diene sie nicht bestimmten Zwecken, die in ihrer Natur liegen und ihren Charakter bestimmen; Portraits, Denkmale, Kirchenbauten, Gobelins — alles dies sind Werke der Kunst, die einem Zwecke dienen und diesem ihre Gestaltung verdanken. Ebensowenig soll der Einfluß geleugnet werden, den das kunstliebende Publikum auf die Kunstübung geltend macht, wie es selbst durch Bildung des Geschmackes vom Künstler beeinflußt wird. Gerade hier liegt eine jener complicirten Wechselwirkungen, welche bei Betrachtung geistiger Culturzustände sich oft bemerken lassen, und die das Auffinden der einflußreichen oder treibenden Faktoren so schwer machen. „Du meinst zu schieben und wirst geschoben" — dies gilt nicht allein von politischen Tendenzen, sondern von ganzen Zeitmeinungen, Geschmacksrichtungen u. s. w. Im Allgemeinen kann man wohl, was jenes Verhältniß zwischen Künstler und Publikum betrifft, sagen, daß in aufsteigenden Zeiten der Einfluß des Publikums, welches dem Künstler seine Aufgaben stellt, ein größerer ist, während vom Zeitpunkte der Reife an der Künstler die Spitze nimmt und sich sein Publikum für seine Virtuositäten, Manieren und selbst Absonderlichkeiten erzieht. Mit andern Worten: In jenen ersteren Zeiten bemüht sich der Künstler zu können, was man

Digitized by Google

von ihm fordert; in jenen zweiten wünscht er, daß man von ihm fordere, was er kann.

Wenn wir es fortsetzen (siehe Grenzboten 1873 III. 321), den Charakter der Kunstübung des ausgehenden Mittelalters zu beleuchten, so müssen wir bemerken, daß wir es mit einer aufsteigenden Kunstepoche zu thun haben. Wir finden aber auch die eben gemachte allgemeine Bemerkung durchaus bestätigt: Die Kunst befindet sich in sehr starker Abhängigkeit von den Wünschen und Aufgaben des Publikums.

Aus welchen Elementen bestand dieses Publikum? Es waren wohlhabende Bürger, welche sich Wappen, Leichenschilde, Votivtafeln malen ließen, um sie in den Kirchen aufzuhängen; es waren Magistrate, welche öffentliche Denkmale mit Farben zu schmücken, bezüglich zu repariren hatten, oder Spottbilder, Heilige, Schutzpatrone, Sentenzbilder über Thoren und an Wänden anbrachten, oder Fahnen, Wappen und Embleme und Decorationsgegenstände für ihre Feste brauchten; es waren Patrizier und Adelshäuser, welche sich Satteldecken, Stechschilde und Lanzen mit Farben und Verzierungen ausschmücken ließen, auch Helmzierden und Panniere bestellten; es waren Corporationen, Klöster und geistliche Herren, welche zierliche Schnitzaltäre und Heiligenbilder haben wollten, endlich auch Bauern, welche das Nämliche bestellten, aber mit geringeren Qualitäten vorlieb nahmen. Hiermit ist uns zugleich ein ansehnlicher Kreis von Gegenständen gegeben, welche den Maler beschäftigten.

Zum Belege des eben Gesagten mögen einige Notizen aus Stadtrechnungen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts angeführt werden. Es finden sich u. A. in Hamburger Stadtrechnungen (mitgetheilt von Lappenberg) folgende Angaben aus dem Jahr 1367. ad diversa. Bertramno pictori 24 Sol. pro ymagine s. Marie virginis depicta ante Milderdor — daselbst 4 Sol. für das Bild des Engels über dem Stadthause und ebensoviel für Bemalung des Brieffasses des Boten Gerlach. Letzterer Posten wiederholt sich bis zum Jahre 1385 fast jährlich unter der Form Bertramno pictori 8 sol. vor en brefvathe vnde zadelvathe to fornischende oder de depingendum brefvad civitatis. — 1375 Bertramno pictori 12½ tal. 6. sol. ad faciendum et depingendum Christophorum et Salvatorem. ib. 1387 ad diversa. 3½ tal 4½ Sol Betramno ad reformandum candelabrum pendens in pretorio 4 Sol. servitoribus suis ad vornissende (Firnissen!) ymagines ante Milderdor et Wynzerbom. — Ein Jahrhundert später: Expos. civ. a. 1462 Johanni Bornemann pictori pro tribus nodis (Thurmknöpfe) deauratis supra Nedderenbome et reformatione certorum clipeorum in tentorio civitatis. ib. a. 1467. Johanni Bornemann pictori 4 tal. pro diversis picturis videlicet armis civitatis ad hospitium consulatus

Digitized by Google

hujus civitatis in Stadis (Stade) et decem armis pixididalibus nunciorum. Vor seinem Tode malt derselbe Maler auf 17 Paneele die Bilder der römischen Könige, wofür seine Wittwe 1474 68 Pfund 16 Schilling erhält.

Diese Notizen mögen als Beispiele unzähliger ähnlicher Aufzeichnungen gelten, die meist gesammelt sind der angeführten Künstlernamen wegen. Uns interessirt mehr der aufgezeichnete Kreis der Gegenstände und die Preise, welche gezahlt wurden. Wir bemerken, daß es derselbe Maler ist, der ein Marienbild oder einen Christophorus ausführt, und der Wappen anstreicht, Candelaber reparirt, Briefkästen firnißt u. s. w., wenn er auch letzteres durch seine Gesellen ausführen läßt; und constatiren weiter, daß dies nämliche Verhältniß in ganz Deutschland mehrere Jahrhunderte hindurch bis weit in das sechzehnte Jahrhundert zu finden ist. Es liegt aus letzter Zeit (1553 und 54) unter anderem die Correspondenz eines gewissen Michael Ostendorfer (nebenbei bemerkt eines Lumpen und Krakelers, dem sein Biograph Schneegraf sehr mit Unrecht eine sentimentale Thräne zollt) mit dem Rathe zu Regensburg vor. Aus ihr ersehen wir, daß dieser Maler ebensowohl zur Herstellung eines Altarwerkes in der neuen Pfarre, wie zum Bemalen und Firnissen der Stadtbrunnen verwendet wird. — An Preisen werden ihm gezahlt, für Bemalen des Brunnens am Markt 25 Gulden — der Maler will 32 haben; für zwei Brunnen am Heuwart und Jakobshof 28 Gulden. Auf die erwähnte Altartafel erhält er vorschußweise in einzelnen Posten — „wenn er Geld hat, arbeitet er nicht" — 34 Gulden, ein Maß Mehl und 2 halbe Buch Feingold, wobei in Anrechnung zu bringen ist, daß er auf Rathskosten im Armenhause verpflegt wird.

Es ist leicht zu bemerken, daß die Verbindung zwischen Kunst und Handwerk, deren Lösung heutzutage so vielfach beklagt wird, damals an Engigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Sie geht so weit, daß der Maler nicht allein Handwerker ist, sondern je nach Ort und Bedürfniß in den Bereich anderer Handwerke übergreift. Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß dies keineswegs willkürlich sondern streng geregelt nach Zunftstatuten und Polizeiordnungen geschieht. So kommt es in Cracau vor, daß die Maler das Recht haben, hölzerne Stechschilde mit ihrem Lederüberzug, der dann mit Farben, Wappen und Emblemen geschmückt wurde, zu fertigen, welcher Gegenstand den Sattlern verboten war. Umgekehrt war es aber auch den Malern verboten, diese Licenz zu überschreiten. Anderwärts — in Italien kommen auch weitere Sattlerarbeiten vor. Nach Cennini werden Helmzierden von den Malern folgendermaßen gefertigt. Es wird der Gegenstand — nehmen wir an, es sei der Rumpf eines Mohren oder ein Adlerkopf — aus doppelt gelegtem Schafsleder im Umrisse ausgeschnitten und an den Kanten zusammengenäht. Die so entstandene Tasche wird durch eingefüllten nassen

Digitized by Google

Sand auseinandergetrieben, daß die Gestalt im Groben plastisch erscheint. Das feinere Relief wird mit einer Mischung von Werg und Gyps aufgetragen, endlich die Bemalung hinzugefügt. Der Verbrauch dieser Gegenstände war ein sehr starker, da Stechschilde und Helmzierden auf den Turnieren gründlich zerhackt werden mußten. Der Nachfrage entsprechend mußten auch die Maler auf diese Produkte besonders eingeübt sein. In den Motiven zu Wiener Zunftstatuten des fünfzehnten Jahrhunderts (Feil Wiener Malerordnung) heißt es unter anderem: Wer sich auf Schiltwerch ze Maister setzen will, der soll mit sein selbs hant vier Newstuckch machen, ainen Stechsatel ein prustleder ein Rosskopf ain Stechschild . . . in sechs Wochen, damit man seine Meisterschaft erkenne und daß er . . . auch das Malen kann als es herren Rittern vnd Knechten an jn vordernten.

Ebenso ist der Maler auch beinahe Gewandmacher, wenn er Sammt und Tuchstoffe mit goldenen Zierrathen versieht, ja er ist richtiger Zeugfärber, wenn er Leinwand mit Thierfiguren oder Arabesken bedruckt. Das letztere Verfahren ist darum besonders interessant, weil es der direkte Vorläufer der Holzschneidekunst und somit auch der Buchdruckerei ist. Das Zeugstück wird nämlich auf einen Blendrahmen gespannt und hierauf mit einem „Modelbrett" einer primitiven Holzschnitt-Matrize bedruckt. Die schwarze Contur wird mit Farbe colorirt, die mit einem Oelbindemittel angerieben ist. In Breslau, woselbst eine lebhafte Fabrikation von verzierten und bemalten Truhen existirt zu haben scheint, berührt sich das Maler- und Tischlergewerk, so daß beide eine Zunftgruppe bilden. Diese Zusammengruppirung in gemeinsame Gaffeln ist nicht bedeutungslos, sondern weist auf gemeinschaftliche oder mindestens verwandte Thätigkeit. So befanden sich zu Cöln nach der Rathsverfügung von 1445 in gemeinsamen Gaffeln: Goldschmiede und Goldschläger — Schilderer, Wappensticker, Sattler und Glassworter — Steinmetzen, Schieferdecker, Zimmerleute, Holzschnitzer, Schreiner und Schleifer. — In Basel Sattler und Maler. — In Osnabrück (vom Jahre 1484) Sadelmaker, Hammaker und Glasemaker mit den Schilderern. — In Hamburg löst sich im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts das Amt der Maler und Glaser aus der Vereinigung der 7 Aemter der Helm- und Plattenschläger, Corrigiatores (Riemenschneider), Taschenmacher, Sattler, Maler und Glaser. Zu der Vereinigung der Maler und Tischler in Breslau treten später die Glaser und Goldschläger. Die Verbindung der Maler und Glaser liegt bei der Glasmalerei auf der Hand. Zwar räth Cennini die Technik der Sache den Glasern zu überlassen, die es besser verständen, doch muß der Maler den Carton liefern, über welchem die Glasstücke zusammengefügt werden und die feineren Figuren, welche nicht mit ausgeschnitten werden können, einzeichnen. Es wurde dies vielfach mit Lasurfarben in Oel ausgeführt; da jedoch dies Ver-

Digitized by Google

fahren zu wenig Haltbarkeit gewährte, so begegnen wir allerwärts Bestimmungen, welche dies verboten und das Einbrennen der Farben forderten. Uebrigens treten Glaser unter dem Namen von Malern, und Maler unter dem von Glasern auf. In Wien und Cracau bestand das Meisterstück der Maler aus einer Glasmalerei, in Breslau und Lübeck werden Malern für Glas, Blei, „clenodiis vitreis“ u. s. w. Zahlungen geleistet.

So genau man nun auch innerhalb der Malerei Illuminatoren, Briefmaler, Kartenmaler, Aufdrucker, ja selbst — wie in Wien — geistliche Maler und Schilderer unterschied, so gehen doch ihre Beschäftigungen vielfach in einander über — ganz wie es die Gegenstände, die man von ihnen forderte, mit sich brachten. Am meisten wird die Grenze zwischen Holzschnitzerei und Malerei aufgehoben. Es gab Maler, welche schnitzten und Holzschnitzer, welche malten. Veranlassung hierzu bildeten die damals viel begehrten Schnitzaltäre mit buntbemalten Figuren, Klappflügeln, Malerei und hohem ornamentalem Aufbau. Es ist ganz natürlich, daß man sich bemühte, das gesammte Werk aus der eignen Werkstatt hervorgehen zu lassen — schon des leichteren Geschäftsbetriebes halber. — In einem Lehrlingsvertrag des Lynhard Byldsnyczer mit Andrisz Heylmann in der Breslauer Tischlerlade verspricht der erstere: „der meyster zal den jungen lernen schneiden vnd molen. Umgekehrt ist auch der Maler gleichsam selbstverständlich zugleich Schnitzer, wie beispielsweise ein Schwank des bekannten Nürnberger Meistersinger Hans Rosenblüth erkennen läßt. Aus diesem Schwank, der die Rache eines Würzburger Malers an einem geistlichen Liebhaber seiner schönen Frau in zwar kräftiger aber witziger Weise behandelt, citire ich folgende Zeilen:

. . . Czu Wirczpurck was er do heymend
Was je mochte fliegen oder sweymend
Das Kunder molen oder schnitzen
Er war gar klug an seynen witzen.*)

Hierzu kommt, daß in Contrakten über Herstellung ganzer Altarwerke der Maler selbstverständlich auch die Herstellung des Schnitzwerkes übernimmt, ohne daß je (mir ist wenigstens kein Fall bekannt) die Lieferung des Schnitzwerkes seitens eines bestimmten Schnitzers ausbedungen wurde — was doch

*) Die Geschichte geht folgendermaßen weiter: Die Frau lockt den geistlichen Herrn in die Falle, der Mann erscheint unvermuthet und es bleibt nichts übrig, als ihn auszuziehen und ihn bunt bemalt unter die übrigen „Possen“ zu stellen, welche auf ihren Postamenten in der Werkstatt stehen. Der Maler sieht das neue Bildwerk und lobt es als außerordentlich lebenswahr. Eins gefällt ihm nicht und er ergreift das Beil um an einer bedenklichen Stelle seine Correcturen vorzunehmen. Der entsetzte Domherr flieht ins Kloster, der Maler läuft hinterher. Sein Bildwerk sei davon gelaufen, ruft er, man müsse es ihm wieder herausgeben — bestes Erlenholz, hundert Pfund werth! Am Ende zahlt man die hundert Pfund und der Maler geht lachend nach Haus.

Digitized by

kaum zu umgehen war, wenn zwei selbständige Meister sich zu einem gemeinsamen Werke verbanden. Wenn man z. B. bei Wolgemuts Altären auf die Mitwirkung von Veit Stoß, des berühmten Nürnberger Schnitzers räth, so ist diese Vermuthung werthlos, so lange sie nicht durch einen urkundlichen Beweis gestützt wird.

Man beachte auch, daß die Schnitzer in ihrem zunftmäßigen Verbande unter der Gruppe der Bauhandwerker vorkommen. Es sind also wohl unter diesem Namen Arbeiter zu verstehen, welche die Simse und Balkenköpfe mit Unthieren, Emblemen und Inschriften zierten.

Nicht weniger beliebt wie Schnitzaltäre waren es Leichenschilde, die in Kirchen aufgehängt wurden. Sie sind in späteren Zeiten fast gänzlich verschwunden, während sich die Altarwerke vielfach nachgehalten haben. Wie stark aber der Verbrauch war, zeigen Nürnberger Polizeiordnungen des fünfzehnten Jahrhunderts, welche unter dem Titel „Von den Leichenschilden, grabsteinen und gemälden" folgende Verbote aufstellen: Niemand darf einen Leichenschild aufhängen, der mehr werth ist als 3 fl. Unvorschriftsmäßige sind abzunehmen; dazu eine Strafe für den Besteller und Werkmeister von je 10 fl. — „on Gnade". Die Figur des Wappens ist nur auf schlicht abgehobeltes Holz zu malen, unerhaben, unausgeschnitten, auch ohne Helm und mit einer schlichten Ueberschrift, also daß der Schild mit sammt der Ueberschrift die Größe des oben angezeigten Maßes (3 fl.) nicht übertreffe. — Aus diesen Verboten ist übrigens weniger auf die Erfüllung als auf Uebertretung der Vorschriften, also auf möglichst reiche geschnitzte und gemalte Wappenschilde zu schließen. Erwähnen wir noch, daß auch Wandgemälde in Kirchen und Kreuzgängen — freilich weniger als in Italien — vom Maler herzustellen waren, so haben wir wenigstens andeutungsweise den Kreis der Gegenstände alter Malerei dargelegt.

Mit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts beginnt er sich indessen wesentlich zu erweitern. Es tritt das Portrait hinzu.

Das Portrait fordert schon eine gewisse Reife der Kunst. Besonders, wenn es sich um bürgerliche Portraits handelt, wird man mit den Attributen und Schematismen, wodurch man Könige und Herrn kenntlich macht, nicht auskommen. Welche naive Anschauungsweise jedoch noch im fünfzehnten Jahrhundert herrscht, zeigt ein Nürnberger Fastnachtsspiel dieser Zeit. Es treten auf die Könige von Arragon, Zippern, Orient und Frankreich. Sie bereden sich, dem Aristoteles, einem antiken Lavater, einen Streich zu spielen. Hierzu lassen sie sein Portrait anfertigen und halten's ihm vor, damit er die Complexion, das ist Temperament und Character bestimme. Aristoteles erkennt sich nicht und decretirt zum allgemeinen Gaudium: Es ist ein morder und ein diep — Und gross unkeuschheit hat es lieb — Vnd ist ein rechter Lug-

Digitized by

ner zwar — Das beweist sein gesicht furwar. — Diese Vorstellung ist doch wirklich naiv, jemandem sein Portrait vorzuhalten in der Voraussicht, daß er's nicht erkennen werde, wenn man nicht hinzusetzt: das bist du — eine Aehnlichkeit wie die Portraits unserer biedern Füsiliere, die ihre näheren Kennzeichen nur in der Regimentsnummer haben. Nachdem aber — besonders durch Einfluß der „flamändischen Manier" — die Kunst soweit gediehen war, auch feinere Charakteristica eines Gesichtes zu sehen und wiedergeben zu können, wird es Mode, daß sich reiche Bürger und ihre Frauen — womöglich in den besten Jahren stehend, conterfeien lassen. Diesen Bildern, die natürlich zugleich Abbildung des besten Festtagsschmuckes sind, wird häufig Name und Alter beigefügt; zum Beispiel: Margret. Stalbargerin. — So. was. ich. gestalt. do. ich. 20. jar was. Oder: ANNO 1533 AETATIS SVAE 42. Es muß hervorgehoben werden, daß viele dieser Portraits neben ihrem culturhistorischen auch einen bedeutenden künstlerischen Werth haben. Sie zeigen eine Lebendigkeit und Objectivität der Auffassung, die wir später gerade bei den größeren Coloristen vermissen. Der hier alle, auch einen Dürer überragende Meister ist Holbein, der in seinen Portraits auch heute noch nicht übertroffen worden ist. — Neben den Bürgern sind es Fürsten und Herren sowie die hohe Geistlichkeit, welche Lust und Geld hat ein Conterfei beim Maler zu bestellen.

Eine weitere Vergrößerung des Darstellungskreises veranlaßt endlich die Erfindung, respektive Verbreitung des Holzschnittes und Kupferstichs. Beide Darstellungsarten werden naturgemäß Domäne des Malers als des Meisters der Feder und des Stiftes. Den Stich übernimmt er sogleich direct, zur Ausarbeitung des Holzstockes scheinen sich vielfach Techniker gefunden zu haben. Von Dürer läßt sich z. B. nicht nachweisen, daß er einen seiner zahlreichen Holzschnitte selbst geschnitten habe. Der Holzschnitt tritt meist in den Dienst des Buchhandels, während der Kupferdruck zur Herstellung einzelner Kunstleistungen verwendet wurde — wiederum ganz naturgemäß, da der Holzschnitt mit derselben Presse gedruckt wird, wie die Schrift, während der Kupferstich sich dem Letterndrucke nicht einfügen läßt. Es liegt nunmehr dem Künstler ob, für Verleger Titelblätter, Initialen, Bordüren, Schlußvignetten, Illustrationen u. s. w. zu zeichnen. Der Kreis der Aufgaben, welche seitens der Verleger oder Autoren gestellt werden, ist nicht eben groß und gereicht ihres oft unmalerischen Charakters wegen der Kunst keineswegs zum Segen. Die Borden, welche die alten Randzeichnungen zu vertreten haben gestatten dem Künstler zu allerlei Arabesken, Willkür und Phantasterei Raum genug.*) Auch die Initialen und Druckminiaturen, welche meist Be-

*) In der praktischen Verwendung dieser Kanten ist man ziemlich naiv. Häufig kehren dieselben Darstellungen in kleinem Cyclus wieder. Manchmal stellt man die Dinge der Abwech-

Digitized by Google

ziehungen auf den Inhalt, Scenen der bibliſchen Geſchichte, Heilige und Märtyrer abbilden, überlaſſen dem Zeichner, Maleriſches mit maleriſchen Mitteln darzuſtellen, obwohl die ſich ſogleich entwickelnde Fabrikarbeit ihr Bedenkliches hat. Sobald aber der Humanismus in Geſtalt eiteler, geſchmackloſer Büchermenſchen die Kunſt in Sold nimmt, beginnt maleriſcher Widerſinn und Geſchmackloſigkeit einzureißen. Sogleich erſcheint die ganze griechiſche und römiſche Mythologie, eine endloſe Reihe antiker und zwar möglichſt obſcurer Götter, Helden und Philoſophen, Sentenzen, Namen — womöglich in griechiſchen Lettern — Symbole, Allegorien in bunter Miſchung mit damals modernen Vorſtellungen und Geſtalten. Der Satyr wird zum „Waldteufel", Tritonen zu „Meerwundern", Herkules zum Rieſen der romantiſchen Ritterſage u. ſ. f. Das bedenklichſte aber iſt das Aufwuchern der Allegorie, ſpeckiger, dickwadiger Frauenzimmer mit ſparſamen Gewändern in flatterndem aber unmöglichem Faltenwurfe, welche die Berechtigung ihrer Exiſtenz nur in den beigehäuften Attributen finden. Man betrachte das Titelblatt zu Conradi Celtis libri quatuor amorum, Nürnberg, 1502 . . welche Zumuthung für einen Maler! Auf dem Raum einer Quartſeite ſind in neun Feldern zuſammengeſchichtet der halbe Götterhimmel nebſt Attributen, der Verfaſſer ſelbſt, die fons musarum nebſt Thalia und Clio, des Celtes Wappen eigenlobhuldelnde Diſtichen, Motti, und in den Ecken die vier Winde, vier Elemente und vier Complexe. — Am Ende werden aus den Titelblättern kleine humaniſtiſche Converſationslexica.

Intereſſant iſt übrigens die Rückwirkung, welche dieſe vom Humanismus der Kunſt octroyirte Geſchmacksrichtung auf das bürgerliche Leben ausübt. Beim Einzug Ludwig's XI. in Paris 1461 und Karl's des Kühnen in Lille 1468 waren dieſem antiken Geſchmack zu liebe, nackte Mädchen ausgeſtellt. Wenig mehr bekleidet waren die, welche in Antwerpen beim Einzug Karl's V. allegoriſche Figuren darſtellten und von welchen Dürer dem Melanchthon erzählt, daß er ſie ſehr aufmerkſam und etwas unverſchämt in der Nähe betrachtet habe, da er ja Maler ſei. Es iſt aber beachtenswerth, wie ſehr man auf jene claſſiſchen Ideen eingegangen ſein muß, um einen ſolchen Anblick einer ganzen verſammelten Stadt bieten zu können.

Der Kupferſtecherkunſt, welche ihrer Natur nach nicht Bücher, ſondern einzelne Blätter oder kleinere Folgen von Blättern liefert, wird durch dieſen Umſtand ein beſonderer Charakter der Kunſtdarſtellung geliehen. Sie dient dem religiöſen Bedürfniſſe durch Heiligenbilder und Paſſionsgeſchichten, den Zeitintereſſen durch Abbildungen von Lanzknechten, Türken, Kanonen und dergleichen; der leichtſinnigen Jugend durch Darſtellung von Minnebildern, Badeſcenen,

---

ſelung wegen auf den Kopf, was ſchnurrig genug ausſieht und meiſtens paſſen die Randzeichnungen nicht im Entfernteſten zum Inhalte.

Digitized by Google

Tänzen, Trinkgelagen; sie schafft Blätter reflektirenden und moralisirenden Inhaltes, junge Coquetten, alte Narren, böse Weiber, Todtentänze, die Temperamente u. s. w., sie weiß auch Rittern und Städtern zu schmeicheln und die Bauern zu verspotten. In den meisten dieser Dinge wird sie getreulich auch vom Holzschnitte unterstützt, der den Vortheil hat, auch Verse und Nutzanwendungen beifügen zu können.

Jeder, der Kupferstiche dieser Zeit einmal durchblättert hat, wird sich der langen verschlungenen Spruchbänder erinnern, die nur in den seltensten Fällen eine Inschrift tragen. Man fragt natürlich nach dem Grunde. Es ist das Wahrscheinlichste, daß sie bestimmt waren, nach Belieben ausgefüllt zu werden. Ich will indessen auch die Vermuthung aussprechen, daß möglicherweise ein Zunftstatut den Malern zu Gunsten der Illuminatoren die Beifügung einer Inschrift zu den Stichen (bei Drucken fehlen sie gar nicht) verbot. Wenigstens wäre dies etwas ganz analoges wie der Streit Augsburger Formschneider mit den Buchdruckern Günther Zeiner und Johann Schüßler, der damit endete, daß der Magistrat den letzteren die Ausübung ihrer Kunst gestattete, doch mit der Beschränkung, keine Initialen zu drucken, die dann von den ersteren eingemalt wurden. — Kupferstich und Holzschnitt fangen an auch Kunstobjecte darzustellen, die vordem Sache des Malers gewesen waren. So pflegt man mit Beginn des sechzehnten Jahrhunders die Wappen, deren man zu Turniren, Schilddecken und zum Zimmerornament gebrauchte, in Holzschnitt darzustellen. Große Herrn und öffentliche Personen lieben es, ihr Portrait in Kupferstich oder Holzschnitt herstellen zu lassen. Auch Tapetendrucke werden gefertigt, jedoch so, daß der Druck nunmehr nicht blos aus nebeneinander gesetzten unverbundenen Figuren besteht, sondern in geschlossener Composition die ganze Breite des Stoffes einnimmt. — Endlich sei noch erwähnt, daß der Zeichner auch in den Dienst des Kunstgewerbes*) und der Architektur tritt, wie zahlreiche Handzeichnungen, Kupferstiche und Bemerkungen diese Art beweisen. So sehr dies nun auch das Kunstgewerbe des Cinquecento förderte, so nachtheilig wurde es für die Architektur. Ich glaube wenigstens, daß in nichts so sehr der Grund baldigen Verfalles der Renaissance zu suchen ist, als in dem Ueberwuchern der malerischen Phantasie, welche am Ende ihren Gefallen daran fand, das constructive Element gänzlich zu leugnen.

Was die Preise anbetrifft, mit denen wir uns weiter zu beschäftigen haben werden, so wurde im Vorübergehen schon einiges erwähnt. Ich füge eine Malerrechnung hinzu, welche die handwerksmäßige Seite deutlich erkennen läßt.

---

*) Vgl. R. Bergau, A. Dürers Einfluß auf die Kunstgewerke. Nürnberg 1871.

Digitized by Google

Meiſter Jan, Maler in München, hat die künſtleriſche Ausſtattung einer Lotterie beſorgt, die 1485 zum Schießen gehalten wurde. Er berechnet: für ein Tuch, auf welchem 418 goldene Pfennige und 25 goldene und ſilberne Kleinode abgebildet ſind: — 3 fl. 50 Schaueren (?) auf die Panner beiderſeitig zu malen — 4 fl. 50 Mönch (Münchener Stadtwappen) — 6 fl. 50 Baierland — 10 fl. 50 Häſel, alles beiderſeitig auf Fahnen und Panner gemalt 1 fl. 20 Pfg.

Welche Preiſe für ein vollſtändiges, mit Schnitzerei und Malerei verſehenes Altarwerk bezahlt worden, mögen folgende Beiſpiele darlegen. Für ein kleineres, nur aus Predella, Aufſatz und Flügeln beſtehendes Werk werden zu Liegnitz 1480 — 270 ungariſche Gulden gezahlt. Das Schwabacher Altarwerk Wolgemuths mit drei Flügelpaaren und reichem architektoniſchem Ueberbau koſtet 600 fl., das Zwickauer Werk Wolgemuths 1400 fl., ein ganz abnormer Preis, der ſich nur dadurch erklären läßt, daß es ſich wohl um eine leichtere Münzſorte handelt.

Für ein Bild erhält Abſolon Stumm 1499 zu Hamburg 200 fl. Die Frankfurter Altartafel, von der weiter unten noch zu ſprechen ſein wird, iſt nach Contrakt zwiſchen Jacob Heller und Dürer auf 290 fl. feſtgeſetzt; doch wird ſie bei ihrer Vollendung von jedermann auf 300 fl. geſchätzt und Dürer meint bei der vielen Arbeit, die ſie ihm gemacht hat, auch mit 400 fl. nichts zu verdienen. Görg Tauſch beſtellt bei ihm in gleicher Größe ein Maria-Bild und Landſchaft und bietet 400 fl. Dürer ſchlägt es aber ab. Ein kleineres Marienbild bietet er wohlfeil zu 50 fl., ja um es los zu werden zu 25 fl. an, verkauft es aber an den Biſchof von Breslau zu 72 fl. — Die bekannten vier Apoſtel brachten ihm 112 fl. ein. Kleinere Werke berechnen ſich — nach Notizen des niederländer Tagebuches — folgendermaßen: Ein Tüchleinbild (Temperamalerei auf Leinwand) der Maria 3 fl. Rh. — 3 Tüchlein 4 fl. 5 Stüber. — Bild eines todten Chriſtus 3 fl. — Ein Kindsköpfchen 1 fl. — Die Dreifaltigkeit 4 fl. — Gut durchgeführtes Veronika-Antlitz 12 fl. — Sitzender Sanct Niclas 3 Philippsgulden. — Portraits in Oel: „Item den Bernhart von Reſſen hab ich in Oehlfarben Conterfet, der hat mir dafür geben 8 fl., und mein Weib geſchenkt eine Cronen und der Suſanna (der Magd) ein gulden, gilt 24 Stüber. — Ich hab den Rentmeiſter Lorenz Stark gar Rein, fleißig mit Oehlfarben Contrafeth, war werth 25 fl.“ — Das nämliche zahlt der König von Dänemark für ein Oelportrait, wie zu erſehen, wenn man von den verzeichneten 30 fl. 5 fl. für Kupferſtiche (die beſten ſtück aus meinem ganzen Druck, iſt werth 5 fl.) in Abzug bringt. — Für ein in Kohle ausgeführtes Conterfey wird durchſchnittlich ein Gulden, horniſcher Gulden oder Philippsgulden bezahlt. Ein italieniſcher Herr, der wohl von zu Hauſe andere Preiſe gewöhnt ſein mochte, zahlt einmal 2 Gold-

Digitized by Google

gulden. Für colorirte Zeichnungen wird bezahlt, reſpektive berechnet 10 fl. für einen Bauriß 1 fl. für 2 Darſtellungen auf Pergament (wahrſcheinlich Miniaturen) 30 fl.

Endlich iſt es intereſſant, die Originalpreiſe der jetzt ſo unerhört bezahlten Kupferſtiche und Holzſchnitte Dürers und anderer annähernd feſtzuſtellen. Dürer ſchlägt ſeinen geſammten Kupferdruck zu 7 fl. an. Für denjenigen des Meiſter Lucas von Leyden zahlt er 8 fl. und verkauft 2 Rieß und 4 Buch von Kunſtblättern Schäufeleins des bekannten Nürnberger Malers und vormaligem Dürerſchen Schülers für 3 fl. Was zu dieſer Geſammtzahl gehört, wird ſich freilich nicht leicht feſtſtellen laſſen. Um ſo willkommener ſind folgende Specialangaben. Dürer verkauft ſeine Kunſtblätter, die er nach Büchern und einzelnen Stichen von $^1/_1$, $^1/_2$ und $^1/_4$ Bogengröße (der ganze Bogen etwa unſerem Klein-Kanzlei-Folio entſprechend) unterſcheidet an Sebald Fiſcher zu Antwerpen:

$^1/_1$ Bogengröße	8 Stück	für 1 fl.	Niederländiſch	=	à 3 Stüber
$^1/_2$ „	20 „	„	„	=	à ca. 1 Stüber
$^1/_4$ „	45 „	„	„	=	à ca. $^1/_2$ Stüber.

Die als verkauft erwähnten Bücher von Kunſtblättern berechnen ſich ſämmtlich zu $^1/_4$ fl. Demnach kommt auf das Blatt

der kleinen Paſſion	37 Bl.	$^1/_4$ Bogen	—	$^1/_{48}$ fl.	=	$^1/_7$ Stüber
der großen Paſſion	16 Bl.	$^1/_1$ Bogen	—	$^1/_{64}$ fl.	=	$^3/_8$ St.
des Lebens Maria	20 Bl.	$^1/_1$ Bogen	—	$^1/_{80}$ fl.	=	$^3/_{10}$ St.
der Apokalypſe	16 Bl.	$^1/_1$ Bogen	—	$^1/_{64}$ fl.	=	$^3/_8$ St.

Hier iſt die befremdliche Bemerkung zu machen, daß die Stiche der Bücher um das achtfache billiger ſind, als die einzelnen, ein Unterſchied, der ſich durch die Gewährung eines Rabattes nicht hinreichend erklären läßt. Man müßte annehmen, die Bücher hätten beim Verkauf nicht die Blattzahl beſeſſen, die wir heute dazu rechnen. Wahrſcheinlicher iſt, daß irgend ein Specialanlaß und des Meiſters Gutherzigkeit die Preiſe ſo auffallend niedrig ſtellte — wie wir auch aus folgender Berechnung ſchließen können. Es heißt im Tagebuch einige Blätter weiter: „Ich hab dem Factor von Portugal geſchenkt ein kleines geſchniedenes Kindlein. Mehr hab ich ihm geſchenkt ein Adam und Eva, den Hieronymum im Geheiß, den Herculum den Euſtachium, die Malanckolj, die Nemesin. Darnach auf dem halben Pogen drei neue Marienbild, die Veronicam, den Antonium, die Weyhnachten und das Creutz. Darnach die beſten aus dem Viertelbogen der ſind acht Stücklein. Darnach die drey Bücher unſer Frauen Leben, Apocalypsin und den großen Passion, darnach den kleinen Passion und den Passion in Kupfer das iſt alles werth 5 fl.“ Es macht aber nach obiger Werthangabe das Buch zu $^1/_4$ fl. gerechnet, nur 2 fl. 11 St. Nehme ich dagegen

auch für die Bücher die Einzelpreiſe zur Grundlage, ſetze 50% Rabatt ab ſo kommen auf das genaueſte 5 fl. heraus. Damit dürften wir den Originalpreiſen ziemlich nahe gekommen ſein.

Höher iſt der Preis, welchen der Kurfürſt von Mainz Albrecht für Platte und 200 Abdrücke ſeines Portraits — jetzt berühmt unter dem Namen der kleine Cardinal — bezahlte. Es ſind 200 fl. in Gold und 20 Ellen Damaſt zu einem Rocke.

Es möge endlich auch eine Bücherrechnung von Lucas Cranach im Jahre 1529 erwähnt werden; einmal, weil es ein verwandter Gegenſtand iſt, ſodann weil, wie wir ſehen, Maler ſich auch mit Bücherverlag abgeben. Er berechnet:

100 fl. vor 200 Postillen das Wintertail von Adfent bis auf Ostern vom Christoffel Schramm genummen.

14 fl. 14 gr. vor 44 Summertail von Hans Luft kauft.

39 fl. vor 156 Summertail Postillen klein modes vom Postel Fogel kauft.

3 fl. vor 48 Büchlein zum Colosern die der eislawer gemacht hat.

2 fl. 2 gr. vor zwei grosse Postillen vom Melcher Loter kauft.

9 fl. 15 gr. vor ein corpus juris.

5 gr. vom Sacrament 4 Büchlein.

1 fl. vor angelus super maleficus.

6 ₰ vor ein Kinderbüchlein.

5 gr. 3 ₰ vor ein Postillen von Heiligen.

12 fl. Hans Fritz Formann von Dansca — sein 12 Zentner gewesen hat Knecht ein Tail zu Leipzig geladen.

26 gr. vor 3 fas einzuschlagen.

Summa 183 fl. 6 gr. (?) 9 ₰ auf welche Summa hab ich von Sebastian Starcz 100 fl. zu Nurmberg empfangen.

Lucas Cranach maler
Zu Wirtembergk.

Somit werden alſo Altarwerke größeſten Formats mit 300—600 fl. und höher, kleinere von vier, fünf Figuren mit ca. 100 fl., Bruſtſtücke, einzelne Köpfe, kleine Figuren mit 2—12 fl., Temperaarbeiten kleinen Formats mit 2 fl. und darunter, Oelportraits je nach der Durchführung mit 10—25 Gulden, Kohleportraits mit 1 fl. bezahlt. Ebenſo koſtet das Buch Kunſtdrucke en gros $^1/_4$ fl., einzelne Stiche $^1/_8$—$^1/_{45}$ fl.

Wie ſteht es aber mit der Würdigung des künſtleriſchen Werthes? Es iſt einfach folgendes zu ſagen. Man verlangt ſeitens des Publikums eine beſtimmte Durchſchnittsqualität und normirt hierfür einen gleichfalls beſtimmten Preis. Wer das beſte leiſtet, hat den beſten Zuſpruch und macht das beſte Geſchäft; wer mehr leiſtet als ausbedungen iſt, vielleicht Zeit und Geld zuſetzt, der mag ſich mit ſeinem Genius und dem Künſtlerruhm, den er bei Mit- und Nachwelt erwirbt, auseinanderſetzen. Den Beſteller tangirt

Digitized by Google

dies wenig. Städte wie Venedig und Amsterdam, welche einem Dürer, ohne von ihm etwas zu fordern, für den Ruhm einen solchen Künstler in ihren Mauern zu wissen die eine 200 Ducaten, die andere 300 Philippsgulden Jahrgehalt bieten, machen eine rühmliche Ausnahme von der Regel. Auch freigebige Geschenke, Ehren und Würden, wie sie Titian von Karl V. erhielt, sind nur in Ausnahmefällen und bei den höchsten Herrn zu erwarten. Im bürgerlichen Deutschland ist ein bestelltes Kunstwerk ein Arbeitscontract wie jeder andere auch. Man thut aber Unrecht, hieraus der Zeit einen Vorwurf zu machen, den armen Künstler zu beklagen, daß er sich solche Spießbürgereien gefallen lassen müßte. Man verkehrte damals in diesen Formen und fand sie selbstverständlich, niemand beklagte sich darüber, höchstens der Besteller, wenn Zeit und Preis nicht eingehalten wurden. Ja man geht in diesen Contracten soweit, auch den Grad der künstlerischen Durchführung zu bedingen. Man unterscheidet im Bau und Schnitzwerk je nach der Durchführung „werklich und subtil, — werklich doch nicht köstlich, — künstlich und wohlgemacht" — und ähnliches. Auch der Maler giebt an, subtil und fleißig — mit großem Fleiße zu arbeiten und verpflichtet sich z. B. das „corpus" (Mittelstück des Altars) mit sein selbs Leib oder Hand zu arbeiten, womit der höhere Kunstwerth von dem „Auszuge" (den Klappen welche die Alltagsbilder sehen ließen) von selbst garantirt war. Der niedrigste Grad von Kunstfertigkeit wird angewendet, wenn Bestellungen für Bauern ausgeführt werden. „Ein Bauerntafel" ist ein verächtlicher Ausdruck für Pfuscharbeit. — Ebenso ist es ein Gegenstand besonderer Abmachungen, mit welchem Material zu arbeiten sei, ob mit guten Farben, mit gutem, feinem Golde, oder gefärbtem oder halbem Golde. Hierbei scheint man die Unwissenheit der Bauern reichlich ausgebeutet und Versilberung mit Goldlack überstrichen für Gold angebracht zu haben. So gebietet ein Polizei-Erlaß von Hamburg aus dem fünfzehnten Jahrhundert, daß Bauerntafeln mit echter Vergoldung gemacht werden sollten. — Zur weiteren Illustrirung lasse ich den Auszug eines solchen Contractes des Rathes von Liegnitz und Niclas Künzeln einerseits und Nickel Schmid anderseits über Anfertigung eines Altarwerkes folgen. Darin heißt es:

. . . also das ich Nikel Smid yn der Kirche unser lieben Frawen zu Liegnitz eyne Toffel off das hoe Altare machen vnd volbrengen sal yn aller weise vnd mose als hernach geschrieben stat. Zumersten das dyselbe Toffel yn der weyte vollkommlich behalten sal zehn eln vnd sal ynwendig yn dy Toffel vnd yn dy Flügel machen gesnedene Bilde dy do alle mit gutem feinem Golde sallen angetragen werden. Hinter das ander teil der Toffel sal seyn mit gemelde vnd angetragen werden mit schönem geferbetem Golde. (unechtes Gold) Auswendig als man dy Toffel zutut, sal das gemälde sein gemacht vnd angetragen werden mit guter ölfarbe; der sarg, do dy toffel offe stehn sal, sal andert-

Digitized by Google

halben elen hoch sein mit fünf halbe gesnetene Bilder angetragen mit feinem golde Der awszzoge der Toffel sal seyn mit eyne schonen awszzoge mitte darinnen eyn Marienbilde mit eyn coronato vnd daneben zwei bilde, als Hedwig vnd Barbara mit gutem geferbetem golde Als Preis wird festgesetzt 270 ungarische Gulden, von denen 90 beim Beginn 80 bei Beendigung der Arbeit, 100 als 8 Mark Leibrente für ihn und seine Frau zu zahlen sind. Actum anno 1480.*)

Zum Verständniß ist nur noch zu bemerken, daß der „Sarg" jener Theil des Altars ist, der sich — auch Predella — genannt unmittelbar über der Altarplatte befindet. Der Name deutet die ursprüngliche Bestimmung noch an; es war dies wirklich der Ort, an dem die Gebeine der Heiligen bewahrt wurden. Ueber ihm erhebt sich die Tafel mit den Flügeln. Die Rückseiten der Flügel, welche also erscheinen, wenn der Altar geschlossen wird, sind mit Gemälden in Oelfarbe versehen. Was unter dem Auszug zu verstehen ist, ist nicht ganz klar; wahrscheinlich der architectonische Aufbau über der Tafel. Die Hauptbestandtheile eines Altars werden an anderen Orten mit ähnlichen Ausdrücken bezeichnet — Sarg, Blatt, Flügel (Ostendorfer) oder Korpus, Flügel (Dürer). Das Marienbild endlich mit einem Coronato ist die sehr häufig wiederkehrende Darstellung einer Krönung Mariä durch einen Christus als Himmelskönig.

Auffällige Bestimmungen finden sich bisweilen in solchen Contracten wenn der Modus der Uebernahme des bestellten Werkes fixirt wird. Es wird dem Besteller die Befugniß eingeräumt, zu beurtheilen, ob das Werk den bestimmten Preis werth ist, oder selbst die mißfallenden Theile zurückzuweisen. Letztere Abmachung findet sich in einem 1507 abgeschlossenen Contracte des Maler Michel Wolgemut zu Nürnberg mit dem Bürgermeister und Rath zu Schwabach. Der Meister verpflichtet sich die Tafel „wohlgestalt" herzustellen und nöthigenfalls so viel daran zu ändern, bis sie von einer von beiden Contrahenten dazu eingesetzten Commission als gut anerkannt wird. Diejenigen Theile, welche nicht gefallen und nicht zu ändern sind, soll der Meister zurücknehmen und das empfangene Geld dafür herausgeben. Ein ähnlicher Contract wurde im Jahre 1493 zwischen Hans Imhof dem Aelteren und Meister Adam Kraff, Bildhauer über das berühmte Sacramentshaus zu St. Lorenz in Nürnberg auf Grund einer vorgelegten Skizze (auff die visirung ongeuerlich von ihm dazu gevisiret vnd gemacht. kein gross new visirung ganz geleich dem werk) geschlossen. Er verbreitet sich gleichfalls des weiteren über Construction, Bildwerke und Art der Aus-

*) Der Bezahlungs-Modus giebt später zu einem Processe Veranlassung. Schmids Frau stirbt vor Vollendung der Arbeit. Er heirathet von neuem, stirbt aber gleichfalls vor der Fertigstellung. Nun vollendet seine Witwe mit ihren Knechten das Werk und fordert die Rente, welche ihr Künzel bestreitet — doch wird er verurtheilt.

führung und fixirt 700 fl., welche Summe bezahlt werden soll — „wo er anders erkennen mag das er solchs an dem Werk verdient habe.“ Dieser Passus setzt denn doch alles Zutrauen zu der Ehrenhaftigkeit des Bestellers voraus — kein schlechtes Zeichen. Können sich, heißt es weiter, beide Parteien nicht einigen, so soll ein Schiedsgericht entscheiden, doch nicht über die 700 fl. hinausgehen.

Dies ist einer der zwei Punkte, welche zu wiederholten Klagen und Correspondenzen zwischen den contrahirenden Parteien Veranlassung geben: es wird ein Preis normirt, und wenn die Arbeit zu Ende geht, klagen die Künstler, sie können damit nicht auskommen, weil sie mehr Mühe und Zeit verwendet hätten, als vorauszusehen war. Ein anderer Beschwerdepunkt pflegt darin zu liegen, daß die bedungene Zeit nicht eingehalten wird. Beides hängt auf das natürlichste mit der Art jeglicher Kunstübung zusammen. Es ist dem Künstler unmöglich, seine Zeit einzutheilen und auszunutzen, wie es ein Techniker vermag. Der Genius läßt sich einmal nicht commandiren. Ebenso denkt er bei seinen Arbeiten auch nicht daran, wie er mit Zeit und Preis auskommt, sondern erblickt in der Freude am Arbeiten und Gelingen seinen Lohn und in möglichster Vollendung des Gewollten sein Ziel. Es ist selbstverständlich, daß unter solchen Umständen Conflicte mit der geschäftsmäßigen Auffassung nicht ausbleiben können. Uebrigens waren Künstler von jeher unpünktlicher und unpraktischer, als ihrer Kunst wegen nöthig gewesen wäre.

Wenn wir das allgemein Gesagte unserer Gewohnheit gemäß durch einige Beispiele erläutern, so fällt unser Blick zuerst wieder auf Dürer, dessen allgemeine Berühmtheit zur Folge gehabt hat, daß Notizen seiner Hand sorgfältiger gesammelt und bewahrt worden sind, als es anderen Malern zu Theil ward. Wir haben von ihm eine Correspondenz mit dem Frankfurter Bürger Heller von 9 Briefen, welche sich um die obigen zwei Punkte dreht, und des Interessanten überaus viel enthält. Ich nahm schon früher Veranlassung das auf die Technik Bezügliche zu excerpiren. Hier möge eine ganz kurze Skizze des Inhaltes, soweit er Bestellung und Contrakt betrifft, folgen.

I. 28. August 1507. Krankheit und fremde Arbeiten haben den Beginn der Arbeit verzögert. Die Vorarbeiten sind gemacht. Habt Geduld — die Tafel wird gut werden. II. 19. März 1508. In vierzehn Tagen wird eine angefangene Arbeit für Herzog Friedrich fertig, dann soll das Altarwerk darankommen und fleißig und gut gemacht werden. — Mit dem Verdingten ist nichts zu verdienen. Wenn es nicht Euch zu gefallen wäre, so würde ichs nimmermehr thun. III. 24. August 1508 (Heller schreibt, wie aus der Antwort Dürers zu ersehen ist: Er solle nur das Werk gut machen) Dürer: das Bild soll mit großem Fleiße gefertigt werden; aber 130 Gulden ist ein

Digitized by Google

zu geringer Preis. Mindestens 200, auch bei 400 nichts zu gewinnen. IV. 4. November 1508 (Heller: Dürer halte seine Zusage nicht.) Dürer: berechnet Zeit und Kosten. Jedermann werde das Werk auf 300 fl. schätzen. Heller werde niemandes offenbaren Schaden haben wollen. Dennoch sei er bereit, seine Zusage zu halten. Doch möge jener Geduld haben, die Tage seien kurz und das Werk vertrüge keine Eile. V. 21. März 1509 (Mahnbrief Hellers.) Dürer: wiederholt seine Gründe. Die Tafel sei fast fertig, sie werde gut und keine Bauerntafel. VI. 10. Juli (!) 1509 (Heftige Auslassungen Hellers: Dürer verdrehe sein Wort, es thue ihm leid, die Tafel verdingt zu haben) Dürer: Schön, wenn es Heller gereue, so sei es ihm lieb, die Tafel zu behalten, er wisse schon 400 fl. dafür zu erhalten. VII. 24. Juli 1509 (Heller schreibt schleunigst: so sei seine Meinung nicht gewesen) Dürer: Er könne nicht wissen, was Hellers Meinung sei, sei auch bereit, den Contract zu halten, aber 200 fl.! VIII. 26. August 1509. Geleitbrief zur Tafel. Dürer quittirt den Empfang des Geldes „mein Hausfraw last euch bitten vmb ein Trinckhgeldt das steht zu euch. Ich zeug euch nit hoher an ꝛc.“ IX. 12. October 1509. Dank für das Geschenk für die Frau und Trinkgeld für den jüngeren Bruder.

Hiermit schließt die Correspondenz. Die Romantik früherer Berichterstatter hat aus den letzten Notizen herzkränkende häusliche Tragödien des göttlichen Dulders Dürer gedichtet, und sich die Habgier der Frau Agnes*) und Beschämung des armen Künstlers, der seiner Ehre zuwider um ein Trinkgeld bitten muß, ausgemalt. Ein unbefangener Leser aber findet hiervon nicht das geringste, sondern erkennt leicht, daß diese Art der Bezahlung, Geldgeschenke an Frau und Gesellen, vollständig selbstverständlich und hergebracht war. Und in der That ist nichts häufiger zu finden als die Erwähnung solcher Trinkgelder.

Auch darin irrt man, wenn man aus obiger Correspondenz schließen wollte, es läge ein besonderes Mißgeschick oder eine besondere Härte seitens des bestellenden Herrn vor. Beurtheilen wir die Sache unbefangen und ohne für Dürer, weil es einmal Dürer ist, Partei zu nehmen, so hat Heller mit seinen Mahnbriefen nicht ganz Unrecht. Eine Verzögerung von zwei Jahren läßt sich auch heute nicht jeder gern gefallen; es ist auch nicht möglich, von

*) Gott weiß, wie man darauf gekommen ist, aus Dürers Frau eine Xantippe bösartigster Gestalt zu machen! Die Gründe sind außer einer Bemerkung des allerdings medisanten Pickheimer schwach genug. In einem vertrauten Briefe an Pickheimer gebraucht Dürer den Ausdruck: Rechenmeisterin; das soll — offenbar mit Beziehung auf obige harmlose Trinkgeldstelle — Dürers Frau sein, und da sie oder eine andere sogleich als Unflath bezeichnet wird, so ist die böse Hausfrau fertig. Nach dem Zusammenhange können aber nur galante Bekanntschaften Pickheimers gemeint sein, womit der Leumund der armen Agnes gerettet ist. (Zeitschr. f. bildende Kunst IV. 33.)

Digitized by Google

einem Bilde ernſtlich zu glauben, daß es in 14 Tagen fertig ſein werde, wie Dürer vorgiebt (Brief 1.), wenn man noch acht Monate daran zu thun hat. Dazu vergleiche man folgende Notizen aus Correſpondenzen anderer Meiſter. Michael Oſtendorfer ſchreibt an den Rath zu Regensburg betreffs des Brunnens am Markt: Es ſei nicht nöthig zu ſchreiben: was virs oder wie vil zeug, varben, gollt, öll, fürnieß, Mie oder Arbeit er aufgewendet habe, wie er mehr dreimal denn zwierent überfahren laſſen mehr als für 2 fl. Feingold verwendet habe, darum hält er ſtatt der accordirten 25 fl. 32 nicht für zu hoch. —„ Wenn ich ein Bauerntafel auf ein Dorf zu malen hätte . . .“ u. ſ. w. Iſt das nicht beinahe ganz die Dürerſche Sprache? — Hierher gehört auch eine Zuſchrift des Rathes von Breslau an den Maler Jeronymus Hecht: „Der Propſt von Kaliſch beſchwert ſich gegen uns, daß Ihr ihn mit der Tafel darauf er Euch eine Summe Geldes gegeben ſolange geſäumt, und iſt in Willen geweſen ſie einem anderen auszuarbeiten zu verdingen, und hat auch darauf auf unſer Zulaſſen die ganze Höhe Euer vollbrachten Arbeiten ſchätzen laſſen, die von ihnen bei ihren Eiden auf vierzig Gulden zu dreißig polniſche Groſchen geachtet iſt. Dennoch haben wir den Probſt dahin vermocht, daß er Euch die Arbeit vor anderen gönnen will, ſofern Ihr Euch aufs erſte all hier vorfertiget und ihn auch mit der Arbeit unvorzüglich fördern wollet.“ Noch ſignificanter iſt eine Beſtimmung der Cracauer Malerordnung. Hier wird unter dem Titel: Von storern unter anderem verboten, daß einer dem anderen in ſeine Arbeit kommen dürfe . . . ys were denn das der, der ys vordinget hette nicht mocht vorenden (es nicht vollenden könnte) oder lange vor czuge, denn mag is ein ander vorenden. Damit iſt alſo implicite gegeben, daß eine ungebürliche Verzögerung der contractmäßigen (der ys vordinget hette) Verpflichtungen nicht zu den Seltenheiten gehörte.

Neben dieſem durch Contracte geregelten Verkehre (etwas Verdingtes machen oder beſtellen) gab es eine geradezu umgekehrte. Der Maler macht mit ſeinem Kunſtwerk dem Gönner und hohen Herrn eine Verehrung und erhält ein Gegengeſchenk. Wenn man von der Gewohnheit der höchſten Herren auf die der übrigen ſchließen wollte, ſo möchte man — was ich nicht gethan haben will — die Vermuthung aufſtellen, daß es damals ſtandesgemäß war, ſich beſchenken zu laſſen, und den Gegendienſt großartig zu ignoriren. Es wäre dies ſo unerhört nicht; wenigſtens finden wir ſpäter unter dem Modeadel, welchen Moliere geißelt, dieſe nicht ſehr noble Neigung in ausgeprägtem Maße vor. Wenn Kaiſer Maximilian die Dienſte Dürers fleißig in Anſpruch nimmt und außer großmüthigen Verſprechungen, die er nicht einmal zu verwirklichen im Stande iſt, kein Lohn abfällt, ſo könnte man ſagen, das war

Digitized by Google

der Kaiſer, das war Maximilian, der als Fürſt und Kaiſer nie Geld hatte. Bedenklich aber iſt es, daß ſeine Tochter Margaretha dieſelbe Methode, doch weniger huldvoll befolgt. Dürer ſchreibt: „Item hab der Frau Margareth des Kayſers Schweſter (?) geſchenkt ein ganzen Druck all meines Dings und hab ihr zwey Matery auf Pergament geriſſen mit ganzem Fleiß und großer Mühe „das ſchlag ich an auf 30 fl." Hierzu kommen noch mancherlei Dienſte und Geſchenke für ihren Hofſtaat, aber von einem Gegengeſchenk verlautet nichts. Später: „Ich bin auch bei Frau Margareth geweſen, und hab' ſie mein Kaiſer (ein Oelportrait deſſelben) ſehen laſſen, aber da ſie ein ſolchen Misfall darinnen hatt, do fuhret ich ihn wieder weg . . . Ich bat mein Frawen (nämlich Margareth) umb Maiſter Jakobs (Jacopo de Barbari) Büchlein, aber die ſagt, ſie hetts Ihrem Maler zugeſagt." — Dagegen wäre nun nichts zu erinnern, doch iſt von einem anderen Geſchenke, das hier kaum zu umgehen war, auch nicht die Rede, außer daß Dürer mit auf dem großen Ehrenbankett des Königs von Dänemark ſpeiſen durfte. — Nehmen wir noch dazu, daß ſich häufig Portraitirungen angezeigt finden, für welche die Betreffenden die Gegengabe vergaßen, ſo glauben wir dem Meiſter aufs Wort, wenn er ſchreibt: Ich hab ſonſt hin und wieder viel Vieſirung und ander Ding den Leuthen zu Dienſt gemacht, und für den Mehrenthail meiner Arbeit iſt mir nichts worden . . ." und kommen faſt zu dem Glauben an ein gewiſſes vornehmes Naſſauerthum. Ebenſo der Churfürſt von Mainz, ſo anſtändig er den oben genannten kleinen Stich bezahlt, ſo unbefangen ſchweigt er ſpäter über ſeine Verpflichtung, nachdem ihm Dürer einen zweiten größeren Stich gefertigt hatte.

Anders der Nürnberger Magiſtrat. Er weiß nichts von Ehren und Geſchenken, aber er bezahlt die gemachten Viſirungen gewiſſenhaft nach der Malertaxe. Und als er — der Meiſter — zu ſeinem ewigen Gedächtniß, nicht um Geldes willen dem Rathe ſeine Apoſtel verehrt, will man dies nicht gratis haben, ſondern beſchließt und berechnet: „112 Guldin Reiniſch, Albrecht Dürer für zwei groß tafel, die ein St. Peter vnd St. Johannes, die ander St. Paulus vnd St. Marx künſtlichen gemalt, die er eim Rat geſchenkt hat, dafür Jnm 100 fl vnd ſeinem weyb 12 fl. für ein vererung geben. — Item 2 guld in Reiniſch des gemalte Dürers Diener für ein vererung geben."

Paul Laubenſack erhielt auf ein Geſchenk, das er demſelben Rathe 1534 machte zwar 10 fl. Doch zugleich die derbe Ermahnung „mit diſer narrenweis nicht umzugehen vnd nicht wiederzukommen, ein Rath werde ihm nichts mehr geben. Dieſe „Narrenweiſe" bezieht ſich nicht auf den Modus des Geſchenkes, ſondern auf den dargeſtellten Gegenſtand. Wenigſtens iſt bekannt, daß dieſer Maler ſich mit apokalyptiſchen Schwärmereien zu thun

Digitized by Google

machte und ein Bilderbuch dieſer Tendenz herausgab, welches 1539 vom Rath verboten wird. Er ſelbſt wird 1542 ausgewieſen. — Ein anderer, Hans Lautenſack verehrt dem Rath eine Abkonterfeyung Nürnbergs und erhält ein Gegengeſchenk von 50 fl. u. ſ. w. — es ließen ſich lange Reihen ſolcher Notizen beibringen.

Die Druckwerke wurden dem Publikum auf dem Wege des Hauſirhandels dargeboten — wie denn Hauſiren damals an der Tagesordnung war. Die Meiſter, auch wohl ihre Frauen, bezogen die Märkte und Meſſen, hielten bei Kirchweihen und Schützenfeſten an den Thoren feil, oder hatten ihre Schrapen an den Kirchthüren. Die dargebotenen Werke beſtanden natürlich aus einem Sortiment eigener Fabrik, doch werden auch en gros-Einkäufe anderer gangbarer Artikel gemacht und im einzelnen mit Profit verkauft. Nicht minder oft finden ſich freilich Fälſchungen und Nachdrucke — wir werden ſpäter auf dieſen Punkt zurückzukommen haben. Hiermit haben denn die Künſtler als Handelsleute alle Unbilden und Plagereien zu ertragen, die den öffentlichen Verkehr trotz Kaiſer und Reich hemmten. Auf einem Wege von Bamberg bis Frankfurt paſſirte man fünfundzwanzig Zollſtationen. Dürer paſſirte dieſe Strecke auf einen Zollbrief des Biſchof von Bamberg, den er durch die Gunſt dieſes Herrn, ein gemaltes Marienbild, zwei Bücher, für 1 fl. Kupferſtiche und 1 fl. in die Kanzlei erkaufte — ohne zu zahlen; doch hört zu Ehrenfels dieſe Vergünſtigung bereits auf und er muß wiederholt zwei Goldgulden deponiren für den Fall, daß er innerhalb zweier Monate keinen Freibrief bringe, oder auch den Nachweis führen: daß er nit gemeine Kauffmannswahr führet. Ein anderer Zöllner weiß ſich gar nicht in dieſer Grenzfrage von Kunſt und Kaufwaare zu helfen und fragt: wie man es denn ſonſt mit ihm gehalten habe, worauf Dürer ohne gerade zu lügen antwortet: er würde ihm kein Geld geben.

Die außeretatmäßigen Steuerheber, Schnapphähne und Diebsgeſindel waren ſo difficil nicht, wie der Briefmaler Hanns Guldenmund zu ſeinem Schaden erfahren mußte. Derſelbe wurde 1513 zwiſchen Böhmiſchbrot und Kuttenberg niedergeworfen, und verlor einen großen Theil ſeines Kunſtverlages, anderes wurde ihm verdorben.

Ziehen wir aus dem bisher Geſagten den Schluß, ſo werden wir uns dem Eindrucke nicht verſchließen können, daß manches weniger fremdartig und vor allen Dingen weniger romantiſch iſt, als man zuvor dachte. Man wird dieſe Betrachtung um ſo häufiger und klarer machen, je tiefer die Forſchung in die alltäglichen Specialitäten eindringt, und finden, daß Lebens- und Verkehrsformen auch fernliegender Zeiten conſtanter bleiben, als das befremdliche äußere Gewand ahnen läßt. Beſonders zeigt es ſich ſtets, daß

Digitized by Google

das Mittelalter — eigentlich gar keine faßbare Bezeichnung — nichts von der Dunkelheit und jenem schauerlichen Bühnenapparat an sich hat, mit welchem es von der Phantasie moderner Dichter und Sammlungen zeigender Kastellane ausgestattet wird.

Max Allihn.

Oesterreich und die Türkei.

Aus Wien. 25. Oktober.

Es war bis in die Gegenwart herab ein unerschütterliches Axiom der auswärtigen Politik Oesterreichs, in der orientalischen Frage den Schutzgeist der Türkei zu machen und dem zermalmenden Arm des russischen Colosses abwehrend entgegenzutreten. Selbst nachdem die Politik Metternich's längst zu Grabe getragen war und man sogar volksthümlichen Forderungen Concessionen gemacht hatte, war man nicht geneigt, die nationalen Strömungen in den untern Donauländern zu fördern oder auch sie nur zu befürworten.

Statt wie es so leicht möglich gewesen wäre, einen Anziehungspunkt für diese Länder und Völker zu bilden, that man vieles, um sie gegen sich zu erbittern und sie Rußland zuzuwenden. Man unterließ alles, um ihre Hoffnungen auf Wien zu concentriren. Seitdem man nun gar sich mit Rußland in feindseliger Spannung befand, hielt man es ganz besonders für die Aufgabe der österreichischen Politik, Rußlands aggressiven Plänen gegen die Türkei entgegenzuwirken. In diesem Punkte stand man ganz auf der Seite der Westmächte. Zu wohl wußte man freilich, wie es in der Türkei aussah und daß dieselbe nur durch den widerstrebenden Ehrgeiz von West- und Osteuropa aufrecht erhalten werden konnte, während die innere Fäulniß dieses Staates unmittelbar in Oesterreich selbst empfunden wurde; aber weil man in sich selber nicht die Macht zu einer Annexion der untern Donauländer fühlte und doch Rußland die Erwerbung derselben nicht gönnte, ja mit Recht darin eine Gefährdung der Entwickelung und Machtstellung Oesterreichs erkannte, so hielt man ununterbrochen an der conservativen Politik der Türkei gegenüber fest.

Durch den Wechsel, der in der Schlacht bei Sedan in der europäischen Politik herbeigeführt ist, mußte sich auch allmählig eine andere Auffassung in der Beurtheilung der orientalischen Frage in Wien anbahnen. Frankreich war von seiner hohen Machtstellung heruntergetreten, es mußte auch auf seine

Digitized by Google

Protectorrolle im Orient verzichten. England hatte faſt vollſtändig abdicirt und es ruhig über ſich ergehen laſſen, daß Rußland den Pariſer Frieden modificirte und ſeine Stellung im Schwarzen Meere wieder einnahm, ja in Turkeſtan ſeine Poſten weiter vorſchob. Nur eine kurze Zeit lang konnte man ſich in Wien der Täuſchung hingeben, als ob man im Orient die Stellung Frankreichs überkommen habe und die Türkei ſich die Protection der Wiener Hofburg gefallen laſſen würde.

So klug war man am Goldenen Horn auch, daß man wußte, daß nach der Schlacht bei Sedan der Schwerpunkt der Politik in Berlin lag und daß es nicht Andraſſy's Einſicht und Einfluß zu verdanken war, wenn ſich Kaiſer Alexander zum Dank für ſeine Haltung im Jahre 1866 und 1870 mit der Modification des Pariſer Friedens begnügt hatte, und nicht ſeine Regimenter in die Türkei hatte einmarſchiren laſſen. Trotzdem erregte es in Wien eine gewiſſe Verſtimmung, daß man in Conſtantinopel ſich ſo kühl zu der Freundſchaft Oeſterreichs verhielt. Wundern darf man ſich darüber auch nicht, daß Manche in Oeſterreich vor der Berliner Kaiſerzuſammenkunft im Herbſt 1872 an nichts andres dachten, als ein feſtes Bündniß mit Deutſchland gegen Rußland zu ſchließen, um auf dieſer Grundlage die Protectorrolle im Orient mit größerem Gewicht anzutreten. Aber dieſe Sorte von Politikern täuſchte ſich denn doch gründlich in dem Leiter der deutſchen Politik, wenn ſie glaubte, man würde ſich in Berlin bereit finden, das alte conſolidirte Verhältniß zu Rußland ſo leichtſinnig aufzugeben und gar nur zu dem Zwecke, um die ganz unfruchtbaren und veralteten Traditionen der öſterreichiſchen Politik im Orient zu unterſtützen. Bismarck's Entwürfe waren weit großartiger und fruchtbarer.

Ihm war es nicht allein darum zu thun, das für Deutſchland Gewonnene zu conſolidiren und den europäiſchen Frieden zu ſichern, ſondern eine Allianz zu bilden zur Richtung und Ordnung aller europäiſchen Fragen, ohne dabei den Nutzen der contrahirenden Mächte zu gefährden. Die erſte große Frucht dieſer Politik war die Ausſöhnung Oeſterreichs und Rußlands, der Verzicht auf die Förderung der panſlaviſtiſchen Agitationen, welche den Beſtand Oeſterreichs gefährdeten, und andererſeits auf die Nachſicht gegen die polniſchen Umtriebe, welche Rußlands Ruhe bedrohten. Die orientaliſche Frage ſelbſt konnte damals noch nicht Gegenſtand beſtimmter Abmachungen ſein. Aber ſchon die Annäherung von Rußland und Oeſterreich geboten dem erſten, gegenwärtig allen aggreſſiven Plänen auf die Türkei zu entſagen.

So wurde auch die Sachlage damals von der Hohen Pforte aufgefaßt. Statt ſich über die neue Wendung zu freuen und etwa für die Friſt, welche den Reformen Midhat Paſchas gewährt zu ſchein ſchien, Oeſterreich zu dan-

Digitized by Google

ken, war man vielmehr am Goldenen Horn gegen die Wiener Hofburg kühler als je. — Man fühlte dort instinctiv, daß sich unter der Leitung des großen deutschen Staatsmanns nach und nach eine andere Auffassungsweise in Wien geltend machen müsse und daß schon die Aussöhnung Oesterreichs mit Rußland für die Türkei ein höchst bedenkliches Prognostikon indicire.

Statt nun durch eine besondere Rücksichtnahme auf die so lange bewährte loyale Haltung Oesterreichs, die Diplomatie dieses Reiches auch ferner für das Interesse der Türkei rege zu halten, stimmten alle türkischen Staatsmänner von Midhat- und Mahmud Pascha bis auf Reschid-Pascha darin überein, daß man jetzt keine Rücksicht mehr auf Oesterreich zu nehmen brauche. Da es doch eigentlich nicht dessen Verdienst, sondern lediglich das des deutschen Reichskanzlers sei, wenn Rußland sich friedlich gegen die Türkei verhalte, so setzte man auch jene Rücksichten außer Auge, die doch die Tradition langjähriger Freundschaft erforderte.

Oesterreich verlor nicht nur an seinem alten Ansehen und Einfluß bei der Hohen Pforte, sondern es ist sogar neuerdings bereits zwischen ihnen zu einem diplomatischen Conflict gekommen, der nicht ohne nachhaltige Folgen für die Lösung der orientalischen Frage und damit für die weitere Entwickelung der europäischen Machtverhältnisse zu werden verspricht. Zu der Trübung zwischen beiden Mächten hat wieder einer jener Willküracte der türkischen Großen in den Donauprovinzen die Veranlassung gegeben, die schon so oft den Feuerbrand der Revolution in diese Länder geworfen haben. Die bosnischen Christen hatten sich über mehrfache Bedrückungen von Mustapha-Assim-Pascha, dem Vali des Vilayets zu beklagen. Man hatte Unschuldige panslavistischer Umtriebe und der Verschwörung gegen die Herrschaft des Sultans beschuldigt, und sie darauf hin ohne weitere Untersuchung eingekerkert. Außerdem aber waren auch die Frauen der Gefangenen gewaltsam zum Islam bekehrt und in die Harems der türkischen Großen gesteckt worden. Eine Deputation bosnischer Christen war nach Wien gekommen und hatte sich dort beim Grafen Andrassy beklagt, aber von diesem nichts als allgemeine Trostsprüche erhalten. Ohne Folge war dieser Schritt aber doch nicht. Durch denselben wurde diese Angelegenheit in weiteren Kreisen bekannt, die europäische Presse bemächtigte sich des Gegenstandes und die türkische Regierung sah sich dazu veranlaßt, eine Untersuchung der bosnischen Zustände anzustellen.

Assim-Pascha sowie der österreichische Generalconsul in Serajewo Dr. Theodorowitsch wurden von der Regierung nach Banjaluka, dem Ort, wo diese Greuel verübt waren, gesandt, um an Ort und Stelle die Sache zu untersuchen.

Aber merkwürdiger Weise kamen Beide zu ganz entgegengesetzten Resultaten. Während der österreichische Generalconsul sämmtliche Klagen durch-

Digitized by Google

aus begründet fand, überzeugte sich Assim-Pascha nicht nur von dem Gegentheil, sondern entdeckte sogar in Banjaluka den Heerd einer panslavistischen Verschwörung, deren Urheber und Oberhaupt kein Geringerer sein sollte, als der in Banjaluka ansässige österreichische Viceconsul Dragantschitsch, von dem es allerdings bekannt war, daß er mehrfach seine Theilnahme über die harten Bedrückungen der Christen durch die Türken kund gegeben hatte. Statt nun Beider Urtheile einer weitern Besprechung zu unterwerfen, adoptirte die türkische Regierung einfach den Bericht ihres Beamten, ließ seinen Rapport zu einem Memorandum in französischer Sprache umarbeiten und versendete dasselbe an alle ihre Legationen. Dadurch wurde einfach die österreichische Regierung übergangen und die europäischen Mächte zu einem Tribunal über österreichische Beamte gemacht.

Ein solcher Vorgang war mehr als eine Impertinenz, es war ein Affront gegen die loyale Haltung der österreichischen Diplomatie, wofür man unbedingt Satisfaction verlangen mußte, wenn man nicht den letzten Rest der Achtung bei den Türken einbüßen wollte.

Der Weg zur Rückkehr war der ottomanischen Regierung noch immer nicht unmöglich. Man konnte einfach das Memorandum desavouiren und als das Werk eines übereifrigen Beamten, der ohne Auftrag gehandelt hatte hinstellen, sowie Assim-Pascha von seinem Posten abberufen. Statt dessen bekannte sich Reschid-Pascha durch eine besondere Note ausdrücklich zu dem Memorandum und identificirte sich mit demselben, indem er dadurch das feindselige Vorgehen gegen die österreichische Diplomatie noch erhöhte. Unter solchen Umständen muß Graf Andrassy um so mehr eine vollständige Genugthuung verlangen. Es heißt nun auch, daß die türkische Regierung sich zu einer entschuldigenden Note entschlossen habe, und damit für den Moment das Zerwürfniß beigelegt sei, aber ob für zukünftige Zeiten auch, ist mindestens zweifelhaft. Gewiß ist aber, daß die alte traditionelle Politik Oesterreichs der Türkei gegenüber einen argen Stoß bekommen hat.

Es sind nicht wenige und unwichtige Stimmen in Oesterreich, welche sich schon jetzt für eine vollkommene Aenderung der Politik an der untern Donau aussprechen. Mehr und mehr kommt man zu der Ueberzeugung, daß die Türkei nicht mehr zu retten ist und sie durch den Leichtsinn ihrer eigenen Staatsmänner und die vollständige Unfähigkeit des Sultans der Auflösung mit immer schnelleren Schritten zugeführt wird. Wozu ferner noch unnütze Kräfte vergeuden, um dies morsche Gebäude aufrecht zu erhalten? Wäre es nicht besser, mit Rußland und Deutschland diese Frage gemeinsam zu lösen und die günstige Situation zu benutzen, um seinen Antheil an der Beute im Orient sich selbst zu sichern? Dieser Gedanke, früher so sehr in Oesterreich perhorrescirt, gewinnt dort allmählig Boden. Es giebt freilich auch einfluß-

Digitized by Google

reiche Blätter, die, mit türkischem Golde bestochen, noch Lanzen für die alte Politik einlegen; aber in den Reihen der Diplomatie und der Bevölkerung mehren sich die Stimmen, welche eine aggressive Politik empfehlen und sich des Gedankens nicht entschlagen können, daß die Gegenwart Kaiser Wilhelm's und Bismarck's in Wien auch für diese brennende Frage nicht ohne Bedeutung sein wird. Man giebt sich in Wien der Hoffnung hin, daß Bismarck einer Action im Südosten Europas und einer Förderung des österreichischen Interesses sich nicht abgeneigt zeigen möchte, da es ja bekannt ist, daß er schon früher die Aufgabe Oesterreichs darin erblickte, seinen Schwerpunkt nach Osten zu verlegen.

Wenn nun auch für den Moment eine weitere Verwicklung vielleicht noch beseitigt wird, so ist es doch nicht ohne Bedeutung, daß gerade gegenwärtig diese Frage zur Erörterung gekommen ist und ein vollständiger Umschwung der orientalischen Politik Oesterreichs sich angebahnt hat.

Aus Norderney.

Norderney liegt ungefähr in der Mitte des Gürtels von Inseln, welche gleichsam als detachirte Werke an der ostfriesischen Küste vorgeschoben sind, um gegen die täglichen Angriffe der ländergierigen Nordsee zu schützen. Aber wie die zur Deckung der Düsseldorfer Brücke auf dem rechten Rheinufer angelegten Befestigungen selbst mächtiger Balkenstützen bedürfen, um nicht in sich selbst zusammen zu fallen, ehe eine feindliche Kugel hineinfährt, ebenso ist die ostfriesische Inselkette eine Trümmergruppe von ehemaligem Festland, reich an Sagen von versunkenen Städten und Dörfern, dem Zerstörungskampfe des Meeres ausgesetzt, einem Kampfe, in welchem die Eilande schließlich unterliegen müssen, und der nur durch feste, von Menschenhand aufgethürmte Bollwerke hingezogen werden kann. Als durch die Sturmfluth in der Neujahrsnacht 1854/55 die schützenden Dünen an der Westseite der Insel in einer Breite von 80 bis 160 Fuß weggerissen waren, so daß bei neuen Stürmen eine sehr bedenkliche Gefahr für das Dorf entstehen konnte, wurde ein großartiges Bauwerk angelegt, das „Dünenschutzwerk", eine 800 Meter lange, aus gewaltigen Felsblöcken construirte liegende Mauer, durch einen besonderen Vorbau von Pfählen mit Steinbedeckung gegen Unterspülung gesichert. Dieses Werk, welches sich bisher sehr gut bewährte, soll in nächster Zeit weiter ausgebaut werden.

Digitized by Google

Norderney rühmt sich, das älteste deutsche Seebad zu sein. Im Juli 1783 schrieb der Pastor Janus von der Insel Juist einen Bericht an die ostfriesische Provincial-Regierung, worin er seine Beobachtungen über die Heilerfolge des Bades an dem heimathlichen Strande auseinandersetzte; Lichtenberg aus Göttingen befürwortete die Sache, Hufeland erließ einen Aufruf an die Deutschen, die Landstände des Fürstenthums Ostfriesland bewilligten im Mai 1797 eine Summe von 5000 Thlrn. für ein auf der Insel Norderney zu gründendes Seebad, und im Juli des Jahres 1800 wurde die erste Saison eröffnet. Seit den Befreiungskriegen ist dieser Badeort immer mehr aufgeblüht, und die Kurliste vom 7. September dieses Jahres wies 5737 Badegäste nach. Zwei große Baugesellschaften, die Bremer und die Nordener, haben sich die Aufgabe gestellt, dem mit der jährlich zunehmenden Fremdenzahl sich steigernden Wohnungsbedürfniß durch die Herstellung großer Logirhäuser abzuhelfen. Die Bremer bauen auf der hoch am Strand gelegenen zukünftigen Kaiserstraße, an welche sich eine Bismarck- und Moltke-Straße anschließen werden. Die Räume des im nächsten Jahre fertigzustellenden Bremer Etablissements werden durch ihre Einrichtungen den Anforderungen an Comfort jedenfalls in viel höherem Grade entsprechen, als dies bis jetzt in den kleinen einstöckigen Häusern des Inseldorfes der Fall ist.

Einen einzigen Mittelpunkt, in welchem sich das Badeleben concentrirt, hat Norderney nicht, sondern es giebt deren leider hier zwei, das Conversationshaus und den Strand, also dort der Cursaal mit dem großen Mittagstisch, Lesezimmer, Morgenmusik, bestehend in einem ganzen Choral, Nachmittags- und Abends-Concert, — hier die Bäder und Spaziergänge in der erfrischenden und stärkenden Seeluft am Strande. Im Interesse der Heilwirkung des Bades wäre es wünschenswerth, einen einzigen Centralpunkt herzustellen. Als die geeignetste Stelle böte sich das prächtig gelegene und prächtig ausgestattete Strand-Etablissement, welches die zu diesem Zweck erforderliche Erweiterung zuläßt. Die Concerte im Conversationshause, in dessen Lesezimmer merkwürdiger Weise nicht einmal ein Exemplar der gedruckten Badelisten von Norderney aufliegt, lassen Manches zu wünschen übrig, was freilich zum großen Theil an der baulichen Construction des Hauses liegt. Wie es mit der Akustik hier steht, mag man aus der Bemerkung ersehen, daß die Musikanten in ein Zimmer eingesperrt sind, welches durch eine niedrige Thüre in der Langseite mit dem großen Saal in Verbindung steht. Einen Vortheil haben die ausführenden Künstler übrigens hierbei: wenn sie einmal eine Terz zu hoch oder zu tief greifen, so hat das nichts zu sagen, weil das Publikum überhaupt fast gar nichts hört. Hinsichtlich der Musik bedauern die Badegäste ferner, daß das Morgenständchen, welches früher Jedem am Tage nach seiner Ankunft gebracht wurde, in diesem Jahre wegge-

fallen ist. Diese Musik, welche jeden Morgen bald hier, bald dort, einen neuen Gast begrüßte, brachte immer einiges Leben in die Stille des Inseldorfes.

Was nun den Strand anbetrifft, so unterscheidet man einen Damen- und einen Herrenstrand, durch die Marienhöfe von einander getrennt. Es ist komisch: während man an denen zum Damenstrand führenden Wegen jeden Augenblick auf eine Warnungstafel stößt: „Verbotener Weg für Herren, wenn die Fahne auf der Marienhöhe aufgezogen ist," habe ich ein solches „Bishierhin und nicht weiter" für Damen auf der ganzen Insel nicht gefunden, obgleich dies im Interesse der Parität seine volle Berechtigung hätte.

Vor dem Herrenstrand erhebt sich der Strandpavillon, eine Restauration, vulgo „Giftbude" genannt. Woher diese Bezeichnung komme, darüber ist viel geforscht worden, aber die Gelehrten sind noch nicht einig darüber. Einer meinte, das Haus hätte den Namen daher, weil Alle, welche jemals dort etwas verzehrt hätten, früh oder spät unrettbar dem Tode verfallen seien. In der Giftbude ist ein interessantes kalligraphisches Kunstwerk zu sehen, eine Lithographie, welche den Text der Friedens-Präliminarien vom 28. Februar 1871 enthält und zwar in der Weise, daß durch Abwechslung von fetter und magerer Schrift das Bild unseres Kaisers in auffallender Aehnlichkeit sich ausprägt. Der alte Giftbudiker Visser — was in Berlin Müller oder Schulze heißt, nennt sich auf Norderney Visser oder Kluin — hat eine solche Lithographie mit einem aus den verschiedenartigsten Muscheln zusammengesetzten Lorbeerkranz und Rosetten umgeben an den Kaiser geschickt und ist Anfangs September dafür mit einer Dekoration ausgezeichnet worden. — Auf der nördlich von der Giftbude gelegenen Georgshöhe schweift der Blick über weite Dünenketten und eine sehr lebendige Phantasie könnte an die Berner Alpen denken; die nicht bewachsenen weißen Sandhügel müßten dann die Gletscher vertreten. Auf jeden Fall kann man von der Georgshöhe aus den Auf- und Untergang der Sonne betrachten, also gerade wie vom Rigi aus. Alpenglühn gab's zwar nicht; dafür hatten wir aber an den Abenden des 3. und 4. September das seltene und schöne Schauspiel eines Mondregenbogens.

Aus der Chronik des sonst einförmigen Badelebens auf Norderney sind für den Monat September drei Ereignisse zu verzeichnen. Das erste bildete der Tag von Sedan. Es ist ein prächtiges Völkchen diese Insulaner. Wie an ihrer brausenden See, so hangen sie an Kaiser und Reich in unwandelbarer Treue. Im reichem Festgewande von preußischen und deutschen Fahnen prangte das Dorf am 2 September, feierliches Geläute rief die Einwohner und Fremden zum Dankgebet in die kleine Dorfkirche, begeisterte Toaste fei-

Digitized by Google

erten bei den Festmahlen im Kurhaus und Strand-Etablissement Deutschlands Kaiser und Kronprinzen, Bismarck und Moltke, bengalisches Feuer, und eine glänzende Germania mit erhobenem Siegeskranze erhellten das nächtliche Dunkel. — Das zweite Ereigniß knüpft sich an den Besuch eines Königspaares, an Siegen und an Ehren reich, dessen Herrschergewalt keine Grenzen einengen. Es war der König der Geige und die Königin des Gesanges, Joachim und seine Gattin, Kurgäste von Norderney welche am 5. September ein Concert zum Neubau der protestantischen Kirche veranstalteten. Der große Saal im Kurhaus war zu klein, um Alle aufzunehmen, welche hier auf die himmlischen Töne lauschen wollten. — Als Nummer drei ist der 15. September mit Rothstift zu notiren, weil an demselben ein Seesturm ausbrach, welcher mehrere Tage mit großer Heftigkeit andauerte. In drohender Weise verfinsterte sich das Angesicht der zürnenden See, welche mit donnerndem Brausen ihre Arme gegen die Insel ausstreckte, als wollte sie dieselbe zur vernichtenden Umarmung in die Tiefe hinabziehen. Eine der ersten Nachrichten, welche, nachdem die Verbindung mit dem Festland auf kurze Zeit unterbrochen war, nach unserem Sandhaufen, Norderney, genannt, kam, war die Mittheilung von einem tragikomischen Ereigniß, welches sich im Watt, dem eine Meile breiten Meeresarm zwischen Insel und Festland, zugetragen. Hier gibt es drei verschiedene Verbindungen zwischen den Küsten, nämlich das Fährschiff, den Dampfer Norden, über den alle Welt die begründetsten Klagen führte — einige Tage fuhr der Norden nicht, „weil er keine Kohlen hatte“ — und drittens die Post, welche von Norden abgeht und zur Zeit der Ebbe fährt. Besagte Wattpost verließ am 16. Septbr. Nachmittags mit 6 Passagieren, worunter eine Dame, Norden und fuhr zu Hilgenriede mit einem Vorreiter in die See hinein. Die Fluth stieg aber bald so hoch, daß der Postillon sich gezwungen sah, den Wagen umzudrehen, um das Festland zu erreichen. Dabei stürzte ein Pferd, und der Wagen sog sich im Sand dermaßen fest, daß an ein Herausbringen nicht zu denken war. Jetzt galt es schnelles Handeln. Die Stränge wurden losgerissen und so die Pferde frei gemacht, welche je zwei Passagiere als Frachtgut erhielten; der Wattführer nahm die Dame zu sichs aufs Pferd, und so bewegte sich die Karawane, gefolgt von dem Schwager und dem sechsten Passagier, welche beide dadurch, daß sie sich an den Schwänzen der Gäule festhielten, einen kleinen Gänsemarsch improvisirten, durch das nasse Sandmeer nach der Küste hin, die sie glücklich erreichte. Sofort wurde ein Boot bemannt, welches den gestrandeten Postwagen aufsuchte und ihn buchstäblich vor Anker legte. Am anderen Tage gelang es zur Ebbezeit, den Wagen, welcher sich vermessen hatte, die verbotenen Pfade des Meeres zu betreten, ans Festland zu bringen. Der Zufall wollte, daß dieser an dem Unglückstage eine ungewöhnlich starke Brief-

Digitized by Google

und Paketpost, mit sich führte, welche ebenfalls in Watt übernachtete und überreichlich mit Seewasser getränkt in Norden herausgenommen und getrocknet wurde, ehe sie nach Norderney befördert werden konnte. Den Briefschaften ist es übrigens gut gegangen, schlechter den Paketen, worunter sich u. A. ein Colli mit Cigarren und eins mit 36 Pfund getrockneter Hefe befand. Das muß eine nette Brühe geworden sein.

K.

Wiener Witz und Wiener Blut.

Von Dr. Karl Braun.

Im Laufe des Jahres 1873 sind zahllose „Deutsche aus dem Reiche" nach Wien gegangen und Viele werden noch jetzt, in der elften Stunde, hingehen, um die Weltausstellung zu studiren und sich in der gemüthlichen Kaiserstadt zu amusiren. Alle diese deutschen Reichsbürger bedienen sich hierbei irgend eines Buches als Führer. Ich meine damit jene Bücher, welche man nach Bädecker nennt, nach jenem verdienstvollen Manne, welcher zuerst uns Deutschen praktisch brauchbare Reisehandbücher gab, wie solche z. B. für Engländer schon lange existirten — ja schon sogar viel früher in Frankreich erschienen waren, während wir Deutsche, die wir uns doch so gerne über die geographische Ignoranz der Franzosen lustig machen, dergleichen nicht hatten. Es würde Thorheit sein, die „Bädeckers", deren es einige recht gute für Wien giebt, (ich glaube die „Grenzboten" haben schon darüber berichtet), zu verschmähen. Allein auf der anderen Seite muß man gestehen, mit dem „Bädecker" allein ist es noch lange nicht gethan, wenigstens nicht für Diejenigen, welche gleich dem klugen Odysseus nicht nur die „Städte sehen", sondern auch deren „Sinn erkennen" wollen. Bekanntlich hat schon der gute Homeros, welcher angeblich zuweilen schläft, in der Regel aber recht wach und munter ist, scharf sieht und präzis unterscheidet, mit Nachdruck unterschieden zwischen dem *ἴδεν ἄστεα* und dem *νόον ἔγνω*. Für diese Sorte von Menschen — und ich wünschte, alle unsere deutsche Landsleute möchten darunter gehören — giebt es nun verschiedene Mittel und Wege, ihren Zweck zu erreichen. Der eine ist, „zu gehen, selbst zu sehen und zu siegen." Aber gestehen wir es offen, wir sind nicht alle so befähigt und so glücklich, das „Veni vidi vici" des C. Julius Cäsar sofort copiren zu können. Und vor Allem fehlt es uns armen geplagten Deutschen der zweiten Hälfte des neun-

Digitized by Google

zehnten Jahrhunderts, welche wir dazu verurtheilt ſind, im Schweiße unſeres Angeſichts die Verſäumniſſe unſerer etwas bummeligen Vorfahren zu repariren und durch angeſtrengteſte Arbeit unſeren Kindern und Kindeskindern und allen kommenden Generationen deutſcher Reichsbürger das Daſein möglichſt leicht und angenehm zu machen, — uns fehlt es an Zeit, Alles ſelber zu ſehen.

Hinge es lediglich von unſerem Geſchmack ab, ſo folgten wir dem Rathe des biederen Jago: „Thue Geld in deinen Beutel", gingen nach Wien, erklärten uns dort auf ein Vierteljahr für permanent (oder wie der Schulmeiſter Anton Maria Wutz im Jahre Achtundvierzig zu ſagen pflegte „für Pergament") und ſtudirten dann mit der Behaglichkeit eines kosmopolitiſchen Großſtadtbummlers nicht nur die Ausſtellung, ſondern auch Land und Leute; Stadt und Einwohner, Wiener und Nicht-Wiener, Centrum, Vorſtädte und Vororte, Wiener Wald und Semmering, Vöslau und Baden, die Briel und den Kahlenberg, Café's und Kneipen, Volk und Geſindel, Theater und Bänkelſänger, Wein und Bier und was ſonſt unſer Herrgott dort Alles erſchaffen. Aber heut zu Tag hat die Touriſtenwelt vergeſſen, was „ſtudiren" heißt. Statt mit den Händen in den Hoſentaſchen, reiſt man mit dem Notizbuch in der Hand; ſtatt jeden Menſchen, der Einem unterwegs aufſtößt, anzuzapfen und das Beſte und Wiſſenswürdigſte aus ihm herauszuholen — und Jeder weiß etwas, mit Ausnahme der Eiſenbahn-Reiſenden erſter und zweiter Klaſſe, welche in der Regel ſo ignorant ſind, wie wir ſelber — ſtiert man in ſein Reiſebuch; ſtatt mit weitgeöffneten und lichtluſtigen, empfänglichen Augen um ſich zu ſehen, um irgendwo einen halben Schönheitsſtrahl aufzuſaugen, (wär's auch nur en passant), vertieft man ſich in ſeine Generalſtabskarte oder den Eiſenbahn-Fahrplan.

Die Folgen dieſer Unarten ſind ſchrecklich. Denn „jede Schuld rächt ſich auf Erden." Die Reiſenden werden mißmuthig. Sie bekommen auf Vergnügungsreiſen ſogar eine Art Heimweh. Aber nicht jenes ſentimentale Heimweh, welches den „Schweizer-Bua" ergreift, wenn er den Kuhreigen hört, und das in dem alten Volksliede „Zu Straßburg auf der Schanz', da fing mein Trauern an", ſo ſchön und poetiſch geſchildert iſt, ſondern jenes biſſige und boshafte, eſſiggurkenſaure und knickerige, kritiſche und empfindliche Heimweh, welches den Menſchen dahin bringt, daß er den Kreuzberg bei Berlin für höher hält, als den Leopoldsberg bei Wien, daß er im Stephans-Dom für die Kirche in Poſemuckel ſchwärmt und behauptet, wenn es in Hinterpommern Alpen gäbe, ſo würden ſie ohne Zweifel noch viel höher und ſchöner ſein, als Münzzuſchlag und der Semmering.

Doch verweilen wir nicht länger bei der Schilderung der Krankheit. Fragen wir vielmehr:

Digitized by Google

„Wie iſt da zu helfen?"

Nun, ich weiß ein Mittel, oder vielmehr zwei. Natürlich ſind ſie nicht, für Jeden, und ſie helfen nicht gegen Alles. Helfen werden ſie aber für Alle, die guten Willens ſind und nur durch den Mangel an Zeit verhindert werden Wien und ſeine wirthſchaftlichen, ethiſchen und ethnologiſchen Kulturzuſtände ſo zu ſtudiren, wie ſie es verdienen.

Es ſind zwei kleine Bücher. Das eine heißt „Wiener Spaziergänge" von D. Spitzer und das andere „Wiener Blut" von Friedrich Schlögl, beide bei L. Rosne in Wien erſchienen, wenn ich nicht irre, ſchon in kürzeſter Friſt in wiederholten Auflagen.

Ich erinnere mich noch aus meiner Jugend, daß, als einige Jahre nach der Juli-Revolution der Abbé Lamennais ſeine „Worte eines Gläubigen" (Paroles d'un croyant) herausgab, und der Papſt ſolche auf das Verzeichniß der „verbotenen und verdammten Schriften" (index librorum prohibitorum et damnatorum)*) brachte, der heilige Vater in dieſem Falle, in welchem der irrgelaufene Autor ein katholiſcher Prieſter und ein Mann von bewundernswerther Begabung war, ein Uebriges thun zu müſſen glaubte und das Verdammungsurtheil (was ſonſt nicht üblich) mit Entſcheidungsgründen verſah, indem er dem Titel des verworfenen Buches in pontifikalem Lapidarſtil hinzufügte: „Dies Buch iſt zwar klein an Umfang, aber rieſengroß an Verderbniß" parvum volumine, sad previtate ingens).

Ich hoffe, die Herren Schlögl und Spitzer werden mir es nicht verübeln, wenn ich die päpſtliche Charakteriſtik auch auf ſie anwende. Man kann in der That von dem „Wiener Blut" und den „Wiener Spaziergängen" ſagen, daß dieſe Bücher zwar klein an Umfang, aber rieſengroß (nicht an Verderbniß, ſondern) an vortrefflichem Inhalte ſind.

Das Buch von Friedrich Schlögl ſchildert das „Nebeneinander", das von D. Spitzer das „Nacheinander". Jenes giebt uns mit breitem Pinſel al fresco gemalte Kulturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiſerſtadt an der Donau; dieſes giebt uns mit ſcharfer Feder ausgeführte Zeichnungen der Einzelerſcheinungen, wie ſolche in der Geſchichte der letzten vier Jahre zu Tage getreten. Dort erblicken wir alle Stände und Volksklaſſen Wiens, gruppirt um ihre Fundorte und localen Centra, namentlich aber die unteren Volksklaſſen und die entlegeneren Vorſtädte, Vororte und „Gründe"; alſo namentlich die Orte und die Schichten, deren Studium wegen ihres ſpecifiſchen Charakters für den Fremden am ſchwierigſten iſt. Hier dagegen erhalten

*) Dieſer Index beſteht heute noch und wird jedes Jahr verbeſſert und vermehrt. Dies hindert jedoch unſere biedern Klerikalen in Deutſchland durchaus nicht, im Widerſpruche mit den Gepflogenheiten des „Unfehlbaren" für Preßfreiheit zu ſchwärmen, natürlich nur zeitweiſe und je nach Zweck und Erſprießlichkeit.

wir Typen und Portraits, oder wenn man lieber will Karrikaturen, aus der Geſchichte und der Geſellſchaft; wir ſehen hier den Viehhändler neben dem neugeborenen Pair, die Herrn Schiff und Scharf im Proceß neben dem Sardanapal im Tricot, den Beuſt'ſchen Hofrath Klaczko neben ſeinem ſchreibſeligen Protector dem Grafen Polytropos ſelber; wir hören Palacky's Abſchiedswort und die Vertheidigungsrede des Dr. Giskra; Herr v. Schmerling wird uns als Lord-Oberſozialiſt dargeſtellt; und Lonyay, Rieger, Pater Fleiſchmann und Fräulein Gallmayer werden uns in einem anderen Kapitel als vierblättriges Kleeblatt alle zugleich vorgeführt, oder wenn man ſo lieber will, vorgeritten; endlich ſind die Kapitel „Zur Schöpfungsgeſchichte junger Banken", „Zur Analyſe der Generalverſammlungen" und andere Skizzen aus dem Gebiete der wirthſchaftlichen Ausſchreitungen, als ganz beſonders gelungene Cabinetsſtücke zu bezeichnen.

Bei Schlögl tritt das warme Kolorit, bei Spitzer die ſcharfe Zeichnung hervor. Dort herrſcht der Humor und hier die Satire. Das „Wiener Blut" lieſt man, namentlich wenn man Wien ſchon aus eigener Anſchauung kennt, in einem Zuge. Das Buch von Spitzer wird ein Feinſchmecker nur blattweiſe genießen, wie eine Artiſchoke, jeden Tag ein Kapitel. Es ſind deren ſechzig, und wenn man die Lectüre beendigt hat, ſo wird man verſucht ſein, ſie ſofort von Neuem zu beginnen. Das Buch von Schlögl zeigt uns „Wien, wie es iſt", das von Spitzer aber „Wien, wie es nicht ſein ſollte". So ergänzen beide einander. Der Eine malt die Licht- und der Andere die Schattenſeiten. Beides zuſammen iſt die Wahrheit.

Man würde ſehr unrecht thun, wenn man annehmen wollte, in Oeſterreich ſei Alles ſo, wie das, was Spitzer uns zeichnet. Viele unſerer deutſchen Alterthümler und Philologen ſind ja bekanntlich in einen ähnlichen Irrthum verfallen, indem ſie ſich das alte Rom nach den Satiren des Decimus Junius Juvenalis und nach den Epigrammen des M. Valerius Martialis conſtruirten. Man darf nicht vergeſſen, daß man die Satiren nicht dichtet zu dem Zwecke, daß ſie als alleinige Geſchichtsquelle dienen. Spitzer dichtet Satiren, wenn er ſich auch nicht der Hexameter des Juvenalis und der Diſtichen des Martialis bedient; und wie die Gedichte der letztgenannten ſind auch ſeine „Spaziergänge" Gelegenheitsgedichte erſten Ranges, d. h. im Goethe'ſchen Sinne.

Ich habe die „Spaziergänge" ſchon ſeit dem Jahre 1870 geleſen. Sie erſchienen als Feuilletons, zuerſt in der (alten) „Preſſe" und dann in der „Deutſchen Zeitung". Schon ihre knappe Form hat etwas außerordentlich Anziehendes. Herr Spitzer läßt ſich jede Woche nur einmal vernehmen und auch dies eine Mal nimmt er ſelten mehr und oft weniger, als das un-

Digitized by Google

terſte Stockwerk auf der erſten Seite des Blattes in Anſpruch. Er iſt ſo klug, dem Publikum nichts zuzumuthen, und ſich ſelbſt keine Konkurrenz zu machen. Dafür daß ihm Andere keine machen, iſt ſchon geſorgt. Sie können es nicht.

Ich weiß nicht, in welcher Weiſe Herr Spitzer producirt. Aber ich denke mir es ſo: Er läßt mit dem gelaſſenen Gleichmuth eines wahren „Philoſophen für die Welt" die Ereigniſſe der Woche beobachtend an ſich vorbeigehn. Er notirt ſich das und jenes und greift ſich ſchließlich eine charakteriſtiſche Haupt-Figur, ſei es ein Individuum oder einen Typus heraus, den er als den Repräſentanten der Woche künſtleriſch verarbeitet und dem er die ſonſtwie geſammelten Einfälle an den Hals hängt. Sehr wohlwollend iſt die Behandlung, welche dem „Träger der Wochen-Idee" zu Theil wird, gerade nicht. Im Gegentheil; und je gemüthlicher der Spaziergang anfängt, deſto boshafter wird er in der Regel am Ende. Der zum „Spazieren" Mitgenommene wird zwar nicht geſchunden gleich Marſyas; aber wenn er auch ſein Fell wieder mit zu Hauſe bringt, ſo iſt es doch überall von jenen ſtachlichen und ſtiliſtiſchen Spitzen und Stacheln, für welche ſich der Verfaſſer eine eigenthümliche lanzettförmig zugeſchliffene Sprache gebildet hat, der Art durchbohrt; daß er einem geſpickten Haſen vergleichbar.

Wenn dieſe Spaziergänge, ſchon ein jeder einzeln für ſich, einen bedeutenden Eindruck machten, ſo iſt dies noch weit mehr der Fall in der vorliegenden Sammlung. Wir gewinnen aus dieſer Zuſammenſtellung die Ueberzeugung, daß es ſich nicht etwa um blos irrlichtelirende Spiele des Witzes und der Phantaſie handelt, wie in den meiſten politiſchen Auslaſſungen von Heinrich Heine, ſondern daß der Spaziergänger, ſo ſehr er auch mit leichtem Gepäck zu marſchiren ſcheint, doch einen ſicheren Kompaß feſter Grundſätze bei ſich führt, und daß die anſcheinend ſo leichten Feuilletons auf einer ſehr feſten und ernſthaften Grundlage ruhen. Sie ſind natürlich kein Werk der Geſchichtsſchreibung, aber gleichwohl darf ſie Niemand, der die jüngſte Vergangenheit der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie ſtudiren und begreifen will, ungeleſen laſſen; denn ihre Stärke beſteht eben darin, daß ſie uns Auskunft geben über die Dinge, worüber die anderen Quellen oft ſchweigen. Und wenn ſie manchmal etwas zu peſſimiſtiſch ſind, nun, ſo haben wir ja einen embarras de richesse, einen wahren Gnadenſchatz an „Ueberverdienſten der Heiligen", d. i. an optimiſtiſchen Autoren; und es iſt daher leicht, ſich nach dieſer Seite Ergänzungen zu ſchaffen.

Einen außerordentlich wohlthuenden Eindruck auf uns „Deutſche aus dem Reich" macht die energiſche und rückſichtsloſe politiſche Geſinnung, welche bei beiden Schriftſtellern hervortritt. Kapitel, wie „Eine neue Klaſſification der Oeſterreicher" und „Das wahrhaft öſterreichiſche Miniſterium Jiretſchek-

Digitized by Google

Habietinek" (fehlt der Dritte im Bunde: Schäfflitschek), wie wir sie bei Spitzer finden, sind einzig in ihrer Art, weil sie fast einen Mittelweg zwischen Tacitus und Juvenalis gefunden.

Ich habe so viel Lob (und zwar contra naturam mei generis) gehäuft, daß ich mich für verpflichtet halte, gleichsam Beweis anzutreten. Ich gebe daher als Belegstück Spitzer's „Hofrath Julian Klaczko". Dieser Mann und Hofrath, welchen sich Graf Beust als Werkzeug seiner vielseitigen Proteus-Politik aus Paris verschrieb, wie den Herrn von Vitzthum aus Sachsen, macht in neuester Zeit wieder die französische Presse namentlich das „Journal des Debats", durch deutschfeindliche diplomatische Plaudereien aus Wien unsicher. Es lohnt daher der Mühe, sich seine Züge in das Gedächtniß zurückzurufen. Herr Spitzer hat ihn zwei Tage nach der Schlacht von Sedan portraitirt, wie folgt:

„Während die deutsche Heldenarmee auf Paris marschirt, erheben sich in unserem Vaterlande rührige Hanswurste und beginnen mit ihren Schellenkappen Sturm zu läuten. Obwohl noch kaum die Vierziggulden-Wunden vernarbt sind, welche uns der ehrenvolle Frieden mit dem Bocchesen geschlagen, sollen wir neuerdings das Schwert aus der Scheide ziehen, um „die deutschen Barbaren" in ihre Höhlen zurückzutreiben.

Herr Julian Klaczko, Hofrath in unserem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, bekanntlich eine Anstalt, deren Zweck es ist, unbemittelten Ausländern Gelegenheit zu geben, mit den österreichischen Staatseinrichtungen kostspielige Experimente anzustellen, hat sich an die Spitze dieser Worthelden-schaar gestellt. Bei einem Gastspiele, welches er im galizischen Landtage gab, beschwor er die polnischen Staroſten bei Allem, was uns lächerlich ist, die Deutschösterreicher möchten Gut und Blut opfern, um die französischen „Apostel", wohin der Hofrath „Alles in Frankreich vom commis voyageur bis zum Missionär" rechnet, gegen die „Wölfe", wie nach der Behauptung des Redners die Preußen in der patriotischen Umgangssprache der Polen genannt werden, zu schützen.

Wohl werde man sagen, bemerkte Herr Julian, „die französische Nation habe Vorzüge, habe schöne Eigenschaften, sie sei aber auch von Fehlern, Lastern u. s. w. nicht frei." Allein gerade weil die französische Nation „alle positiven Seiten des menschlichen Lebens vorstelle", verdiene sie den „wahren Namen einer Nation". Wenn unser Hofrath den Cancan und die ganze sichtbare Welt, welche dieser aufschließt, zu den positiven Seiten des menschlichen Lebens zählt, so wollen wir mit ihm hierüber nicht rechten, wohl aber scheint uns die Definition der „wahren Nation", welche er gegeben, etwas allgemein gehalten zu sein, indem ja alle Nationen schöne Eigenschaften, aber

Digitized by Google

auch Fehler, also alle sogenannte „positiven“ Seiten besitzen, und daher nicht abzusehen ist, wie der wißbegierige Laie die wahren Nationen von den unwahren unterscheiden soll.

So hat die polnische Nation beispielsweise die schöne Eigenschaft, daß sie Patrioten besitzt, dagegen haben diese die positive Seite, daß sie auf der Börse speculiren, die Polen haben nicht nur die schöne Eigenschaft, eine Vormauer gegen die Russen zu sein, sondern auch die positive Seite, daß sie diese Vormauer fast nie mit Seife waschen, und neben der schönen Eigenschaft eines großen Durstes besitzen sie die positive Seite, denselben nur mit Schnäpsen zu löschen. Ja selbst die barbarischen Deutschen müßten dann eine wahre Nation sein, denn sie haben nicht nur die schöne Eigenschaft, groß und mächtig zu sein, sondern auch die positive Seite, sich von kleinen, ohnmächtigen Völkern höhnen zu lassen. Freilich scheinen die Deutschen diese positive Seite jetzt ablegen zu wollen, und werden daher aus der Reihe der „wahren Nationen“ zu streichen sein.

Nachdem der Herr Hofrath der französischen Nation und dem apostolischen Charakter ihrer Weinreisenden volle Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, besudelte er unter Beifall und Heiterkeit des Hauses die Deutschen und die deutsche Presse. Er wies auf Grundlage historischer Studien, die er wahrscheinlich im „Gaulois“ und „Figaro“ gemacht, nach, daß die Franzosen enthaltsam, die Deutschen aber „beutegierig“ seien, und meinte, der „Preis“ der Artikel der deutschen Blätter, „welche auf Seite der preußischen Ländereroberer stehen,“ sei den Herren gewiß bekannt. Die Höhe des Preises, um welchen man sein Vaterland verräth, mag den polnischen Herren aus jener Zeit her bekannt sein, da es die russische Regierung noch der Mühe werth fand, den polnischen Adel zu bestechen; Herr Klaczko bedachte aber nicht, daß seit dieser Zeit die Preise der Lebensmittel bedeutend gestiegen sind, und daß es daher von Nutzen gewesen wäre, zu erfahren, wie hoch sich jetzt die Durchschnittspreise für den Landesverrath stellen. Nachdem der Redner noch als besondere Würze des Krieges, den er für Oesterreich vermitteln wollte, hervorgehoben hatte, daß derselbe ein Religionskrieg wäre, forderte er die Regierung auf, „das Schicksal der Welt zu entscheiden.“

Nun, ich denke, die österreichische Regierung könnte in der That nichts Klügeres thun, als marschiren zu lassen, aber nicht die Armee, sondern den Herrn Hofrath.“

Digitized by Google

Weltausstellungsbericht.

5. Die Plastik.

Wenn es in den neulich beschriebenen Sälen der Kunsthalle verhältnißmäßig leicht ist, eine Uebersicht über die Leistungen auf dem Gebiete der Malerei, so weit sie eben ausgestellt sind, zu erhalten, so ist es dagegen überaus schwierig, die Sculptur in ihrem Zusammenhange zu studiren und zu würdigen, weil die plastischen Kunstwerke nicht an einem Orte vereinigt, sondern als Decorationsstücke an verschiedenen Orten aufgestellt sind, was für einzelne dieser Werke an und für sich allerdings von Vortheil sein mag. Zudem kommt, daß die deutsche Plastik noch viel weniger vollständig vertreten ist als die Malerei, was seinen sehr triftigen Grund darin hat, daß eben die bedeutendsten Werke der Plastik monumentaler Art sind, im Allgemeinen also — das sehr glücklich aufgebaute, wirkungsvolle Denkmal des Königs Maximilian II. von Bayern von Zambusch bildet eine Ausnahme — nicht transportabel sind. Es ist mir deshalb nicht gelungen auf dieser Ausstellung mir ein Urtheil über den Werth der Sculpturen der verschiedenen Länder und Schulen zu bilden. Ich kann daher hier von Werken der Sculptur nur einige wenige namhaft machen, welche mir aufgefallen sind.

Zu den besten Monumentalfiguren gehört ohne Zweifel Adolf Breymann's für Braunschweig bestimmte, würdevolle, eherne Statue Heinrich's des Löwen, welche in dem kleinen Hofe vor dem Deutschen Versammlungshause steht. — Auch Donndorf's Modell zu dem Reiterstandbilde des Großherzogs Carl August von Weimar wird sehr gelobt. Von der schönen Portrait-Statue Rauch's von Friedrich Drake in Berlin, welche in Marmor schon seit einigen Jahren in der Halle des alten Museums zu Berlin steht, ist hier das Gypsmodell. Sie ist meiner Ansicht nach ein Meisterwerk ersten Ranges und ein Muster für ähnliche Darstellungen. Freilich hat die in Wirklichkeit großartige Gestalt des berühmten Bildhauers dem Künstler die Lösung seiner Aufgabe wesentlich erleichtert. Schöne Arbeiten haben auch Reinhold Begas in Berlin (badendes Mädchen), August Wittig in Düsseldorf, C. Kundmann in Wien, Emil Wolf und Johann Kopf in Rom ausgestellt.

Die französische Groß-Plastik hat mich wenig angezogen. Sie zeichnet sich im Allgemeinen weniger durch edle monumentale Auffassung als durch sorgfältig studirten, pikanten Vortrag aus. Von den französischen Broncen werde ich gelegentlich der Kunst-Industrie sprechen.

Viel Aufsehen machten beim großen, nicht kunstverständigen Publikum die italienischen Marmorstatuen. Dieselben sind mit einer Vollendung

Digitized by Google

der Technik ausgeführt, welche das scheinbar Unmögliche erreicht hat. Es ist dies ein Resultat der in Italien nie unterbrochenen Uebung in der Marmor-Arbeit und der auf diesem Gebiete stets Gebrauch gewesenen Arbeitstheilung. Der Künstler nämlich, welcher eine Statue oder Büste modellirt, führt dieselbe meist nicht selbst in Marmor aus, sondern überläßt das den Marmorarbeitern, von denen der Eine sein ganzes Leben lang nur Fleischpartien, der Andere nur Gewänder, ein Dritter nur Haare, ein Vierter nur Hände und Füße u. s. w. meißelt. Dadurch wird es möglich, daß jeder dieser Arbeiter bei Fleiß und Strebsamkeit neben angeborenem Geschick es zu dieser erstaunlichen Vollendung, ja, man kann sagen, Virtuosität in der Ausführung der Einzelheiten bringt. Diese liebevolle, oft bewunderungswürdige Ausführung, die Zierlichkeit der Hände und Füße, die Natürlichkeit der Blumen und Spitzen, der Stoffe von Seide, Wolle und Leinen, die auffallend dünne Ausarbeitung des nur durchscheinenden, blendend weißen Marmors imponiren dem großen Publikum. Daher sind diese Marmorstatuen, meist nur von geringen Dimensionen, deren in dem Industrie-Palaste eine große Anzahl stehen, stets viel besucht, werden viel bewundert und sind zum größten Theil auch verkauft. Doch sind die meisten dieser Statuen nicht Kunstwerke sondern Kunststücke. Die italienischen Künstler haben vergessen, daß der Marmor ein Material für Monumente ist, welches einen gewissen Ernst, einen gewissen Styl verlangt. Statt der Statuen von hohem Geist und monumentaler Wirkung haben sie Genrebilder geschaffen, deren künstlerische Idee, wenn man eben auf das in so hohem Grade ausgebildete Machwerk verzichtet, in einer kleinen Radirzeichnung oder einem Holzschnitt in gleicher Vollkommenheit dargestellt werden kann und in Holzschnitten nach Zeichnungen von Ludwig Richter und Oscar Pletsch und in den genialen Illustrationen des „Journal amusant" oder der Wiener Zeitung „Die Bombe" in der That dargestellt sind. Sie haben also ein sehr edles und kostbares Material, das nur für hohe Zwecke verwendet werden sollte, für triviale Dinge verschwendet, und haben mit Aufwendung der größten Mittel nicht mehr erreicht als jene Illustratoren der „Deutschen Jugend" und der „Bombe" mit den einfachsten und bescheidensten Mitteln. Wenn die italienischen Bildhauer aber Besseres anstrebten, sind sie in das Theatralische, Gezierte, Süßliche und den krassesten Naturalismus — man denke nur Monteverde's (in Genua) Gruppe „Dr. Jenner am eigenen Kinde die erste Impfung versuchend." — verfallen. Die hohe Plastik steht in Italien eben auf einer sehr niedrigen Stufe.

Noch eines Curiosums muß ich erwähnen. In der Griechischen Abtheilung des Industrie-Palastes steht mitten unter einer großen Zahl von Gypsabgüssen von Fragmenten der edelsten altgriechischen Sculptur die Statue (in

Digitized by Google

Gyps) eines modernen Griechischen Künstlers, welche schon von weitem auffällt und wegen ihrer Absonderlichkeit zum Nähertreten veranlaßt. Unter einer kleinen Kugel schwebt ein Jüngling, die Beine nach oben, den Kopf nach unten, mit der einen Hand auf die Kugel sich stützend, mit der andern in die Ferne weisend. Voll Verwunderung fragen wir nach der Bedeutung dieser höchst sonderbaren Composition. Glücklicher Weise hat der Künstler die Erklärung auf einen Zettel am Fußgestell angegeben. Sie lautet: „Le genie de Copernique indicant le mouvement de la terre.“! —

Wie eins der bedeutendsten Werke der Malerei, Makart's Katharina Cornaro, welche unter allen Bildern das Publikum wohl am meisten anzieht, außerhalb des Ausstellungsplatzes, in dem Künstlerhause, besonders ausgestellt ist, so sind auch einige sehr bedeutende Werke der Plastik, eines noch ganz jungen, jedenfalls höchst genialen Künstlers, Adolf Hildebrandt außerhalb der großen Welt-Ausstellung, in den schönen von der wahren Kunst geweihten Räumen des „Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie“ ausgestellt und finden dort die begeisterte Anerkennung einer freilich nur kleinen, aber gewählten Schaar von Kunstfreunden. (Siehe z. B. auch Kunst-Chronik Bd. VIII. Nr. 49.) In dem Hofe dieses Museums steht, unter einer charaktervollen schönen Portrait-Büste, die lebensgroße Statue eines an einen Baumstamm gelehnten und eingeschlummerten Hirtenknaben, von schlanken mehr knochigen als fleischigen Formen. Die Stellung ist ungesucht einfach, ganz naiv und schlicht. Die Ausführung in weißem Marmor ist im höchsten Grade naturwahr und dabei doch von einer Schönheit und Idealität, welche lebhaft an die besten antiken Statuen erinnert. Alles ist wahr, gediegen, ohne Manier und, ganz im Gegensatz zu den eben besprochenen italienischen Marmorstatuen, trotz des sorgfältigsten Studiums ohne irgend welche Prätension vorgetragen. Die Technik ist von klassischer Vollendung. Dazu hat der Künstler dem Marmor durch Einreiben mit Tabakssaft einen warmen, leise bräunlichen Ton, ähnlich der Satine der antiken Marmorstatuen gegeben, welcher wesentlich mit dazu beiträgt, das kleine Meisterwerk uns lieb und werth zu machen. Im Saal der Broncen hat derselbe Künstler eine in patinirter Bronce ausgeführte etwa zwei Fuß hohe Statuette eines nackten trinkenden Knaben ausgestellt, welche mit den Marmorstatuen auf gleicher künstlerischer Höhe steht. Beide Werke sind ganz unmittelbare frische Schöpfungen eine Folge der innigsten Hingebung an die Natur und des liebevollsten Studiums denselben. Man könnte sie — und das ist noch immer das höchste Lob für ein modernes Werk der Plastik — für antike Arbeiten der besten Zeit halten.

B — au.

Digitized by Google

Schweizer Eisenbahnen, Kirchen und Föderalisten.

Bern, 23. Oktober 1873.

Es ist eine Ironie des Schicksals: unser Volk verwirft eine neue Bundesverfassung mit darum, weil sie der Bundesgewalt zu viel übertrage, der kantonalen zu wenig lasse. Nun hatte es zwei Gebiete gegeben, die bisher von der eidgenössischen Gesetzgebung und Verwaltung nur flüchtig, fast scheu berührt worden waren: die Eisenbahnen und das Kirchenwesen. Aber gerade Eisenbahnfragen und Kirchenfragen sind es jetzt, welche, der Verwerfung des neuen Bundes zum Trotz, plötzlich in den Vordergrund unseres eidgenössischen Lebens treten und zwei Sitzungen unserer Bundesversammlung, die ordentliche im heißen Juli und ihre Fortsetzung im September, fast ausfüllten.

Als das Bundesgesetz über den Bau und Betrieb der Eisenbahnen berathen wurde, ahnten nicht einmal seine eigenen Urheber, welch mächtige Gewässer in diesen kaum eröffneten Kanal sich stürzen würden; noch ist das Gesetz kein Jahr alt und schon genügt es den Bedürfnissen nicht mehr und wird seine Vervollständigung vorbereitet. Allerdings ist der gegenwärtige Augenblick für unser Eisenbahnwesen ein außergewöhnlicher, indem eine kaum zu übersehende Reihe größerer und kleinerer Bahnen, darunter auch ein paar schmalspurige, sich zur Konzessionirung drängten. Es wurde daher zur Vereinfachung des Geschäftsgangs und Erhöhung der Gerechtigkeit die Konzession für eine kleine stille Bahn besonders genau und allseitig durchberathen und sodann diese als Normalkonzession hingestellt. In einzelnen Fällen machte sich allerdings der Einfluß unserer großen Eisenbahnbarone noch zu sehr geltend, doch immer schon weniger als zur Zeit der Ohnmacht des Bundes in Eisenbahnsachen und den einzelnen Kantonen gegenüber. Einmal wurde auch in der Eile ohne genügende Umsicht eine unschwer zu verhütende zwecklose und verderbliche Parallelbahn gestattet. Sonst aber und im Allgemeinen ist unser Volk mit dieser raschen und vollständigen Centralisation unseres Eisenbahnwesens durchaus zufrieden: es fiel dieselbe eben wie eine überreife Frucht von selbst vom Baum.

Einen fast komischen Eindruck machte es, wie rasch und unvermittelt die Bundesversammlung sich aus dem Geschäftsstaub der Eisenbahnfragen in das Seelenbad einer kirchlichen Verhandlung hineinstürzte, ja Dank der Gründlichkeit von ein paar Jungfernrednern sich zuweilen fast in ein Konzil verwandelte. Drei Rekurse im Juli, eine Interpellation im Nationalrath im September! Rekurs gegen das Pfarrwahlgesetz in Solothurn, das sämmtliche Geistliche einer periodischen Wiederwahl unterwirft, Rekurs gegen das Organisationsgesetz des katholischen Kultus in Genf mit freier Pfarr-

Digitized by

wahl und fakultativer Wiederwahl durch die Gemeinden und einem den Geistlichen auferlegten Eid der Treue gegen Gesetz, Volk und Vaterland, Rekurs gegen die Ausweisung Mermillod's, Interpellation wegen der Bußtagsproklamation der Regierung von Bern. Besonders spannend waren die beiden Fälle von Genf. Ist das neue Kultusgesetz nicht eine Verletzung der internationalen Verträge von 1815, welche ein paar ehemals savoyische Gemeinden unter gewissen Bürgschaften zum Kanton Genf schlugen? Hatte der Bund das Recht, Mermillod auszuweisen? Ist er wirklich staatsgefährlich? Steht er mit dem Ausland in landesverrätherischer Verbindung? Von durchschlagender Wirkung waren hier nach allgemeinem Urtheil die Reden von Bundesrath Welti und Bundespräsident Cérésole: jener erörterte in seiner scharfen und gründlichen Weise die Rechtsfrage, dieser, auch eine eiserne Hand im Sammthandschuh, schlug die patriotische Saite an und deckte die gegen die Schweiz gesponnenen ultramontanen Umtriebe auf, und als ihn der kluge Segesser von Luzern, um sich und seine Partei von jeder Theilnahme an denselben rein zu waschen, deshalb interpellirte, belegte er seine Andeutungen mit Beweisen. Als der Dritte im Bunde gesellte sich zu den Beiden Bundesrath Schenk, welcher die Interpellation Arnold's von Uri gegen die Berner Bußtagsproclamation ebenso ruhig und umsichtig wie fest und leise ironisch abwies. Die Regierung von Bern hatte sich nämlich in ihrem Ausschreiben des eidgenössischen Bettags einen Ausfall gegen das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit, gegen das römische Priesterthum erlaubt, der vielleicht nicht klug, jedenfalls nicht nöthig, aber ebensowenig eine Verletzung der Glaubensfreiheit war und der, wenn überhaupt, mehr seinen Urhebern als dem römischen Priesterthum geschadet hat. Im Großen und Ganzen haben unsere Ultramontanen durch ihre Rekurse an Sympathie eher eingebüßt als gewonnen, indem dieselben bei den Räthen wie im Volke die Nothwendigkeit, unsere kirchlichen Einrichtungen auf derselben demokratischen Grundlage wie unsere staatlichen aufzubauen, noch dringender und unausweichlicher erscheinen ließen.

Unterdessen hat auch unsere Bundesrevision wiederum Weg gemacht. Aeußern Weg: die vorberathende Kommission des Nationalraths hat bereits getagt und diejenige des Ständerathes thut es soeben; am 3. November tritt die Bundesversammlung schon wieder zusammen, um nochmals an das schwere Werk zu gehen. Innern Weg: bis vor Kurzem war das Losungswort im Lager der Revisionisten, den sogenannten Föderalisten so weit nur immer möglich entgegen zu kommen, damit die Verfassung nicht ein Sieg der einen Partei über die andere, sondern ein gemeinsames Werk beider Parteien werde. Unsere Gegner hatten „ein Recht und eine Armee" nicht auf einmal gewollt — zugegeben, also allmählig. Sie hatten entgegen der Abstimmung en bloc mit großer Entrüstung gruppenweise Abstimmung ver-

Digitized by Google

langt. Bundesrath und Kommission des Nationalrathes entwarfen solche Gruppen. Die Waadtländer hatten gethan, als sei man ihnen in den die Schule und die Kirchen beschlagenden Bestimmungen nur zu wenig weit gegangen — sie wurden nun verschärft. Verlorene Liebesmüh! Mit unsern Zugeständnissen in Sachen der Rechtseinheit und der Militärverwaltung sind die Föderalisten nicht von ferne zufrieden, die ihnen vorgeschlagene gruppenweise Abstimmung nennen sie jetzt eine Schlinge, einen Betrug und über die Verschärfungen in den Schul- und Kirchenartikeln erhebt sich in der Waadt ein Lamento als über eine Vergewaltigung der ultramontanen Bundesgenossen. Diese Vorgänge zeigen deutlicher als Alles, daß es in der Bundesrevision durch das ganze Land hin nur noch zwei Parteien giebt, eine für den einmal unterlegenen Entwurf mit einzelnen durch die Erfahrung gebotenen theils Milderungen (Recht) theils Verschärfungen (Kirchen), und eine zweite gegen alle und jede Revision. Keine Vermittlung ist da möglich. Jeder einzelne Föderalist hat sein eignes Programm im Kopf; gesetzt aber die Bundesversammlung nähme dem einen oder andern das seine wörtlich an, so würde er am Tage der Abstimmung auch gegen dieses stimmen. *a. o.*

Notiz zu Burkhardt's klassischen Findlingen.

Die Grenzboten haben in Nr. 41 und 42 dieses Semesters überaus interessante Beiträge zu dem Goethischen Briefwechsel gebracht. Zu dem einen dieser Beiträge, der die Lücken in dem Briefe an Schiller Nr. 306 (I. S. 301—303 des Goethe-Schiller'schen Briefw. 2. A.) ausfüllt, bemerke ich, daß dieser Brief ursprünglich eine andre Anordnung hatte, als der Abdruck zeigt. Die ersten drei Absätze, mit den von Herrn Burkhardt mitgetheilten Zusätzen finden sich ebenso im Original. Dann aber folgt unmittelbar (nach „fortdauern wird") der Absatz S. 303: „Hier schicke ich die zwei letzten Verse", woran sich der Absatz: „Ich erhole mich" anschließt. Dieser endet jedoch mit den Worten: „so besuche ich Sie", indem der jetzige Schluß: „Leben Sie indessen recht wohl" und das Datum bei der Redaktion des Briefwechsels von fremder Hand hinzugefügt und gewissermaßen aus Nr. 307 herübergenommen sind. Auf die Worte „ich Sie" folgt der Absatz S. 302 „Ich habe die Dichtkunst", übereinstimmend mit dem Druck bis „wie wir ihn wünschen" S. 303, mit welchen Worten der Brief endet. S. 302 erste Zeile ist zu lesen „nach den Resultaten"; im Uebrigen ist der Brief correct abgedruckt (S. 302 Zeile 5 stand anfangs „hervordringen" und Zeile 9 „verschließt").

Der (in Nr. 41) veröffentlichte Brief Goethe's an Schiller vom März 1802, ist als Antwort auf Nr. 847, zwischen Nr. 847 und 848 (beide von einem Mittwoch) einzuschalten, daher wohl auf den 12. (einen Freitag wie Nr. 849) oder den 13. März zu verlegen, nicht auf den 8., wie der Herr Einsender vorschlägt.

Endlich wird Nr. 3 „der Findlinge" in Nr. 42, ein Billet Goethe's an Knebel, ins Jahr 1812 zu setzen sein, da das darin erwähnte 10. Epigramm des Ausonius in Knebel's Uebersetzung in diesem Jahre in Schweigger's Journal für Chemie und Physik gedruckt erschien, von Döbereiner mitgetheilt, der dieselbe von Goethe am 22. November 1812 erhalten hatte. Vergl. den Anhang der Goethe'schen Gedichte Thl. III. der Hempel'schen Ausgabe, S. 410.

G. von Loeper.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXXII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 45.

Ausgegeben am 7. November 1873.

Inhalt:

	Seite
König Johann von Sachsen.	201
Kirche und Staat in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dr. Jos. P Thompson	206
Fleischmann's Kunstanstalt in Nürnberg. R. Bergau.	315
Das Postwesen auf der Wiener Weltausstellung. G. T.	218
Unter den französischen Kriegsgefangenen bei Köln. Dr. Jos. Kamp.	222
Otto Gumprecht: Richard Wagner's Bühnenspiel „Der Ring des Nibelungen". Felix Calm.	226
Weltausstellungsbericht. 6. Die Kunstschulen. Die Darstellung der Wirksamkeit der Museen. B-au.	229
Deutschland und die französische Restauration. C—r.	232
Pariser Briefe.	233
Kleine Besprechungen.	239

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1873.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

König Johann von Sachsen.

Weit hinaus über die Grenzen Sachsens erregt die Trauerkunde von dem Hinscheiden des Königs Johann von Sachsen innigste Theilnahme. Weit hinaus über die Grenzen offiziellen Beileids reicht das wehmüthige Mitgefühl an diesem königlichen Sterbelager. Denn nicht nur ein deutscher König ist in dem Verewigten von uns genommen, der den höchsten Beruf, der Menschen zu Theil wird, allezeit hoch und heilig gehalten und im strengsten Sinne treu erfüllt hat. Auch in allen bürgerlichen Tugenden und Pflichten, in dem hohen Streben nach wissenschaftlicher Erkenntniß, in der humanen Würdigung und freigebigen Förderung der Kunst, und vor Allem in der aufopferndsten und ehrlichsten Anerkennung der neuen Anforderungen und Bedürfnisse einer auf allen Gebieten des öffentlichen und wirthschaftlichen Lebens gewaltig gährenden Zeit darf der heimgegangene König Allen Vorbild genannt werden.

Welcher Abstand liegt zwischen dem ersten Jahre unsres Jahrhunderts, da dieses reiche Leben seinen Anfang nahm und dem Tage, da es endigte! Kaum waren jemals drei Generationen durch eine größere Kluft von einander geschieden, als wir von unseren Großvätern. Fast die gesammte Entwicklung der modernen Welt liegt in diesen zweiundsiebenzig Jahren. Als dem Churhause Sachsen Prinz Johann am 12. December 1801 geboren wird, ist Deutschland ein geographischer Begriff; fünf Jahre darauf wird der letzte Rest des Reichsverbandes auch dem Namen nach gelöst; keineswegs fern liegen den Dresdner Politikern die polnischen Reminiscenzen und der Appetit nach preußischen Provinzen; man erlangt die Königswürde von Napoleon's Gnaden; der junge Prinz muß als Knabe zum ersten Male fliehen, weil der deutsche Nationalgeist sich übermächtig gegen den fränkischen Eroberer und seine Bundesgenossen im „Rheinbund" erhoben hatte. In welchen Traditionen ist damals der Prinz aufgewachsen! Welche Stimmungen gegen Preußen, welche Auffassungen der Freiheitskriege haben in seinen Jünglingsjahren Einfluß auf ihn versucht! Ja mehr als das: von welchen undeutschen politischen Intriguen ist er, als er mit vierundzwanzig Jahren zuerst an den Sitzungen des Geheimen Finanzcollegiums Theil nahm, in Sachen des deut-

schen Zollvereins täglich Zeuge gewesen. Erst jetzt beginnt das verschwiegene Dunkel der Staatsarchive über jene Tage sich zu lichten. Und weit tiefer, als bis dahin vermuthet wurde, steht das Barometer deutscher Gesinnung der damaligen Staatsmänner unserer Mittelstaaten. Aber können wir ihnen mit Grund ihre Politik voll anrechnen? Stellte sich etwa die Stadt Leipzig damals auf einen andern Standpunkt, als denjenigen des engherzigsten Schutzzolles und Zollabschlusses gegen Preußen? Und dem Leipziger Handelsmann war das Verständniß für die großen Gedanken der Eichhorn und Motz doch wahrlich weit näher gelegt, als dem ängstlichen dynastischen Mißtrauen des Dresdner Hofes gegen Alles, was damals von Preußen ausging. Je mehr die Erkenntniß dafür sich Bahn bricht, welche Politik die deutschen Mittelstaaten in jenen Jahren verfolgten, als der Prinz Johann zuerst an politischer Arbeit und am Staatsregiment Theil nahm, der wird nur um so höher die Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit des Regenten schätzen, der sein Land später so voll und rückhaltlos der durch Preußen gewonnenen deutschen Staatseinheit einfügte. Immer aber, als Prinz und König, hat der Fürst das Wohl des Staates und die politische Pflicht höher gestellt, als sein persönliches Gutfinden oder Behagen! Ueberall ist sein Bestreben gewesen, die unabweisbaren Forderungen der Neuzeit auf allen Gebieten des öffentlichen, wirthschaftlichen und bürgerlichen Lebens versöhnlich an das Bestehende anzuknüpfen, und die liebenswürdige Milde seines Wesens, das reiche Wohlwollen seiner Natur befähigten ihn zu dieser hohen Aufgabe in einem seltenen Grade. Es ist kein Zufall, daß Prinz Johann unter den Prinzen des königlichen Hauses zuerst in den Vordergrund des politischen Wirkens tritt, als es für Sachsen galt, die Bewegungen des Jahres 1830 in gesetzlichem Sinne abzuschließen durch ein Band des Vertrauens und der Versöhnung zwischen Krone und Volk, Sonst und Jetzt, durch das neue Staatsgrundgesetz des Königreichs, die Verfassung vom Jahre 1831. Die Mitwirkung des Prinzen Johann beim Zustandekommen und später bei der Auslegung und Anwendung dieses Verfassungswerkes war von hoher Wichtigkeit und Bedeutung, und für seinen milden Freisinn ist es sehr charakteristisch, daß noch in diesem Jahre, wie früher oftmals, die liberalen Parteien Sachsens bei der Interpretation zweifelhafter Verfassungsbestimmungen für die freisinnigere Auslegung stets die Autorität des Prinzen Johann gegen die königliche Staatsregierung anzurufen in der Lage waren. Auch in der ersten Kammer, in welche die neue Verfassung den Prinzen Johann mit den übrigen königlichen Prinzen zu Sitz und Stimme berief, war sein Wirken ein sehr hervorragendes, namentlich in den Deputationen. In vielen wichtigen Fragen sind die von ihm verfaßten Commissionsberichte entscheidend gewesen.

Diese lebendige und segensreiche Erfüllung seiner Staatspflichten ist dem

Digitized by Google

Prinzen um so höher anzurechnen, je weniger er voraussehen konnte, daß ihm beschieden sein werde, einst selbst den Thron Sachsens zu besteigen — da sein nur wenige Jahre älterer Bruder, König Friedrich August in voller Kraft und Gesundheit stand — und je mehr seine Natur ihn für die Freuden seines glücklichen Familienlebens in der ländlichen Zurückgezogenheit seiner Besitzungen empfänglich machte. Dieser starke Familiensinn, das innige Verhältniß zu seiner erlauchten Gemahlin, die naive Freude am eigenen Heim, die herzliche väterliche Sorgfalt für die Erziehung und das Gedeihen seiner Kinder zu des Landes Stolz und Freude: diese Züge führen Jedem das Bild des verklärten Königs bürgerlich nahe. Darum haben auch die Freudentage seines Hauses ebenso wie die vielen harten Prüfungen, die ein unerbittliches Geschick seinem Vaterherzen brachte, im ganzen Lande stets die innigste Theilnahme gefunden. Jedem ging Freud und Leid des fürstlichen Vaters menschlich nahe. Reiche Ernte hat der Tod unter seinen Kindern gehalten. Sechs von neun blühenden Kindern, fünf Prinzessinnen und ein Prinz, sind in der vollen Kraft der Jugend vor dem Vater ins Grab gesunken. Sein strenggläubiges frommes Gemüth hat in den Tröstungen der Religion die Kraft gefunden, diese schweren Heimsuchungen zu tragen.

Von der Innigkeit seiner Empfindung, von seiner Hingebung an das ewig Schöne und Hohe wird ein Zeugniß noch zu fernen Geschlechtern reden, wenn auch die persönlichen Erinnerungen an diese Vorzüge, die heute lebendiger im Gedächtniß der Mitlebenden sind als je, längst der Geschichte angehören. Dieses eine vornehme Zeugniß ist seine metrische und commentirte Uebersetzung von Dante's Göttlicher Komödie, die der Prinz in den Jahren 1839—1849 in drei umfangreichen Bänden unter dem Namen Philaletes herausgab. Dieses unvergängliche Werk ist die Frucht ernstester Studien der italienischen Sprache und des italienischen Meisters, die gefördert und getragen wurden durch eine in früher Jugend begründete Vorliebe für die italienische Welt der Renaissance und im Jahr 1821 und 1822 durch eine längere italienische Kunst-Reise die lebhafteste Anregung empfing. Vom Jahr 1826 an hatte der geistvolle Prinz zudem alle bedeutenden Schriftsteller, Componisten und Künstler der Residenz zu einem dauernden und gegenseitig fruchtbringenden Kreis in seinen Salons um sich zu versammeln gewußt. Wir nennen aus diesem Kreise u. A. nur Carl Maria von Weber, Tieck, Tiedge, Friedrich Kind, Hofrath Böttiger.

Der plötzliche gewaltsame Tod des Königs Friedrich August, welcher am 9. August 1854 zu Brennbichl in Tirol einem unglücklichen Sturze aus dem Wagen erlag, berief den Prinzen Johann wider sein Erwarten auf den Thron. Sachsen hat selten eine regere, glücklichere Zeit gesehen, als in den neunzehn

Digitized by Google

Regierungsjahren seines Königs Johann, die nun folgten. Unter des Königs persönlichster reger Betheiligung wurde das Strafrecht und das Strafverfahren dem Geiste der Zeit entsprechend umgeändert. Schon im ersten Jahrzehnt seiner Regierung gelingt der Abschluß der großen Codification eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Königreich, an dem ein Jahrhundert immer vergeblich gearbeitet hatte. Der Beginn der sechziger Jahre ist ausgezeichnet durch den Erlaß einer Gewerbeordnung, welche nur durch die heutige deutsche Gewerbeordnung an Freisinn und weisem Verständniß der modernen Wirthschaft übertroffen wird. In gleich aufgeklärter Weise steht die Regierung des Königs, allen österreichischen Verwerfungsgelüsten der ersten Kammer zu Trotze, im Jahre 1862 mit der gesammten Industrie und Handelswelt des Landes fest beim preußisch-französischen Handelsvertrag und beim Zollverein. Eine ungewohnte enorme Entfaltung der ganzen Wirthschaft des Landes, eine beneidenswerthe Blüthe der Staatsfinanzen lohnt die weise Oeconomiepolitik der königlichen Regierung. Und die geistigen Interessen des Landes werden mit nichten vergessen. Zur ersten Universität Deutschlands erhebt sich Leipzig empor. Und immer inniger ist in diesen langen Jahren des friedlichen Aufblühens das persönliche Verhältniß der Bevölkerung zu ihrem König geworden. Er liebte es, seine Städte und Bürger überall im Lande persönlich zu schauen, persönlich bei ihnen nach Freud und Leid zu fragen. Ueberallhin drang sein klarer Blick. Wohl niemals ist das königliche Recht der Gnade von einem Regenten gewissenhafter und mehr aus selbsteigener Kenntniß der Fälle geübt worden, als von König Johann. In allen Dingen und in allem Wandel der Zeiten hat er treu das königliche Wort erfüllt, mit dem er am 10. August 1854 die Regierung angetreten hatte: „mit dem festen Vorsatz, in des Hohen Vollendeten Sinn und Geist fortzuwalten, in dem Geiste jener Gerechtigkeit und Milde, jener Umsicht und Festigkeit, jener treuen Liebe zu Meinem Volke, die Sein Andenken stets in Ehren halten werden." Heute an seinem Sterbelager könnte man dieselben Worte als das rühmlichste Zeugniß dem verklärten König nachrufen.

Wer könnte leugnen, daß Sachsen auch böse schwere Tage unter König Johann gesehen hat, Tage, in denen zum Unheil des Königs und des Volks jene Saat der Zwietracht und Feindschaft mit dem deutschen Staate Preußen, die Beust gesät hatte, in giftige Halme schoß; Tage, in denen das Land blutete, um die Sünden jenes Staatsmannes abzubüßen. Aber so schwer jene Zeit in Sachsen überall empfunden wurde, dem Könige schlugen bei seiner Rückkehr in die Heimath in gleicher Liebe Aller Herzen entgegen, als er wiederkehrte mit dem königlichen Versprechen, treu und unerschütterlich bei dem neuen Bunde der Deutschen zu stehen, nachdem er den Minister entlassen hatte, dem zu lange nur sein königliches Vertrauen ohne Arg geschenkt war. Und so treu

Digitized by Google

wie je ein Wort hat König Johann dieſes Gelöbniß gehalten, das er beim Eintritt in die neue Zeit, in den neuen Bund ablegte. Wer jahrelang im Kampfe der Parteien in Sachſen geſtanden hat, dem ſind hundert Beiſpiele dafür zur Hand, wie oft von dieſer und von jener Seite der Verſuch gemacht wurde, Sachſens Pflichten gegen den Bund herabzudrücken, die Machtfülle des Particularſtaates gegenüber dem gemeinſamen Ganzen aufzublaſen. Indeſſen alle dieſe Verſuche haben, wenn ſie überhaupt ernſthaftere Geſtalt anzunehmen wagten, niemals vermocht, an dem königlichen Worte herumzudeuteln, die Bundestreue König Johann's um eines Fingers Breite einzuſchränken. Er war — um nur ein Beiſpiel für dieſe Pflichtſtrenge anzuführen — wie der Verfaſſer aus beſter Quelle weiß, der erſte, der ſeinen Räthen gegenüber Zweifel an der Bundesmäßigkeit jener ſächſiſchen Verordnungen zum deutſchen Strafgeſetzbuch äußerte, deren Nichtbündesmäßigkeit zuerſt die zweite Sächſiſche Kammer und ſpäter auch der höchſte ſächſiſche Gerichtshof ausſprach. Und wie hocherhebend war die nationale Pflichterfüllung des Königs, des königlichen Hauſes der Regierung und des ganzen Landes in den Jahren 1870 und 1871! Die beiden Söhne des Königs haben zum Schutze Deutſchlands ihre Sachſen vor den Feind von Sieg zu Sieg geführt und mit ihnen im Donner der Schlachten dem Soldatentod unverzagt ins Auge geblickt. Den hohen Siegespreis, den die erlauchten Prinzen mit erkämpften, die Wiederaufrichtung des deutſchen Reiches und der deutſchen Kaiſerwürde, hat des greiſen Königs Regiment noch geſehen. Er iſt dem Reiche ein ſo treuer Bundesgenoß geweſen wie dem Nordbund.

Der Waffenruhm ſeiner Söhne, die Ernennung ſeines Thronfolgers zum Generalfeldmarſchall des deutſchen Reiches erfüllten das Vaterherz des greiſen Monarchen mit Stolz und Freude, die er offen dem deutſchen Kaiſer und dem ganzen Lande ausſprach. Und noch war ſeinem Herzen eine höhere ſeltenere Freude vorbehalten: den fünfzigjährigen Jahrestag mit der treuen, edeln Genoſſin ſeines Lebensbundes feſtlich zu begehen. Ganz Sachſen feierte den Ehrentag mit ſeinem Könige in herzlichſter Freude, unter innigen Segenswünſchen für das hohe Jubelpaar; der deutſche Kaiſer und viele deutſche Fürſten waren zu dem Tage nach Dresden gekommen. Indeſſen war es der letzte Glanz der in den Abend ſeiner Tage fiel. Ein ſtets gefährlicher auftretendes Herzleiden ſpottete aller ärztlichen Kunſt und Heilquellen, und nun, da noch kein Jahr verſtrichen iſt ſeit dem Jubelfeſte vom November 1872, hallen dieſelben Glocken, die damals den fünfzigjährigen Ehebund des Monarchen einläuteten, die Todtenklage über ſeinen Hingang durch das Land.

Die allgemeine und tiefgefühlte Trauer über des Königs Hintritt, welcher Sachſens Bevölkerung, die geſammte deutſche Preſſe und das Oberhaupt des deut-

Digitized by Google

schen Reiches so lauten Ausdruck gegeben, wird gemildert durch den Trost, daß König Albert im Sinne seines erlauchten Vaters regieren werde. Die hohen Mannestugenden, welche den neuen König Sachsens zieren, leben im Munde des ganzen deutschen Volkes. Er hat vor seinem verblichenen Vater voraus, daß seine Jugend und Manneskraft in die moderne Zeit fällt, daß er deutsche Heere gegen den Erbfeind geführt und die Grundlage des deutschen Staates persönlich mit erstritten hat. Möge ein langer blühender Friede dem Könige für das lohnen, was der Kronprinz uns errang. Möge ihn die Liebe des Landes und das gute Einvernehmen mit den Gewalten des Reiches stets so treu geleiten wie seinen heimgegangenen Vater!

Kirche und Staat in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Von Dr. Jos. P. Thompson.

Der ebenso verständnißvolle und unparteiische, als klare und anerkennende Artikel Prof. H. Jacobi's in den Grenzboten III. S. 441. über obiges Thema verdient den warmen Dank des Verfassers jenes kleinen Buches, an dessen Hand die betreffenden Bemerkungen gemacht waren, erfordert aber zu gleicher Zeit einige Nachträge, die in dem Werke selbst nicht Platz gefunden haben. Zunächst bittet der Autor zu bemerken, daß er nicht Baptist ist, sondern sein ganzes Leben lang zur congregationalistischen Kirche gehört hat, einer Kirchengemeinde die augenscheinlich in Deutschland wenig gekannt wird. Congregationalisten würden zwar dem Wortsinn nach auch die Baptisten wie die Unitarier genannt werden können, da in beiden Religionsgesellschaften, jede Gemeinde unabhängig ist, selbständig ihre Beamten wählt, und ihre kirchlichen Angelegenheiten regelt. Doch sind Baptisten durch den besonderen Ritus ihrer Taufe, Unitarier durch ihr besonderes Dogma charakterisirt, während congregationalistische Gemeinden im eigentlichen Sinne solche sind, die neben der Unabhängigkeit der einzelnen Gemeinden die Kindertaufe und als Glaubensnorm das Evangelium adoptirt haben. Sie haben im Ganzen das, was in Deutschland der Protestantenverein erstrebt, nämlich Freiheit jedes Einzelnen sich über die untergeordneteren Dogmen eine eigne Meinung zu bilden, so lange der Boden des Evangeliums nicht verlassen wird.

Digitized by Google

Wenn in Wahrheit der Autor „von Kirche und Staat, die Zustände seines Vaterlandes im rosenfarbenen Lichte dargestellt hat", so hat er dies unwissentlich gethan, dennoch ist er auch jetzt der Meinung, daß dieses Licht nicht subjectiv, sondern objectiv ist, ein Licht, welches die Principien und die Facta ausstrahlen, und nicht eine künstliche Färbung. Er suchte nicht, das amerikanische System als „das normale und vorbildliche" darzustellen, er wollte nur dieses System und seine Wirkungsweise beschreiben.

Was nun die thatsächlichen Einwürfe und Fragen des Herrn Jacoby betrifft, so ist der erste Punkt die Folgerung, daß durch die gesetzliche Anerkennung des Sonntags und der Thanksgivings-Tage der Staat sich in kirchliche Dinge mische und das Christenthum privilegire (S. 443). Historisch betrachtet sind allerdings die Sonntagsgesetze meistens eine Erbschaft der Anschauung, daß der Staat für die Religion sorgen müsse, welche in den Colonien die herrschende war, ehe das Volk seine politische und kirchliche Unabhängigkeit errungen hatte. Jetzt indessen läßt man diese Gesetze nicht bestehen, um eine Protection der Religion durch den Staat zu statuiren, sondern nur um die Bürger in der Uebung ihrer Religion zu schützen. Der Staat findet in der Gesellschaft ein ohne Zweifel heilsames Gefühl der Pietät, welches hauptsächlich in der Festhaltung bestimmter Tage für religiöse Uebungen seinen Ausdruck findet. Damit alle Klassen des Genusses solcher geheiligter Tage theilhaftig werden, müssen sie als gesetzliche Feiertage anerkannt werden, da sonst der Wechsel- und Notenverkehr ꝛc. keine Unterbrechung zuließe. Der Staat anerkennt somit nur ein sociales Bedürfniß und handelt nur im Interesse von Handel und Wandel, und nicht in dem der Religionen. Daß der christliche Sonntag beibehalten wurde, erwuchs freilich aus der Thatsache, daß die ursprüngliche Gesellschaft Amerikas rein christlich war, und noch heute vorwiegend christlich ist; es ist hierin auch eine Kränkung der Juden und Chinesen weder beabsichtigt noch thatsächlich vorhanden, da diese gern die gebotnen Vortheile wahrnehmen, und ihre eignen religiösen Gebräuche und Feiertage gleichen gesetzlichen Schutzes genießen. Wenn die Gesetze über Sonntagsheiligung ein Unding sind, so gehören sie doch einmal zur religiösen Freiheit und stoßen das Princip nicht um. Die Regierung läßt in solchem Falle nicht der Religion, sondern dem Volke ihren Schutz angedeihen.

Was das Nationaldankfest betrifft, so ordnet dies der Staat lediglich als bürgerlichen Feiertag, an dem die Geschäfte ruhen, und kümmert sich durchaus nicht um die kirchliche Feier, welche die Relionsgesellschaften an diesem Tage vornehmen.

Herr Jacoby vermißt ferner nähere Angaben über die Beziehungen des Staates zur Schule in religiöser Hinsicht. Vom staatlichen Standpunkte aus ist in den V.

Digitized by Google

St. die Erziehung nicht eine Sache der Mildthätigkeit gegen die Armen, oder eine sittliche Pflicht der Gesellschaft gegen ihre Mitglieder, sondern lediglich eine Nothwendigkeit für den Staat selbst, eine Maßregel der Selbsterhaltung gegen die Uebel und Gefahren der Unwissenheit bei der großen Ausdehnung des allgemeinen gleichen Stimmrechtes. Daher hat jeder freie Staat, von der ersten Besiedlung an, für allgemeinen Schulunterricht auf öffentliche Kosten gesorgt; und seit der Aufhebung der Sclaverei sind auch die früheren Sclavenstaaten diesem Beispiele gefolgt. Bis jetzt ist, mit zwei oder drei Ausnahmen, das preußische System des Schulzwanges in den V. St. nicht angenommen worden, da der Ehrgeiz der Eltern, der Eifer der Philanthropen, und die Kraft der öffentlichen Meinung für genügende Motive galten, um den Schulbesuch aller Kinder zu sichern. In einigen Städten ermächtigen die Vagabundengesetze die Polizei, schulschwänzende Kinder zwangweise in die Schule zu führen.

Die öffentlichen Schulen werden in den verschiedenen Staaten auf verschiedene Weise geleitet und unterhalten. In einigen wird jährlich aus dem Staatsschatze eine Summe an Vertrauensmänner gezahlt, die von den Wählern jedes Schuldistrictes gewählt sind, in andern wählen die Bürger der Schuldistricte ihren Schulvorstand, und votiren zugleich die erforderliche Schulsteuer. In früherer Zeit als die Schuldistricte eine homogenere und vollständiger eingeborne Bevölkerung hatten, als jetzt, unterhielt der vorherrschend religiöse Sinn der Gemeinde eine Art von religiöser Uebung — ein Psalm, ein Gebet, ein Kirchenlied beim täglichen Beginn der Schule. Dies galt als selbstverständlich, und der Ortsgeistliche war in der Regel Mitglied des Schulcollegiums. Aber confessioneller Unterricht, in dem in Deutschland geltenden Sinne des Wortes, war nicht gebräuchlich, auch galt es nicht als Pflicht des Staates für den Religionsunterricht zu sorgen. Das religiöse Element war einfach Ausfluß der religiösen Stimmung der Gemeinde die Alles durchdrang. So ging es, bis die Katholiken zahlreicher wurden, und gegen das Gebet und den Gebrauch der Bibel Einwendungen erhoben. Obgleich nun anfangs Viele beunruhigt wurden durch die Furcht, daß Religion und Staat unterwühlt werden würden, wenn jene altehrwürdige Gewohnheit aufhöre, und obgleich der Parteiruf laut wurde: „Wir wollen die Bibel nicht aufgeben" so hat doch der besonnene zweite Gedanke des Volkes die theuer gewordene religiöse Sitte dem Principe der Religionsfreiheit zum Opfer gebracht. Zum Theil wurde über die Frage ein Compromiß geschlossen, zum Theil wird noch darüber gestritten. Immerhin wird der Stand der öffentlichen Meinung am besten erkannt aus den folgenden Aussprüchen leitender religiöser Journale. Der „Christian Advocate" ein Organ der Methodisten sagt:

Digitized by Google

„Wenn eine protestantische Majorität des Schuldistrictes oder des Staates das Recht hätte, ihre Religion den öffentlichen Schulen aufzuzwingen, so würden die andern Religionen, papistische oder heidnische, jüdische oder muhammedanische*) dasselbe Recht beanspruchen können, wenn sie die Majorität erlangten. Daher ist die einzig richtige Politik die, aus den Schulen Anstalten zu machen für rein weltliche Unterweisung und den religiösen Unterricht dahin zu verweisen, wohin ihn Gott gestellt hat, in die Familie und in die Kirche." Der „Methodist", ein Organ derselben Religionsgesellschaft sagt:

„Die wenigen Unterrichtsstunden der öffentlichen Schulen sind nur eben genügend für den bloßen Elementarunterricht im weltlichen Wissen, das zur nothwendigen Bildung des Kindes gehört. Wir müssen schon deßhalb die religiöse Erziehung unsrer Kinder dem Hause, der Kirche und den Sonntagsschulen vorbehalten, ja wir sollten sie selbst nicht anderswo wünschen, selbst wenn es anginge."

Hierzu sagt der „Independent", ein congregationalistisches Journal:

„Die Politik, welche diese leitenden methodistischen Zeitschriften übereinstimmend anempfehlen, ist die einzige, welche bei dem gegenwärtigen System unsrer öffentlichen Erziehung eingeschlagen werden kann. Jene beiden bedeutenden Journale kommen somit auf denselben Standpunkt, den der Independent schon seit langer Zeit eingenommen hat, daß nämlich der Unterricht in unsern öffentlichen Schulen rein weltlich sein muß, und daß religiöse Uebungen und Belehrung in Institutionen, die der Staat leitet, nicht erzwungen werden können."

Der nächste Punkt, über den Herr Jacoby nähere Angaben wünscht, ist die Limitirung des Kirchenvermögens.**) In seiner Schrift hat der Verfasser des Weiteren die Principien auseinandergesetzt, nach denen in den V. St. die Kirchen Vermögen halten und verwalten, und hat zur Verdeutlichung die Gesetze des Staates New-York detaillirt;***) eine kleine Ergänzung mag hier am Platz sein. Da es ein allgemeines Princip der amerikanischen Gesetzgebung ist, dem kirchlichen Eigenthum Steuerfreiheit zu gewähren, so sind in den meisten, wenn nicht in allen Staaten Gesetze erlassen, welche ein Maximum des Vermögens, das religiöse Corporationen halten dürfen, festsetzen, dieser Betrag allein ist steuerfrei. Auch in den Territorien ist durch eine Acte des Congresses vom Jahre 1862 ein solches Maximum festgestellt. Diese lautet: „Eine Corporation oder Gesellschaft zu religiösem oder mildthätigem Zweck darf in irgend einem Territorium der V. St., so lange Territorialverwaltung

*) Grenzboten III. S. 448.

**) Diese Paralleliſirung ist für amerikanische Anschauung recht charakteristisch.

***) Kirche und Staat. S. 68.

Digitized by Google

besteht. Immobilienvermögen nur bis zum Werthe von 50,000 Dollars besitzen; Alles Vermögen über diesen Betrag hinaus soll verwirkt sein und zu Gunsten der V. St. eingezogen werden, vorausgesetzt, daß nicht ein vor Erlaß dieses Gesetzes wohl begründetes Recht in Frage kommt."

Die Steuerfreiheit des kirchlichen Eigenthums erwuchs aus dem Gedanken, daß die Kirchen als eine Art moralischer Polizei dienen, indem sie für das öffentliche Wohl sorgen und die Gesellschaft von vielen Lasten und Gefahren die ihr Pauperismus und Laster bringen, befreien dadurch, daß sie für die Armen und Unwissenden sorgen, und Verbrecher zu bessern suchen.

Es wächst jetzt das Verlangen nach Abschaffung dieses Vorrechtes, seit dasselbe von den Katholiken so weit mißbraucht ist, daß eine indirekte Dotation ihrer Kirchen seitens des Staates hierdurch entstanden ist. Man darf nicht vergessen, daß die amerikanische Gesetzgebung zuweilen gezwungen ist, einen ererbten Grundsatz fallen zu lassen, der augenblicklichen Zweckmäßigkeit wegen, und durch den Drang der Umstände das schwierige Manöver der Frontveränderung ausführen muß, einer Sache gegenüber, die für etwas Gutes galt und sich nachher als drohendes Uebel auswies, die Maxime Rousseau's illustrirend, daß: „La science du gouvernement n'est qu'une science de combinaisons, d'applications et d'exceptions, selon le temps, les lieux et les circonstances."

Es kann also leicht die traditionelle Steuerfreiheit der Kirchen beseitigt werden, doch wird wahrscheinlich die Beschränkung auf ein Maximum des Vermögens beibehalten werden, da im Volke eine gewisse Mißgunst gegen reiche und mächtige Corporationen, besonders kirchlichen Characters verbreitet ist. Die oben angeführte Congreßacte ist nur in den Territorien giltig, für welche der Congreß kraft der Constitution alle nöthigen Verordnungen und Regulative erlassen kann; und in diesen, die erst kürzlich besiedelt sind, und wo das Land billig ist, erscheint ein Grundbesitz von 50,000 Doll. Werth reichlich genügend. Während auf der anderen Seite die Katholiken z. B. gehindert sind, sich im Voraus in den Territorien ein Landmonopol zu schaffen, welches später, bei dem Uebergange der Territorien in Staaten eine colossale Wertherhöhung erführe. Dasselbe Princip der Beschränkung des Kirchenvermögens herrscht in den Staaten und übt einen weisen und heilsamen Einfluß.

Die Unklarheit, welche Herr Jacoby*) bei der Anführung der kirchlichen Tribunale beklagt, wird sofort verschwinden, wenn ich erkläre, daß dieselben keineswegs vom Staate eingerichtet sind, und in keiner Weise bürgerliche oder richterliche Gewalt oder Functionen besitzen. Sie sind einfach Tribunale,

*) Grenzboten III. S. 450.

Digitized by Google

errichtet von einigen Kirchen für Handhabung ihrer eigenen Disciplin, und mit einer Wirkungssphäre nur innerhalb derselben. Congregationalisten, Baptisten, Unitarier ꝛc. haben solche überhaupt nicht.

Prof. Jacoby beschwert sich*) darüber, daß der irreligiöse Character der europäischen Einwanderer in Amerika dem Staatskirchensystem, unter dem sie erzogen sind, zur Last gelegt wird. Er sagt: „wäre es nicht ungerecht, wenn wir, falls Europa das Land wäre, in welches sich die Geächteten Amerikas flüchteten, für die Verbrechen, welche diese unfehlbar begehen würden, das Freikirchensystem Amerika's verantwortlich machen wollten?"

Aber das geschieht ja wirklich alle Tage in europäischen Journalen, und wohl zu merken noch immerfort auch in der Presse Deutschlands. Der Amerikaner, der in Deutschland lebt, sieht jedes Verbrechen, welches in den V. St. verübt wird, in den deutschen Zeitungen wiedererzählt, über alles Maß hinaus übertrieben, und mit Weglassung aller mildernden oder erklärenden Umstände, als da sind Grenzerleben und dergleichen, oder ob von Einwanderern verübt — hingestellt als Specimen der amerikanischen Gesellschaft, oder als Product der amerikanischen Institutionen, und in Privatcirkeln werden ihm oft solche mit Unwissenheit und Vorurtheil, wenn nicht mit Bosheit geschriebene Travestien amerikanischer Freiheit vorgehalten. Der Autor von Kirche und Staat hat nur die Kehrseite der Sache hervorgekehrt, und die Schuld an einem enormen Procentsatz der in den V. St. verübten Verbrechen auf die europäische Gesellschaft zurückgeschoben. Die unleugbaren Thatsachen, die glaubwürdigen statistischen Zusammenstellungen der Polizeigerichte und der Gefängnisse stehen ihm hierbei zu Seite. Wenn also gesagt wird, daß das Freikirchensystem die Masse der Bevölkerung dem Heidenthum und der Irreligiosität in die Arme triebe, so können wir wohl erwidern: „Seht hier das Gros der Bevölkerung, die uns Europa herüber sendet, jeder Einzelne doch wohl in einer Staatskirche getauft und confirmirt und mit dem Katechismus einer confessionellen Schule im Kopfe!"

Und nicht allein durch das Füllen der Criminalacten**) ist die fremde Einwanderung den V. St. schädlich; ihr politischer Einfluß hat es dahin gebracht, zwei mächtige Wächter der öffentlichen Ordnung und Moral zu brechen, die Sonntags- und die Mäßigkeitsgesetze. Was immer über die Weisheit solcher Gesetze in der Frage der politischen Ethik gesagt werden mag — das kann nicht geleugnet werden, daß diese Gesetze — oder vielmehr das in ihnen zum Ausdruck gekommene öffentliche Gefühl — vieles dazu beigetragen hat, die amerikanische Nativegesellschaft mit ihrem Charakter der Stabilität, der Ord-

*) Grenzboten S. 452.

**) Die Fremden bilden ⅙ der weißen Bevölkerung und liefern über ⅓ weiße Verbrecher.

Digitized by

nung, Mäßigkeit und Tugend zu umkleiden. Es giebt kein größeres Pasquill der amerikaniſchen Geſellſchaft, als wenn man ſie darſtellt, wie es z. B. in der Wiener Ausſtellung geſchieht durch die „American drinks“. Solche Drinks ſind in der anſtändigen Geſellſchaft der V. St. unbekannt, ſie repräſentiren den Loaferismus (die Bummler) der Städte und den Rowdyismus der Grenzer, und ſtehen unter dem Banne der Geſetze. In jeder reſpectabeln Geſellſchaft iſt Mäßigkeit in Getränken, ſelbſt bis zur Abſtinenz, die Regel, und in vielen Staaten ſteht der Verkauf geiſtiger Getränke unter ſtrenger Aufſicht. Jetzt pflegen die deutſchen Einwanderer, und ſogar der beſſere Theil derſelben, gegen die Sabbathgewohnheiten und die Temperanzgeſetze anzukämpfen; und von den Beſten ſelbſt unter ihnen muß geſagt werden, daß, obwohl ſie ordentliche, rechtſchaffene, achtbare und gediegene Bürger ſind, ſie ſich doch nicht einer Kirche anſchließen und wenig Eifer in religiöſen Uebungen zeigen, vielmehr dem Unglauben verfallen ſind. Daher iſt es nicht verwunderlich, daß die amerikaniſchen Chriſten den Staatskirchen die Schuld hieran beimeſſen und auf ſie das Wort Chriſti anwenden: „an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen.“ Prof. Jacoby widerſetzt ſich dem, daß Europa für den Mormonismus verantwortlich gemacht wird, und ſucht ihm den amerikaniſchen Stempel aufzudrücken, indem er ſagt: „im chriſtlichen Europa wäre für den Mormonismus kein Freiſtätte geöffnet worden.“*) Dies iſt aber ebenſo im chriſtlichen Amerika der Fall. Es wurde ihm keine Freiſtatt geöffnet; ſobald ſein Charakter enthüllt wurde, wurde er von einem Staate nach dem anderen vertrieben. Er vermochte nicht Fuß zu faſſen in Pennſylvanien, in Ohio, in Miſſouri, in Illinois; nirgendwo mit einem Worte hat die amerikaniſche Geſellſchaft dieſes organiſirte Syſtem von Heuchelei und Betrug, von Immoralität und Blasphemie geduldet. Es wurde gezwungen, bis über die Grenzpfähle der Civiliſation hinauszuwandern, und konnte ſich nur in der Wüſte, hinter einem Walle von Indianerſtämmen feſtſetzen; und jetzt da die Eiſenbahn, das wirkliche Amerikanerthum an ihre Grenzen gerückt iſt, fangen die Mormonen an, vor ihm zurückzuweichen. Prof. Jacoby nennt die merkwürdige Niederlaſſung der Mormonen, die Urbarmachung des Landes, die Coloniſation, geniale Producte amerikaniſchen Unternehmungsgeiſtes. Aber die wirkliche Thatſache iſt, daß der Urheber dieſes Exodus, der Leiter der Colonie, deſſen Schlauheit und Energie in der Wüſte eine Oaſe der Glückſeligkeit und des Reichthums für ihn ſelbſt geſchaffen hat, daß dieſer Brigham Joung ein Engländer iſt und daß die Hauptmaſſe ſeiner Jünger aus Großbritannien und Nordeuropa ſich recrutirt, ſo, daß Europa für das Credit und Debet des Mormonismus wenigſtens theilen muß mit Amerika. Aberglaube, Fanatis-

*) Grenzboten S. 452.

Digitized by Google

mus, Leichtgläubigkeit, Humbug liegen in der menſchlichen Natur, ihre beſonderen Entwicklungsformen hängen ab von Ort und Zeit, und Europa hat einen ebenſoguten Theil davon wie Amerika. Die deutſchen Wiedertäufer des 16. Jahrhunderts hatten alle charakteriſtiſchen Kennzeichen des Mormonismus. Sie behaupteten inſpirirt zu ſein, ſie erkannten die Landesregierung nicht an, ſie errichteten eine Theokratie, nannten Münſter den „Berg Zion", erhoben den Zehnten und lebten in Polygamie. Bis jetzt hat außerdem Amerika in eigenen einheimiſchen Römiſch-Katholiſchen Wundern noch nichts geleiſtet.

Prof. Jacoby tröſtet den Autor von Kirche und Staat über das Böſe, das von Europa nach den V. St. importirt wird, mit dem Guten, das wir ebenfalls daher beziehen, mit der Bemerkung, daß „überhaupt das amerikaniſche Geiſtesleben im Großen und Ganzen aus der Kultur Europas ſchöpft und an ihr ſich ſättigt. Amerika habe bis jetzt auf keinem Gebiete der Kunſt, der Wiſſenſchaft, der Kirche Erzeugniſſe von klaſſiſcher Originalität hervorgebracht. Es ſäße immer noch zu Gaſte am Tiſche des Kulturmutterlandes Europa.*) Wohl, es iſt immerhin etwas, an einer ſo wohl beſetzten Tafel Geſchmack zu finden, im Stande zu ſein, ſeinen Platz daran feſt zu halten, und fähig zu ſein, die Koſt zu verdauen. Es war ein gut Ding für Deutſchland, als es zuerſt Platz nehmen konnte an der Tafel der Wiſſenſchaften und Künſte, welche auf der anderen Seite der Alpen Italien ſo verführeriſch gedeckt hatte, und auch ſpäter als es ſich während einer langen Zeit an der höheren Kultur Frankreichs ſättigen konnte.

Iſt es doch nicht viel länger als ein Jahrhundert her, daß der große Friedrich 1740 an Maupertuis ſchrieb: „Seit meiner Thronbeſteigung hat Herz und Neigung in mir den Wunſch rege gemacht, Sie hier zu haben, damit Sie unſere Berliner Akademie in die Form bringen, die Sie allein im Stande ſind, ihr zu geben. Kommen Sie alſo, kommen Sie, und impfen Sie dem wilden Stamme das Propfreis der Wiſſenſchaft ein, auf daß es Frucht tragen möge."

Wenngleich die lateiniſchen Racen in einigen Kunſtformen den Vorrang behaupten mögen, ſo wird doch Niemand leugnen, daß Deutſchland im Ganzen ſeine Nachbarn, bei denen es früher in die Schule ging, überragt; Niemand indeſſen wird es deshalb ſchelten, weil es einſt an Jener Tiſche ſaß. Der Verfaſſer von „Kirche und Staat" hat nicht anders als zum Preiſe von Deutſchland geſprochen und die Gelehrten Amerikas ſind ſtets bereit, ihre Dankbarkeit gegen die deutſche Wiſſenſchaft anzuerkennen. Doch ihr Glaube an die Gründlichkeit, die Accurateſſe und an die Unparteilichkeit wird faſt erſchüttert durch Behauptungen wie die, daß Amerika in keinem Zweige des Wiſſens

*) Grenzboten S. 452.

Digitized by Google

etwas hervorgebracht habe, was des Ruhmes „classischer Originalität“ würdig sei. Denn die untenbenannten Werke verdienen denn doch wohl diese Bezeichnung.*)

Ich kann diese aufs Gerathewohl herausgegriffenen Anführungen nicht zu einem Catalog anschwellen lassen. Doch werden die angeführten Werke zum vorliegenden Zwecke genügen.

Wenn Prof. Jacoby ein Buch von Dr. B. G. Northrop lesen will, betitelt „Should American youth be educaded abroad?“ so wird er finden, daß die deutsche Wissenschaft und Kultur so sehr nicht in den Vereinigten Staaten angebetet und gesucht werden, als Deutsche oft glauben. In diesem Buche üben viele Professoren, die sehr vertraut sind mit dem deutschen Erziehungssystem, obgleich sie Deutschland nach Verdienst ehren, Kritik an den Mängeln dieses (Welches? D. Red.) Unterrichtsverfahrens, und stellen das amerikanische höher in Rücksicht auf Gründlichkeit, Umfang, Präcision und Nutzbarkeit.

Der Anspruch auf ein Monopol des Wissens wird durch die Thatsachen widerlegt. Die Tafel, an der die Wissenschaft den Vorsitz führt, ist größer und reicher als die, an welcher nur Deutschland oder Europa säße; und an jener hat Amerika seinen Platz nicht durch Courtoisie, sondern von rechtswegen; und während es seinen älteren Schwestern den Vorrang an Zeit und Platz willig zugesteht, bringt es sein volles Theil der Provisionen und der Ausschmückung des Festes dar.

---

*) Die „New-England Theology von Edwards bis zu Park, vom Willen, von der Sünde und der Buße, mit ihren feinen metaphysischen Untersuchungen; die Arbeiten von Robinson Hackett Abbot und Tyler über Exegese, von Robinson und Smith über die Erforschung Palästina's; die Beiträge der Professoren Harley und Whitney zur vergleichenden Philologie, des Dr. Ward zur assyrischen Keilschrift; Whitney's Kritik August Schleicher's; oder sein Sanscritwerk (dem beiläufig auch die Berliner Academie ihren Preis zuerkannt hat); die Bibliotheca sacra und das Journal der American Oriental Society; Williams chinesisches Wörterbuch; Trumbulls Essays über indianische Sprachen; Van Dyke's arabische Uebertragung der Bibel, welche die Gelehrten von Damascus dem Koran gleichstellen; Wheaton's und Woolsey's Arbeiten über internationales Recht; die beste Geschichte der holländischen Republik ist wohl die von Motley. Aus den Naturwissenschaften nenne ich die Beiträge von Have und Henry zur Chemie und Physik von Draper zur mikroscopischen Physiologie, von Jackson über Anästhetica; von Whitney und Marsh zur Geologie und Paläontologie; von Pierce zur Astronomie; von Dana zur Mineralogie und Geologie (dessen Werke von jeder hervorragenden wissenschaftlichen Corporation Europas hochgeschätzt werden); von Verill zur Zoologie und Biologie?

Digitized by Google

Fleischmann's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Wohl die meisten Fremden, welche die altehrwürdige Reichsstadt Nürnberg, des deutschen Reiches Schatzkästlein, besuchen, um die Werke alter Kunst, welche daselbst trotz einer schon Jahrzehnte andauernden, systematischen Plünderung, in großer Zahl noch erhalten und zu einer charaktervollen und höchst malerischen Gesammtwirkung vereinigt sind, kennen zu lernen, gehen auch nach der Hirschelgasse und besichtigen das freiherrlich Tucher'sche Haus und die in demselben befindliche weltbekannte Fleischmann'sche Fabrik mit ihren interessanten reichen Waarenlagern.

Dieses Tucher'sche Landhaus, — wie es jetzt noch immer heißt, denn es lag zur Zeit seiner Erbauung in der Vorstadt und ist noch heute mit einem großen Garten versehen — ist architektonisch sehr merkwürdig und gehört zu den kunstgeschichtlich interessantesten Privathäusern, welche wir in Deutschland besitzen, denn es ist eines der ersten Baudenkmale deutscher Renaissance, und wurde, laut Inschrift, im Jahre 1533 errichtet. An ihm mischen sich die Formen der damals neuen, soeben aus Italien herübergebrachten Kunstweise mit der überlieferten gothischen Kunst zu einem interessanten und bedeutsamen Ganzen. Von Einzelheiten fesseln uns, außer dem nach der Straße hin belegenen Erker, hier „Chorlein" genannt, mit seinem auffallenden plastischen Schmuck und dem runden Treppenthurm mit seinen drei Zwiebelkuppeln, besonders auch die nach dem Garten hin belegenen Zimmer, dessen alte aus dem sechzehnten Jahrhundert stammende Ausstattung noch recht wohl erhalten ist. Die Wände sind vertäfelt und oberhalb der Vertäfelung mit Gobelins bedeckt, die Fenster mit Glasgemälden geschmückt und an der Balkendecke des einen Zimmers hängt ein pikanter Leuchter herab, an welchem die eigentlich Lichter tragenden Arme sich um einen Hirschkopf mit dem Wappen der Familie Tucher gruppiren. Neben diesem stattlichen Herrenhause liegt, zum Theil von verfallenden Wohn- und Fabrikgebäuden, ohne architektonischen Werth, zum Theil von einer Gartenmauer mit Brunnen umgeben, ein höchst malerischer Hof, das Entzücken der Maler und Photographen.

In diesem in vielfacher Beziehung interessanten Local befindet sich also W. Fleischmann's Kunst-Anstalt, welche von kleinem Anfange durch Umsicht und unablässiges Streben zu ihrem heutigen, ansehnlichen Umfange und einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung sich emporgearbeitet hat.

Die Fabrik wurde im Jahre 1829 vom Vater des jetzigen Besitzers C. W. Fleischmann gegründet. Er war Kaufmann, handelte besonders mit Puppenköpfen, welche er aus der Fabrik von Voit in Hildburghausen bezog. Weil wegen der damals noch bestehenden Zollgrenze zwischen Sachsen

Digitized by Google

und Bayern der Preis der Hildburghauser Waaren in Nürnberg zu hoch wurde, gründete Fleischmann in Nürnberg in einem Hause am Lauffer Thor unter der Firma „Voit und Fleischmann" eine Zweigfabrik jener Anstalt in Hildburghausen. Dieselbe rentirte sich, wurde allmählig erweitert und im Jahre 1834 in das Tucher'sche Haus verlegt. Sie fertigte nun neben den Puppenköpfen auch anderes Spielzeug aus Papiermaché, (einer Mischung aus Papiermasse, Mehl und Leim) Schäfereien, Menagerien, u. s. w., später auch größere Figuren, Statuetten, Büsten und architektonische Ornamente zur Decoration von Zimmern und Sälen. Alles das fand, besonders in Amerika, viel Anklang und Abnahme. Im Jahre 1838 bestellte König Ludwig I. von Bayern, durch Vermittlung L. v. Klenze's, dem die Erzeugnisse der Fabrik in hohem Grade gefallen hatten, eine Anzahl dreizehn Fuß hoher Karyatiden für den Tanzsaal der Residenz in München, welche aus Papierteig gefertigt werden mußten, weil jedes andere Material für den beabsichtigten Zweck zu schwer erschien. Sie fielen zur vollen Zufriedenheit des Bestellers aus. Dadurch wurde der Ruf der Anstalt in weiteren Kreisen begründet; es mehrten sich nun auch die größeren Aufträge. Die Fabrik übernahm die ganze Ausstattung von Tanzsälen mit Ornamenten, Büsten, Statuetten, Kronleuchtern ꝛc. Im Jahre 1840 begann Fleischmann, auf Veranlassung seines Bruders Dr. Gottfried Fleischmann, welcher Professer der Anatomie an der Universität Erlangen war, anatomische Gegenstände, besonders Knochen und ganze Körpertheile in seiner Masse, naturgetreu bemalt, nachzubilden. Sie fanden, wegen der Sorgfalt und Treue mit der sie ausgeführt waren, viel Beifall, wurden vielfach als Lehrmittel benutzt und werden in der Fabrik noch heute in großen Mengen gefertigt. Als dann im Jahre 1845 die Kartoffelkrankheit in Bayern ausgebrochen war, fertigte Fleischmann im Auftrage der Staats-Regierung getreue Nachbildungen von kranken Kartoffeln, welche zur Belehrung an die Landleute vertheilt wurden. Daran schließt sich die Nachbildung von Früchten aller Art, Schwämmen, Petrefakten ꝛc., ferner Charakterköpfen fremder Menschenracen, Portraits berühmter Persönlichkeiten, Thierköpfen, ganzen Thieren ꝛc. Auch vorweltliche Thiere wurden theils für Schulen, theils für die auf Messen umherziehenden Schaubuden, sodann Ritter-Rüstungen und Folterwerkzeuge, zur Ergänzung von Sammlungen, zur Decoration von Zimmern und für Theater, für letztere auch Kamine, Vasen, Brode, Braten und Speisen aller Art gefertigt.

Im Jahre 1862 begann die Fabrik, welche unterdessen der Sohn Wilhelm Fleischmann, der jetzige Besitzer, übernommen hatte, neben dem Papiermaché auch Thon zu verarbeiten, copirte zunächst alte Oefen, theils einfach grün, theils bunt bemalt und glasirt, welche für restaurirte alte Schlösser,

Digitized by Go

überhaupt Einrichtungen im alten Styl, vielfach gesucht wurden. Den ersten der Art, Copie eines alten Ofens aus der kgl. Burg zu Nürnberg, erhielt der Stadtbaumeister Lacke in Mainz. Sie fanden soviel Beifall, daß Fleischmann nach und nach 36 verschiedene alte Oefen formen und nachbilden lassen konnte. Diese Copien sind jetzt in sehr vielen Exemplaren — im Jahre 1872 allein wurden 45 Stück aus der Fabrik versendet — in Deutschland, selbst in Rußland und Amerika verbreitet. In der neuesten Zeit hat Fleischmann für die Wiener Weltausstellung, durch Künstlerhand, auch einen ganz neuen Ofen nach alter Art fertigen lassen. Die zwanzig verschiedenen Kacheln desselben stellen nach älteren in Holz geschnitzten Reliefs auf der Wartburg die verschiedenen Alter des Menschen in Thiergestalt in humoristischer Weise dar.

Da in unsern Tagen Krüge und Schüsseln aus Fayence und Steingut aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert wegen ihrer decorativ sehr wirksamen Formen und Farben viel gesucht und die alten Originale schon selten werden und oft über alle Maßen theuer sind, fertigt Fleischmann dieselben nach guten alten Mustern, welche ihm aus den Museen zu Nürnberg, Würzburg, München, Darmstadt, Berlin, Cöln, Wien ꝛc. und aus verschiedenen Privatsammlungen geliehen wurden, in demselben Materiale in täuschend getreuen Imitationen neu an. Und in der That erfüllen diese Nachbildungen ihren Zweck vollkommen, sind geeignet die Originale in den meisten Fällen zu ersetzen, ja werden oft, nicht von Fleischmann selbst, wohl aber von auswärtigen Händlern an Kunstfreunde als alt verkauft. Auch ganz neue Krüge im alten Styl hat Fleischmann anfertigen lassen und daß diese von den alten sich nicht wesentlich unterscheiden, beweist wohl die Thatsache, daß kürzlich ein Sammler am Rhein, der für einen „Kenner" gilt, einen von einem noch lebenden Künstler entworfenen und modellirten Krug, welchen die Fleischmann'sche Fabrik in gebranntem, bunt glasirtem Thon ausgeführt hat, und welcher daselbst um wenige Gulden zu haben ist, bei einem Händler in München um den kolossalen Preis von 400 Gulden gekauft hat, wahrscheinlich weil er ihn für einen antiken von Augustin Hirschvogel hielt.

In der allerneuesten Zeit läßt Fleischmann den Forderungen der Kunstfreunde entsprechend, auch schöne alte Waffen, überhaupt Alterthümer der verschiedensten Art, in demselben Material und in der alten Technik in vortrefflicher Weise copiren.

Daneben betreibt Fleischmann nun auch einen Handel mit echten Alterthümern, besonders Schränken, Gefäßen aller Art und Glas, Porzellan, Fayence, Steingut ꝛc., Arbeiten in Eisen, Bronce und vieles Andere, so daß sein großes Lager den Kunstfreunden stets viel des Interessanten und Anziehenden bietet.

R. Bergau.

Das Postwesen auf der Wiener Weltausstellung.

Wien, 1. Nov. 1873.

Die Weltausstellung ist geschlossen. Auch sie ist dem Loose aller irdischen Dinge verfallen. Sie ist gewesen. Doch ihr Eindruck wird unvergänglich sein.

Die Kulturleistungen der Jetztzeit sind nicht blos von Tausenden regsamer Geister aufgenommen und lebendig erfaßt worden, sondern es ist überhaupt nicht zu fürchten, es werde jemals der Charakter unsrer Kultur in die volle Nacht geschichtlicher Vergessenheit sinken, wie es thatsächlich mit der Kultur vergangener Zeiten geschehen ist. Daß diese unsere Kultur erhalten und aufbewahrt bleiben werde, dafür bürgt der Standpunkt, welchen das Schriftthum (im weitesten Sinne) sowie die Verkehrsmittel, jene Lebensadern menschlicher Vereinigung, einnehmen. Im Hinblick hierauf war es eine geistvolle Illustration dieser wichtigsten modernen Kulturhebel, die Presse und ihre Erzeugnisse unter den Verkehrsmitteln aber das weitverbreitetste und daher mächtigste, das Postwesen in den Kreis der Ausstellungsgegenstände zu ziehen. Der hervorragendste Antheil an diesem Gedanken gebührt dem General-Postdirektor des deutschen Reichs, Heinrich Stephan. Wie sich im wirklichen Leben Postwesen und Presse schwesterlich die Hand reichen, so ließ Stephan auch für die Ausstellungszwecke der Presse, natürlich derjenigen des Deutschen Reiches, die Postanstalten mit ihrer weitverzweigten Wirksamkeit ins Mittel treten. Die Reichspost sammelte alle jene Blätter und selbst Blättchen, welche in dem weiten Gebiete zwischen Passau und Oldenburg, zwischen Constanz und Memel die tägliche Geistesarbeit auf politischem und sozialem Felde ans Licht fördern. Durch dieses Mittel wurde eine Ausstellung der Preßerzeugnisse erzielt, welche an Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit diejenige aller übrigen Länder übertrifft; denn es sind außer den deutschen Tagesblättern auch die periodischen Zeitschriften, Journale, Wochen und Vierteljahrs-Blätter Deutschlands aus allen Gebieten der menschlichen Arbeit in Kunst, Wissenschaft, Handel, Industrie und Gewerben in Original-Exemplaren zur Anschauung gebracht. Diese Ausstellung ist nicht eine der geringsten Zierden des deutschen Unterrichtspavillons, welcher zwischen dem Nordportal des Industrie-Palastes und der Maschinenhalle sich erhebt.

Ebenso wie die Ausstellung der deutschen Preßerzeugnisse ist die Ausstellung des deutschen Postwesens Stephan's eigenstes Werk, mit dem er allen anderen Kulturstaaten voranging, von denen leider nur Oesterreich diesem Beispiele gefolgt ist. Wenn auch die Veranschaulichung der freien menschlichen Thätigkeit einen Hauptzweck der Weltausstellung

Digitized by Google

bildet, so gehört doch das Postwesen trotz seines Gepräges als Staatsanstalt so unzertrennlich zu der charakteristischen Signatur der jetzigen Kulturepoche, als der Aera des Weltverkehrs, daß es nur zu bedauern ist, wenn die Postinstitute der anderen Völker durch Nichtbeschickung der Weltausstellung den Maßstab für Vergleichung der Leistungen aller Hauptkulturvölker auf diesem wichtigen Gebiete dem Forscher entzogen haben. Im Wesentlichen liegt der Grund davon wohl in dem Umstande, daß die Post in den meisten Staaten bekanntlich einen Zweig der Staatsverwaltung bildet, deren Leistungen man aus einer bei diesem Zweige ganz unmotivirten Scheu dem allgemeinen Urtheil Preis zu geben Anstand genommen hat. Die deutsche Reichspost brauchte diesem Urtheil freilich sich nicht zu entziehen, da ihre Leistungen bereits als mustergiltig überall anerkannt sind.

Wenn wir nun vor näherem Eingehen auf die Hauptgegenstände der Post-Ausstellung, die in dem südwestlichen Annex der deutschen Abtheilung ihren Platz hat, hier ein politisches Moment hervorheben, so geschieht es gerade in dem Andenken an die jüngste bedeutungsvolle Anwesenheit des deutschen Kaisers in Wien. In dem erlauchten Repräsentanten des deutschen Reichs verkörpert sich namentlich für den Ausländer, den Nichtdeutschen, der deutsche Staatsbegriff am einfachsten, klarsten. Diesem Begriffe gegenüber ist die Trias im deutschen Postwesen, welche der Württembergische Staatsanzeiger kürzlich durch den klassischen Ausdruck „die drei Postverwaltungen des Deutschen Reichs“ nicht sehr glücklich, aber doch correct definirte, für den Ausländer unfaßbar. Denn wer denkt, gegenüber den bedeutsamen Erfolgen, welche die deutsche Staatseinigung bereits erzielt hat, noch an die „Reservatrechte“ im Verkehrswesen, welche Bayern und Württemberg sich zu Versailles als Reste einer glücklich überwundenen Tertiärperiode „gerettet“ haben. Dem Nichtdeutschen erscheinen drei deutsche Postverwaltungen, abgesehen von dem embarras de richesse, völlig mythisch, da vor Allem im Verkehrswesen straffe Einheit Noth thut. Erst die Einsicht in das große „Postfreimarken-Album“, welches die Reichspost ausgestellt hat und das mit seinen 1900 Marken aller Länder des Erdballs wohl eine der vortrefflichsten Marken-Collectionen ist, die existiren, belehrt den nichtdeutschen Beschauer eines Bessern; er erkennt aus den verschiedenen Exemplaren der königl. bayerischen und königl. württembergischen Freimarken, daß eine deutsche Postfreimarke, welche in München ebenso wie in Stuttgart, Ulm, Leipzig und Berlin Geltung hat, in das Reich der frommen Wünsche gehört, freilich solcher Wünsche, deren endliche Verwirklichung die Nation dringend ersehnt; er kann, so schwer es ihm wird, sich vorstellen, daß in einer dieser drei Postanstalten Erleichterungen bestehen, welche die anderen beiden Institute nicht einführen mögen. Wenn erst jene Trias im Deutschen

Digitized by Google

Postwesen der Geschichte angehören wird, werden auch die Uniform-Unterschiede der Postbeamten und Postillone im Reiche schwinden; bis dahin sieht ein „Reichs-Postillon", wie die Reichspost durch in ihrer Ausstellung geschmackvoll ausgeführte Modelle gezeigt hat, ganz anders aus, wie ein Postillon in Bayern oder Württemberg, deren Uniformen in dem Post-Ausstellungs-Pavillon etwas bunt an der Wand umherhängen. Die „berechtigten Eigenthümlichkeiten" des deutschen Post-Südens erstrecken sich in gleicher Weise auf die übrigen Betriebsmittel der Postanstalten. Instructionen, Briefkasten, Utensilien für den Bureaudienst, Formulare zu den Dienstpapieren, Briefbeutel u. s. w. bieten eine bunte Mosaik verschiedenartiger Einrichtungen dar, während man der Ansicht zuneigt, es sollten jene durch die Praxis als mustergültig bewährten Utensilien u. s. w., von welchen die Reichspost Proben ausgestellt hat, im ganzen Reiche als Normen dienen. Hierin wird vielleicht die Wiener Ausstellung eine allmählige Aenderung herbeiführen. Die Verwaltungen werden aus der Beobachtung des Abweichenden vielleicht zur Einführung von gleichmäßig eingerichteten Betriebsapparaten geführt werden, deren Zweckmäßigkeit überall einleuchtet.

Von hervorragendem Interesse ist die Ausstellung von Modellen zu Postwagen, wie sie bei der Reichspost im Gebrauch sind. Bayern und Württemberg haben derartige Modelle nicht eingesandt. Dieser Theil der Ausstellung hat zugleich den Zweck historischer Veranschaulichung der Phasen im Entwicklungsgang des Posttransportwesens; denn er belehrt uns, wie die Technik von den primitiven Postwagen, in denen einst die Hamburg-Berliner Häringsposten befördert wurden, oder von der sinnreichen Foltermaschine, welche man „Köthenener gelbe Landkutsche" oder „Budweis-Linzer Pferdebahnkutsche"*) nannte, sich zu den vortrefflichen, von Geschmack und Solidität zeugenden Werken der modernen Wagenbaukunst emporgearbeitet hat. Die ingeniöse Ausrüstung der Wagen zu den verschiedensten Zwecken der Verwaltung: als Personenbeförderung, Güterposttransport, Bahnhofspostverladungen documentirt gleichzeitig den Eifer der leitenden Organe, stets Harmonie zwischen Form und Inhalt, zwischen Zweck und Mittel zu erreichen. In dieser Hinsicht sind die Modelle der Eisenbahnpostwagen, welche die Actien-Gesellschaft für Eisenbahnbedarf in Berlin nach den Anweisungen des Reichs-General-Postamts angefertigt hat, höchst bemerkenswerth, da sie auch dem Laien einen vollständigen Einblick in den Betrieb eines ambulanten Postbureaus auf Eisenbahnen darbieten. Nicht der kleinste Gegenstand des Betriebsbedürfnisses ist dabei vergessen. Außer der vollständigen Bureaueinrichtung

*) Ein Exemplar dieser Kutsche ziert den Platz vor der „Additionellen Ausstellung" Oesterreichs.

Digitized by Google

an Fachwerken, Materialien zum Beleuchten und Schreiben, an Oefen, Closets u. s. w. erregt namentlich der Fang-Apparat Interesse, welcher für Stationen in Anwendung kommt, an denen die Eil- und Schnellzüge nicht halten. Dieser Apparat ist überaus einfach construirt und arbeitet ungemein sicher. Ein an dem Waggon angebrachter länglicher Korb wird nämlich durch einen Hebel im Innern des Wagens so in Bewegung gesetzt, daß er während der Fahrt sich nach außen aufklappt und eine große Ledertasche mit Briefbeuteln erfaßt, welche von dem Beamten der zu passirenden Station an einem Pfahl neben dem Bahngeleise angehängt ist. Die Ledertasche wird sodann von dem Postunterbeamten im Eisenbahn Postwagen aus dem Korbe, der ganz zierlich aber dauerhaft von starken Stricken hergestellt ist, herausgenommen, und die Korrespondenz, welche sonst an der Station einen späteren Bahnzug hätte abwarten müssen, wird ohne Verzug ihrer Bestimmung zugeführt; eine Einrichtung, für welche die Bewohner solcher kleineren Stationen der Verwaltung Dank wissen werden.

Der Dienst in den Postbureaus darzustellen, wäre zwar instructiv, aber schwer ausführbar gewesen; man hat sich daher darauf beschränken müssen, Zeichnungen und Situationspläne von Postämtern auszustellen. Eine Zierde dieses Theils der Postausstellung ist das Modell des neuen General-Postamts-Gebäudes in Berlin. Das letztere, ebenfalls vom General-Postdirector Stephan geplant und besonders hinsichtlich des künstlerischen Schmucks und der Ornamentik, nach Stephan's Angaben im Renaissance-Styl vom Baurath Schwatlo ausgeführt, bereichert Berlin um einen monumentalen Prachtbau, der des neuen deutschen Reichs würdig ist und dessen Façade namentlich an die herrlichen Arbeiten Palladio's, des Vicentischen Baumeisters erinnert. Sie wird durch eine Attika gekrönt, welche auf den Eckpostamenten der Risalite vier Statuen trägt, durch die der Character des reichen Wirkens und der umfassenden Thätigkeit des Postinstituts in glücklicher und sinniger Weise veranschaulicht wird. Auf der einen Seite thront die Statue der Wissenschaft, welche letztere ohne den Postverkehr des äußeren Mittels der Ausbreitung entbehren würde, daneben die Figur der Familie, repräsentirt durch ein Weib mit einem Kinde im Arm. Auf der andern Seite stehen die Figuren des „Merkur", des Verkehrsgottes *κατ' ἐξοχήν*, und des „Neptun", als Sinnbildes eines Beschützers der transoceanischen Weltverkehrsstraßen, auf denen die Post ihrer wichtigen Aufgabe der Völkerverbindung genügt. Das Gebäude wird auch im Innern reiche ornamentale Zierden erhalten, namentlich soll der große Sitzungssaal im zweiten Stockwerk mit einem Bilderfries ausgestattet werden, welcher in poetischen, ebenfalls nach Stephan's Ideen concipirten Gruppen den gesammten Entwickelungsgang des Postwesens vom Alterthume bis in die moderne Zeit veranschaulichen wird.

Digitized by Google

In dem neuen Berliner General-Postamtsgebäude soll ferner nach dessen Vollendung ein postalisches Museum eingerichtet werden, in welchem zunächst den in Wien ausgestellten Gegenständen eine würdige Stätte bereitet werden wird. Vielleicht kann alsdann für die Darstellung der Entwicklungsgeschichte des Briefes von ästhetischem und von wirthschaftlichem Standpunkte ebenfalls Vorsorge getroffen werden. Es müßte hohes Interesse bieten, die vielfachen Formen des Briefes, von Stabrobates und Semiramis Tafeln, von der Skytale der lakedämonischen Ephoren, von Cicero's und Martial's Distychen herab bis zu der Stephan'schen Korrespondenzkarte in wissenschaftlicher Weise veranschaulicht zu sehen.

Was die Postausstellung Oesterreichs dem Reiche zur Nachahmung bietet, möchte in den graphischen Darstellungen über den Entwicklungsgang zu finden sein, den das Postwesen in diesem Lande durchlaufen hat. Diese Darstellungen sind nach jener auf der Weltausstellung vielfach veranschaulichten Methode angefertigt, welche auf einem großen Tableau ein klares Bild von dem Zustande menschlicher Thätigkeit von Jahr zu Jahr gewährt; sie zeigen an, wie viel Sendungen alljährlich befördert sind, und wie sich von Jahr zu Jahr die Anzahl der Posteinrichtungen und Postanlagen, mithin die Verwerthung der Postanstalt für die Volkswohlfahrt progressiv gesteigert hat. Auch die Einrichtung der Eisenbahn-Postwagen in Oesterreich, z. B. mit besser construirten Oefen und mit beweglichen Achsen bietet manches Interesse. Im Großen und Ganzen lehrt die Weltausstellung hinsichtlich des Postwesens, daß die typischen Züge desselben bei allen Stationen im Grunde gleichartige sein müssen, daß aber bei keinem Zweige öffentlicher Wirksamkeit die Bewahrung veralteter Traditionen gefährlicher ist, als im Postwesen. Die deutsche Reichspost verdient mit Recht den Ruhm, sich von dem Ballast alter, den Verkehr einengender Traditionen am schnellsten befreit zu haben.

G. T.

Unter den französischen Kriegsgefangenen bei Köln.

Von Dr. Jos. Kamp.

VI.

Mit rasender Schnelle zog von Westen her das Gewitter auf, welches sich an den Ufern des Rheinstroms entladen wollte. Eine drückende Schwüle ängstigte die Gemüther um so mehr, als unbekümmert um die Gefahr einer,

Digitized by Google

wenn auch kurzen französischen Invasion, welche den Rheinlanden drohte, die Mobilmachung in vollkommen planmäßiger Weise ihren Verlauf nahm. Während so Alldeutschland mit ruhig ernstem Sinn in allen seinen Gauen, von den Sennhütten des bayrischen Hochlandes bis zum friesischen Dünenstrand sich wappnete, um welschen Uebermuth abzuweisen, traf das Kriegsministerium in Berlin mit wunderbarer Umsicht die Maßnahmen für die verschiedenen Eventualitäten, die eintreten konnten, je nachdem in dem bevorstehenden Waffengange die Würfel fielen. Erscheint es nicht wie das Werk einer divinatorischen Gabe, daß am 30. Juli 1870, also noch ehe der erste Kanonenschuß gefallen, im Kriegsministerium ein „Regulativ über die Behandlung und Beschäftigung der Kriegsgefangenen nach erfolgtem Eintreffen in den Gefangenen-Depots" redigirt wurde? Ein umfangreiches, aus dreiundvierzig Paragraphen bestehendes Aktenstück mit den genauesten Bestimmungen über die Unterbringung, Formirung von Kriegsgefangenen-Compagnien und Detachements, Aufsichts-, Verwaltungs- und ärztliches Personal, Verpflegung und Bekleidung, Beaufsichtigung, militärische Honneurs, Krankenpflege und Todesfälle, Disciplinar-Verhältnisse, Kostenberechnung und Rapporte. Dieses Regulativ, ein Denkmal großartigster Vorsorge für die Kriegsgefangenen, bildete für alle späteren Befehle die unwandelbare Grundlage.

Dasselbe erhielt für die Rheinlande in ausgedehntester Weise praktische Bedeutung, als in Folge der Capitulation von Sedan die unverzügliche Einrichtung von Kriegsgefangenen-Lagern in den im Bereich des General-Gouvernements am Rhein gelegenen Festungen Wesel, Köln, Koblenz und Mainz angeordnet wurde. Wesel sollte 19,500 Mann unterbringen, Köln 16,500, Koblenz 20,000, Mainz 25,000. Dies ergab eine „Rhein-Armee", deren Stärke sich auf 81,000 Mann bezifferte. Am 8. September ging ein Pionier-Commando nach der Wahner Haide und begann mit dem Bau von Strohhütten für die Bewachungs-Mannschaften und mit der Errichtung eines Zeltlagers für die Gefangenen, welches bereits am 10. Septbr. bezogen und im Ganzen mit 10,500 Mann belegt wurde. Dazu kam auf demselben Platz ein Barackenlager von permanenter Bauart, welches auch für Friedenszeiten während der jährlichen Schießübungen der 8. Artillerie Brigade zur Unterbringung derselben mit sämmtlichen Pferden dienen sollte, um die nahe gelegenen Ortschaften in Zukunft von der Einquartirungslast zu befreien. Diese Baracken, in gemauertem Fachwerk ausgeführt, und zur Aufnahme von 6000 Mann bestimmt, wobei per Mann auf 30 □ Fuß Grundfläche gerechnet war, genügten trotz der ungünstigen Witterungsverhältnisse und des früh eintretenden strengen Frostes allen Anforderungen an Erheizung und Ventilation. Ein zweites Barackenlager entstand am Gremberger Wege vor der Ostfront von Deutz. Für diese zum späteren Abbruch bestimmten Baracken

Digitized by Google

wurde eine doppelte Bretterbekleidung mit zwischen gelegter Asphaltpappe, zum Theil auch eine Ausmauerung mit Kalksandstein verwendet. Im Ganzen erhoben sich hier 44 Baracken für die Gefangenen, 8 für die Beobachtungstruppen, Officiere und das Verwaltungspersonal, nebst den erforderlichen Latrinen, Brunnen, Kohlenschuppen, Arrestlokal, Feuerlösch- und Gerätheschuppen. — Die Baracken gelangten nach Räumung der Lager durch Verkauf zum Theil in Privatbesitz, und haben einige derselben darauf eine sehr merkwürdige Verwendung gefunden. Als diese Bretterhäuser nämlich unter den Hammer kamen, sollte in dem bei Bensberg gelegenen Dorfe Immekeppel mit dem Neubau einer Kirche und zwar mit Benutzung des bisherigen Platzes begonnen werden. Um nun für die Bauzeit einen passenden Raum zur Abhaltung des Gottesdienstes zu haben, ging der Pastor von Immekeppel, der um die rheinische Provinzial-Geschichte verdiente Aegidius Müller nach dem Gremberg, ersteigerte dort eine Baracke, ließ sie durch seine Bauern auseinandernehmen, nach Hause fahren und auf einer Wiese aufstellen, wo sie den Andächtigen so lange als Nothkirche dient, bis sie in das neue Gotteshaus einziehen werden. Ganz genau so verhält es sich in dem weinreichen Bodendorf an der Ahr. Man sieht also hieraus, wozu eine solche Baracke es noch hat bringen können. — In Deutz fanden 3000 Gefangene Unterkommen, darunter 1600 in einem Theil der Cuirassirkaserne und in den durch Bretterböden und gewaltige Oefen recht wohnlich eingerichteten Cavallerieställen, so daß sich die Gesammtzahl der in den Kölner Depots und Lagern untergebrachten Gefangenen auf 16,000 Mann und 500 Officiere belief.

Die Verpflegung wurde an Lieferanten contractlich übergeben und sowohl die Güte der gelieferten Victualien, als auch des täglichen Essens vor der Vorausgabung durch die Compagnie-Führer und die Menage-Commission geprüft. Der Kriegsgefangene erhielt täglich 12½ Loth Rindfleisch oder 6 Loth Speck — auf Wunsch wurde auch Hammelfleisch verausgabt — 10 Loth Reis oder Erbsen oder Bohnen oder 7½ Loth Graupen, 15 Loth Kartoffeln, 1 Loth Kaffee, 1 Loth Salz; dazu die vorgeschriebene Brodportion. Die Speisungen vertheilten sich auf den Tag folgendermaßen: Morgens 6 Uhr Kaffee, zwischen 12 und 1 Uhr ein kräftiges Mittagessen, Abends Kaffe oder eine Suppe, wenn deren Zubereitung in den Küchen sich ermöglichen ließ. Für Menagezwecke waren 4 Sgr. 5 Pf. gutgethan worden, es wurden aber nur 4 Sgr. verwandt, also pro Tag und Kopf täglich 5 Pfennige gespart. Aus diesen Ersparnissen erhielten die Gefangenen ab und zu Weißbrod, Taback, Cigarren, Papier, weiße und grüne Seife ꝛc. Die Verpflegung in den sämmtlichen Depots war eine durchaus gute und ausreichende. Wenn die Gefangenen in der ersten Zeit darüber klagten, daß sie nicht satt würden, so lag dies ledig-

Digitized by Google

lich an dem ganz abnormen Nahrungszustand derselben, in Folge dessen sie bei ihrer Ankunft so ausgehungert und unersättlich waren, daß doppelte Portionen nicht ausreichten, um ihren Hunger zu stillen. Als sie eine Zeit lang ausgefüttert waren, blieben meistens Speisen übrig. Ein Stein des Anstoßes war das Schwarzbrod, welches die Gefangenen, wenigstens so lange sie noch im Besitze mitgebrachter Geldmittel waren, meistens nicht aßen, sondern wegwarfen, weil es ihnen wirklich schlecht bekam. Als daher das sanitätliche Interesse die Berücksichtigung der Nationalgewohnheiten der Franzosen für durchaus nothwendig erachtete, wurden vom Roggenmehl durch größere Kleie-Aussonderung ein höherer Feinheitsgrad und durch Anwendung von Hefe statt Sauerteig dem Brode ein milderer Geschmack gegeben, welches dadurch dem Brode, an welches die Gefangenen in der Heimath gewöhrt waren, möglichst nahe kam. In Fällen, wo die ärztlichen Gutachten erklärten, daß auch ein derartiges feineres Brod nicht vertragen werden konnte, blieb es den Verpflegungs-Commissionen überlassen, von Privatbäckern zu beschaffendes Weißbrod zu verabreichen, allerdings in den Grenzen des Normalpreises der reglementmäßigen Brodportion.

In den Baracken erhielt jeder Gefangene zwei Decken, ein Kopfkissen und einen Strohsack, dessen Nachfüllen mit frischem Stroh nach Bedürfniß geschah, da das für Friedenszeiten festgestellte Quantum nicht hinreichte. Das Gleiche fand in Betreff der Heizungsmaterialien statt, und auch für die Küchen wurde nach Bedürfniß geliefert. Bei den Bestrebungen, den sehr mangelhaften Bestand von Kleidungsstücken durch Einrichtung von Handwerksstätten und durch Vertheilung der von allen Seiten reichlich zuströmenden Liebesgaben zu verbessern, mußte man oft die sehr traurige Erfahrung machen, daß die Gefangenen die ihnen gelieferten Sachen zu Spottpreisen verkauften, um sich dem augenblicklichen Genuß von Branntwein hingeben zu können. Nach und nach gelang es endlich durch strenge disciplinarische Maßregeln, daß jeder Mann mit zwei Hemden und einem Paar Schuhen oder Stiefeln versehen war Wenigstens sind so die Gefangenen aus den Depots nach Frankreich entlassen worden, ob sie aber so ausgerüstet in der Heimath angekommen sind, muß bei ihrer großen Genußsucht bezweifelt werden. Der Schreiber dieser Zeilen, welcher nach dem Friedensschluß einen Gefangenen-Transport nach Mohon führte, hatte große Mühe, um unterwegs an den Haltestellen Handelsgeschäfte zwischen den Franzosen und den Landbewohnern zu verhindern.

Digitized by Google

Otto Gumprecht: Richard Wagner und sein Bühnenschauspiel „Der Ring des Nibelungen".

Unter obigem Titel sind bei Leuckart in Leipzig die sechs Artikel als besondere Schrift erschienen, welche Otto Gumprecht während dieses Sommers im Feuilleton der Nationalzeitung über Richard Wagner's Ring des Nibelungen veröffentlichte. Der Verfasser, seit nahe an 20 Jahren musikalischer Berichterstatter der Nationalzeitung, genießt längst den Ruf eines der ersten wenn nicht des ersten musikalischen Kritikers in Deutschland. Er verdankt diesen Ruf einmal einer umfassenden ästhetischen und wissenschaftlichen Bildung, in der er wohl alle seine Berufsgenossen überragt; dann aber hauptsächlich einer an glücklichen und prägnanten Wendungen außerordentlich reichen, schönen und gewählten Sprache. Zahlreiche von ihm erfundene Wendungen kehren jetzt als epitheta ornantia überall in der Sprache des deutschen Feuilletons wieder. An den rechten Platz aber zu der rechten Wirkung weiß nur der Urheber sie zu stellen. Das ist die natürliche Schutzwehr des geistigen Eigenthums, die zum Glück unzerstörbar ist, während es mit dem Rechtsschutz dieses Eigenthums alle Zeit leider nicht zum Besten bestellt bleiben wird.

Dieser Schriftsteller, dessen Berichte wir selbst seit langen Jahren mit Interesse verfolgen, hat, wie billig und menschlich, auch seine Mängel. Wenn er einmal eine Reihe seiner Feuilletons als Buch herausgiebt, so pflegen sie uns viel weniger zu gefallen. Das hat einen sehr guten Grund. Tagesberichte dürfen, ja sollen bis zu einem gewissen Grade einseitig sein. Sie sollen hauptsächlich wiedergeben, was der Tag für den Tag aufregt. Natürlich interessirt uns nur das zu erfahren, was die Tageserscheinungen in der Seele gebildeter Menschen aufregen, das sind solche Menschen, die im Zusammenhang der Kunst und Literatur leben. Aber weiter geht Niemand in den Anforderungen an den Tagesbericht. Was in der Seele der Gebildeten nicht präsent ist, das soll der Tagesbericht nicht herbeiziehen. Weitläufige und vollständige Studien zur Herstellung aller Zusammenhänge verlangen wir von ihm nicht, ja wir lehnen sie von ihm ab. Denn was er uns vor Allem geben soll, das ist die unmittelbare Empfindung der gebildeten Zeitgenossen von den Erscheinungen des Tags. Ganz anders ist es mit Büchern, wenn sie wesentlich reflectirenden Inhaltes sind und daher Anspruch auf Wissenschaftlichkeit machen. Hier verlangen wir eine erschöpfende Methode und Vollständigkeit der Gesichtspunkte. Feuilletons in Buchform können als Denkmale verschwundener oder verschwindender Perioden sehr anziehend und dankenswerth sein. Wenn aber die Berichte der Tagesblätter unmittelbar nach ihrem Erscheinen in

Digitized by Google

Buchform übergehen, so mag es leicht kommen, daß uns dieselbe Einseitigkeit der Auffassung stört, die wir im Tageblatt in der Ordnung finden.

Otto Gumprecht dringt sehr darauf, daß bei musikalischen Vorführungen aller Art die Productionen der Gegenwart zum Gehör kommen sollen. Aber ebenso unermüdlich führt er aus, warum diese Production ihren epigonenhaften Character nicht überwinden kann. Wäre es denn nicht besser, die Epigonen am Eingang abzuweisen, damit sie nicht zu Anstrengungen ermuntert werden, die doch vergeblich bleiben müssen?

Gumprecht ist ein standhafter Gegner Richard Wagner's. Die vielen unhaltbaren, ja widerwärtigen Seiten, die Wagner's Auftreten bietet, schenkt der Kritiker dem prätendirten Reformator nirgend. Geht der Erstere aber nicht doch zu weit, wenn er Wagner's ganzes Streben aus der nach Neuem mühselig suchenden Reflexion ableitet? Sollte diesem Streben gar kein wahrhafter Instinct zu Grunde liegen, gar keine Intuition gewahrter künstlerischer Möglichkeiten zu deren Verwirklichung der Entdecker nur bisher nicht die richtigen Mittel gefunden? Soll das musikalische Drama immer unvollständig bleiben oder unorganisch, wie es in den bisherigen Gestalten der Oper erscheint? Sollte es nicht möglich sein, alle Motive einer dramatischen Dichtung in dem natürlichen Verhältniß ihrer gegenseitigen poetischen Bedeutung mit den verschiedenartigen Mitteln der Musik zu verkörpern, und als Grundlage der musikalischen Verkörperung dem Drama eine wahrhaft poetische Sprache zu geben? Wir haben diese Möglichkeit bei Besprechung der Wagner'schen Nibelungen in diesen Blättern kürzlich erwogen. Wir wollen hier ergänzend bemerken, daß uns fraglich scheint, ob für ein solches musikalisches Drama der rechte Ort des Wirkens die Bühne ist, oder ob dieses Drama vielmehr die Gestalt eines weltlichen Oratoriums anzunehmen hat; wie ja Händel's biblische Oratorien zum großen Theil nationale Heldendramen sind, auf dem Boden der jüdischen Geschichte zwar spielend, in ihrer Charakteristik aber eine nationale Individualität von tiefem humanem Inhalt schildernd.

Gumprecht urtheilt über Wagner's Dichtung vom „Ring des Nibelungen" sehr streng und in der Hauptsache abfällig. Die eigne poetische Begabung des Kritikers bringt ihn aber dazu, einzelne Züge der Dichtung fast wider Willen in dem ihnen eigenen Lichte der Poesie erscheinen zu lassen. Im Ganzen kommt bei der Nacherzählung des Dramas von Scene zu Scene der Zusammenhang der Motive nicht zum deutlichen Verständniß. Die epitomatorische Darstellung hat ihre eigenen Gesetze. Abgesehen davon, daß bei Vernachlässigung derselben der Inhalt von Wagner's Dichtung nur schwer correct wiedergegeben werden könnte, hat sich Gumprecht auch einzelne starke Flüchtigkeiten zu Schulden kommen lassen. Wenn das am grünen Holze geschieht,

Digitized by Google

möchte man ſagen, wie ſoll da Wagner nicht in dem Wahn beſtärkt werden, in ſeinen kritiſchen Gegnern ſämmtlich böswillige Feinde zu ſehen? In dem dritten Drama ſeiner Tetralogie, welches den Namen „Siegfried" trägt, läßt Wagner von ſeinem Helden den Zwerg Mime erſchlagen, der der Pfleger ſeiner Kindheit geweſen iſt. Dieſe That nennt Gumprecht den Streich eines rohen Buben. Nun hat aber Wagner alles gethan, was der Dichter nur thun kann, um zu zeigen, wie Siegfried in Mime, dem böſen Pflegevater, der eine typiſche Geſtalt des ſpäteren Märchens geworden iſt, ſeinen Verderber ahnt. Zuletzt wird ihm die Ahnung handgreiflich beſtätigt, weil Siegfried durch den Genuß des Drachenblutes die Fähigkeit erlangt hat, aus Mime's heuchleriſchen Worten die böſen Gedanken herauszuhören, die Siegfried mit Schlaftrunk und Meuchelmord bedrohen. Offenbar hatte der Kritiker dieſe Motivirung, warum Mime den Tod von Siegfrieds Hand findet, ſo übermäßig deutlich ſie iſt, überſehen, als er den Artikel für die Nationalzeitung ſchrieb. Bei dem Wiederabdruck der Artikel iſt er aufmerkſam geworden und gedenkt jener Motivirung, das Urtheil aber, das er aus ihrem anfänglichen Ueberſehen geſchöpft, läßt er ſtehen.

Das iſt nun ein Eigenſinn, der uns — wir wagen die Ketzerei auszuſprechen — nicht ſo ſehr mißfällt. Uns ſind die Schriftſteller lieber, die mit einem gewiſſen Eigenſinn an der erſten Conception feſthalten, als die, welche ſich immerfort verbeſſern, ohne jemals die vergnügliche Miene der Unfehlbarkeit einzubüßen. Le premier mouvement c'est le bon. Man kann Recht haben, ſich auf den erſten Eindruck zu verlaſſen, auch wenn gewiſſe Bedingungen deſſelben nachträglich als irrthümlich erkannt werden. Wenn man aber unter ſolchen Umſtänden ſeinen erſten Eindruck behaupten will, ſo muß man beſſer motiviren, als unſer Kritiker in dieſem Fall. Er meint, an ohnmächtige Bosheit dürfe der Held nicht die Hand legen. Das iſt genau der Grund, aus welchem viele unkluge und einige nur allzukluge Politiker es dem deutſchen Kaiſer verübeln, daß er die Hand an die Bosheit des Ultramontanismus legt. Was kann das Deutſche Reich, ſo fragen dieſe Klugen, mit ſeinen Kanonen und Hunderttauſenden von Soldaten von dem einen und dem anderen Prieſter zu befürchten haben? Aber, ihr Klugen, die ſtärkſte Stärke wird müde, ſich von der ſchwächſten Bosheit immerfort belauern zu laſſen; wenn es kein Mittel giebt, dieſer aufreibenden Wachſamkeit zu entgehen, ſo wird die ohnmächtige Bosheit über die Stärke triumphiren.

Felix Calm.

Digitized by Google

Weltausstellungsbericht.

6. Die Kunstschulen. Die Darstellung der Wirksamkeit der Museen.

Für die Ausstellung der Abtheilung für deutsches Unterrichts-Wesen ist hinter dem Industrie-Palaste ein besonderer Pavillon erbaut worden, in welchem durch eine große Anzahl in sich abgeschlossener Sonder-Ausstellungen die Thätigkeit der verschiedenen Schulen zur Anschauung gebracht werden soll. Im Allgemeinen ist diese Abtheilung für Jeden, der nicht selbst Schulmann ist, wenig anziehend, weil sie unter den Lehrmitteln sowohl als unter den Arbeiten der Schüler natürlich eine große Zahl der gewöhnlichsten und trivialsten Dinge enthält, welche nur in einem gewissen Zusammenhange von Wichtigkeit sind.

Am interessantesten ist noch die Ausstellung der Kunstschulen, weil da die Schüler selbst am meisten produciren und unter diesen ab und zu sich etwas findet, das auch in weiteren Kreisen Interesse zu erregen geeignet ist. Doch verstehe ich, offen gesagt, nicht recht den Zweck einer solchen Kunstausstellung, denn die Thätigkeit und Wirksamkeit oder gar der Grad der Güte einer Schule kann durch eine solche Ausstellung doch niemals irgend wie erschöpfend dargelegt werden. Wir sehen die Arbeiten der Schüler, aber ein richtiges Urtheil über dieselben und über die Leistungen der Lehrer können wir, selbst wenn sie — was nicht immer der Fall ist — wirkliche Schülerarbeiten sind, nicht fällen, da wir nicht wissen, wie alt der betreffende Schüler ist, welches Talent er besitzt, welche Vorbildung er genossen, unter welchen Verhältnissen er gearbeitet hat u. s. w., nicht unterscheiden, wie viel der Schüler in die Schule mitgebracht und wie viel er dort gelernt hat. Es kann also eine Schule sehr schlecht geleitet sein, sehr schlechte Lehrer haben und doch vortreffliche wirkliche Schülerarbeiten ausstellen und andererseits kann der beste Lehrer, wenn er ehrlich ist, oft trotz des größesten Eifers, keine guten Schülerarbeiten für eine solche Ausstellung erlangen, theils weil er nur talentlose und ungebildete Schüler hat, theils weil er die wenigen guten Arbeiten, welche unter seiner Leitung gefertigt wurden, für diesen Zweck nicht erlangen konnte.

Wir unterscheiden unter der Zahl der Kunstschulen, welche ausgestellt haben, zwei Arten: erstens Schulen, welche ehrlicher Weise alle Schülerarbeiten und nur solche ausgestellt haben und diese werden stets unter vielem mittelmäßigen und schlechten Zeug nur ab und zu etwas Besseres vorzuführen haben. Zweitens solche Schulen, welche nur gelungene Schülerarbeiten ausstellen und damit renommiren wollen. Diese letztern geben uns keineswegs ein treues Bild ihrer Leistungen. Bei solchem Grundsatz kommt es zudem gleichsam von selbst, und ohne bestimmt ausgesprochenen

Digitized by Google

Willen, daß die Lehrer, um möglichst viele gute Schülerarbeiten und diese möglichst gut zu erhalten, eigenhändig nachhelfen, so daß eine solche Schule dann nicht mehr reine Schülerarbeiten zur Ausstellung bringt. Die Grenze zwischen dem, was Leistung des Schülers und dem, was Arbeit des Lehrers ist, läßt sich dann nicht mehr feststellen; es hängt dann von der größeren oder geringeren Gewissenhaftigkeit der Lehrer ab, ob sie Wahrheit oder Trug ausstellen. Nun giebt es aber sogar Schulen, welche nur Lehrer-Arbeiten unter dem Titel von Schüler-Arbeiten ausstellen und solche Schulen erscheinen dann dem fernstehenden Laien, der die Art der Herstellung solcher extra für die Ausstellung gefertigten Schaustücke nicht kennt, als die besten, welche mit Medaillen prämiirt und welche den andern Schulen als Muster vorgehalten werden. Diejenigen Lehrer, welche mit ihren Leistungen hinter den Leistungen solcher Muster-Lehranstalten nicht zurückstehen wollen — und sie sind aus Rücksicht auf ihre persönlichen Verhältnisse oft genug dazu gezwungen, — müssen nolens volens den Humbug mitmachen und auf diese Weise kommt eine höchst unmoralische Tendenz in die Schulen, nur eines kleinen Bezirks, der dann aber in Potenzen weiter und weiter sich ausbreitet und schließlich das ganze Kunstschulwesen verderben kann.

Daß bei solchem Treiben der Fabrikant von Ausstellungs-Schüler-Arbeiten eine große Zahl von talentvollen jungen Leuten zu Grunde richtet, ist ganz natürlich, denn diese Schüler, welche vortreffliche Arbeiten unter ihren Händen entstehen sehen, glauben schließlich, sie hätten sie selbst gemacht, bilden sich viel auf ihr (angebliches) Können ein und haben doch nichts gelernt. Sie vermehren dann nur den an und für sich schon großen Haufen der Kunst-Proletarier.

Daraus ergiebt sich, daß die Ausstellungen der Kunstschulen ihren Zweck, nämlich eine Uebersicht über die Leistungen dieser Schulen zu geben, nicht nur nicht erfüllen, sondern sogar demoralisirend wirken. Die Art des Unterrichts an einer Schule kann man nur durch wiederholten Besuch der Schule selbst kennen lernen. Die wahren Leistungen einer Kunstschule aber, wie überhaupt einer Schule, zeigen sich nicht auf Ausstellungen sondern in den Resultaten, welche der Unterricht erzielt hat, d. h. in den Leistungen der Schüler, nachdem sie die Schule verlassen haben und selbständig arbeiten.

Nach dem officiellen Programm sollte die 22. Gruppe der Ausstellungsgegenstände die „Mittel darstellen, mit deren Hülfe die kunstgewerblichen Museen der Neuzeit auf Veredlung des Geschmacks und auf allgemeine Kunstbildung einzuwirken bemüht sind." Das eigentliche Wesen dieses Paragraphen habe ich nie recht verstanden und die Ausstellung selbst hat mir gezeigt, daß auch die Directoren der verschiedenen Museen sie nicht verstanden haben oder vielmehr, es hat sich gezeigt, was ich schon vorher behauptete, daß

Digitized by Google

die Wirksamkeit der Museen sich handgreiflich nicht darstellen lasse. Der Nutzen solcher Museen kann auf tausend und mehr verschiedene Arten zur Erscheinung kommen, denn fast jeder Mensch wird etwas Anderes daraus entnehmen. Die Directoren aber können nie übersehen, in welcher Weise anregend und belehrend ihr Museum gewirkt hat, am allerwenigsten solches auf einer Weltausstellung zur Anschauung bringen.

Die Auffassung dieses Paragraphen hat daher schon bei der sehr geringen Anzahl von Museen, welche als solche die Ausstellung beschickt haben, als sehr verschiedenartig sich erwiesen. Das Germanische Museum in Nürnberg z. B. hat in einem dunklen Winkel eines Glasschrankes einen Haufen gebundener Bücher niederlegen lassen, deren Bedeutung oder Inhalt vom Publikum Niemand ansehen konnte. Wie ich später erfuhr, waren diese Bücher die gelehrte Zeitschrift, welche das Museum seit dem Jahre 1855 herausgiebt und die Cataloge der Sammlungen. In Folge dieser Bücherausstellung hat das Germanische Museum die Verdienstmedaille erhalten. Das National-Museum in München hat außer einigen Originalgegenständen, Photographien und Gypsabgüssen von einzelnen Gegenständen des Museums, erstere von J. Albert, letztere von Kreitmayr ausgestellt. Photographien und Gypsabgüsse sind vortrefflich. Doch ist das nicht ein Verdienst des Museums. Das bei Eröffnung der Ausstellung erst ein Jahr lang bestehende, also noch sehr junge Gewerbe-Museum zu Nürnberg hat ebenfalls Gypsabgüsse, einige sehr vortreffliche galvanoplastische Copien, welche in der von dem Museum eingerichteten Anstalt für Galvanoplastik gefertigt worden sind, und einen schönen Schrank mit Wappen, ausgestellt, in welchen ein Theil der „Vorbilder-Sammlung" enthalten ist. Das Römisch-Germanische Central-Museum in Mainz hat eine kleine Zahl seiner bekannten, meisterhaften Nachbildungen vorhistorischer Alterthümer geschickt und das Gewerbe-Museum in Berlin endlich hat ebenfalls eine Anzahl Photographien gesendet, welche dasselbe nach ausgewählten Gegenständen der im Jahre 1872 in den Räumen des Berliner Zeughauses veranstalteten Buch-Ausstellung älterer kunstgewerblicher Gegenstände hat fertigen lassen und nun verkauft.

So interessant und in vielen Fällen werthvoll die genannten einzelnen Gegenstände nun auch sind, so dürften sie doch in keinem Falle ausreichen, um die Thätigkeit und Wirksamkeit der betreffenden Museen zu charakterisiren.

B—au.

Digitized by

Deutschland und die französische Restauration.

Der Brief des Grafen Chambord vom 27. October scheint vorläufig den Restaurationsplänen einen Schlag versetzt zu haben, von dem man nicht begreift, wie sie sich von ihm erholen können. Indeß, die Welt weiß nachgerade, daß in Frankreich das Unmögliche das Wahrscheinliche ist. Sowie die Franzosen schaarenweise zu durchstochenen Herzen und anderen Reliquien pilgern, um sich von physischen Uebeln befreien zu lassen, so kommen sie vielleicht dahinter, daß ein an Geist gelähmter Mann, der nichts kann, als alle Tage dasselbe Wort wiederholen, der geeignete Helfer ist, sie von allen moralischen Uebeln zu retten. Wenn die Franzosen angefangen haben, auf eine Vorstellung zu verfallen, so greifen sie nach dem Gegenstand derselben um so ungeduldiger, je mehr er sich ihnen entzieht. Vielleicht senden sie noch Deputationen, um Heinrich V. fußfällig zu bitten, daß er sich nur Frankreichs erbarmen möge. Die Franzosen können am wenigsten das Provisorium vertragen. Sie lechzen beständig nach einem Definitivum und stellen ein solches nach jeder Umwälzung mit der größten Eile her. Aber freilich, da ihnen kein Definitivum auf die Dauer genügt, so geschieht die Herstellung jedesmal mit dem Vorbehalt der Revolution. Vorläufig nun ist kein Definitivum aufzutreiben als Heinrich V. Das läßt seine Aussichten nicht verschwinden, obwohl der Mensch alle Tage eine neue unnöthige Tollheit begeht. In dem Brief vom 27. Oktober hat er eigentlich nur die dreifarbige Fahne verweigert. Sehr möglich, daß er das Lilienbanner endlich durchsetzt, und gleich darauf jede Vereinbarung einer Verfassung verweigert, indem er viel zu thun glaubt, wenn er in Aussicht stellt, eine solche zu octroyiren.

Wie dem nun sei, jene allzuklugen Leute haben sich geirrt, welche tadelten, daß Deutschland sein Mißfallen an der Restauration nicht verhehle. Sie meinten, dieses Mißfallen allein werde hinreichen, daß die Franzosen Heinrich V. im Triumph nach Paris und von da nach Rheims zu der wo möglich vom Papst zu vollziehenden Krönung geleiten würden. So ist es nun doch nicht gekommen. Das Fieber, in dessen Phantasien die Franzosen immer stärker nach ihrem Roy die Arme ausstrecken, durchläuft seine gesetzlichen Stadien, auf welche die Unzufriedenheit Deutschlands keinen beschleunigenden Einfluß übt. Außerdem aber ist wohl die Frage aufzuwerfen, ob die Stellung Deutschlands derart ist, dem deutschen Volke und seiner Regierung eine unwürdige Heuchelei aufzulegen. Wir sollten thun, als wäre uns die Aufrichtung eines französischen Königthums durch die Klerikalen, durch unsere schlimmsten und ungeduldigsten Feinde, gleichgültig oder gar erwünscht? Wahrlich, ganz Europa würde hinter dieser, jedem Kinde durchsichtigen Maske Zaghaftigkeit und Schwäche oder den äußersten Mangel an politischem Urtheil

Digitized by Google

erblicken. Wenn irgend wo, ist hier der Stolz der Aufrichtigkeit am Platze. Wir müssen es alle so laut als möglich sagen, was wir von der deutschen Reichsregierung erwarten. Diese Erwartung aber ist keine andere als: die deutsche Regierung werde den Roy nicht eher anerkennen, als bis er formell die Erklärung widerrufen hat, welche er im Mai 1871 veröffentlichte. Damals schrieb der Graf von Chambord an das Journal Le Monde: „Ich bin der Träger der nothwendigen Vollmacht, um wieder auf seinen Platz zu setzen, was nicht darauf ist." Soll Deutschland einen König anerkennen, der ohne Zweifel der Meinung ist, daß weder der König von Hannover, noch der Kurfürst von Hessen, noch der Herzog von Nassau, noch der Senat der freien Stadt Frankfurt, noch der sogenannte deutsche Bundestag zu Frankfurt auf ihrem Platze sind, zu geschweigen von dem Papst-König in Rom und von Don Carlos in Spanien; und der behauptet, „die nothwendige Vollmacht" zu tragen, um „wieder auf seinen Platz zu setzen, was nicht darauf ist, zu dem Zwecke, endlich eine Zukunft vorzubereiten!" Wenn Deutschlands Schwäche oder Unvorsichtigkeit so weit gehen könnte, so sollte es lieber gleich — — Doch wir vollenden nicht. Wir wissen, wessen von unserer Staatsleitung wir uns zu versehen haben. Wir wollen von dieser vielmehr eine Kritik abwehren, die niemals weniger am Platze war. C—r.

Pariser Briefe.

Paris, den 2. November 1873.

Seit meinem vorigen Briefe sind zwei Katastrophen, wie Blitze aus heiterem Himmel hereingebrochen und haben das blasirte Pariser Volk in arge Bestürzung gebracht, nämlich der Brand der Oper und Graf Chambord's letzter Brief. Ich weiß nicht, welches der beiden Ereignisse unvorhergesehener als das andere war, denn da die Statistik behauptet, jedes Theater brenne im Durchschnitt jede 30 Jahre ab, so war immerhin eine Wahrscheinlichkeit von 1 zu: 30×365=10,950 da, daß die Oper gerade in dieser Nacht abbrennen würde, während kaum eine Wahrscheinlichkeit von 1:100,000 da war, daß Graf Chambord auf diese Weise sein vierzehntägiges Stillschweigen brechen würde. Er hat durch diesen Schlag seine so mühselig constituirte Partei gänzlich gesprengt, und seinen Freunden eine unerträgliche Situation

Digitized by Google

gemacht; auch ſollen hervorragende Mitglieder der royaliſtiſchen Partei ſich in ihrer Erbitterung haben hinreißen laſſen, die Handlungsweiſe ihres Königs und Herrn in ganz unparlamentariſchen Ausdrücken zu qualificiren. Von der geträumten monarchiſchen Reſtauration kann natürlich für jetzt keine Rede ſein, aber die definitive Conſtituirung der Republik, die unvermeidlich war, wenn die Rechte bei der Abſtimmung der Linken unterlegen wäre, kann unter den jetzigen Verhältniſſen auch nicht erlangt werden, und es bleibt alſo nur die Verlängerung des Proviſoriums übrig. In der That iſt, nachdem die Parteien ſich von der erſten Betäubung erholt haben, die Verlängerung der Präſidentſchaft Mac Mahon's das Loſungswort, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieſelbe mit enormer Majorität votirt und auch vom Marſchall angenommen wird. Kann aber die Nationalverſammlung einen Präſidenten über ihre eigene Exiſtenz hinaus ernennen, ihn alſo von der nächſten Nationalverſammlung unabhängig machen, ohne ihm damit die Rechte eines Königs, z. B. das Recht der Auflöſung, zu verleihen, kurz ohne eine vollſtändige Verfaſſung ohne „Lücke" zu machen? In wenigen Tagen werden wir ſehen, welche Projekte die fieberhafte Thätigkeit, die die Parteien in dieſen Tagen entfalten, gezeugt haben wird.

Graf Chambord, der nun wieder ſchlechtweg Graf Chambord iſt, weil er durchaus nicht Heinrich V. ſein will, ſoll einmal als Kind, als ihm Jemand ſagte, er werde einſt Heinrich V. ſein, geantwortet haben: nein, das wolle er nicht, er wolle lieber Heinrich IV. Nr. 2 ſein; aber wie es ſcheint, hat dieſe Verehrung ſehr nachgelaſſen, denn in dem neuen Brief kommt der Urahn ſchlecht weg. Es wird von ſeiner „habileté" geſprochen, und dieſes Wort wird in der Politik gewöhnlich nur im ſchlechten Sinne angewandt, ſo z. B. als wenn man von Machiavel oder Talleyrand ſpräche. Es liegt etwas Wegwerfendes darin, was mit dem deutſchen Wort „Geſchicklichkeit" nicht genügend wiederzugeben iſt. In freier Ueberſetzung kann man die Phraſe etwa ſo wiedergeben: „Heinrich IV. war ein geriebener Kerl, dem alle Mittel gut waren, wenn ſie zum Ziele führten, aber ich bin ein ehrlicher Mann, und danke Gott, daß ich nicht bin wie jener." Dies iſt vielleicht eine etwas üppige Ueberſetzung eines einzigen Wortes, aber wenn Chambord nicht die Abſicht gehabt hat, damit dem Gründer ſeiner Dynaſtie einen Hieb zu verſetzen, ſo iſt der Ausdruck ſehr unglücklich gewählt.

Der Brand der Oper wird nicht verfehlt haben, auch in Deutſchland lebhafte Theilnahme zu erregen, denn wer kannte nicht, wenigſtens dem Namen nach, die Pariſer Oper! Es handelt ſich zwar nur um ein altes Haus, welches in einigen Jahren doch weggeriſſen worden wäre, aber die Zerſtörung des unendlichen Materials und beſonders die plötzliche Betriebsſtörung einer Anſtalt, von der gegen 800 Perſonen direct in Nahrung geſetzt werden, iſt immerhin

Digitized by Google

ein schweres Unglück. Wie Sie wohl wissen, hatte dieses Theater nur ein provisorisches sein sollen, aber diese provisorische Existenz hat länger als 40 Jahre gedauert, und hat nicht verhindert, daß dieses Haus in der Geschichte der dramatischen Musik eine bedeutungsvolle Rolle gespielt hat. Hier wurden Meyerbeer's Opern: „Robert der Teufel", „Die Hugenotten", „Der Prophet" und „Die Afrikanerin" geboren, ebenso Halevy's „Jüdin", Auber's „Stumme von Portici", Rossini's „Tell" und, wenn ich nicht irre, auch Donizetti's „Favoritin"; hier sangen Duprez, Roger, Rosine Stoltz und Sophie Cruvelli, und tanzten die große Taglioni, und Fanny Elßler; hier wurde vor 12 Jahren Wagner's „Tannhäuser" gewaltsam ums Leben gebracht, ein Unfall, bei dem die musikalische Beurtheilung gar nicht im Spiel war. Vom Material an Decorationen, Costumen, Maschinen und dergleichen ist wohl Nichts gerettet worden, was dagegen mit den Statuen, die im Foyer standen, u. A. der Büste Rossini's, gelungen ist. Auch habe ich gelesen, daß die 8 Frauen-Statuen, die an der Haupt-Façade der Oper standen, gerettet worden sind, und wie es scheint, sind dieselben also von Werth gewesen, was wohl Niemand wußte. Es sind dies die acht Statuen, von denen Heine erzählt, daß sie die neun Musen darstellten, daß es auch ursprünglich neun gewesen seien, daß aber die eine davon, die Muse der Musik, es nicht mehr habe aushalten können, die Musik mit anzuhören, die da drin gemacht wurde, und fortgelaufen sei. Vor der Front dieser 8 Musen führte 1838 Orsini sein Attentat gegen den Kaiser aus, ein Verbrechen, welches er mit dem Kopfe büßte, welches aber wohl nicht ganz ohne Einfluß war auf den italienischen Krieg von 1859, und also auch auf alles das, was direkt und indirekt daraus folgte.

Da das neue Opernhaus, an welchem seit 10 oder 12 Jahren gebaut wird, erst in Jahr und Tag fertig sein kann, so muß für ein provisorisches Lokal gesorgt werden, denn einen oder gar zwei Winter kann Paris nicht ohne Oper bleiben, und das Personal muß ernährt werden. Noch ist darüber kein Beschluß gefaßt, aber aller Wahrscheinlichkeit nach wird man sich für das Chatelet-Theater entscheiden. Dasselbe ist zwar sehr unschön, und soll in akustischer Beziehung entsetzlich unvortheilhaft sein, aber es ist groß, der Zuschauerraum sowohl wie die Bühne, und ist, weil an chronischem Bankrott leidend, jeden Augenblick verfügbar. Es ist auch groß genug, um die Maskenbälle darin abhalten zu können, deren glänzendem, buntem Treiben freilich die Entfernung von den Boulevards Abbruch thun wird.

Ein spaßhaftes Abenteuer ist während des Brandes der Oper dem Bildhauer Carpeaux passirt. Derselbe ist zufällig an Ort und Stelle gewesen, und hat das gräßliche Schauspiel so wunderschön gefunden, daß er der Versuchung nicht hat widerstehen können, es zu skizziren. Er hat also sein

Digitized by

Portefeuille hervorgezogen und hat angefangen zu zeichnen, in welcher Beschäftigung ihn aber ein Polizeibeamter mit dem Bemerken unterbrochen hat, daß dies unmoraliſch ſei. Carpeaux hat ihm geantwortet, er ſei ein Narr, ein Wort hat das andere gegeben, in dieſem Kampfe gegen die weltliche Macht hat aber der Bildhauer den Kürzeren gezogen, iſt feſtgenommen worden und hat den Reſt der Nacht auf der Wache zubringen müſſen.

Wenn die große Oper durch ihr Brandunglück die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zog, ſo führen dagegen die andern Theater im Augenblick noch ein ziemlich kümmerliches, ſtilles Daſein. In der italieniſchen Oper, die nach Verger's Bankrott im vorigen Jahre Strakoſch (der Schwager der Patti) den Muth gehabt hat, wieder zu öffnen, hat dieſer mit einer ruſſiſchen Sängerin, die auf dem Zettel Mademoiſelle Bellocca heißt, einen Erfolg gehabt, den nur eine Erkältung des neuen Sterns ſchnell unterbrochen hat. So lange dieſe Grippe dauern wird, muß die Krauß das ganze Repertoir halten, denn der Reſt dieſer zuſammengelaufenen Truppe verdient gar keiner Erwähnung. Die Krauß iſt eine Wienerin, die mit viel mehr Seele als Stimme ſingt, und die ſchon vor mehreren Jahren, als ſie zum erſten Mal hier auftrat, einige Anerkennung fand. Jetzt möchte man gern eine „diva“ aus ihr machen, weil keine andere da iſt, aber dazu ſind die Mittel doch nicht genügend. Die Oper Comique liegt gänzlich darnieder, hat eine ganz glanzloſe Truppe und lebt vom alten Repertoir. Die einzige Neuigkeit, die ſie in letzter Zeit gebracht hat „Le Roi l'a dit“, Text von Godinet, Muſik von Déliber, iſt ohne Bedeutung. Auch die Schauſpielhäuſer haben für die Saiſon noch keine Neuigkeiten von Erfolg gebracht, nur Kleinigkeiten oder Eintagsfliegen. Mit deſto größerer Ungeduld ſieht man deßhalb Sardou's „Oncle Sam“ entgegen, der nächſte Woche über die Bühne gehen ſoll.

Die einzigen dauernden Erfolge, deren ſich die Theater in dieſem Augenblick erfreuen, ſtammen noch aus dem vorigen Jahre. Es ſind dies die beiden Operetten „Der ſilberne Becher“ (La Timbale d'argent) im Theater des Bouffes-Pariſiens, und „Frau Angot's Tochter“ im Theater des Folies Dramatiques. Beide ſind ungefähr 250 Mal gegeben worden, von der „Timbale“ ſind jetzt die letzten Vorſtellungen angezeigt, aber „Frau Angot's Tochter“ wird wahrſcheinlich noch den ganzen Winter hindurch fortfahren, volle Häuſer zu machen, und ihren Director zu bereichern. Die „Timbale“ verdankt ihren großen Erfolg weniger ihrer Muſik (von Vaſſeur), die jedoch auch ſehr angenehm iſt, als der vortrefflichen Darſtellung, beſonders der beiden Frauen-Rollen, und hauptſächlich ihrem ſehr amüſanten aber auch fürchterlich ſchlüpfrigen Libretto. „Alle Wetter, das iſt ſtark,“ ſagten die erſten, die es geſehen hatten, „da kann man ſeine Frau nicht hineinführen“, aber die Frauen wurden neugierig und nun ſind ſie alle drin geweſen. Nur die Töchter

Digitized by Google

hat man zu Hause gelassen. Der Gegenstand des Libretto ist der Art, daß ich mich nicht unterfangen möchte, Ihnen denselben auch nur andeutungsweise zu erzählen.

Mit „Frau Angot's Tochter" ist es anders. Dort werden die Töchter mitgenommen, denn hier handelt es sich um eine ganz gewöhnliche Liebesgeschichte, und der Erfolg rührt nur von der reizenden Musik her. Der Componist (Lecoq) hatte schon früher unbestrittene kleine Erfolge errungen, hat aber diesmal ein wahres Meisterstück leichter Musik geliefert. Auch hat er die Genugthuung gehabt, schnell populär zu werden, so populär, wie es kaum Offenbach in der Orpheus- und Helena-Zeit war. Kein Leierkasten, kein Piano, kein Schusterjunge pfeift und spricht etwas Anderes, als den Verschwender-Chor, oder den Walzer, oder die Legende der Madame Angot. Wenn die Operette in Deutschland noch nicht gegeben worden ist, so wäre dies eine große Nachlässigkeit Ihrer Theaterdirectionen.

Vor einigen Tagen ist ein Romanschreiber gestorben, der auch seine Stunde großer Popularität gehabt hat, der aber seinen Stern gar bald hat erbleichen sehen, Ernst Feydeau nämlich. Er debutirte 1858 mit dem Romane „Fanny", der einen solchen Erfolg hatte, daß 20 Auflagen in demselben Jahre noch verkauft wurden, und daß er in dieser Beziehung selbst Flaubert's „Madame Bovary", die Jahr's vorher erschienen war, überflügelte. Er behandelte in diesem Roman die Eifersucht, aber nicht die gewöhnliche, die alle Tage vorkommt, d, h. des Mannes auf den Liebhaber der Frau, sondern umgekehrt: Fanny's Liebhaber ist auf Fanny's Mann eifersüchtig, und dies ist natürlich um so qualvoller, als er dem Gegenstande seiner Eifersucht nicht die Thür weisen kann, sondern im Gegentheil seinerseits ihm in allen vorkommenden Fällen das Feld räumen muß Alle diese Leiden und Freuden sind sehr eingehend dargestellt, und eine Scene besonders machte lebhaften Eindruck, und war vielleicht das Hauptelement zu dem großen Erfolge dieses Sittenromans: bei einer solchen Feldräumung muß der eifersüchtige Liebhaber sich einmal auf den Balkon flüchten bei Nacht und Nebel, und da es haußen finster, drinn aber erleuchtet ist, so kann man sich seinen — Schmerz vorstellen. Wenn Sie das Weitere wissen wollen, so lesen Sie den Roman selbst, der bei dem Verleger Amyot erschienen ist, und wahrscheinlich „durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden kann."

Verfasser sowie Verleger waren begreiflicherweise mit Fanny sehr zufrieden und wären gern auf dem betretenen Wege weitergegangen, aber „non bis in idem" weder „Daniel", noch „Catharine Overmaire", noch selbst „Sylvia", oder die späteren „Un Debut à l'Opéra" mit seinen zwei Fortsetzungen, oder „Le secret du bonheur" ꝛc. kamen, was den Erfolg anlangt, nur im Entferntesten der „Fanny" gleich. Die Balcon-Scene konnte doch

Digitized by

nicht überall angebracht werden, und ähnliche solche Perlen findet man nicht alle Tage.

Alle Journale haben dem Tode des Königs von Sachsen eine Notiz gewidmet, und dies ohne Ausnahme in Form und Inhalt in der anständigsten Weise, wie dies ja auch bei dem Charakter des verstorbenen Fürsten nicht anders möglich war. Freilich sind sie dabei meistens mit der historischen Genauigkeit zu Werke gegangen, die die hiesige Journalistik von jeher charakterisirt hat. So z. B. sagt, um nur eines zu citiren, die „Republique Française", Gambetta's sonst sehr gut redigirtes Organ: König Johann sei der Sohn des Königs Maximilian gewesen, und habe aus seiner Ehe mit Amalie Auguste von Bayern drei Kinder gehabt. Zu seinen Regierungs-Akten übergehend, sagt sie, er habe während des Krim-Krieges Partei für Rußland genommen, während des Krieges von 1866 aber gegen Oesterreich eine wohlwollende Neutralität (!) beobachtet. In Folge dessen habe er nach Preußens Siegen die Festung Königstein an Preußen abtreten (!) und in den Norddeutschen Bund eintreten müssen, habe aber auch seitdem keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um gegen die neue Ordnung der Dinge energisch zu protestiren.

Man möchte sich fragen, ob es materiell möglich ist, in so wenigen Zeilen noch mehr Schnitzer zu machen, und um die Geschichte unserer Zeit würde es schlecht stehen, wenn man nicht hoffen könnte, daß die dereinstigen Geschichtsschreiber auch aus anderen Quellen schöpfen werden, als aus den Pariser Journalen.

Ebenso erzählten kürzlich dieselben Journale eines nach dem anderen, daß König Georg von Hannover, der in der That hier gewesen zu sein scheint, in Begleitung des Seine-Präfekten und anderer officiellen Personen das Pariser Schleußen-System in Augenschein genommen habe. Wenn es schon nicht recht erklärlich ist, warum König Georg überhaupt sich den Anstrengungen einer Reise nach Paris aussetzt, so werden Sie mir zugeben müssen, daß eine Besichtigung der Schleußen von Seiten des blinden Königs ganz und gar ins Reich der Unwahrscheinlichkeiten gehört.*)

Nun kann man allerdings nicht von jedem Pariser Journalisten verlangen, daß er weiß, daß der König von Hannover das Unglück hat, blind zu sein; aber daß die betreffende Ente durch 10, durch 20 Journale hat schwimmen können, daß Tausende und Tausende sie gelesen haben, ohne daß sie aufgefallen ist, das zeigt Ihnen, mit welch liebenswürdiger Sorglosigkeit hier geschrieben und gelesen wird, und wie wenig das glückliche Volk sich mit Pedantismus und difteliger Genauigkeit das Leben sauer macht.

---

*) Es blieben ihm doch die Geruchsnerven zu dieser Wahrnehmung. D. Red.

Digitized by Google

Dieser geringe Trieb, gut unterrichtet zu sein, der sich bei allen Franzosen findet, und der wohl der Hauptgrund ist, warum dieses so herrlich begabte Volk in so vielen Dingen sich hat überflügeln lassen, zeigt sich auch noch auf andere Weise. So lieferte bei der letzten Rekrutirung das Seine-Departement (d. h. Paris und allernächste Umgegend) 14,000 Militärpflichtige, und unter diesen fanden sich 823, die weder lesen noch schreiben konnten. Im Gehirn des Planeten also befinden sich 823 junge Leute von 20 Jahren (die anderen Alter ungerechnet), die nicht einmal lesen können! Aber Wähler sind sie alle, und die stimmen für Barodet! —y.

Kleine Besprechungen.

Neutestamentliche Zeitgeschichte von Dr. A. Hausrath. Heidelberg. Fr. Bassermann. Theil I: Die Zeit Jesu 1868. Theil II: Die Zeit der Apostel 1871. Theil III: Die Zeit der Märtyrer und das nachapostolische Zeitalter. Davon bis jetzt erschienen Abtheilung I bis zur Zerstörung Jerusalems, 1873. Abtheilung II und damit der Schluß des ganzen Werkes wird auf nächstes Jahr verheißen. —

Noch ehe dieses Buch vollständig vorliegt und die ihm gebührende allseitige und gründliche Würdigung finden kann, drängt es uns, unsere Leser auf seine Bedeutung und Tragweite aufmerksam zu machen. Hausrath's neutestamentliche Zeitgeschichte bildet fortan den unentbehrlichen Rahmen zu Th. Keim's bahnbrechenden Leistungen über das Leben Jesu. Die beiden Männer wetteifern mit einander wie an Gelehrsamkeit, so im Drang, alle Ergebnisse geschichtlicher Forschung und rücksichtsloseste Kritik zu einem neuen Aufbau zusammenzufügen, und es ist geradezu erstaunlich, mit welchem Geschick Hausrath jeder Angabe neutestamentlicher und zeitgenössiger Schriftsteller ihren Erdgeschmack abzufühlen und sie in sein lebensvolles Zeitbild einzuweben weiß. Ueberhaupt erreicht in Hausrath, so schon in seinem Paulus, so jetzt auch in diesem Werk, die theologische Schriftstellerei die Höhe und Weihe künstlerischer Vollendung. Aeußerst übersichtlich und spannend ist schon die Anlage aller drei Theile, mit großer Sorgfalt und reicher Einbildungskraft die Geschichte mit der Topographie des Landes, da sie sich abspielt, in Zusammenhang gebracht, zugleich auch in die Gestalten leitender Persönlichkeiten hineinverlegt und gleichsam von da aus erzählt. Wir haben da in Theil I Herodes den Großen, in Theil II Paulus, in der ersten Abtheilung von Theil III Nero und Josephus, den Geschichtsmacher.

Fremd, dürr, langweilig erschien seit vielen Jahren Unzähligen Alles,

Digitized by Google

was mit Bibel und biblischer Geschichte im Zusammenhang stand. Für mehr wie einen von diesen wird Hausrath's Buch eine neue Offenbarung sein. Welch reiches Leben so nah und doch so fern! Welch ein Unternehmen, mitten in einer solchen Welt voll Frevel, Blut und Hinterlist ein Reich der Gottes- und Bruderliebe aufzurichten!

A. B—s.

Die altkatholische Kirche des Erzbisthum's Utrecht von Fr. Nippold. Heidelberg, Fr. Bassermann 1872. Schon auf dem Altkatholiken-Kongreß zu München wurde darauf aufmerksam gemacht, daß, was heute innerhalb der katholischen Kirche sich vollziehe, durchaus nicht ohne Vorgang sei, daß vielmehr schon seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts in Holland unten ein Erzbisthum und zwei Bisthümer bestehen, die sich nothgedrungen von Rom losgelöst haben. Vielleicht, so ward zu München gerathen, daß sich von dorther altkatholische Priester beziehen, dort Bischöfe weihen lassen. Im Sommer 1872 kam denn auch wirklich Loos, der greise Erzbischof von Utrecht, den Rhein herauf und nach Bayern, um zu firmeln; im Herbst wohnte er dem zweiten Kongreß zu Köln bei und als vergangenen Sommer, ebenfalls zu Köln, Reinkens, grad am Sterbetag von Loos, zum altkatholischen Missionsbischof Deutschlands erwählt worden war, ertheilte ihm Bischof Heykamp von Deventer die bischöfliche Weihe, kanonisch unanfechtbar. So verdankt die altkatholische Bewegung in Deutschland der gleichgesinnten Kirche in Holland nicht wenig. Es ist daher für jeden Theilnehmer an den Kämpfen unserer Zeit von hohem Interesse, die Geschichte einer religiösen Gemeinschaft kennen zu lernen, die so lange in Verborgenheit und Weltvergessenheit ausgeharrt hat. Nippold erzählt uns dieselbe in der fleißigsten und gründlichsten Weise, ob auch zuweilen ohne die nöthige Ruhe der Gestaltung. Zu unserer nicht geringen Verwunderung nehmen wir wahr, daß völlig derselbe Jesuitismus, der das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit aus sich herausgeboren, auch jene holländischen Altkatholiken aus der römischen Kirche hinausgetrieben hat. Wer sich aufs Neue überzeugen will, daß es sich bei dem obschwebenden Kampf innerhalb der katholischen Kirche nicht etwa bloß um ein größeres oder geringeres Maaß von Rechtgläubigkeit und Autorität, sondern um den ewigen großen Streit zwischen gänzlicher Sklaverei und völliger Selbständigkeit der Menschengeister handelt, der findet in Nippold's Geschichte des Erzbisthums Utrecht einen schlagenden Beweis dafür.

A. B—s.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXXII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 46.

Ausgegeben am 14. November 1873.

Inhalt:

	Seite
Ursprung und Folgen der französischen Katastrophe vom 24. Mai. Dritter Artikel (Schluß). Georg Zelle.	241
Neueste deutsch-dänische Vermittelungsversuche. Heinrich Rückert.	253
Neuere Schriften über das höhere Schulwesen. Dr. R. Hoffmann.	262
Bei den Kriegsgefangenen in Deutz. (Lazarethe. Seelsorge. Die Elsässer.) Dr. Jos. Kamp.	266
Weltausstellungsbericht. 7. Die „Exposition des amateurs." B—au.	271
Briefe aus der Kaiserstadt.	275
Erklärung der Redaction.	280

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leipzig, 1873.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** ist erschienen:

Die Thiere
in der indogermanischen Mythologie

von

Angelo de Gubernatis,

Professor des Sanskrit und der vergleichenden Literatur am Instituto di studii superiori e di perfezionamento zu Florenz.

Aus dem Englischen übersetzt

von

M. Hartmann.

Autorisirte, mit Verbesserungen und Zusätzen versehene deutsche Ausgabe.

1. Hälfte gr. 8° Preis 3½ Thlr.

Wir bieten hier dem Publikum die deutsche Uebersetzung eines Werkes, welches in den weitesten Kreisen Beachtung verdient. Nachdem auf den verschiedensten Gebieten des Wissens, theilweise auch schon auf dem der Mythologie, die vergleichende Methode mit so viel Glück und Erfolg zur Geltung gebracht worden ist, wird es dankbar anerkannt werden müssen, dass sich der Verfasser die Aufgabe stellte, eins der interessantesten Probleme der vergleichenden Mythologie, die Rolle, welche die Thiere in derselben spielen, nach dieser Methode zu behandeln. Besonders erfreulich ist es aber, dass sich ein Mann an diese Aufgabe gemacht hat, welcher ihr im vollsten Maasse gewachsen ist. Angelo de Gubernatis, geb. zu Turin 1840, hat auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen und Literaturen, speciell des Sanskrit, die umfassendsten und gründlichsten Studien gemacht; die Früchte dieser Studien liegen in zahlreichen Werken vor, von denen wir hier nur eine Uebersetzung der ersten zwanzig Hymnen des Rigveda mit Anmerkungen, la vita ed i miracoli del dio Indra nel Rigveda, ein Essay über die vedischen Quellen des Epos, die Rivista orientale, eine indische Encyklopädie, eine vergleichende Geschichte der Hochzeitsgebräuche, eine vergleichende Geschichte der Bestattungsgebräuche namhaft machen; andrerseits ist er als Dichter — Dramen von ihm wurden mit grossem Erfolge in Turin gegeben — vor Allen befähigt gewesen, in das Walten des poetisch schaffenden Volksgeistes einzudringen und den feinen Fäden, welche sich fast durch die gesammte indogermanische Sagenwelt hindurchziehen, zu folgen. Gerade bei der Behandlung eines solchen Stoffes muss der Bearbeitende die Fähigkeit besitzen, sich ganz in den Stoff zu versenken, die innersten leitenden Gedanken zu erfassen und nach ihnen das Material zu ordnen und zu sichten. Der Verfasser besitzt diese Fähigkeit in hohem Grade und vereinigt sie mit einer Kenntniss der einschlägigen Literatur, mit einer Gewandtheit in deren Herbeiziehung und Verwendung, wie sie dass gewöhnliche Maass weit übersteigt.

So dürfte sowohl das gelehrte Publikum aus diesem Werke reiche Nachweise und Belehrungen schöpfen — und zu denen, welche für ihre speciellen Studien hier reiches Material finden, werden wir nicht blos die Mythologen und Archäologen von Fach, sondern auch die Sprachforscher und vor Allem die Culturhistoriker zu rechnen haben — als auch ein grösseres Publikum des Interessanten und Lernenswerthen viel finden.

Besonders aufmerksam möchten wir noch darauf machen, dass vieles bis jetzt noch Unbekannte oder doch Unedirte in die Untersuchung gezogen worden ist. Der Verfasser hat alle Notizen, die das vedische Alterthum über die Thiere liefert, gesammelt und erklärt; er hat ferner zum ersten Male mehre Mythen Indiens bekannt gemacht, über hundert russische Volksmährchen herangezogen, etwa dreissig unedirte italienische Mährchen benutzt, die er durch den Mythos analysirt hat, und hat endlich mit grosser Genauigkeit die sich durch die ganze indogermanische Welt hindurchziehenden Volkssagen von den zwei Brüdern, den drei Brüdern, den zwei Schwestern, den drei Schwestern, Cendrillon, der Prinzessin, welche lacht, von dem Blinden und dem Lahmen, und etwa vierzig andere in ihrer Entwicklung und mythischen Bedeutung aufgezeigt.

Wir glauben, dass die deutsche Bearbeitung dieses Werkes, welche vor der englischen Originalausgabe Nachträge des Verfassers voraus hat und mit der grössten Sorgfalt gearbeitet ist, als ein dankenswerthes Unternehmen vom Publikum anerkannt werden und sich schnell zahlreiche Freunde erwerben wird.

Digitized by Google

Ursprung und Folgen der französischen Katastrophe vom 24. Mai.

Dritter Artikel.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Coalition vom 24. Mai und ihr leitender Ausschuß, — denn als solchen konnte man das streng parlamentarische Ministerium Broglie ansehen, — so lange sie in Vertheidung der conservativen Interessen ihre einzige Aufgabe sahen, nicht unbedeutende Erfolge erzielten. Die conservative Strömung überwog im Lande. Man empfand das Bedürfniß nach einer starken Regierung; man empfand es um so mehr, da in Frankreich, dem Lande der strengsten Centralisation und der staatlichen Bevormundung, die conservativen Elemente sich stets ohnmächtig fühlen, wenn sie nicht auf eine starke Regierung sich stützen können. In jeder politischen Initiative, die nicht von der Regierung ausgeht, wittert der Franzose ein revolutionäres Symptom; nirgends ist die Regierung so empfindlich gegen Kritik, als in Frankreich, nirgends überwacht sie mit gleicher Eifersucht ihre Prärogative in Verwaltung und Gesetzgebung.

Man sieht das Streben, die öffentliche Meinung zu centralisiren, um sie von den Bureaus des Ministeriums aus nach Belieben reguliren und leiten zu können, als ein besonders charakteristisches Merkmal des Bonapartismus an. Das ist ein einseitiges Urtheil. Allerdings hat der Bonapartismus den Apparat zur Beherrschung der öffentlichen Meinung mit der strensten Folgerichtigkeit ausgebildet. Aber in diesen wie in anderen Beziehungen befindet er sich weder im Widerspruch zu dem Geiste der französischen Nation noch zu den allgemein gültigen französischen Regierungsmaximen. Die Eigenthümlichkeit des cäsarischen Systems beruht vielmehr darauf, daß in ihm diese Maximen mit der größten Vollkommenheit ausgebildet und zu wirksamer Anwendung gebracht sind, daß in ihm der politische Geist des französischen Volkes seinen schärfsten, seinen classischen Ausdruck gefunden hat. In dem Streben nach Centralisation aber, nach Beherrschung der öffentlichen Meinung, in der Furcht vor jeder von der Regierung unabhängigen Initiative stimmt jedes Regime mit dem cäsarischen überein.

Digitized by Google

Auch Thiers hatte die conservativen Elemente zu einer Politik des Widerstandes gegen den Radicalismus um sich sammeln wollen. Da er aber mit dem größten Theil der conservativen Partei sich über die Frage der Regierungsform im Widerspruch befand, so entbehrte seine Politik der Consequenz. Thiers sah sich genöthigt, eine Stellung zwischen den Parteien einzunehmen, eine Stellung, die sich nur durch eine fortgesetzte Reihe von Compromissen behaupten ließ. Dadurch setzte er sich mit den politischen Grundanschauungen der Franzosen, denen er doch selbst von Herzen zugethan war, in Widerspruch. Niemand wußte, woran man mit ihm war. War er conservativ, war er liberal, war er radical? Es gab keinen fanatischeren Feind, der „Anarchie der öffentlichen Meinung", als Herrn Thiers, den Verehrer des schroffsten Centralisationsprincips; und dennoch entbehrte unter seiner Regierung die öffentliche Meinung jeder Leitung, weil er seine Stellung nur durch einen beständigen Wechsel, durch die Begünstigung bald dieser bald jener Partei glaubte behaupten zu können.

Das war mehr, als die Franzosen ertragen konnten: eine schwache Mehrheit stürzte Thiers, ohne daß die Republikaner auch nur den Versuch wagten, ihn zu halten. Frankreich hatte jetzt eine „starke" Regierung, die so sonderbar dies erscheinen mag, trotz ihrer Unpopularität, den äußerst empfindlichen materiellen Interessen ein bei weitem größeres Vertrauen einflößte, als die Republik des Herrn Thiers es jemals besessen hatte. Wohin diese Regierung das Land führen würde, davon hatte man freilich keine Ahnung; man war damit zufrieden, bis zum Augenblick der definitiven Entscheidung die Verwaltung starken Händen anvertraut zu wissen und darin glaubte man zugleich eine Bürgschaft dafür zu sehen, daß der Uebergang zu regelmäßigen definitiven Zuständen ohne gewaltsame Zuckungen sich vollziehen werde.

Dies Gefühl wiedergewonnener Sicherheit wurde allerdings durch die Sorge einigermaßen herabgestimmt, daß es nun den coalisirten Parteien einfallen möchte, durch den verfrühten Versuch einer definitiven Lösung das Bündniß der conservativen Parteien in Frage zu stellen. Das war ja von Anfang an die Hoffnung der Republikaner gewesen, und Spuren der Eifersucht zwischen den verschiedenen Gliedern der Coalition waren ja, wie wir schon gesehen haben, früh genug zu Tage getreten. Wie leicht konnte in der Nationalversammlung eine Frage aufgeworfen werden, in der der Gegensatz der einzelnen Fractionen der Majorität zu Tage treten mußte? Wenn die Eifersucht der Orleanisten auf den wachsenden Einfluß der Bonapartisten sich selbst nur in bitteren Worten in der Nationalversammlung Luft machte, konnte eine üble Wirkung nicht ausbleiben. Es mußte alles vermieden werden, was der sehr aufmerksamen, jede Schwäche des Gegners mit dem Scharf-

Digitized by Google

blick des Hasses erspähenden Opposition einen Beweis für die innerhalb der Coalition bestehenden Spaltungen in die Hand geben konnte. Die Majorität mußte unter allen Umständen wenigstens den Schein vollkommener Einigkeit aufrecht zu erhalten suchen, da jede offen zu Tage getretene Spaltung sofort das Vertrauen auf ihre Macht und somit ihre Macht selbst geschwächt haben würde.

Unter diesen Umständen mußte eine längere Dauer der Sitzungsperiode gefährlich erscheinen. Die Verhandlungen der Nationalversammlung im Mai und Juni, die noch unter der unmittelbaren Einwirkung des Ereignisses vom 24. Mai standen, hatten der siegreichen Partei wie die stets wachsende Majorität bezeugte, eine namhafte Verstärkung zugeführt. Das war Alles, was man von den Verhandlungen augenblicklich erwarten konnte. An die Lösung der großen Fragen konnte man nicht gehen, da man Alles von der Berathung fern halten mußte, was sich von den einzelnen Fractionen ohne ein Zurückgreifen auf ihre besonderen Prinzipien nicht erörtern ließ. Die Verfassungsfrage war also selbstverständlich noch für unbestimmbare Zeit von der Tagesordnung der Nationalversammlung ausgeschlossen. Selbst eine Frage wie die des Stimmrechts bei den Wahlen der Probe einer öffentlichen Verhandlung zu unterwerfen, erschien bedenklich, da auch in dieser Frage die Coalition sich nach ihren Fraktionen schied; denn die liberalisirenden Orleanisten, die sich noch immer ihren alten Traditionen gemäß als die Vertreter des höhern und gebildeten Bürgerthums fühlten, waren einer Beschränkung des Wahlrechts bei weitem mehr geneigt, als die Bonapartisten, welche das demokratische Princip, ohne sich selbst aufzugeben, nicht verleugnen konnten, und selbst als die Legitimisten, die mit Hilfe des Clerus das allgemeine Stimmrecht zu ihren Gunsten auszubeuten hofften: wie denn ja in der That in gewissen Gegenden der Einfluß des Clerus auf die untersten Classen — wir erinnern an die Wallfahrten — außerordentlich groß war. Und so konnte kaum eine Frage von größerer Bedeutung vor die Versammlung gebracht werden, die nicht das Bündniß der Conservativen wenn nicht zu sprengen, doch zu lockern gedroht hätte.

Es schien nur ein Mittel zu geben, um dieser Gefahr vorzubeugen: die baldige Vertagung der Versammlung auf möglichst lange Zeit. Von Tage zu Tage ließ sich aus den Reihen der intimsten Freunde des Ministeriums der Ruf nach dem raschen Schlusse der Sommersession lauter vernehmen. In den verschiedenen Gruppen der Majorität herrschte über diese Frage zwar nicht genau dieselbe Ansicht; aber die Nothwendigkeit der Maßregel war zu einleuchtend, als daß irgend eine Faction ihr ernstlichen Widerstand hätte entgegen setzen sollen. Ein Gegenstand nach dem andern aus der langen Reihe der brennenden Fragen wurde von der Tagesordnung der Sommer-

Digitized by Google

session gestrichen, und ad calendas Graecas vertagt. Die Linke und ihre Organe in der Presse höhnten ob der Unfruchtbarkeit und Unfähigkeit der siegreichen Majorität zu gesetzgeberischen Leistungen. Indessen war die Lage zu ernst, als daß die Waffen des Spottes einen besonderen Eindruck hätten machen können. Es war das überhaupt ein großer Fehler der republikanischen Presse, dessen sich besonders auch Herrn Thiers' Organe schuldig machten, daß sie glaubte, mit Ironie, mit guten oder schlechten Witzen etwas erhebliches ausrichten zu können. Eine derartige Polemik ist in Frankreich immer sehr wirksam gewesen, wenn es sich darum handelte, eine bestehende Macht langsam und allmählig zu untergraben; aber in Augenblicken hoher Spannung schadet sie vielmehr dem Angreifer, als dem Angegriffenen, denn sie beweist nur, daß derjenige, welcher sich ihrer bedient, über schärfere Waffen entweder nicht verfügt, oder nicht den Muth hat, sie in Anwendung zu bringen, daß er auf Thaten verzichtet, durch die doch allein die Entscheidung herbeigeführt werden kann. Die Taktik, einem starken Gegner dadurch Boden abzugewinnen, daß man ihn unausgesetzt für schwach erklärt und täglich seinen nahen Fall verkündigt, ist von den Republikanern mit der äußersten Consequenz durchgeführt worden. Wer sich aber nicht der gröbsten Selbsttäuschung über den Ernst der Lage hingab, der mußte sich eingestehen, daß am 24. Mai die monarchische Partei einen Erfolg errungen hatte, der sich nicht wegspötteln ließ, den rückgängig zu machen es der äußersten Anspannung aller Kräfte bedürfen würde. Man wollte sich auf die öffentliche Meinung stützen, und dabei thaten die Republikaner alles Mögliche, um die öffentliche Meinung einzuschläfern und zu entnerven. Es war das in vieler Beziehung ganz erklärlich: sie selbst waren entnervt, erschlafft, jedes höheren Aufschwungs, jeder Kraftanstrengung unfähig; sie redeten sich ein, daß sie es mit einem schwachen Feinde zu thun hätten, weil sie sich ihrer eigenen Schwäche zu sehr bewußt waren, um einem ernsten Kampfe mit entschlossenem Muthe entgegenzugehen. Ihre einzige Hoffnung war, daß die Coalition in sich zerfallen werde. Der Gedanke, die einigen Gegner durch eigene Kraft zu Falle zu bringen, lag Thiers damals eben so fern wie Gambetta.

Die gefährliche Probe, auf welche die Einigkeit und zugleich die Leistungsfähigkeit der Majorität gestellt werden konnte, wäre die Berathung der constitutionellen Gesetze gewesen. In der Gestalt, in welcher Thiers sie vorgelegt hatte, enthielten sie, auch wenn man die einleitenden Motive, in welchen der definitive Charakter der republikanischen Staatsform betont wurde, wegließ und durch eine andere Motivirung ersetzte, eine wenigstens indirecte Anerkennung der Republik. Die Majorität hätte den Verfassungsgesetzen immerhin einen schroff conservativen Charakter aufprägen, sie hätte sie ganz nach monarchischem Zuschnitt einrichten können: wenn sie in Ermangelung

Digitized by Google

eines allen ihren Fractionen genehmen Trägers der Krone nicht im Stande gewesen wäre, ausdrücklich die Monarchie und den Monarchen zu proclamiren, so hätte sie damit unzweifelhaft erklärt, daß für den Augenblick die republikanische Staatsform in Frankreich allein möglich wäre. Dies war nun allerdings eine offen zu Tage liegende Thatsache, die von Niemandem bestritten werden konnte. Aber die Mehrheit fühlte wohl, daß es ein gewaltiger Unterschied sei, eine Thatsache nicht zu bestreiten und sie ausdrücklich als nothwendig anzuerkennen, und sie trug daher, und von ihrem Standpunkte aus mit allem Recht bedenken, eine Verfassung zu beschließen, die, wenn sie auch nicht die Republik proclamirte, ja selbst gegen die Rechtsbeständigkeit derselben Verwahrung einlegte, doch den thatsächlichen Bestand der Republik zur Voraussetzung hatte und eben nichts Anderes als die Republik organisirte.

Die Opposition säumte denn auch in der That nicht, durch den ehemaligen Minister Dufaure den Antrag auf Ueberweisung der constitutionellen Gesetze an die Bureaus stellen zu lassen. Die Lage war für die Regierung nicht unbedenklich. Man wußte, daß die liberalisirenden Elemente des rechten Centrums unter Führung des rastlos intriguirenden Herzogs von Audiffret-Pasquier versucht hatten, mit dem linken Centrum Verbindungen anzuknüpfen, um auf diese Weise die Majorität weiter nach Links zu verschieben und vor Allem der verhaßten Bonapartisten sich zu entledigen. Diese Versuche, wenn sich auch ein positiver Erfolg derselben nicht absehen ließ, trugen in die Coalition doch ein bedenkliches Element des Mißtrauens und der Verwirrung. Es erregte daher nicht geringe Besorgniß, als man vernahm, daß wenigstens ein Theil des rechten Centrums für den Antrag Dufaure zu stimmen beabsichtige. Wäre dieser Entschluß zur Ausführung gekommen, so würde sich die Regierung in der größten Verlegenheit befunden haben. Sie sah ein, daß eine Berathung der Verfassungsgesetze die Majorität nothwendiger Weise sprengen mußte; und dabei konnte sie sich in der öffentlichen Sitzung, wenn der Antrag von einer nahmhaften Zahl ihrer Anhänger unterstützt wurde, demselben kaum widersetzen. Es wurden denn auch die äußersten Anstrengungen aufgeboten, um das rechte Centrum im ministeriellen Fahrwasser zu erhalten. Und in der That waren die Gründe, welche die Regierung für Vertagung der Verhandlung über die Verfassungsgesetze anführen konnte, zu einleuchtend, um ihres Eindruckes zu verfehlen. Gleichsam als Buße für die glücklich überwundenen Separationsgelüste ergriff das rechte Centrum in dieser Angelegenheit die Initiative, indem es einen der Seinigen, den sonst unbedeutenden Abgeordneten Laurent beauftragte, den Antrag zu stellen, daß erst in dem auf den Wiederzusammentritt der Nationalversammlung nach den Ferien folgenden Monat eine Commission zur Prüfung der Verfassungsgesetze eingesetzt werde. Motivirt wurde der Antrag in allerdings etwas seltsamer

Digitized by Google

Weise damit, daß das Land kein Interesse an Politik finde und vor Allem arbeiten wolle; eine Prüfung der constitutionellen Gesetze werde wieder Aufregung schaffen und den ruhigen Gang der Geschäfte stören. Nachdem so das rechte Centrum seinen Rückzug angetreten hatte, konnte der Herzog von Broglie, ohne zu befürchten, daß man ihn beim Worte halten werde, erklären, daß die Regierung hinsichtlich der Prüfung der Gesetze keine Schwierigkeiten erhebe, daß sie aber nicht umhin könne, die von Herrn Laurent dagegen angeführten Gründe als stichhaltig anzuerkennen. Aeußerlich also wurde der Schein gewahrt, als ob die Regierung in dieser Angelegenheit sich ganz dem Willen der Majorität füge, während sie in der That doch Alles aufgeboten hatte, um die Majorität für die Verwerfung des Dufaure'sche Antrags zu bestimmen. So wurde denn am 2. Juli Herrn Thiers' Verfassungsentwurf auf lange Zeit vertagt; und wer konnte wissen, ob er jemals wieder auf die Tagesordnung der Nationalversammlung würde gesetzt werden.

Die Gefahr einer Spaltung war für diesmal glücklich beseitigt worden; daß sie aber überhaupt hatte entstehen können, enthielt doch für die Regierung und die Majorität eine ernste Mahnung, der Linken möglichst bald die Gelegenheit abzuschneiden, durch vorsätzliche Interpellationen und Anträge die Einigkeit der Verbündeten auf die Probe zu stellen. Es war fast unvermeidlich geworden, sofort nach der Votirung des Gesetzes über die Heeresreform und der neuen Handelsverträge mit England und Belgien, durch die, indem sie im Wesentlichen die alten napoleonistischen Verträge wiederherstellen, Herrn Thiers' engherzige Handelspolitik feierlich eingesargt und bestattet wurde, die Vertagung der Nationalversammlung eintreten zu lassen. Allerdings nahm die Regierung zu dieser Frage nicht genau dieselbe Stellung ein, wie die Majorität. Die Regierung, von allem anderen abgesehen, empfand vorzüglich das Bedürfniß, in ihrer Arbeit für Wiederherstellung der „moralischen Ordnung" durch keine parlamentarische Controle gehemmt zu sein: die Majorität, wie groß auch ihr Vertrauen in die conservative Energie der Regierung war, mußte doch ein gewisses Bedenken empfinden, für einige Monate ganz vom Schauplatze abzutreten und der Regierung allein den Kampf gegen die Regierung zu überlassen. Indessen alle diese Bedenken wurden durch den Hinblick auf die augenscheinlichen Gefahren einer Fortdauer der gegenwärtigen Situation überwunden. Und außerdem konnte sich ja die Coalition durch Ernennung einer Permanenzcommission, der das Recht einer beschleunigten Wiedereinberufung der Nationalversammlung zuertheilt würde, einen für alle Fälle ausreichenden Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten suchen. Zugleich aber gaben sich die einzelnen Fraktionen der Mehrheit bereits der Hoffnung hin, die Ferienmuße für ihre Sonderbestrebungen benutzen und eine definitive Lösung der Regierungsfrage vorbereiten zu können. Das war aller-

Digitized by Google

dings eine Hoffnung, die auszusprechen man sich sorgfältig hütete; denn wenn die Bonapartisten eine Ahnung davon gehabt hätten, daß man auf royalistischer Seite sich mit Restaurationsgedanken trüge, so würden sie nimmermehr in eine Vertagung gewilligt haben. Aber sie waren ahnungslos und hofften ihrerseits ihren Einfluß auf die Verwaltung während der Ferien ungestört zu einer Förderung der imperialistischen Interessen benutzen zu können. Von der Unmöglichkeit einer näheren Alliance oder gar einer Verschmelzung der beiden royalistischen Familien waren sie zu fest überzeugt, um betreffs der leise und unbestimmt wieder einmal auftauchenden Fusionsgerüchte sich der geringsten Sorge hinzugeben.

So war man also entschlossen, der Session rasch ein Ende zu machen: am 19. Juli wurde der Beschluß gefaßt, die Sitzungen vom 27. Juli bis zum 5. November zu vertagen. Ganz ohne Kampf sollten indessen diese letzten acht Tage nicht vorübergehen. Diesmal war es Jules Favre, der dem Ministerium den Handschuh hinwarf, indem er eine sehr allgemein gehaltene Interpellation an dasselbe hinsichtlich der gesammten inneren Politik der Regierung richtete. Das Land, führte er des Weiteren aus, müsse wissen, wohin die Regierung es führe und welches ihre Absichten und Ansichten in Betreff der legitimistischen, orleanistischen und bonapartistischen Prätendenten seien. Auch warf er der Regierung vor, daß sie die Republikaner von der Verwaltung ausschließe. Ein ungeschickterer Angriff, wie der Jules Favre's, war kaum denkbar. Im Einzelnen hatte sich ja die Regierung manche Blöße gegeben, die bequeme Anhaltspunkte boten, obgleich sich freilich gezeigt hatte, daß sich der Regierung durch den kleinen Krieg wohl Verlegenheiten aber keine Niederlage bereiten ließ. Im Gegentheil hatten alle diese kleinen Aergernisse nur dahin geführt, die Majorität auf die Nothwendigkeit geschlossenen Zusammenhaltens aufmerksam zu machen. Jules Favre wollte es jetzt mit einer Hauptattake versuchen. Anfangs war der Jubel unter den Republikanern bei der Aussicht auf eine Hauptschlacht groß. Bald aber kam man zu der Einsicht, daß man nur dem Ministerium die Gelegenheit zu einem wohlfeilen Triumph bieten würde, und man hätte die Interpellation gern zurückgezogen, oder Jules Favre veranlaßt, sie zurückzuziehen, wenn man nicht den üblen Eindruck gefürchtet hätte, den das Aufgeben eines mit so viel Geräusch angekündigten und mit so großer Spannung erwarteten Kampfes auf die öffentliche Meinung machen mußte. Es blieb also den Republikanern nichts übrig, als die unzeitige Interpellation zu unterstützen, der gegenüber der Herzog von Broglie leichtes Spiel hatte. Wenn Jules Favre Besorgnisse vor einer bonapartistischen Restauration aussprach, wie reimte es sich damit, daß er zugleich die Regierung einer Begünstigung der Legitimisten und der Orleanisten verdächtigte. Die Beschuldigungen waren so vage und confus, daß Herrn von

Digitized by Google

Broglie die Antwort von dem Interpellanten selbst geradezu in den Mund gelegt wurde. Der Minister versicherte denn auch mit der ehrlichsten Miene, daß die Regierung ihrem Programm vom 24. Mai, Waffenstillstand der Parteien, Achtung vor der Nationalversammlung und Vorbehalt der Regierungsform, unerschütterlich treu geblieben sei. Auf diesem Programm werde die Regierung auch ferner beharren, die Einigung aller loyalen und conservativen Kräfte werden stets ihr Ziel sein. Bevor man an die Frage der Regierungsform trete, sei erst eine feste Basis für dieselbe zu gewinnen. Das Ergebniß der Debatte war ein der Regierung mit 400 gegen 270 Stimmen ertheiltes Vertrauensvotum.

Eins hatte indessen Jules Favre erreicht: er hatte die Bonapartisten durch seine leidenschaftlichen erbitterten Ausfälle gegen das Kaiserthum mit dem größten Aerger und Ingrimm erfüllt. Seine Ausfälle waren so heftig gewesen, daß es fast schien, als habe er sich für die in sicherer Aussicht stehende Niederlage dadurch entschädigen wollen, daß er seinen Gefühlen des Hasses gegen die von ihm vergebens bekämpfte jetzt zu Boden liegende Macht in Worten freien Lauf ließ. Der Schlag hatte um so härter getroffen, da die Bonapartisten sehr wohl empfanden, daß ihre royalistischen Verbündeten durch diesen Theil der Favre'schen Rede sich keineswegs unangenehm berührt fühlten, wenn sie auch nicht umhin konnten, mit einigen weniger warmen als nachsichtsvoll mitleidigen und darum das Selbstgefühl der Bonapartisten verletzenden Worten sich der Angegriffenen anzunehmen.

Eine weitere empfindliche Demüthigung für die Bonapartisten war, daß die Legitimisten und Orleanisten ihnen in der Permanenzcommission nur einen Sitz zugestanden, was allerdings dem Stimmenverhältniß, keineswegs aber ihren Ansprüchen entsprach. Glaubte man ihrer schon entbehren zu können? Durch den gereizten Ton der bonapartistischen Presse klang eine gewisse Besorgniß hindurch. An eine nahe Gefahr dachten indessen die Bonapartisten noch nicht, weil sie hartnäckig an der Ueberzeugung festhielten, daß eine Verschmelzuug der beiden bourbonistischen Parteien zu den unmöglichen Dingen gehöre.

Die Verhandlung über Jules Favre's Interpellation schloß die lange Reihe der sogenannten großen Debatten, die alle nur dazu beigetragen hatten, die Stellung der Regierung zu stärken. Die unbedingte Nothwendigkeit, im Interesse des sehr aufgeregten Handelsstandes noch vor den Ferien mit den Zoll- und Handelsfragen ins Reine zu kommen, veranlaßte eine Verlängerung der Session um wenige Tage. Nachdem am 29. Juli mit großer Majorität die Verträge mit England und Belgien votirt waren, wurde noch in derselben Sitzung die Nationalversammlung vertagt. Der Herzog von Broglie verlas zum Schluß eine Botschaft des Präsidenten, in welcher der Befriedigung über

Digitized by Google

die gegenwärtige Lage und dem Vertrauen in die Zukunft ein kräftiger Ausdruck gegeben wurde. Im Hinblick auf die nahe Räumung des Territoriums von deutschen Truppen, wurde auch Herrn Thiers der schuldige Tribut der Dankbarkeit gezollt und zugleich die Erwartung ausgesprochen, daß im Augenblicke der Befreiung der Ausdruck der freudigen Gefühle des Landes das seiner Würde entsprechende Maß nicht überschreiten werde. Lärmende Manifestationen, die wenig im Einklang stehen würden mit den schmerzlichen Opfern, welche der theuer erkaufte Friede auferlegt habe, müßten zurückgewiesen werden. Mit großer Entschiedenheit wurde die feste Absicht betont, den Frieden aufrecht zu erhalten. Sich selbst zurückgegeben, werde Frankreich noch mehr als bisher im Stande sein, mit allen Regierungen aufrichtig freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten. Diese Ansicht würde auch von den auswärtigen Mächten getheilt, worüber der Regierung täglich die bestimmtesten Versicherungen zugingen. — Auf die volle Uebereinstimmung der Regierung mit der Mehrheit der Nationalversammlung wurde an mehreren Stellen der Botschaft mit Nachdruck hingewiesen und die feste Hoffnung auf Erhaltung dieses Verhältnisses ausgesprochen.

Der Eindruck der Botschaft war im Allgemeinen ein sehr günstiger. Selbst die Organe der Opposition mußten ihre Angriffe auf unbedeutende Ausstellungen im Einzelnen beschränken, u. a. auf die etwas kleinliche Bemerkung, daß die Herrn Thiers' Verdienste gezollte Anerkennung der gebührenden Wärme ermangelt habe. Aber derartige für die Schwäche der Opposition charakteristische Kritteleien vermochten nicht, die beruhigende Wirkung der Botschaft abzuschwächen. Frankreich fühlte, daß es von kräftigen Händen geleitet werde und wenn nicht die unsinnige klerikale Agitation unausgesetzt bemüht gewesen wäre, die Leidenschaften aufzustacheln, so würde die Stimmung im Lande ohne Zweifel ruhiger, vertrauensvoller und zuversichtlicher als in irgend einem Augenblick seit Abschluß des Friedens gewesen sein.

Und dieser Zustand der Ruhe schien jetzt wenigstens bis zum November gesichert. Der Herzog von Broglie hatte bei Gelegenheit der Favre'schen Interpellation die Nothwendigkeit einer fortdauernden Einigkeit der conservativen Fraktionen so nachdrücklich betont, daß man glauben mußte, die Regierung werde es sich vor Allem angelegen sein lassen, diese Einigung zu stärken, sie werde mit Entschiedenheit Alles abweisen, was dieselbe stören und aufs Spiel setzen könne. Und doch nahmen fast unmittelbar nach dem Schluß der Session die Gerüchte von Verhandlungen der beiden bourbonistischen Parteien eine so bestimmte Gestalt an, daß man an ihrer Begründung kaum zweifeln konnte. Auch das wurde bald offenbar, daß die Regierung, und insbesondere der Herzog von Broglie, an den Fusionsversuchen keineswegs unbetheiligt sei, wie sehr sie auch äußerlich eine neutrale Haltung zu be-

Digitized by Google

wahren ſuchte. Herr von Broglie hatte in ſeiner Antwort auf Jules Favre's Interpellation geäußert, bevor man an die Frage der Regierungsform trete, ſei erſt eine feſte Baſis für dieſelbe zu gewinnen. Wußte er, als er dieſe Aeußerung that, bereits, daß die Legitimiſten ſich bereits ans Werk gemacht hatten, dieſe Baſis zu ſchaffen. Es iſt kaum glaublich, daß er es nicht gewußt habe, vielmehr wird man in jener Wendung eine abſichtliche Zweideutigkeit zu ſuchen haben, darauf berechnet, die Verſammlung über die Lage der Dinge zu täuſchen und insbeſondere den Argwohn der Bonapartiſten einzuſchläfern.

Schon am 31. Juli wurden diejenigen, welche von der Vertagung der Verſammlung eine Conſolidirung der Coalition gehofft hatten durch die Nachricht in Aufregung verſetzt, der Graf von Paris ſei nach Frohsdorf zum Grafen von Chambord gereiſt. Aber ſchon am folgenden Tage wurde das Gerücht als verfrüht bezeichnet, und am 3. Auguſt wurde die Nachricht von der Abreiſe des Grafen nach Trouville von der „Agence Havas" mit der Bemerkung begleitet, die Reiſe des Prinzen nach Frohsdorf ſei aufgegeben. Allgemein brachte man dieſen raſchen Wechſel in den Entſchlüſſen der Orleans mit einem ſehr bigotten Briefe des Grafen Chambord an den Abgeordneten Cazenove de Pradines in Zuſammenhang. Man meinte, der Graf habe durch dieſen Brief den Fuſioniſten zu verſtehen geben wollen, daß auf ein Zugeſtändniß ſeinerſeits nicht zu rechnen ſei, und in ganz Paris war man einig darüber, daß die Nachricht von der Reiſe des Grafen von Paris nach Trouville nichts als eine abſichtliche Erfindung geweſen ſei und daß er in der That nach Frohsdorf ſich begeben habe, allerdings nur, um, wie hinzugeſetzt wurde, einer Pflicht der Achtung gegen das Haupt des Hauſes Bourbon zu genügen. Wenn bei dieſer Gelegenheit auch politiſche Fragen beſprochen werden ſollten, ſo würde dies doch jedenfalls mit der größten Zurückhaltung und mit derjenigen Beſchränkung geſchehen, welche auch die Majorität der Nationalverſammlung in Folge ſtillſchweigenden Einverſtändniſſes beobachte.

Derartige Redensarten konnten aber nur darauf berechnet ſein, das Publikum zu täuſchen. Ein Beſuch des Grafen von Paris am Frohsdorfer Hofe war unter allen Umſtänden, und wenn bei demſelben auch nicht zwei Worte über Politik gewechſelt wurden, an ſich ſchon ein Ereigniß von hochpolitiſcher Bedeutung. Die Wallfahrt des Orleans konnte nur den Zweck haben, die Verſöhnung der beiden bourboniſtiſchen Linien anzubahnen, oder die bereits durch Vermittlung eines Dritten angebahnte Verſöhnung zum Abſchluß zu bringen und zu beſiegeln. Daß der Chef des Hauſes Orleans aufs Gerathewohl ſich zum Grafen Chambord begeben würde, ließ ſich nun aber natürlich

Digitized by Google

um so weniger annehmen, da die Orleans allzuberechnende Politiker sind, um sich auf ein romantisches Abenteuer von ungewissem Ausgange einzulassen. Es mußten also nothwendiger Weise Verhandlungen vorangegangen sein, und zu so befriedigenden Ergebnissen geführt haben, daß es nur noch einer persönlichen Begegnung der Häupter der beiden so lange feindlichen Linien bedurfte, um die Versöhnung formell zum Abschluß zu bringen. Die Vermittlerrolle hatten, darauf weisen alle Spuren hin, bei dieser Gelegenheit die Häupter der Clericalen, übernommen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Fäden der Vorverhandlungen in Rom selbst zusammenliefen: wie denn auch die Curie fortdauernd das Fusionswerk unter ihren vorsorglichen Schutz nahm, und als es zur Behandlung der politischen Fragen kam, die durch die Versöhnung der Häupter allein nicht gelöst werden konnten, unausgesetzt ihren Einfluß in milderndem Sinne auf den starren und unbeugsamen Vertreter des Legitimitätsprincips geltend machte.

Die öffentliche Meinung wurde durch die Nachricht von der Reise des Prinzen zwar lebhaft aufgeregt, verhielt sich indessen den Fusionsbestrebungen gegenüber sehr skeptisch und ungläubig. Man hielt eine Unterwerfung der Prinzen des Hauses Orleans unter das legitimistische Princip für eine moralische Unmöglichkeit. Auch die Orleans erhoben ja nicht bloß einen dynastischen Anspruch, sie vertraten zugleich, gerade wie der Graf von Chambord, politische Principien. Die Julimonarchie hatte sich auf das höhere, gebildete Bürgerthum gestützt; sie hatte das Ideal der parlamentarischen Parteiherrschaft verwirklicht, aber sie hatte die minder bemittelte Klasse von jeder Theilnahme an der Herrschaft ausgeschlossen und sich dadurch in den schroffen Gegensatz zu der immer mächtiger anwachsenden Demokratie gestellt. Ludwig Philipp war durch eine Volkssouveränetät auf den Thron gehoben; aber es waren nur die besitzenden Klassen, welche zur Ausübung des Souveränetätsrechts berufen waren. So befand sich die parlamentarische Monarchie der Orleans in einem eben so scharfen Gegensatz zu der demokratischen Dictatur des bonapartistischen Kaiserthums, wie zu der legitimen Monarchie, der sowohl die sociale Grundlage, wie das politische Princip und das aus demselben abgeleitete System der Julimonarchie Gegenstände eines unüberwindlichen Abscheus waren. War zwischen den Vertretern dieser beiden Principien überhaupt eine Versöhnung möglich. Man bezweifelte es allgemein, und war daher sehr geneigt, in der Annäherung der Orleans an den Chef des Hauses Frankreich eine dem letzteren gestellte Falle zu sehen; man meinte, die Orleans wollten den Grafen von Chambord nur zu einer wiederholten schroffen Betonung seines bekannten Standpunktes verlocken: der Graf solle durch eine solche Erklärung sich selbst unmöglich machen, damit, wenn seine Unversöhn-

Digitized by Google

lichkeit und seine Unfähigkeit, sich in die Anforderungen der Gegenwart zu fügen, constatirt würden, die Orleans als alleinige Vertreter des Königthums übrig blieben. Daher betrachtete man auch das Schreiben des Grafen von Chambord an den Herrn von Pradines als einen an die Adresse der Orleans gerichteten Absagebrief, glaubte, daß mit diesem Schreiben der Fusionsversuch abgethan sei und war daher höchlichst überrascht, als man erfuhr, daß die Erben der orleans'schen Ansprüche und Traditionen dennoch die Reise zu dem Chef des Hauses Frankreich angetreten haben. Auch jetzt noch war man überzeugt, daß die Orleans, denen man jede denkbare Intrigue zutraute, nur die Absicht hätten, den Grafen von Chambord zu noch weiteren compromittirenden Aeußerungen zu veranlassen, um die eigene Versöhnlichkeit der Starrheit jenes gegenüber in das rechte Licht treten zu lassen. Aber sehr bald stellte es sich als unzweifelhaft heraus, daß die Reise nach Frohsdorf in der That eine Bußfahrt gewesen war. Das stolze Wort der legitimistischen Organe, es handle sich nicht um eine Fusion der beiden Linien, sondern um die unbedingte und vorbehaltlose Unterwerfung der jüngeren unter die ältere, erwies sich als vollkommen begründet. Die Orleans gaben vollständig und feierlich ihre selbständigen Ansprüche auf, sie schieden aus der Reihe der Throncandidaten und erkannten den Grafen von Chambord nicht nur als Familienhaupt, sondern auch als den einzigen rechtmäßigen Erben der französischen Krone an. Sie verleugneten Alles, worin bisher ihre Kraft gelegen hatte, sie erklärten so unzweideutig und unumwunden, wie es der strengste Verehrer des Legitimitätsprincips irgend verlangen konnte, ihren Vater resp. Großvater für einen Usurpator. Sie verzichteten auf jeden Gedanken, sich wieder von dem Grafen von Chambord zu trennen und unter Umständen als selbständige Bewerber um die Krone aufzutreten.

Die Einheit in der königlichen Familie war vollständig hergestellt: es gab nur noch ein „Haus Frankreich". War aber die Einigung der Familien auch gleichbedeutend mit der Verschmelzung der Parteien? Auch in dieser Beziehung sollte sich das scheinbar Unmögliche als möglich erweisen. Wir schließen indessen hier vorläufig unsere Betrachtungen ab, behalten uns aber die Darstellung der an Wechselfällen reichen Geschichte der Fusionsbewegung noch vor.

Georg Zelle.

Digitized by Google

Neueste deutsch-dänische Verständigungsversuche.*)

„Es ist eine bedauerliche Thatsache, daß in Folge des gegenseitigen Nationalhasses das geistige Leben des Nordens den Deutschen seit einem Vierteljahrhundert ebenso fremd geworden ist, wie den Dänen der Verlauf der gleichzeitigen Geistesentwicklung in Deutschland. Beide Nationen kennen einander nicht mehr, weil einer jeden nicht blos für die politischen, sondern auch für die Kunst- und Literatur-Zustände der anderen der Schlüssel des Verständnisses abhanden gekommen ist. Das dänische Publikum schöpft seine Kenntniß deutscher Verhältnisse seit Jahren lediglich aus den tendenziösen Schmähartikeln der Kopenhagener Zeitungen, welche, ihre politische Weisheit aus den Schlammkanälen der französischen Presse beziehend, mit ernsthafter Miene die abgeschmacktesten Fabeln der Barbarenwirthschaft im deutschen Reiche, zumal in der Kaiserstadt an der Spree, kolportiren, wo, wenn man ihnen Glauben schenkt, Mord und Todschlag alltägliche Ereignisse sind und kein friedlicher Bürger sich am hellen Mittag anders als bis an die Zähne bewaffnet auf die Straße getraut. Kaum minder abenteuerliche Vorstellungen macht man sich in Deutschland von den politischen und Kulturzuständen im skandinavischen Norden. Selbst unsere großen politischen Journale hielten es bis jetzt nicht der Mühe werth, sich über Kunst und Literatur, ja selbst nur über die eigenthümlichen Verfassungs- und Religionskämpfe in Dänemark näher zu orientiren, was freilich bei der Abnormität der dortigen Geistesrichtung seine Schwierigkeit hat und ein aufmerksames Studium der dänischen Tagespresse, eine mühevolle Combination nicht allein des Gelesenen, sondern fast mehr noch des zwischen den Zeilen Versteckten erfordert." Gewiß finden auch wir die Thatsache des gegenseitigen Nationalhasses selbst bedauerlich, wie sie der Verfasser in den ausgehobenen Worten bezeichnet, denn wir müßten unsere deutsche Ader ganz verleugnen, wenn uns Feindseligkeit und Haß nicht einen schmerzlichen Gemüthseindruck machen sollte, gleichviel wo wir ihnen in der Welt begegnen, am meisten aber, wenn wir selbst das Subject oder Object und hier nun gar Subject und Object zugleich sind. Denn Schiller's „Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt" fühlt jedes deutsche Herz, so lange nur noch eines schlägt, als sein eigentlichstes und innerstes Lebensbedürfniß und der Dichter ist hier in noch viel specifischerem Sinne als sonst, nichts weiter als der Mund oder die Stimme des gesammten nationalen Geistes. Eben deßhalb werden wir auch

*) Das geistige Leben in Dänemark, Streifzüge auf den Gebieten der Kunst, Literatur, Politik, Journalistik des skandinavischen Nordens von Adolf Strodtmann. Berlin: Verlag von Gebrüder Partel 1873.

zed by Google

jeden Verſuch ſolche fatale Stimmungen aus der Welt zu ſchaffen, als ein echt deutſches Unternehmen mit beifälliger Theilnahme begrüßen, ſelbſt wenn die Ausſichten dafür nach der Rechnung des nüchternen Verſtandes ſehr unzureichend ſein ſollten. Iſt denn doch wenigſtens unſerem idealen Gemüthsbedürfniß Genüge geſchehen und haben wir unſererſeits unſere Schuldigkeit als treue und biedere Leute erfüllt. Freilich gehört zu jeder Verſöhnung oder Verſtändigung guter Wille auf beiden Seiten. Daß der eine Theil völlig dazu bereit iſt, nutzt nicht viel, ſo ehrenvoll es auch für ſein gutes Herz und ſeine ſanfte Denkungsart ſein mag. Wenn der andere Theil ſtöckiſch und verbittert ſein will, wird er in der gebotenen Hand entweder nur eine neue noch ärgere Tücke oder ein Zeichen der Schwäche und Hilfsloſigkeit ſeines Feindes ſehen.

Und ſo, fürchten wir, ſteht es in dieſem Moment und wohl noch auf eine unabſehbare Zukunft zwiſchen uns und den Dänen, trotz aller beſtgemeinten Bemühungen, von denen die Hrn. Adolf Strodtmann's keineswegs die erſten ſind und nicht die letzten ſein werden. Auf unſerer Seite iſt jedoch, das möchten wir als eine nicht unerhebliche Berichtigung des oben mitgetheilten Expoſés ſeiner ireniſtiſchen Tendenzen noch hinzufügen von Nationalhaß gegen die Dänen eigentlich nicht die Rede. Wir kennen überhaupt das Ding, das in der Völkergeſchichte unter dem Namen Nationalhaß ſtets nnd heute beſonders eine ſo furchtbare Rolle ſpielt, nur vom Hörenſagen und was wir gelegentlich in uns dafür halten, gleicht dem wahren Nationalhaß wie er z. B. gegen uns von allen Seiten brandet, wie Milch der rauchenden Schwefelſäure.

Alſo wäre Herr Strodtmann mit uns bald im Reinen: uns braucht er nicht ins Gewiſſen zu reden, daß wir friedlich und verträglich ſein ſollen, denn wir ſind es ſchon von Natur. Bei den Dänen wird es ihm nicht blos nichts helfen, ſondern die entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen. Wir haben es ja mit unſeren Augen geſehen, wie ſelbſt die ſchüchternſten Entſchuldigungsverſuche zu Gunſten des deutſchen Weſens im allgemeinen oder irgend eines einzelnes Vorkommniſſes in Deutſchland, es mochte Namen haben wie es wollte, in Kopenhagen ſtets einen neuen Wirbelſturm fanatiſchen Wuthgebrülles hervorriefen. Wagte es vollends ein Mann aus echt nordiſchem Blut, das von der Fäulniß des ſüdlichen Germanenthums kraft göttlicher Providenz für immer bewahrt iſt, ein Wort von der natürlichen Intereſſengemeinſchaft zwiſchen Dänemark und Deutſchland ſehen zu laſſen, ſo fehlte nicht viel, daß er auf offener Straße buchſtäblich zerriſſen worden wäre. Figürlich iſt es im vollſten Maße geſchehen, denn darin, in einer grenzenloſen Genialität und Produktivität von Verläumdung und Verunglimpfung durch die ganze Tonleiter hindurch bis zu dem handgreiflichſten Straßenkoth, ſucht

Digitized by Google

bekanntlich die Kopenhager Fama, die sogenannte öffentliche Meinung daselbst und der dortigen Tagespresse ihres Gleichen, findet sie aber nirgends. Daher wurden und werden denn auch alle diese auf deutscher Seite mit unserer gewöhnlichen großmüthigen Vertrauensseligkeit sehr wohl aufgenommenen und stets über Gebühr gepriesenen Verständigungsversuche auf dänischer Seite niedergeschrieen, und wenn auch eines oder das andere den Muth haben sollte sie wieder aufzunehmen, so wird sein Schicksal genau dasselbe sein. Sagen wir es uns gerade herade heraus, die Sache liegt hoffnungslos und wenn das Buch Herrn Strodtmann's keine andere Bedeutung hätte, als die einer solchen Danaidenarbeit, so würden wir es nicht für nöthig halten, die Leser dieser Blätter darauf als auf eine sehr lehrreiche und ansprechende Leistung aufmerksam zu machen.

Sein Verdienst liegt anderswo. Die wunderlich verschobenen oder wahnsinnig verwirrten Verhältnisse zwischen Dänen und Deutschen, woran die ersteren die alleinige Schuld tragen, bringen es mit sich, daß die tausend und abertausend Fäden früherer persönlichster und intimster Beziehungen zwischen den beiden Nationen heute zum großen Theil zersplittert sind. Früher fühlte sich der gebildete Deutsche in Dänemark ebenso zu Hause wie in Deutschland selbst und zwar im nächsten Sinn des Wortes, nicht etwa blos weil jeder nur einigermaßen gebildete Däne in ihm seinen Landsmann viel eher als wie etwa in einem plumpen jütischen Bauer oder Spießbürger erkannte, sondern auch weil der Deutsche damals kaum anderswo in der ganzen Welt mit so zuvorkommender Höflichkeit und humaner Urbanität sich aufgenommen sah, wie in Kopenhagen. Gleiches erfuhr der gebildete Däne in Deutschland und wenn er auch vielleicht die geschmeidige Gewandheit des geselligen Tones seiner nordischen Circel in den Salons von Hamburg, Berlin, Dresden und Wien vermißte, so kam ihm dafür eine desto wärmere Herzlichkeit des aufrichtigsten Wohlwollens entgegen, wie wir Deutsche es nur gegen Fremde aber gegen diese stets aufzubringen vermögen. Daher denn auch in der Epoche der Seßhaftigkeit vor dem Anbruch unseres reiselustigen Zeitalters doch ein reges Hin- und Herwogen von Touristen aller Art und jeden Berufs zwischen beiden Ländern. So war es natürlich, daß Deutschland in Dänemark, und Dänemark in Deutschland bis in die innersten Falten ihres Wesens einander so bekannt und vertraut wurden, wie es wohl selten zum zweitenmale vorkommt, denn gewöhnlich ist eine solche Vertrautheit blos einseitig, hier war sie gegenseitig. Das hat sich gründlich geändert und heute gilt eine Reise nach Dänemark, wenn sie nicht eine Geschäftsreise ist oder eine moderne Dampfvergnügungshetze, beinahe für ein gefährliches Unternehmen, obgleich auch hier das alte Wort „Bange machen gilt nicht" wahr bleibt. Ein Däne aber, wenn er nicht moralisch und körperlich gelyncht sein will, muß sich hüten

Digitized by Google

auch nur einen Fuß auf deutschen Boden zu setzen: will er nach Mailand, Florenz und Rom, so führt ihn sein Weg jetzt nicht mehr die gerade Straße über Hamburg, sondern über London und Paris und höchstens dürfte noch Wien von dem allgemeinen Interdict ausgenommen sein, weil man dort Bismarck ebenso haßt, wie in Kopenhagen.

Es ist begreiflich, daß uns Deutschen unter solchen Umständen Dänemark und die Dänen einigermaßen wieder von den Urnebeln des Ultima Thule eingehüllt worden sind, obgleich unsere Unkenntniß doch nicht so groß und enorm ist, wie der Verfasser des Buches, das sie zu zerstreuen sich zur Aufgabe gesetzt hat, anzunehmen scheint. Nur im Vergleich mit unserer sonstigen universalistischen Allwissenheit und Allbekanntschaft in der Fremde, ist es seltsam, wenn auch erklärlich, daß wir über unsere nächsten Nachbarn, die von der Natur selbst fest an uns gekittet sind, heute etwas weniger wissen als vor zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren. Ob auf dänischer Seite die mit größter Emphase zur Schau getragene Unwissenheit in deutschen Dingen, wirklich vorhanden oder bloß eine lächerliche und lügenhafte Grimasse ist, wollen wir jetzt nicht untersuchen. Nur so viel, wenn irgendwo in Deutschland heute noch ein Polizist geprügelt wird oder ein angetrunkener Soldat auf dem Tanzboden vom Leder zieht, so weiß es ganz Dänemark, warum sollte es aber nicht wissen welche Bücher in deutschen Buchläden ausliegen und welche Bilder in die permanenten Ausstellungslocale unserer Großstädte gesandt werden? das eine ist doch eben so leicht und auf demselben Wege wie das andere, zu erfahren. Freilich kann man thun, als sähe man das nicht, sondern bloß das andere, was man sehen will, aber man thut eben nur so und daß darin die Dänen eine wahrhaft einzige Virtuosität besitzen, wollen wir ihnen gerne zugestehen. —

Wir können die Belehrungen des Herrn Strodtmann nach ihrem ganzen Verdienste würdigen und dürfen doch, ehe wir sie uns aneignen, eine unserem Gefühle nach zur Sache gehörige Vorfrage an ihn und uns richten. Sollte der deutschen Nation, nicht diesem oder jenem einzelnen Deutschen, sondern der Gesammtheit der von dem deutschen Leben der Gegenwart bewegten und erfüllten Individuen wirklich so viel daran gelegen sein, die inneren Zustände des dänischen Volkes und die Schwingungen des dänischen Geistes möglichst genau kennen und verstehen zu lernen? Oder auch sollte das Gegentheil davon, angenommen, daß wir Deutsche wirklich über diesen einen Gegenstand sehr ungenügend oder schlecht unterrichtet wären, was wir schon a priori läugnen und auch durch Beweise aus unserer Erfahrung wiederlegen könnten, der deutschen Nation wirklich so empfindliche Nachtheile bringen; wie er wohlmeinend befürchtet? —

Es scheint uns zunächst, daß solange das Steuer des deutschen Reiches

Digitized by Google

in der Hand ist, die es bis jetzt geführt hat, wir irgend ein Versäumniß oder irgend einen Fehler im Bereiche unserer politischen Beziehungen als Nation zu Dänemark nicht zu besorgen haben. Weder Vorurtheile noch Verstimmungen, wie sie aus feindseliger Abneigung und zurückstoßender Mißachtung gegen den anderen Theil hervorzugehen pflegen und die man in den meisten Fällen als Ausgeburten der Unwissenheit bezeichnen darf, hat sich dieser Eine oder die deutsche Politik seit dem welthistorischen 15. Nov. 1863 bis heute zu Schulden kommen lassen. Im Gegentheil, auch die kühlste Nüchternheit in deutscher kritischer Reflexion wird hier alles aus einem Gusse und zwar aus einem, wie er selten oder noch nie von deutschen Händen gefertigt wurde, finden. Ein kräftiger Geschichtsschreiber politischer Actionen mag mit dem Gefühl höchster Wonne dieser Großthaten souveränster Intelligenz, zerschmetternder Thatkraft und lichtvollen Maßhaltens in Mitten unerhörter Triumphe nachgehen und in der gesammten Geschichte ähnlicher Actionen, die sonst noch etwas mehr wie andere Theile der Geschichte menschlicher Handlungen einen Bestandtheil des bedenklichen Capitels der Geschichte, menschlicher Bornirtheit, Schwäche und Verlegenheit zu bilden pflegt, gerade auf diesem glänzenden Bilde seinen bewundernden Blick ruhen lassen; da wir uns auch in etwas zu dem Metier zählen zu können, so möchten wir den Glücklichen beneiden, dem es dereinst Talent und Verhältnisse gestatten, sich hier einen der schönsten Ruhmeskränze zu holen, die Clio zu vertheilen hat, aber wir bescheiden uns gerne mit der tiefen und unvertilgbaren Herzenserquickung, die uns das stille Zuschauen und Erleben gewährt hat. —

Ueberschlagen wir weiter die Summe des geistigen Gewinnes, den Deutschland aus Dänemark bezogen hat, so sind wir Namen wie Holberg, Rask, Thorwaldsen, Oerstedt den größten Dank schuldig und wahrlich wir haben es nach unserer deutschen Art, zu keiner Zeit an dem wärmsten und rückhaltlosesten Ausdruck dafür fehlen lassen, auch dann nicht, als unsere nationale Ehre so hart mit Füßen getreten und durch die ebenso pöbelhaften und feigen, wie verrucht bösartigen Frevelthaten, die Dänemark in seiner eingebildeten Sicherheit durch den Rückhalt des ganzen uns feindseligen Europas mit einer Seelengemeinheit, die niemals ihres Gleichen in der Geschichte hat, gegen uns wagte. Auch damals haben wir keinen Augenblick vergessen, was ein Thorwaldsen, ja selbst was ein Andersen außer seiner Qualität als Däne, die uns nicht störte, für uns sei. Die Dänen freilich haben nicht bloß damals, sondern auch heute noch es für ihren eigenthümlichen Nationalberuf gehalten, den Schmutz, den sie ihrem alleinigen Feinde, dem politischen Deutschland ins Gesicht hätten werfen sollen, wenn es doch einmal bei ihnen ohne Schmutz nicht abgehen kann, auch jedem einzelnen deutschen und mit besonderer Seelenlust den Heroen unseres Geistes in Kunst und Literatur und Wissenschaft

Digitized by Google

und hier wieder mit allerbesonderstem Ergötzen den verklärten, großen Genien unserer Nation entgegen oder nach zu schleudern. Wir haben während des Krieges und nach dem Kriege nicht aufgehört, dänische Dichter und Romanschriftsteller, Historiker, Philologen, Theologen und Naturwissenschafter zu übersetzen, dänische Maler und Bildhauer zu beschäftigen und in ihren Ateliers zu kaufen und geschah es seltener als zur Zeit Oehlenschlägers oder Thorwaldsens, so ist nicht unser Nationalhaß, wie selbst Herr Strodtmann sonst ein so klarer und gründlicher Kenner deutsch-dänischer Wechselwirkungen zu wähnen scheint, die Ursache davon. Der dänische Geist hat nach jenen künstlerischen, literarischen und wissenschaftlichen Heroen, auf die es stolz sein kann aber nicht so kindisch eitel zu sein brauchte, wie er es ist, ein sehr bedenkliches Epigonenthum erzeugt, dessen Leistungen auch bei dem Bestand der alten Harmlosigkeit des internationalen Verkehrs doch in Deutschland einen sehr mäßigen Eindruck machen würden. Wir thun, offen gesagt, nach unserer unbeschreiblichen Gutmüthigkeit und Gläubigkeit gegen alles, was sich in seinem fremden Bewußtsein uns gegenüber mit einiger Keckheit aufspielt, den Dänen von heute gegenüber immer noch in thatsächlicher Anerkennung und Werthschätzung des ihrigen viel zu viel. Wir übersetzen nach wie vor und oft recht jämmerliche oder corrupte Dinge, wir folgen mit größter Aufmerksamkeit, jeder in seiner Stelle, den wissenschaftlichen Leistungen Kopenhagens, wie seiner dänischen Künstler und Künstlerinnen mit wärmerem Enthusiasmus als unseren eigenen und wenn das alles noch nicht genug sein sollte, so wissen wir wirklich nicht, wie wir noch ein mehreres thun könnten, ohne uns gerade lächerlich zu machen. Denn auf dänischer Seite wird es natürlich mißverstanden. In Kopenhagen, wo man über den geringsten Vorfall in Deutschland genauestes Buch führt, kennt man auch diese ununterbrochene internationale Aneignungsarbeit soweit sie dänisches Gut betrifft. Man sieht darin oder macht vielmehr die Grimasse, als sehe man darin das urkundliche Zeugniß, daß Deutschland Dänemark nicht entbehren könne, daß es geistig verhungern müsse, wenn es nicht an dem edeln Marke des Nordens seine Lebenskraft friste. Auf dieser Folie hebt sich die angebliche Verachtung, die angebliche Ausstoßung aller deutschen Bildungs- und Geisteselemente — die angebliche sagen wir, denn in der Wirklichkeit ist ein solches unnatürliches Wüthen gegen den eigenen Lebenskeim nicht möglich — desto glänzender ab. Jedermann in Kopenhagen ist überzeugt, daß Deutschland ohne Dänemark, ohne den Norden mit seiner sublimen Herrlichkeit nicht existiren könne, Dänemark aber, so lehrt der Augenschein, bedarf Deutschland oft, im Gegentheil seitdem es sich von dem schmählichen Vorurtheile vergangener Tage emancipirt hat und nur auf sich, höchstens auf den Nordpol, wo vielleicht der wahre Quell des ächten Nordlandthums strömt, zu blicken wagt, hat

Digitized by Google

der dänische Geist vielleicht die wunderbaren Fittiche seiner Eigenart erst zu entfalten gelernt und ist zu einer Höhe emporgestiegen, wohin die blöden Augen der Feinde und Neider dieses einen und einzigen gottbegnadigten, ja, wie dänische Verrücktheit zu sagen und zu drucken wagt, Gott unentbehrlichen Volkes gar nicht einmal reichen kann.

Die verschiedenen Strömungen und Gegenströmungen in dem dänischen Geistesleben der Gegenwart können keinen wohlwollenderen und verständnißvolleren Beobachter und Darsteller finden, als sich Herr Strodtmann erweist. Aber gerade deshalb möchten wir ihn und sein Buch als ein beinahe ausreichendes Beweismittel für unsere Meinung betrachten, daß für die wahren und eigentlichen Interessen der deutschen Gegenwart aus Dänemark nicht viel, jedenfalls nichts gesundes und förderliches zu holen sei. Wir beklagen deshalb die Thatsache der Entfremdung zwischen den beiden Nationen vom allgemein humanitären Standpunkt, weil wir das Volk des humanitären Universalismus sind, sehen darin aber kein so großes Unglück, geschweige denn eine Gefahr für uns.

Denn fassen wir das Ergebniß der dänischen oder vielmehr Kopenhagener Geistesproductionen während des letzten Menschenalters zusammen, so ist es ein sehr eigenthümliches und gewiß, das dort jetzt absolut herrschende Dogma von der gottbegnadeten Originalität des nordischen Wesens wird für die andern von Gott nicht begnadeten gewöhnlichen Menschen durch eine Reihe der seltsamsten Experimente zu einer Thatsache, gegen die sich nichts weiter einwenden läßt, als daß die Originalität sehr oft an Ueberspannung, ja an noch viel schlimmeres zu grenzen scheint. Die wissenschaftliche Arbeit geht ihren stillen Gang auch unter dem Getöse der patriotischen Exaltation und Gemüthsverstörung in Dänemark fort und ihre Leistungen siad wenigstens so weit sie nichts mit Geschichte, Literatur und Politik zu schaffen haben, nach wie vor von echt neutralem Geiste erfüllt, der ihr allein ziemt. Wo jene drei Momente ins Spiel kommen, da hört die Objectivität oder Wahrheitsliebe jedes dänischen Forschers mit Ausnahme eines einzigen oder zweier, des vielgenannten und vielgeschmähten G. Brandes und des weniger bekannten aber nicht weniger gehaßten F. Jessen völlig auf. Niemand darf es wagen, Geschichte, Literatur und Politik anders als vom echt nordischen Standpunkt aus zu behandeln d. h. die systematischste Verdrehung der einzelnen Thatsachen und des ganzen Gefüges der hieher gehörenden Entwickelungsreihen zu seinem leitenden Princip zu machen. Nur wenn der Paroxismus der dänischen Nationaleitelkeit und der Fanatismus der in Kopenhagen alleinseligmachenden Berserkerwuth gegen das Deutschthum in einem solchen Buche seinen zureichenden Ausdruck findet, erhält es das Placet aus den Händen der journalistischen Freibeuter, welche die öffentliche Meinung der dänischen Nation in einer bei

Digitized by Google

uns nicht bloß undankbaren, sondern unfaßlichen Weise terrorisiren. — Herr Strodtmann berührt das Gebiet der strengen Wissenschaft nicht, oder nur von der Seite her, wo sie nur die practische Politik und die kirchlich-religiösen Gestaltungen des Tages streift. Sein Auge ist auf Kunst, Literatur, Politik und Journalistik gerichtet und hier giebt es allerdings viel, aber nach unserm Bedünken nicht viel erfreuliches und seltenes zu sehen und zu registriren. Wenn wir so urtheilen, nehmen wir für uns dasselbe Vorrecht unbedingter Objectivität und Unparteilichkeit in Anspruch, welche der geehrte Verfasser ohne Widerspruch sich zuschreiben darf. Er darf es, weniger weil er gerade dieses besondere Naturell oder diese besondere Begabung, die seiner Individualität allein gehören, zum Sehen und Erfassen der Dinge mitbringt, als weil er ein Deutscher ist. Die genannten Eigenschaften liegen so tief im deutschen Wesen, sind so völlig amalgamirt mit unserem Blute, daß jeder, in dessen Adern dieses selbe deutsche Blut rollt, sie auch als sein natürliches Erbtheil ohne weitere urkundliche Beweisführung durch irgend welche Besitztitel, so zu sagen ab intestato für sich beanspruchen kann und wird. Auch wir also befinden uns, was die erste Vorbedingung der Auffassung und Beurtheilung der Dänen betrifft, genau in derselben günstigen Position wie jeder andere Deutsche und machen deßhalb auch ganz ungescheut von unserem Rechte, aus den gegebenen Prämissen den gehörigen Schluß abzuleiten, Gebrauch.

Es ist, wie schon Goethe sagt, eine unbillige Forderung aber freilich eine der allergewöhnlichsten unserer Kritik, daß ein Buch etwas anderes enthalten solle, als es gerade enthält. Dennoch können wir nicht umhin, unseren Wunsch auszusprechen, daß Herr Strodtmann an Stelle seiner sehr eingehenden Analysen moderner dänischer Dichter, für welche uns Deutsche doch das rechte Verständniß fehlt, es vorgezogen haben möchte, eine genetische Geschichte der Entwicklung des gegenwärtigen dänischen oder vielmehr Kopenhagener Geisteslebens zu geben. Dies pathologische Thema wäre auch für uns Deutsche lehrreich genug und an Material fehlt es nicht. Erst dann würde sich so manches unverständliche aufklären, so manches abnorme nicht als eine zufällige Manie des Augenblicks, sondern als eine lange vorbereitete und durch langwierige Phrasen gegangene Krankheitserscheinung erweisen. Denn pathologisch müßte ein solcher Darsteller zu Werke gehen, so schwer es auch der deutschen Gutherzigkeit und Gemüthlichkeit fallen mag. Es ist nicht blos etwas faul im Staate Dänemark, sondern alles darin und im dänischen Volke ist faul. Der Staat Dänemark und die Dänen heißt nur Kopenhagen und gerade weil diese Begriffe thatsächlich zusammenfallen, ist die Krankheit so gefährlich. Die modernen Großstädte sind ein weltgeschichtliches Faktum, das sich nicht wegdemonstriren läßt, auch wenn man sie keineswegs

Digitized by Google

als ein Zeichen der gesunden Circulation der Säfte in der europäischen Menschheit von heute sondern als das Gegentheil davon betrachtet. Wenn aber eine Großstadt mit solcher vernichtenden Allmacht sich an die Stelle eines ganzen Volkes setzt, wie es Kopenhagen thut, dann wird das was anderwärts eine Gefahr für die Zukunft heißen darf, das Verderben der Gegenwart. Dänemark ist blos durch Kopenhagen in die unseligen Bahnen gezwungen worden, die es jetzt verfolgt. Wir meinen nicht die Grimmassen seiner Animosität oder richtiger seines infernalischen Hasses gegen Deutschland obgleich auch daraus weder für die practischen äußeren Interessen der dänischen Nation, noch für ihr inneres Gedeihen irgend etwas anderes als verderbliches entsprießen kann. Das mögen die Dänen unter sich selbst abmachen: wir sind in der glücklichen Lage, uns um die Convulsionen ihres Wahnsinns nicht kümmern zu müssen. Aber die allgemeine Unnatur, Unwahrheit, Verschrobenheit und Ueberreiztheit, welche allen dänischen Produktionen der letzten Jahrzehnte so deutlich anklebt, ist nur das Erzeugniß der Großstadt, die hier noch in ganz anderem Sinne das ganze Land bedeutet, als Paris Frankreich. Kopenhagen umfaßt ja schon numerisch ein Fünftel des ganzen dänischen Volkes, Paris dagegen nur den achtzehnten Theil aller Franzosen. Paris recrutirt sich täglich und überall, wo es irgend etwas lebendiges gilt, aus dem ganzen großen Frankreich, Kopenhagen dagegen ist fast ausschließlich auf sich selbst gestellt und die ächten Dänen sind nicht in Jütland oder Fünen, sondern nur in den qualmenden Straßen der Hauptstadt geboren und groß geworden. Versuche, das despotische Joch Kopenhagens abzuschütteln, hat Dänemark kaum noch gewagt, und wenn es geschah, sind sie sämmtlich mißglückt.

Nur in einer so unnatürlich aufgeschwellten Großstadt, die gleich einem Wasserkopfe auf einem schwindsüchtigen Leibe sitzt, konnte die Brutstätte aller der Schäden und Krankheiten sein, an denen das dänische Volk leidet. Ihr letzter Kern ist jener Größenwahn, der freilich nicht blos in Kopenhagen zu Hause ist, aber nirgends anders so unnatürliche Dimensionen und carricirte Züge erhalten konnte wie hier, wo der Contrast zwischen den nationalen oder vielmehr hauptstädtischen Prätensionen und der Wirklichkeit der modernen Völkerverhältnisse auf den nüchternen Beobachter so bizarr wirkt, daß er ans Lächerliche streift. Aber wer soll der Arzt sein und welches Heilmittel kann er finden? In der Materia medica, soweit sie die bisherige Völkergeschichte uns kennen lehrt, wüßten wir keines anzugeben, was dazu taugte, oder zu dessen Gebrauch sich der Patient entschließen würde.

H. Rückert.

Digitized by Google

Neuere Schriften über das höhere Schulwesen.*)

Die erstere Schrift hat einen der tüchtigsten Schulmänner der Rheinprovinz zum Verfasser. Sie enthält eine eingehende Begründung von Plänen zu einer Umgestaltung des städtischen höheren Schulwesens in Düsseldorf, und verdient wegen der sachkundigen Kritik der bestehenden regulativmäßigen Schulen, wegen des weiten und sichern, das ganze Schulwesen umfassenden Blickes; wegen des organisatorischen Geschickes, mit welchem die Schulen nach den Bedürfnissen der Jetztzeit aufgebaut werden, auch in den weitesten Kreisen beachtet zu werden. Der Referent hofft durch eine Andeutung des Inhalts die Aufmerksamkeit recht vieler auf diese verdienstliche Schrift zu lenken.

Als Grundfehler der Realschulen I. O. und der Gymnasien bezeichnet der Verfasser die falsche Stellung des Lateinischen im Lehrplane. Dazu tritt die Ueberbürdung mit Unterrichtsstunden, welche den Schüler nicht zur wünschenswerthen Selbstthätigkeit kommen läßt und ihn theilweise dem Familienleben entzieht. Die meisten Schüler verlassen die Realschule I. O. und das Gymnasium bevor sie das Ziel dieser Anstalten erreicht haben, also mit einer unfertigen Bildung. Für diese Schüler genügen aber noch weniger das Progymnasium und die höhere Bürgerschule. Auch die Realschulen II. O. gehen über das Bedürfniß, welchem sie dienen sollen, weit hinaus. Die reorganisirte Gewerbeschule aber krankt an dem Grundfehler, daß sie allgemeine Bildungsanstalt und Fachschule in eins vereinigen, daß sie außerdem als Fachschule noch für eine andere Fachschule, das Polytechnikum, vorbereiten soll. Für Schüler, die eine abgerundete Bildung zu einer Thätigkeit im kaufmännischen oder im industriellen Leben suchen und zugleich eine solche, die ihnen die Berechtigung für den einjährigen Dienst gewährt, fehlt es an einer Anstalt. Die gegenwärtige Gestaltung der Lebensverhältnisse macht eine Dreitheilung der Schulen nothwendig. Während es im Mittelalter im Wesentlichen nur eine regierende und regierte Klasse der Bevölkerung gab, welcher im Schulwesen die höhere (Latein-) Schule und die Volksschule entsprach, hat sich in neuerer Zeit in Folge der großartigen Entfaltung der Industrie, des Ackerbaues und des Handels zwischen jene Klassen eine neue eingeschoben, welche über die Macht des beweglichen Eigenthums gebietet und auf welcher die Selbstverwaltung beruht. Für diese von Jahrzehnt zu Jahrzent an Einfluß

---

*) Das höhere Schulwesen unseres Staates. Ein Bericht, den städtischen Behörden zu Düsseldorf erstattet von J. Ostendorf, Realschul-Director. Düsseldorf, 1873.

Ein Wort zur Entwicklung des Realschulwesens in Sachsen. Von Dr. E. Friedr. Alfr. Oertel. Abhandlung in dem Bericht über die Realschule I. O. zu Leipzig im Schuljahr 1872—73.

Digitized by Google

zunehmende Klasse ist vor allem eine Schule nothwendig, die ihr eine wahre humane Bildung gewährt. Aber die gegenwärtigen Verhältnisse verlangen auch eine Reform des Gewerbeschulwesens; erforderlich sind niedere Gewerbeschulen, mittlere (höhere) Gewerbeschulen und polytechnische Hochschulen. Die niedere Gewerbeschule muß sich an die Volksschule anschließen; die polytechnische Hochschule an Bildungsanstalten, welche mit unseren Realschulen I. O. und Gymnasien auf gleicher Höhe stehen. Für die mittlere oder höhere Gewerbeschule ist die Begründung einer wirklichen Bürgerschule oder Mittelschule (Realschule schlechthin) unerläßliche Bedingung.

Die Grundzüge des Planes zur Gestaltung des Schulwesens, namentlich des höhern, sind im Folgenden enthalten.

Die niederen Lebensverhältnisse erfordern die Elementarschule mit 3 Klassen (vom 6. bis zum 9. Lebensjahre). An diese drei untern Klassen schließen sich an 3 obere Klassen (bis zum 14. Lebensjahre) und bilden mit jenen die sechsklassige Volksschule.

Den mittleren Lebensverhältnissen sollen dienen die Elementarschule mit 3 Klassen (vom 6. bis zum 9. Lebensjahre) und die Mittelschule mit 3 Klassen (vom 9. bis zum 12. Lebensjahre, kein Latein, eine neuere Sprache). An diese drei unteren Klassen der Mittelschule schließen sich an: 3 obere Klassen (bis zum 15. Lebensjahre, kein Latein, zwei neuere Sprachen). Diese sechsklassige Mittelschule ohne Latein bildet die eigentliche Bürgerschule. Die Absolvirung ihres Kursus berechtigt zum einjährigen Militärdienst.

Für die höchsten Lebensverhältnisse sind erforderlich die Elementarschule mit 3 Klassen (vom 6. bis zum 9. Lebensjahre), die Mittelschule mit 3 Klassen (vom 9. bis zum 12. Lebensjahre) und die höhere Schule (das Gymnasium) mit 6 Klassen. Letztere zerfallen in 2 gemeinschaftliche Unterklassen (vom 12. bis zum 14. Lebensjahre) und 4 obere Klassen mit 5jährigem Cursus (vom 14. bis zum 19. Lebensjahre). Die vier oberen Klassen sondern sich in drei parellele Abtheilungen, von denen die erste die altklassischen, die zweite die modernen Sprachen und Literaturen und die dritte die Mathematik und Naturwissenschaften in den Vordergrund stellt. — Das Gymnasium und die Bürgerschule haben mit der Volksschule die drei Elementarklassen gemeinsam; die Schüler des Gymnasiums müssen außerdem die Mittelschule durchmachen. Der Anfang der höheren Schule wird ins 12. Lebensjahr verlegt d. h. in ein Alter, wo die Aeltern über den Bildungsgang ihrer Söhne bereits eine Entscheidung treffen können; erst auf dieser Stufe wird mit dem Unterrichte im Lateinischen der Anfang gemacht. Dem vorliegenden Plane zur Gestaltung des Schulwesens muß als besonderes Verdienst angerechnet werden die Herstellung der verlorenen Einheit der Bildung, dieses überaus wichtigen Momentes einer gedeihlichen Kulturentwickelung. Jede

Digitized by Google

der drei Schulen, die Volksschule, die Bürgerschule und das Gymnasium würden eine abgerundete Bildung gewähren, die für den unmittelbaren Uebertritt in das Leben genügt; sie würden aber auch die geeigneten Vorbereitungsschulen sein für die niedere Gewerbeschule und für das Polytechnikum oder die Universität.

Der Verfasser des Berichtes will aber durchaus keine plötzlichen Umwandlungen, die dem Schulwesen nur verderblich sein würden, er verlangt von der Regierung und der Volksvertretung nur ein Schulgesetz, welches in dem Geiste von 1817 die Freiheit der Gestaltung der einzelnen Schulen nicht blos zuläßt, sondern begünstigt; er verlangt, daß der Staat den einzelnen Gemeinden und Schulen die Gestaltung des Lections-Planes überläßt und seinerseits nur das Ziel erreicht werde. Die Lebensverhältnisse, sagt der Verfasser, werden selbst mit zwingender Nothwendigkeit dahin drängen, die bestehende Schulorganisation allmählig, ohne störende Erschütterungen und Umwälzungen, und ohne daß es irgend eines gewaltsamen Eingriffes von Seiten des Staates bedarf, zu vollziehen. Die Städte werden dann volle Freiheit haben, ihr Schulwesen so zu organisiren, daß es den Bedürfnissen der verschiedenen Kreise der Bevölkerung entspricht. Auf ein angemessenes, von einem freien Geiste durchdrungenes Unterrichtsgesetz hinzuwirken, ist daher jetzt die Aufgabe aller Betheiligten, und namentlich auch der Behörden und Vertretungen der größeren Städte.

Zu ähnlichen Folgerungen und Forderungen wie Hr. Director Ostendorf gelangt auch Hr. Oberlehrer Dr. Oertel in seiner angeführten Abhandlung. Dieselbe enthält die Entwickelungsgeschichte des sächsischen Realschulwesens und zieht eine vielfach belehrende Parallele zu den höheren Schulen in Preußen. Die sechsklassige Realschule (vom 10. bis zum 16. Lebensjahre), welche das sächsische Regulativ vom 2. Juli 1860 im Auge hatte, erfährt eine gerechte Würdigung. Das Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts hatte dabei vor allem die allgemeine Bildung derer im Auge, welche aus der Schule direct in das bürgerliche Leben übergingen. Die sächsische Realschule suchte den Bedürfnissen der Mehrzahl ihrer Schüler zu genügen. Das Regulativ legte Werth darauf, daß die eintretenden Schüler alle Klassen durchmachen sollten. Auf das Latein wurde geringes Gericht gelegt; selbst für das Maturitätsexamen konnte Dispensation davon erlangt werden. Ein Uebelstand war, daß die sächsischen Realschulen zugleich Vorbereitungsanstalten für die höheren Fachschulen, namentlich für das allmählig zur Hochschule sich umgestaltende Polytechnikum sein sollten. Die Harmonie der Ausbildung mußte darunter leiden. Die Kursusdauer wurde den Ansprüchen der Fachschulen gegenüber zu kurz. In den oberen Klassen mußte der mathematische Unterricht zu stark betont werden. Die Schüler wurden in Folge der hohen Klassen-

Digitized by Google

ziele, die Menge der Lehrgegenstände und Lehrstunden und der schweren Last der häuslichen Arbeiten über ihre Kräfte angestrengt. Nach dem Eintritt Sachsens in den norddeutschen Bund wurden die regulativmäßig eingerichteten sächsischen Realschulen vom Bundeskanzleramt mit den preußischen Realschulen I. O. auf eine Linie gestellt und mit gleichen Berechtigungen versehen. Die in Folge dessen nöthig gewordene Reorganisation derselben wurde gesetzlich geregelt durch die „Nachträge zum Realschulregulativ vom 2. December 1870." Nach diesem wurden neben einigen Aenderungen in Bezug auf Lehrstoff und Lehrziel ihre Klassen um eine vermehrt, ebenso ihre Kursusdauer um ein Jahr verlängert. Diese durch äußere Gründe bedingte, etwas gewaltthätige Reorganisation lenkte die Entwickelung des sächsischen Realschulwesens auf falsche Bahnen. Der mathematische Unterricht wurde nach wie vor zu stark betont. Die Ueberbürdung der Schüler durch zu viele wöchentliche Lehrstunden blieb. Die Mehrzahl der Schüler ging vor Vollendung des Kursus ab und erhielt eine unvollendete Bildung. Durch die schwach besuchten oberen Klassen wurde eine Verschwendung an Geld und Lehrkräften herbeigeführt. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit von Schulen, welche für die mittleren Kreise der Gesellschaft, für die mehr praktischen Berufsarten, eine hinreichende Bildung gewähren, ist unter den Laien noch wenig verbreitet und hat namentlich in maßgebenden Kreisen, in Raths- und Stadtverordneten-Kollegien, noch nicht genug Boden gefunden. Der Verfasser weist nach, daß die regulativmäßigen Realschulen II. O. den Bedürfnissen nicht genügen; er verlangt die historische Realschule, welche lediglich die Bildung des Bürgerstandes im Auge hat; von ihr muß die lateinische Sprache ferngehalten werden, da dieselbe für Schüler solcher Anstalten einen zu geringen bildenden Werth hat. Die ebenso gründliche wie klare Discussion der Realschulfrage, d. i. der Frage des höheren Schulwesens überhaupt, führt den Verfasser am Schlusse seiner Abhandlung zu folgenden Forderungen: 1) Im Interesse sowohl der allgemeinen bürgerlichen als der höheren wissenschaftlichen Bildung sind von der Realschule I. O. die dieselbe nicht absolvirenden Schüler soviel wie möglich fern zu halten und für diese besondere in sich abgeschlossene Schulen zu gründen, die bezüglich der Höhe ihrer Ziele unseren Realschulen II. O. entsprechen. 2) Es hat eine Reorganisation des Lehrplans der Realschule I. O. einzutreten, und muß durch dieselbe, bei stärkerer Betonung des Lateinischen, eine größere Einheit des gesammten Sprachunterrichts herbeigeführt werden. 3) Die Kursusdauer der Realschule I. O. ist auf 9 Jahre zu verlängern. 4) Es muß eine sachliche Untersuchung darüber angestellt werden, ob der jetzige Stand der Wissenschaft neben der Gymnasialbildung noch eine andere Vorbereitung zur Universität nöthig macht. 5) Wird letzteres anerkannt, so sind die Realschulabiturienten bezüglich ihrer Rechte den Gymasialabiturienten vollständig gleich zu stellen. 6) Im andern

Digitized by Google

Falle ist die Zahl der Realschulen I. O. so weit zu vermindern, daß sie dem wirklichen Bedürfniß entspricht.

Die beiden Schriften, welche namentlich darin übereinstimmen, daß sie für den eigentlichen Bürgerstand die geeignete Schule verlangen, können wir nicht angelegentlich genug allen denjenigen zur Lecture empfehlen, welche besonders in den größeren Städten auf die Gestaltung des höheren Schulwesens Einfluß haben. Wenn unser Schulwesen noch so organisirt ist, daß der größte Theil der heranwachsenden Söhne des begüterten Mittelstandes auf Schulen angewiesen ist, die ihnen nur eine mangelhafte, unfertige Bildung gewähren können, so muß darin eine bedeutende Schädigung des Gemeinwohles gefunden werden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß viele unerfreuliche Erscheinungen in unsrer socialen Entwickelung sich auf die schweren Mängel zurückführen lassen, an denen unser gesammtes Schulwesen leidet.

Dr. Rudolf Hoffmann.

Bei den Kriegsgefangenen in Deutz.

Von Dr. Jos. Kamp.

(Lazareth. Seelsorge. Die Elsässer.)

Die Bestimmung im Paragraph 35 des oft angeführten Regulativs „Erkrankte Kriegsgefangene werden in das Lazareth aufgenommen und darin wie alle übrigen Kranken ärztlich behandelt und verpflegt“ wurde am 27. August 1870 durch allerhöchsten Befehl aus dem großen Hauptquartier dahin präcisirt, daß sämmtliche Verwundete der französischen Armee nur den Königlichen Militär-Lazarethen überwiesen, dort nach den preußischen Vorschriften behandelt und als Gefangene überwacht würden, und daß sich kein verwundeter französischer Gefangener in Privat-Lazarethen resp. Privathäusern zur Pflege befinden solle. Die große Zahl der Gefangenen und besonders der schlechte Gesundheitszustand derselben geboten in umfassender Weise für die Anlage von Lazarethen Sorge zu tragen. Im Wahner Lager entstand ein Lazareth für 200 Kranke; die in Kalk zur Feldbäckerei eingerichteten Gebäulichkeiten wurden zu einem Lazareth für 700 Mann nebst Räumen für Krankenpflegerinnen und ärztliches Personal hergestellt. Außer dem Garnisons-Lazareth boten in Köln ausreichende Unterkunft für Kranke und Verwundete die Lazarethe in der städtischen Türnhalle, im Mülheimer Pavillon, Zeltlager am Thürmchen, Marien-Hospital. Dieselben hatten eine durchaus zweckmäßige Einrichtung und ließen, was Ventilation und Erwärmung betrifft,

Digitized by Google

nichts zu wünschen übrig. Die Gefangenen wurden wie die kranken preußischen Soldaten behandelt und verpflegt; wo sie mit diesen zusammenlagen, da gab es keinen Unterschied, und sie vertrugen sich auch sehr gut. Jeder erhielt neben der nöthigen Bettwäsche eine Haarmatraze, Kopfpolster und zwei Decken. Nur wo die Zahl der Haarmatrazen nicht ausreichte, mußten die Leichtkranken sich mit Strohsäcken begnügen. Die Verpflegung erfolgte nach Vorschrift der Bestimmungen; außerdem wurde nach Bedarf eine äußerst reichliche Extradiät bestehend in Milch, Bouillon, Chocolade, Wein, Bier, Schinken, Eiern u. s. w. nebenbei gegeben, so daß sich die Verpflegung pro Mann und Kopf im Garnisonslazareth durchschnittlich auf 20 Sgr. belief, während in einigen Lazarethen die barmherzigen Schwestern die Verpflegung excl. Getränke gegen eine Entschädigung von 15 Sgr. pro Tag übernommen hatten. Die leibliche Pflege der Kranken besorgten siebenzig barmherzige Schwestern, über deren segensreiche Wirsamkeit der verstorbene Gouverneur von Köln, der General der Infanterie von Frankenberg, sich in einem Bericht an das Kriegsministerium folgendermaßen aussprach: „Die Pflichttreue und Aufopferung der Schwestern bei der Krankenpflege verdient die höchste Anerkennung." Daß hier Alles geschah, um das Loos der Leidenden zu erleichtern, versteht sich von selbst. So wurden z. B. am Abend des 25. December 1870 die Kranken um strahlende Weihnachtsbäume versammelt, wobei Liebesgaben nach Bedürfniß der Einzelnen zur Vertheilung kamen. Aus Folgendem hören wir, wie das Nicolas-Fest im Kalker Lazareth begangen wurde: L'hôpital est en joie: c'est demain qu' on célèbre la fête de saint Nicolas, le patron des enfants, et il est d'usage en Allemagne de leur faire une distribution de jouets et de bonbons. Nos soldats devaient avoir aussi leur part a cette distribution. Les uns reçurent des caleçons, d'autres des bas, d'autres des cosaquins, chacun ce qui était le plus nécessaire. Trois cents soldats sont ainsi l'object des largesses de la charité. Aux choses utiles on avait joint quelques douceurs. Le tabac surtout et quelques cigares furent les bien venus, et toute la soirée se passa en gaieté et joyeux propos.

Vom 4. Mai 1871 ab erhielt jeder Kranke täglich 1 Sgr. Löhnung und bei der Abreise nach Frankreich eine Reiseunterstützung von 17 Sgr. Die vortrefflichen Einrichtungen der Lazarethe, die Pflege und Behandlung der Gefangenen fanden durchweg die größte Anerkennung der dieselben besuchenden französischen, schweizerischen und belgischen Oberärzte, und ist eine solche Anerkennung auch von ihnen seiner Zeit in der Indepenbance und anderen Zeitungen öffentlich ausgesprochen worden. Selbst der sonst so tadelsüchtig Deblaye findet die Thätigkeit unserer Aerzte nur lobenswerth, besonders die Art und Weise, wie sie die Typhuskranke behandelten. „Les médecins sont

Digitized by Google

exacts à faire leurs visites et montrent autant de bonté que d'empressement à venir au secours de ces malheureux qui souffrent. Ils ont un traitement égal, bien déterminé, ils l'appliquent sans hésitation et obtiennent les meilleurs résultats. La manière dont ils traitent le typhus m'a surtout frappé; la diète et les bains froids, souvent répétés, en fournissent le fond. Ils laissent le malade dans ces bains jusqu' à ce que le thermomètre placé sous un bras soit descendu au degré désiré. Il est rare qu'un de leurs malades, attaqué de cette cruelle maladie, succombe.

Von den in den Kölner Lazarethen in der Zeit vom 8. August 1870 bis zum 10. September 1871 behandelten 6005 Gefangenen starben 560. Typhus, Ruhr und Pocken waren die durchgängigen Krankheitserscheinungen. Ein glücklicher Weise nur vereinzelt gebliebener Fall von asiatischer Cholera kam im Lager Wahn vor. Die Meisten aber erlagen der Schwindsucht in Folge der ausgestandenen Strapatzen und Entbehrungen.

Am 2. November 1870 veranlaßte das Kriegsministerium, daß die Bestattung der in der Kriegsgefangenschaft gestorbenen Combattanten der feindlichen Armee mit den chargemäßigen Honneurs zu erfolgen habe. Daher wurden die Franzosen mit militärischen Ehren in feindliche Erde gebettet. „Ce matin (4. Dec.) je dus présider l'enterrement d'un de nos soldats. C'etait un sergent. On eut la délicatesse de faire venir du camp une vingtaine de sous-officiers pour accompagner à sa dernière demeure leur malheureux frère. Le convoi se met en route. Un peloton de soldats allemands en armes, précédés de quelques tambourins qui font entendre des roulements de deuil, ouvre la marche, puis la croix; je viens après, suivi du corps que portent six caporaux. Les sous-officiers l'entourent graves et silencieux. Nous arrivons, on descend le cercueil dans la fosse, les soldats français l'entourent; je bénis la tombe et le mort, et les sentiments pénibles de mon âme débordant je ne puis m'empêcher de les dire à ces braves soldats. Nous disons ensemble une dernière prière, les Allemands saluent le mort de trois salves de mousqueterie."

Auf dem großen Leichenacker Kölns schlafen 515 Franzosen neben dem Begräbnißplatze der deutschen Krieger; sie, die sich einst in heißer Feldschlacht das tödtende Blei entgegengesandt, ruhen jetzt in friedlicher Nähe nebeneinander. Ein kleiner Soldatenkirchhof auf der Wahner Heide hat die Ueberreste der dort verstorbenen Kriegsgefangenen aufgenommen. Beide Plätze sind durch Denkmäler in würdiger Weise geschmückt worden. Möchten die Franzosen mit gleicher Pietät die Grabstätten der deutschen Soldaten in Ehren halten.

Die Umsicht der Militärbehörden erstreckte sich auch auf die Sorge für die religiösen Bedürfnisse der Gefangenen. Wie sehr das Kriegsministerium mit

Digitized by Google

dem Erlaß vom 29. December 1870, daß die Geistlichen französischer Nationalität nur den öffentlichen Kultusdienst verrichten sollten, falls für die Abnahme der Beichte deutsche Priester, welche der französischen Sprache zu diesem Behufe mächtig, vorhanden seien, geht aus den von mir in einem früheren Artikel gemachten Mittheilungen hervor. Zur Pastorirung der katholischen Kriegsgefangenen waren 4 Geistliche in den Kölner Lagern und Lazarethen angestellt, welche eine monatliche Remuneration von 50 Thlrn. 10 Thlr. Kultuskosten-Entschädigung und die reglementsmäßigen Reisekosten für die Reise von ihren Wohnorten nach den Bestimmungspunkten und später zurück erhielten. Der Dienst bei den Evangelischen versah der hiesige Divisionspfarrer, von einem Hilfsgeistlichen aus Lothringen unterstützt. Auf Antrag des evangelischen Feldpropstes der Armee erhielt ein Missionar die Erlaubniß, in Begleitung eines der arabischen Sprache mächtigen Professors der Theologie mit den in den rheinischen Festungen internirten Turkos in Verbindung zu treten. Der Rabbiner der Kölner Gemeinde spendete seinen Glaubensgenossen in der deutschen Gefangenschaft den religiösen Trost. In den Pfarrkirchen zu Deutz, Kalk und Wahn wurde der Gottesdienst für die Katholiken, in der Deutzer Kirche für die Evangelischen und in der dortigen Synagoge für die Juden abgehalten in der Weise, daß jeder Mann alle 14 Tage Theil nehmen konnte. Für die Osterzeit war im Lager Gremberg eine Baracke zu einer freundlichen Kapelle eingerichtet, in der selbst eine Aeoline nicht fehlte. Des Küsteramtes waltete dort ein kriegsgefangener Bruder Trappist, welcher beim Ausbruch des Krieges sein stilles Kloster hatte verlassen und die Kutte mit dem Waffenrock vertauschen müssen. Wenn die Witterung es gestattete, hielt der Lagerpastor Feldgottesdienst und las die Messe auf einem aus mehreren Tischen aufgebauten hohen Altar, wobei die Kapelle der 11. Chasseurs spielte. Eine mächtige Wirkung übt eine solche Feier in dem herrlichen weiten Tempel der Gottesnatur.

Wie in ihrer wissenschaftlichen, so auch in der religiösen Ausbildung befanden die Gefangenen sich oft auf einem noch kindlichen Standpunkte. Am 29. Januar 1871 gingen in der Kapelle des Kalker Lazareths vier französische Soldaten zur ersten Communion, und ungefähr 100 Gefangene hat der Erzbischof von Köln in den Kirchen zu Wahn und Kalk und in seiner Privatkapelle gefirmt. —

Am allermeisten fühlten die Elsässer sich bei uns wohl und heimisch; sie fanden sich bald in die neue Ordnung der Dinge, und ein echter französischer Patriotismus trat weniger bei ihnen hervor, obwohl sie doch der französischen Armee die besten Soldaten lieferten.

1. mir haben es es guth fällt uns nichts mer als gält mir haben allen thach zwei mal tene kase es Morrigens und abends und Mittahs bekommen wir ärbsen

Digitized by Google

mit fleisch un allen thah bekommen mir ein bsunt brott, un tas bet wo mir haben mir ligen in den schtäll.

2. Nun Mein liebes Oncle habe ich dir zu wiesen zu dhun das ich nocht allen weill friesch und gesund bin und ich sage auch das es mihr sehr gut gefallt in dem Breusen, Und mein liebes Oncle ich darf es euch sagen das die Leute besser sind als wie bei uns.

3. Lieber Kamerad ich mus dir zu wisen thun das ich seit her den 28 Weinmonat gefangen bin und bin jetz Griegsbrisonirer von den Preusen ich mus dir auch zu wisen thun das mir arm sind wirklich in dem Preusch das mir nichts übrigents haben du kannst es selber denken aber mir wollen hoffen, das es Später hin auch wider besser kommt da wollen mir noch ein lustiger Dag haben wenn es Gottes Villen ist da werde ich dir mehr Neikheiten verzehlen als jetzt adie Liebes Kamerad ich endige Mein Schreiben und Grüse und Küse dich viel dausentmahl von Hertzen als dein getreuer Kamerad.

Ein kriegsministerieller Befehl vom 14. October 1870 verordnete Folgendes: „Die aus Elsaß und Deutsch-Lothringen gebürtigen Kriegsgefangenen sind, soweit dies ihrer Zahl nach ausführbar ist, zu besonderen Compagnien zu formiren. Diese Leute sind bei ihrer Unterbringung, Arbeitsanstellung ꝛc. thunlichst zu berücksichtigen, auch bei Beschäftigungen auf dem Lande vorzugsweise auszuwählen." Darf ich hier zwischen den Zeilen lesen, daß schon in der ersten Hälfte des October 1870 beim König und seinen Räthen der Entschluß zur Reife gediehen war, das Elsaß wieder mit dem deutschen Mutterlande zu vereinigen? Im November desselben Jahres wurden diejenigen kriegsgefangenen Mobilgarden aus Elsaß, welche Grundbesitzer waren und sich durch einen Revers damit einverstanden erklärten, daß ihr Besitzthum der Confiscation unterliegen sollte, falls sie gegen deutsche Truppen wiederum die Waffen ergriffen, aus der Gefangenschaft entlassen, eine Begünstigung, welche im Januar 1871 auch auf die Mobilgarden aus Deutsch-Lothringen ausgedehnt wurde. Daß die Elsässer in Anerkennung ihrer Leistungen im inneren Dienst in mancher Weise vor ihren gallischen Commilitonen bevorzugt wurden, war natürlich, und auch noch vor dem Bekanntwerden jener Befehle merkten die Nationalfranzosen bald, daß sich zwischen ihnen und den Elsässern eine tiefe Kluft gebildet, die sich immer mehr erweiterte, und wir unsere Schwaben oft vor französischen Schmeicheleien wie Prussiens, Têtes carrées in Schutz nehmen mußten.

Als die Rücktransporte der Gefangenen begannen, erklärten viele Elsässer, welche bei Privaten gearbeitet hatten und glaubten, hier ein gutes und gesichertes Unterkommen zu finden, bleiben zu wollen. Andere kehrten heim, nachdem sie den Revers unterschrieben hatten, wodurch sie sich verpflichteten, nicht weiter in der französischen Armee dienen zu wollen. Diese wurden von den Punkten aus, an welchen die Transporte endigten, wie un-

Digitized by Google

sere Reserven bis in ihre Heimath mit Reisegeld versehen. Ein anderer Theil, welcher im französischen Militärdienst verbleiben wollte, wurde wie die übrigen Gefangenen nach Friedensschluß an die französischen Behörden ausgeliefert. Es stellte sich heraus, daß viele Elsässer und Deutsch-Lothringer in Frankreich weiter dienen wollten, um sich das erworbene und noch nicht ausgezahlte Stellvertretungsgeld zu sichern. Die meisten hatten nämlich von der siebenjährigen Dienstzeit, wofür ihnen ein Stellvertretungsgeld von 2300 und mehr Franken zugesichert war, schon fünf und mehr Jahre zurückgelegt, aber durchschnittlich erst 1000 Franken darauf erhalten, so daß sie fürchteten, mit der Quittirung des französischen Dienstes einer beträchtlichen Summe verlustig zu gehen. Daher wurden auf Grund des vorhandenen Materials, namentlich der noch geretteten Soldbücher, Nachweisungen aufgestellt, aus denen sich ersehen ließ, zu welcher Dienstzeit der Betreffende verpflichtet und wieviel er von derselben bereits abgeleistet, welches Stellvertretungsgeld ihm überhaupt zugesichert worden, was er darauf bereits empfangen und wieviel in Betracht der abgeleisteten Dienstzeit davon noch rückständig sei. Der Reichskanzler drang bei den Friedens-Verhandlungen auf Rückzahlung derjenigen Summen, welche zu Gunsten von Soldaten aus den abgetretenen Gebietstheilen in den französischen Kassen deponirt waren. Darauf bezieht sich folgende Bestimmung in Artikel 4 des Frankfurter Friedensvertrages:

„Die französische Regierung wird der Regierung des deutschen Reiches innerhalb einer Frist von 6 Monaten, von der Auswechslung der Ratification dieses Vertrages an gerechnet, übergeben: 2) den Betrag der Anwerbungs- und Stellvertretungs-Prämien, welche den aus den abgetretenen Territorien gebürtigen Soldaten und Seeleuten angehören, die sich für die deutsche Nationalität entschieden haben."

Da somit die deutsche Regierung für die Auszahlung der Gelder gutstand, zog eine große Zahl von Elsässern und Deutsch-Lothringens vor, aus dem französischen Militärdienst auszutreten und in ihre Heimath zurückzukehren.

Weltausstellungsbericht.

7) Die „Exposition des amateurs."

Die Exposition des amateurs, dafür wir leider kein bezeichnendes deutsches Wort haben, in der letzten Pariser Weltausstellung „Exposition rétrospective" auch wohl „histoire du travail", „Geschichte der Arbeit" genannt,

Digitized by Google

hat, als vierundzwanzigste Gruppe der allgemeinen Weltausstellung, die Aufgabe, dem Beschauer eine Uebersicht über die geschichtliche Entwickelung des manuellen Könnens der Menschen in vergangenen Zeiten zu geben, steht also ganz im Gegensatz zu allen übrigen Gruppen dieser Ausstellung, welche eben gerade die Leistungen der Gegenwart vorführen. Sie sollte die Kunst- und Kulturgeschichte aller Völker und aller Zeiten, der Orientalen sowohl als der Europäer, des Alterthums, des Mittelalters, der Zeit der Renaissance und selbst noch des 18. Jahrhunderts in übersichtlicher Folge zur Anschauung bringen. Als Zweck dieser Abtheilung war ausgesprochen, sie sollte den Geschmack bilden und der Wissenschaft, besonders der Kunstgeschichte nützen. Sie hatte demnach ursprünglich einen ähnlichen Zweck wie z. B. das Germanische Museum zu Nürnberg für den speziellen Theil der Kulturgeschichte Deutschlands oder wie, jedoch mit etwas anderem Gesichtspunkte, unsere General-Museen. Und in der That war auch das dem Wiener Gewerbe-Museum zu Grunde liegende System als maßgebend für diesen Theil der Ausstellung bezeichnet worden.

Da vorauszusehen war, daß eine solche Ausstellung, an welcher im Allgemeinen die einzelnen Aussteller kein praktisches Interesse haben, ohne besondere treibende Kraft nicht zu Stande kommen kann, hatte man in Berlin die Sache in die Hand genommen, hatte nach Berathung mit den Directoren der größten Museen, die Art der Ausstellung und den Modus des Zusammenbringens der einzelnen Gegenstände festgestellt. Es war Aussicht vorhanden, eine Ausstellung zu Stande zu bringen, welche eine vollständige Geschichte der gesammten Kunstgewerbe aller Völker und aller Zeiten repräsentirte. Die einzelnen Gegenstände sollten vorzugsweise aus Privatbesitz entnommen werden (weil diese im Allgemeinen weniger bekannt sind) und die dennoch vorhandenen Lücken durch Gegenstände aus öffentlichen Sammlungen ausgefüllt werden. Das war gewiß ein sehr guter Plan, welcher von dem, dessen Händen die Ausführung anvertraut war, ohne Zweifel auch mit Geschick durchgeführt worden wäre. Leider ist die Ausführung dieser Idee jedoch gescheitert und bleibt nur für künftige Zeiten und einen anderen Ort vorbehalten.

Statt dieser geplanten, systematisch geordneten Uebersicht der Geschichte des Kunsthandwerks ist die Exposition des amateurs nur ein buntes Durcheinander von allerlei, zum Theil sehr interessanten und werthvollen Gegenständen geworden, das keineswegs den Eindruck einer Ausstellung für Zwecke der Wissenschaft, sondern den eines Antiquitäten-Magazins macht. Und in der That waren viele der ausgestellten Gegenstände zum Verkauf ausgeboten. Wenn man aber das Entstehen dieser Abtheilung kennt, wie Dr. C. Lind Seite 149—50 des laufenden Jahrganges der „Mittheilungen der k. k. Cen-

Digitized by Google

tral-Comiſſionen zur Erforſchung und Erhaltung der Kunſt- und hiſtoriſchen Denkmale" ſie mittheilt, ſo muß man ſich wundern, daß dieſe Abtheilung trotz aller Hinderniſſe noch ſo gut geworden iſt, und muß den Herren, welche ſie zuſammengebracht, alle Anerkennung zollen. Leider fehlte, als ich die Ausſtellung beſuchte, ein Catalog*), welcher gerade hier nothwendiger iſt, als in jeder anderen Abtheilung der Weltausſtellung. Er iſt erſt viel ſpäter, als Ergänzung des „Officiellen Kunſt-Catalogs" erſchienen. Daß ich trotzdem über viele einzelne Gegenſtände Auskunft erhalten, verdanke ich der beſonderen Liebenswürdigkeit der Herrn von Pulzsky und Profeſſor Dr. Henszlmann in Peſt.

Doch bot die Ausſtellung auch ſo ſchon viel des Intereſſanten und Anziehenden. Man ſah hier Manches bequem beiſammen, deſſen Anſicht man ſonſt nur durch viele Reiſen und nach Ueberwindung vieler Umſtände erlangen kann. Ich ſpeziell hatte die Freude, hier manche Gegenſtände im Original zu finden, welche ich ſchon lange aus Abbildungen kannte.

Die Zuſammenſtellung der einzelnen Gegenſtände iſt nach den Ländern, denen ſie entnommen, geordnet.

Am reichſten ſind Oeſterreich und Ungarn vertreten und zwar fallen hier vor Allen die großen, überaus koſtbaren Gegenſtände aus edlen Metallen aus dem Beſitz des Freiherrn Anſelm von Rothſchild und der verſchiedenen großen Stifte und Klöſter in die Augen. Da ſehen wir vor allem den berühmten Verduner Altar aus dem Stifte Kloſterneuburg, das großartigſte Email-Werk des ganzen Mittelalters. Er beſteht aus 51 Tafeln von vergoldetem Kupfer mit Email champlevé, welche ebenſoviele, archäologiſch höchſt intereſſante Darſtellungen enthalten. Sie ſind laut Inſchrift im Jahre 1181 durch Nicolaus von Verdun als Verkleidung eines Ambo ausgeführt und erſt ſpäter, nach dem Jahre 1322 zu einem Flügelaltar, welcher auf ſeiner Rückſeite Bilder aus der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, die älteſten Tafelgemälde Oeſterreichs enthält, umgemodelt worden. — Beſonders bemerkenswerh iſt ſodann der ebenfalls berühmte ſogenannte Taſſilo-Kelch aus der Abtei Kremsmünſter, der älteſte in Deutſchland bekannte Abendmahlskelch, laut Inſchrift ein Geſchenk des Herzogs Taſſilo (welcher das Kloſter im Jahre 777 gegründet hat). Er iſt etwa 25 Centimeter hoch; ſeine Form iſt primitiv und wenig gegliedert. Er beſteht aus Kupfer und iſt mit Silberplatten und goldenen Ornamenten beſetzt. Die Bruſtbilder

*) In neueſter Zeit iſt über einen Theil der öſterreichiſchen Abtheilung ein ſehr inſtructiver, illuſtrirter Bericht von Dr. C. Lind in den Mittheilungen der K. K. Central-Commiſſion erſchienen, welcher Abbildungen der ſchönſten Gegenſtände, beſonders derer aus edlen Metallen, in guten Holzſchnitten giebt. Ein anderer Bericht v. Ed. v. Sacken, ſoll in Nr. 141 — 72 der „Wiener Abendpoſt" ſtehen.

Christi, der Evangelisten und einiger Heiligen, welche auf dem Fuße und auf der Kuppe angebracht sind, sind noch ganz roh und barbarisch. Ein Prachtstück ersten Rangs ist auch das Melker Kreuz. Im Jahre 1045 nämlich schenkte Markgraf Adalbert dem Kloster ein Partikel des heiligen Kreuzes. Herzog Rudolf IV. ließ dieselbe im Jahre 1363 mit einer kostbaren Fassung in Form eines Kreuzes versehen. Sie besteht aus Goldblech und ist mit reichen Ornamenten und Edelsteinen geschmückt. Im fünfzehnten Jahrhundert wurde das Kreuz noch mit einem Fuße versehen, so daß das Ganze nun etwa $^2/_3$ Meter hoch ist. — Interessant ist ferner ein 25 Centimeter hoher Speisekelch aus dem Stifte St. Peter in Salzburg, welcher an seiner Kuppe zwei Henkel zum Anfassen hat und dessen Fuß und Kuppe durch je 12 Brustbilder in hohem Relief geschmückt sind. — Unter den vielen zum Theil sehr schönen gothischen Monstranzen, welche eine hübsche Uebersicht über die Entwicklung der Formen dieses erst im vierzehnten Jahrhundert in Gebrauch gekommenen Geräths zeigen, ragt besonders die größte (sie ist $1^1/_4$ Meter hoch) im Besitz des Freiherrn von Rothschild hervor und zeichnet sich durch ihre sehr schlanken Verhältnisse aus. Sie war, weil viel zu schwer, offenbar nicht zum Tragen bei Prozessionen, sondern nur zum Ausstellen der Hostie auf dem Altare bestimmt. — Sehr werthvoll ist auch ein großes (0,40 Meter hoch) gothisches Räuchergefäß von Silber in Form einer Kapelle, ein Werk aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Es hat große Aehnlichkeit mit jenem wohl nicht mehr erhaltenen Räuchergefäße, welches Martin Schongauer auf einem berühmten, jetzt sehr seltenen Kupferstiche (B. 107.) dargestellt hat. — Ein sehr eigenthümliches Werk, wohl einzig in seiner Art, ist der große Reliquienkasten in Form einer gothischen Kirche, aus Holz, über und über mit der reichsten Schnitzerei geschmückt, und in vortrefflichster Weise durchgeführt. Er gehört der Kirche zu Möchling. — Unter den vielen Bechern profanen Gebrauchs von Silber zeichnet sich besonders der sogenannte Corvinus-Becher, Eigenthum der Stadtgemeinde Wiener Neustadt aus. Er ist mit seinem Deckel fast ein Meter hoch und sehr reich in Formen der spätesten Gothik decorirt. Angeblich ist er ein Geschenk von Matthias Corvinus, Königs von Ungarn an diese Stadt. Dem Freiherrn von Rothschild gehören ferner ein großer Schild mit getriebenen figürlichen Reliefs und reich mit Gold tauschirt vom Jahre 1554, eine helle Rüstung von ähnlicher Arbeit, ein Schrank voll kostbarer Email-Malereien auf Kupfer aus Limoges (16. Jahrhundert), darunter besonders eine große ovale Schüssel mit einer Darstellung des Untergangs des Pharao im rothen Meere von Jean Courtois und zwei große Leuchter, ein Schrank voll silberner Pokale und Figuren, Schalen aus Amethyst, Jaspis ꝛc., ein Cocosnußbecher in Silberfassung, ein Nautilus-Pokal, ferner eine große Schüssel aus vergoldetem

Digitized by Google

Silber mit figürlichen Darstellungen, italienische Niellotafeln aus dem fünfzehnten Jahrhundert, schöne gothische Buchdeckels von Silber und vieles Andere. — Das mittelalterliche Kirchengeräth aus verschiedenen Kirchen und besonders den großen Klöstern, an welchen Oesterreich so reich ist, ist sehr vollständig vertreten. Man sieht Kreuze und Reliquienbehälter aller Art, Kelche, Monstranzen, Hausaltärchen (besonders zierlich ein solcher vom Jahre 1494 nur 0,65 Meter hoch, aus dem Stifte St. Peter zu Salzburg), auch größere Altäre, Weihrauchschiffchen aus Kupfer mit Email, Leuchter, Rosenkränze, verschiedene Elfenbeinschnitzereien, Bischofsstäbe und Bischofsmützen, Meßgewänder aller Art, Gobelins, ja selbst eine schön ornamentirte Sacristei-Thür. — Ferner sieht man einen hübschen alten Schmuck, Becher und Krüge aus Silber, reichgeschmückte Majolike-Teller, viel Porzellan, Gefäße sowohl als Figuren, gewebte Stoffe, Spitzen, Ofenkacheln, Uhren aller Art und vieles Andere. Außerdem natürlich viele Medaillen und Münzen, antike, aus dem Mittelalter und aus der neueren Zeit. Ganz unbekannt war mir bisher die von Dr. J. Karabacek, dem ausgezeichneten Orientalisten, ausgestellte sehr reichhaltige Sammlung ägyptisch-arabischer Glas-Münzen zum Theil Noth-Münzen aus der Zeit vom achten bis zum fünfzehnten Jahrhundert.

B—au.

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 9. November.

Ueber ein halbes Jahr war ich der Reichshauptstadt fern gewesen, als ich an einem der ersten Novembermorgen durch die weiten Hallen des Potsdamer Bahnhofs wieder in das Gewühl der Wagen und Menschen hinabstieg. Mein erster Gang galt dem Siegesdenkmal. Noch verhüllte ein leichter Nebelflor die Fernsicht, als ich die waldumsäumte „Siegesstraße" entlang schritt. Plötzlich schwebte nahe vor mir, von duftig zartem Schleier umwoben, die majestätische Victoria. Die Morgensonne, welche die untere Nebelschicht noch nicht hatte durchdringen können, bestrahlte das vergoldete Standbild mit intensivem Glanze. Der Eindruck war magisch, überwältigend; wohl möchte ich jedem Beschauer des Denkmals wünschen, daß er diesen Blick, wenn auch nur einen Moment genießen könnte. Aber freilich die Enttäuschung folgt auf dem Fuße. Ich wenigstens vermochte

mich dieſes Gefühls nicht zu erwehren, als ich, näher tretend, die unharmoniſche Gliederung des Ganzen gewahr ward. So impoſant die Säule an ſich ſein mag, im Vergleich zu dieſem großartigen Piedeſtal, ſowie zu dieſer nicht minder koloſſal angelegten Statue iſt ſie entſchieden zu kurz. Und noch manche andere Mängel oder wenigſtens Bedenklichkeiten werden ſich jedem prüfenden Auge enthüllen, namentlich der theilweiſe übertriebene derbe Realismus der Reliefs — die Werner'ſchen Fresken waren leider bereits abgenommen — kann der Kritik nicht entgehen. Indeß, was auch das äſthetiſche Urtheil auszuſetzen habe, der Patriot wird doch mit dem freudigen Bewußtſein von dannen gehen, daß dies Denkmal der Nachwelt als ein beredter Zeuge unſerer großen Zeit gelten wird.

Ueberhaupt, ganz Berlin verſpricht, den kommenden Geſchlechtern recht eigentlich ein Monument unſerer Tage zu werden. Denn weſentlich von dem Zeitpunkte, da es Kaiſerſtadt geworden, datirt ſein gegenwärtiger Umwandlungsproceß. Man kann nicht ſagen, daß der Styl, in welchem die moderne Weltſtadt ſich nach und nach aus den überlebten Verhältniſſen des Friedericianiſchen Berlins herauszuſchälen im Begriffe ſteht, von einer Ueberfülle an Originalität oder Geſchmack zu leiden habe; oft genug begegnet der Blick den ſeltſamſten Abſurditäten. Aber wahr iſt doch: es iſt der Maßſtab des Großartigen, der die überwiegende Mehrzahl der Neubauten beherrſcht, des Monumentalen, wie es der Hauptſtadt des deutſchen Reiches geziemt. Mit gehobenem Gefühl wird jeder Vorübergehende das neue Reichspoſtgebäude betrachten, deſſen impoſante und doch ſo einfache Façade in ihrem ſtreng griechiſchen Charakter einen wirklich äſthetiſchen Genuß gewährt. Höchſt wirkungsvoll, aber nach Pariſer Mode mit allerlei Ornamentik überladen, iſt ferner die „Paſſage" zwiſchen der Linden- und der Behrenſtraße, auch „Kaiſergalerie" genannt. Am Abend, wenn die ungeheuren prunkvollen Räume im reichſten Lichtglanz ſtrahlen, möchte man ſich in einen Feenpalaſt verzaubert glauben, wenn nicht die unerſchütterliche Proſa der in dichter Menge einherwogenden Berliner jede Illuſion niederhielte. Jeder von ihnen ſtellt beim Eintritt ſofort die Frage: „Ob ſich das Ding aber auch rentiren wird?" Und in der That, da liegt der wunde Fleck dieſer rieſenhaften Unternehmungen. Der jähe Zuſammenbruch der verſchiedenen Quiſtorp'ſchen Baugeſellſchaften legt allerlei Beſorgniſſe nur zu nahe. Ich geſtehe, ich habe für das hieſige Unternehmen des waghalſigen Gründers, das „Weſtend" auf der Anhöhe bei Charlottenburg, immer eine gewiſſe Sympathie gehabt: es war eine beſtrickend kühne Idee, auf waſſerloſer Haide eine Villenſtadt hervorzuzaubern, deren Blick von Charlottenburg an die weite Ebene mit dem herrlichen Thiergarten und den zahlreichen Ortſchaften rechts und links beherrſchte, bis drüben das Häuſermeer der gewaltigen Stadt die Landſchaft

Digitized by Google

abſchloß. Gleich den erſten Nachmittag meines Wiederhierſeins wanderte ich gen Weſtend. Trauriges Bild, das ſich dort vor mir entrollte! Wo war das fröhliche Treiben des vorigen Winters geblieben? Kein Axt-, kein Hammerſchlag, verſtummt das Lied der arbeitsfrohen Geſellen, überall unheimliche Stille, die bewohnten Häuſer wie ausgeſtorben, die unvollendeten, als wären ſie Ausgrabungen von Herculanum und Pompeji. Da ſtand noch die Leiter, wie ſie beim Hereinbruch der Kataſtrophe eben aufgeſtellt war; es fehlte nur die Mumie des Zimmermanns, um die Analogie vollſtändig zu machen. Der gewaltige Rundbau des Aquäducts mit ſeinen ſtolzen Säulen lag da wie ein rieſiges Grabmal, und die Dürre ringsum, der düſtere Kieferwald bildete die traurige Staffage. In den weiten geraden Straßen kaum ein lebendes Weſen; eine elegante Dame in tiefer Trauer und ein Arbeiter mit der Kümmelflaſche — das waren die einzigen Sterblichen, denen ich begegnete. Auch in den glänzenden Wirthſchaftsräumen des Klubhauſes keine Seele zu finden; nach längerer Zeit erſt geſellte ſich zu mir ein einſamer Fremdling, ſo daß wir mit dem Kellner zuſammen nun wenigſtens drei ausmachten. — Ich denke, dies Bild genügt, um eine Vorſtellung von der Stimmung zu geben, welche der Quiſtorp'ſche „Krach" verurſachen mußte. Wie tief dieſelbe die verſchiedenen Sphären der Geſellſchaft ergriffen hat, erſah ich aus einem an der Charlottenburger Straßenecke klebenden Concertzettel, welcher mit höchſt zeitgemäßem Druckfehler ein „Andante contabile" von Beethoven verkündigte. Auf Berliner muſikaliſchen Programmen freilich bin ich ſolch bedenklichen Symptomen noch nicht begegnet, das aber erkennt auch das blödeſte Auge: mit dem Schickſal Quiſtorp's iſt unſerer plutokratiſchen Geſellſchaft ein paniſcher Schreck in die Glieder gefahren. Der moderne Wunderglaube an die allmächtige Schöpferkraft des Geldes iſt mit einem Schlage vernichtet. Tiefe Niedergeſchlagenheit, zum mindeſten peinliche Unbehaglichkeit — das iſt die Signatur der heutigen Stimmung in Berlins finanziellen Kreiſen.

Ganz anders pulſirt das politiſche Leben. Eine bewegte Woche iſt eben vergangen, eine vielleicht noch bewegtere beginnt. Das Ergebniß der Wahlen zum Abgeordnetenhauſe hat es nicht an Ueberraſchungen fehlen laſſen. So ſehr man auf die Vernichtung der oppoſitionellen altconſervativen Partei gefaßt war, ſo hatte doch Niemand zugleich eine Niederlage der regierungsfreundlichen Neuconſervativen und einen, einer Niederlage aufs Haar gleichenden Stillſtand der Freiconſervativen vorhergeſehen. Wären die auf die ungeheure Zahl von 160—170 Mitglieder angewachſenen Nationalliberalen wirklich eine ſtreng einheitliche und ſchroff liberale Partei, ſo würde jeder politiſche verſtändige Beurtheiler über das Wahlergebniß Wehe rufen müſſen. Denn dem Geiſte des Conſtitutionalismus würde es wenig entſprechen, wenn in einer Verſammlung von 432 Abgeordneten das conſervative Element — zu

Digitized by Google

welchem die schlechthin staatsfeindlichen Ultramontanen nicht gerechnet werden können — nur durch etwa 70 Stimmen vertreten wäre, während auf die „liberale“ Seite mindestens 250 Stimmen entfallen würden. Bei Licht besehen, wird man indessen bald inne werden, daß wenn die Angehörigen der nationalliberalen Partei zum größten Theile in der mehr oder minder deutlich ausgesprochenen Absicht gewählt worden sind, eine Regierung, die noch niemals auf die Qualität einer „conservativen“ Regierung verzichtet hat, zu unterstützen, die hergebrachte Schablone der Parteibezeichnung hier überhaupt nicht mit voller Schärfe angewandt werden könne. Verlangt man von vornherein eine Regierungspartei in dem neuen Abgeordnetenhause, so kann als solche nur die nationalliberale Partei betrachtet werden. Ob diese Bezeichnung auf die Dauer auf sie passen wird, kann freilich nur die Zukunft lehren. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß die zu etwas ungefüger Größe herangewachsene Partei in zwei Fraktionen auseinanderfällt, von denen dann die nach rechts neigende den eigentlichen Stützpunkt der Regierung abgeben würde. Eine arge Täuschung aber ist es, wenn gewisse Stimmen aus der Mitte der Fortschrittspartei einen derartigen Scheidungsproceß als den Anfang desselben Schicksals prophezeien, welches dereinst die Vinke'sche Partei der Altliberalen getroffen. Wahrlich es bedarf einer ganz entsetzlichen Dosis politischer Naivetät, um die heutige Lage derjenigen am Beginn des Conflicts gleich zu stellen! Allerdings ein Conflict besteht auch heute, aber nicht zwischen der Regierung und dem Lande, sondern zwischen dem Staate und einer auswärtigen Macht, die vermittelst vielhundertjähriger Arbeit sich in des ersteren Eingeweiden festgenistet hat. Wie wenig die preußische Bevölkerung gesonnen ist, gewissen Bestrebungen, die neben diesem Conflict, vielleicht mit Benutzung desselben, noch einen anderen schaffen möchten, Unterstützung zu gewähren, das hat die Fortschrittspartei in ihrer sichersten Domäne, der Hauptstadt selbst erfahren können. Die beträchtliche Stimmeneinbuße, welche Duncker, der hartnäckige Gegner der Kirchengesetze, diesmal erlitt, dünkt uns eine sehr deutliche Mahnung. Nein, man darf dreist behaupten: seit langen Jahren sind die Landtagswahlen nicht so augenfällig zu Gunsten der Regierung ausgefallen, wie diesmal — vorausgesetzt freilich, daß die Regierung bei der energisch reformatorischen Politik beharrt, welche sie in den letzten Jahren eingeschlagen. Die Beantwortung der Frage, ob diese Voraussetzung Aussicht hat, erfüllt zu werden, wird das Ereigniß dieser Woche sein; die Thronrede wird darüber Aufschluß geben müssen, ob die tiefgreifenden Entwürfe, welche, wie die Provinzialordnung, als das nothwendige Corollar der bereits geschaffenen Reformgesetze, oder, wie die Civilehe, als das unumgängliche Erforderniß der Lage erwartet werden, wirklich demnächst zur Vorlage gelangen sollen.

Digitized by Google

Seltsamerweise scheint, während die Regierung die letzten Vorkehrungen trifft, um vor den neuen Landtag zu treten, innerhalb des Staatsministeriums selbst mehr als je der Zustand der Unfertigkeit zu herrschen. Seit 14 Tagen erwartete man von Tag zu Tag im Staatsanzeiger die Veröffentlichung jener Veränderungen im Ministerium, welche dem seit Jahr und Tag andauernden unerquicklichen Provisorium endlich ein Ende machen sollen. Graf Roon zieht sich, wie Niemand bezweifelt, in die Einsamkeit seines neuerworbenen Landsitzes bei Koburg zurück, Graf Königsmark hat seiner kurzlebigen Würde als landwirthschaftlicher Minister Valet gesagt, Graf Eulenburg hat mit dem Fürsten Bismarck die Friedenspfeife geraucht, und so soll endlich, unter Wiederherstellung des Bismarck'schen Präsidiums und Neuschöpfung eines vom Finanzminister Camphausen zu bekleidenden Vice-Präsidentenpostens, die langersehnte Homogenität des Staatsministeriums gesichert sein. Da plötzlich durchschwirren wieder die weitaussehendsten Gerüchte die Luft; da erzählen die Einen, daß auch Graf Eulenburg seine Entlassung eingereicht habe, und Andere wissen von einem ganz neuen Projecte, von der Schöpfung eines „Staatssecretariats" im Staatsministerium. Angesichts der krausen Entwicklung, welche die langwierige Krisis bisher genommen, werde ich mich hüten, zu untersuchen, was an diesen Gerüchten wahr, was falsch sein mag.*) Will Graf Eulenburg gehen, so ist heute schwerlich eine Partei, die ihn halten wird. Andererseits liegt in dem loyalen Verhalten des Ministers in der Kreisordnungsfrage für keine Partei eine Veranlassung vor, seinen Rücktritt zu fordern. Jedenfalls würde die „Homogenität" des Kabinets, auch wenn er bleibt, nicht nothwendig gestört erscheinen müssen. Wohl aber müßte sie das, wenn, wie von gewisser Seite mit seltener Festigkeit behauptet wird, Hr. von Blankenburg, der langjährige Führer der Hochconservativen, zum landwirthschaftlichen Minister ernannt würde. Mag der pommerische Edelmann als Landwirth noch so tüchtig sein, seine Berufung in den Rath der Krone würde, während das Land noch unter dem Eindrucke des glänzenden Wahlsiegs der liberalen Anschauungen steht, doppelt unangenehm berühren. Vielfach wird freilich behauptet, daß Herr von Blankenburg sich in den letzten Jahren ganz zu der Politik seines intimen Freundes, des Fürsten-Reichskanzlers, bekehrt habe, aber pommerische Zeitungen berichten von seiner Haltung bei den letzten Wahlen das Gegentheil.

Mitten in die einander sich drängenden Fragen der preußischen Politik fällt die Kunde, daß die Reichstagswahlen nahe vor der Thür stehen. Von Neuem also wird der Apparat der Wahlbewegung, noch ehe er wieder zur Ruhe gekommen, in Thätigkeit gesetzt werden müssen, und die Liberalen wer-

*) Inzwischen ist Bismarck Ministerpräsident, Camphausen Vicepräsident, Kameke Kriegsminister geworden. Die Red.

Digitized by Google

den gut thun, mit verdoppelter Energie an die Arbeit zu gehen. Nicht als ob man gleich der pessimistischen Ansicht beipflichten müßte, daß in dem zu wählenden Reichstage Ultramontane und Socialisten sich in die Herrschaft theilen werden; aber darüber ist leider kein Zweifel möglich, daß die stramme Organisation, über welche beide Parteien gebieten, sich bei directen Wahlen noch weit wirkungsvoller erweisen muß, als unter der Herrschaft des Dreiklassenwahlgesetzes. Im Uebrigen beginnt die Wahlbewegung unter den besten Auspicien für die reichsfreundlichen Tendenzen: nach den in der letzten Woche in Dresden und München stattgehabten Debatten ist für die Frage der Ausdehnung der Reichscompetenz auf das Civilrecht der Sieg im Bundesrathe entschieden. In welch eigenthümlicher Weise bei dieser Gelegenheit die sächsische Regierung die Frage der Verantwortlichkeit der Regierungen für ihre Abstimmungen im Bundesrath gegenüber den Einzellandtagen zur Sprache gebracht hat, bedarf nicht von hier aus der Beleuchtung. Genug, der Widerstand der Regierungen gegen das große Wort der deutschen Rechtseinheit ist gebrochen; Sache des Volkes ist nunmehr, durch die bevorstehenden Wahlen zu verhüten, daß die Feinde des Staates und der Gesellschaft eine Macht erlangen, welche uns leicht um die besten Früchte der Wiedergeburt des deutschen Reichs betrügen könnte.

χ. χ.

Erklärung der Redaction.

In Betreff des Artikels „Herr Friedrich Nietzsche und die deutsche Kultur" Heft 42 v. 17. Oct. d. J. sind uns mehrfache Briefe von befreundeten Gelehrten der Basler Hochschule zugegangen, welche die Ansicht aussprechen, daß in jenem Artikel die Ehre der Universität Basel angegriffen worden sei. Wir bedauern mit dem Verfasser lebhaft, wenn der Artikel zu diesem Mißverständniß Anlaß gegeben hat, glauben aber bestimmt behaupten zu können, daß diese Auslegung jenes Artikels eine entschieden mißverständliche ist. Denn wir erkennen mit Freuden an, daß die Stadt Basel, bei 45,000 Einw. mehr für ihre Universität thut, als manche größere deutsche Stadt, und daß ihr freundnachbarliches Streben, mit der deutschen Wissenschaft in Berührung zu bleiben, wohl am besten dadurch ausgedrückt wird, daß unter den Professoren viele Deutsche sind. Der in Rede stehende Artikel der Grenzboten hat auch streng unterschieden zwischen dem Lehrkörper der Hochschule und einem einzelnen Mitgliede, und wird in seiner Verurtheilung des Letzteren unterstützt durch eine Reihenfolge von Artikeln in der in Basel erscheinenden „Schweizer Grenzpost", die sogar einen Monat vor dem Grenzbotenartikel veröffentlicht und nach dem Erscheinen des letzteren uns zugesendet wurden.

Die Red. der Grenzboten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXXII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 47.

Ausgegeben am 21. November 1873.

Inhalt:

	Seite
Im Kampfe gegen Frankreich 1792—93. Eine Quellenstudie von C. A. H. Burkhardt	281
Weltausstellungsbericht. 7. Die „Exposition des amateurs." B—au.	303
Aus Baiern	305
Vom preußischen Landtag	311
Briefe aus der Kaiserstadt	313
Pflanzerleben in Indien. Kulturgeschichtliche Bilder aus Assam von Oscar Flex	319

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1873.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** ist erschienen:

Die Thiere
in der indogermanischen Mythologie

von

Angelo de Gubernatis,

Professor des Sanskrit und der vergleichenden Literatur am Instituto di studii superiori e di perfezionamento zu Florenz.

Aus dem Englischen übersetzt

von

M. Hartmann.

Autorisirte, mit Verbesserungen und Zusätzen versehene deutsche Ausgabe.

I. Hälfte gr. 8° Preis 3½ Thlr.

Wir bieten hier dem Publikum die deutsche Uebersetzung eines Werkes, welches in den weitesten Kreisen Beachtung verdient. Nachdem auf den verschiedensten Gebieten des Wissens, theilweise auch schon auf dem der Mythologie, die vergleichende Methode mit so viel Glück und Erfolg zur Geltung gebracht worden ist, wird es dankbar anerkannt werden müssen, dass sich der Verfasser die Aufgabe stellte, eins der interessantesten Probleme der vergleichenden Mythologie, die Rolle, welche die Thiere in derselben spielen, nach dieser Methode zu behandeln. Besonders erfreulich ist es aber, dass sich ein Mann an diese Aufgabe gemacht hat, welcher ihr im vollsten Maasse gewachsen ist. Angelo de Gubernatis, geb. zu Turin 1840, hat auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen und Literaturen, speciell des Sanskrit, die umfassendsten und gründlichsten Studien gemacht; die Früchte dieser Studien liegen in zahlreichen Werken vor, von denen wir hier nur eine Uebersetzung der ersten zwanzig Hymnen des Rigveda mit Anmerkungen, la vita ed i miracoli del dio Indra nel Rigveda, ein Essay über die vedischen Quellen des Epos, die Rivista orientale, eine indische Encyklopädie, eine vergleichende Geschichte der Hochzeitsgebräuche, eine vergleichende Geschichte der Bestattungsgebräuche namhaft machen; andrerseits ist er als Dichter — Dramen von ihm wurden mit grossem Erfolge in Turin gegeben — vor Allen befähigt gewesen, in das Walten des poetisch schaffenden Volksgeistes einzudringen und den feinen Fäden, welche sich fast durch die gesammte indogermanische Sagenwelt hindurchziehen, zu folgen. Gerade bei der Behandlung eines solchen Stoffes muss der Bearbeitende die Fähigkeit besitzen, sich ganz in den Stoff zu versenken, die innersten leitenden Gedanken zu erfassen und nach ihnen das Material zu ordnen und zu sichten. Der Verfasser besitzt diese Fähigkeit in hohem Grade und vereinigt sie mit einer Kenntniss der einschlägigen Literatur, mit einer Gewandtheit in deren Herbeiziehung und Verwendung, wie sie dass gewöhnliche Maass weit übersteigt.

So dürfte sowohl das gelehrte Publikum aus diesem Werke reiche Nachweise und Belehrungen schöpfen — und zu denen, welche für ihre speciellen Studien hier reiches Material finden, werden wir nicht blos die Mythologen und Archäologen von Fach, sondern auch die Sprachforscher und vor Allem die Culturhistoriker zu rechnen haben — als auch ein grösseres Publikum des Interessanten und Lernenswerthen viel finden.

Besonders aufmerksam möchten wir noch darauf machen, dass vieles bis jetzt noch Unbekannte oder doch Unedirte in die Untersuchung gezogen worden ist. Der Verfasser hat alle Notizen, die das vedische Alterthum über die Thiere liefert, gesammelt und erklärt; er hat ferner zum ersten Male mehre Mythen Indiens bekannt gemacht, über hundert russische Volksmährchen herangezogen, etwa dreissig unedirte italienische Mährchen benutzt, die er durch den Mythos analysirt hat, und hat endlich mit grosser Genauigkeit die sich durch die ganze indogermanische Welt hindurchziehenden Volkssagen von den zwei Brüdern, den drei Brüdern, den zwei Schwestern, den drei Schwestern, Cendrillon, der Prinzessin, welche lacht, von dem Blinden und dem Lahmen, und etwa vierzig andere in ihrer Entwicklung und mythischen Bedeutung aufgezeigt.

Wir glauben, dass die deutsche Bearbeitung dieses Werkes, welche vor der englischen Originalausgabe Nachträge des Verfassers voraus hat und mit der grössten Sorgfalt gearbeitet ist, als ein dankenswerthes Unternehmen vom Publikum anerkannt werden und sich schnell zahlreiche Freunde erwerben wird.

Digitized by Google

Im Kampfe gegen Frankreich 1792—93.

Eine Quellenstudie

von C. A. H. Burkhardt.

Wenn man die zum Theil höchst bedeutsamen mit kritischer Gründlichkeit verfaßten Arbeiten über den deutsch-französischen Krieg durchmustert, so wird man kaum auf eine stoßen, die über das nächste und allen gemeinsame Ziel hinausgeht, die Facta dieses Feldzugs allein mit Sorgfalt, Gründlichkeit und voller Unparteilichkeit festzustellen. Wir haben alle Ursache, dieses Streben in den hervorragenden Werken anzuerkennen und dürfen die Schwierigkeiten nicht unterschätzen, unter denen solch ein Gesammtbild, wo Licht und Schatten so naturgetreu sich zu vereinen pflegen, geschaffen wird. Und doch möchte man wünschen, daß man in der schon an sich interessanten Lectüre hier und da an Ereignisse erinnert würde, welche einen Vergleich mit dem, was wir früher und zuletzt in diesem Kampfe geleistet haben, gestatten könnten. Freilich wird diese sozusagen vergleichende Darstellung ihre besonderen Schwierigkeiten haben und wenn wir selbst der Ansicht sind, daß die Zeit für eine solche Richtung der Darstellung unmöglich jetzt schon da ist, so dürfte doch später einmal sich zeigen, daß die Verwirklichung dieser Idee unstreitig ihre lohnende Seite haben wird.*) — Unter dem frischen Eindruck unserer Kriegsliteratur ist an der Hand der Quellen das nachstehende Culturbildchen entstanden, welches, natürlich Vieles voraussetzend, sich zur Aufgabe gestellt hat, in einigen Zügen die Verhältnisse unseres Vaterlandes zu kennzeichnen, als es 1792 den Kampf mit der französischen Revolution aufnahm. Wir sind dabei gleichzeitig auf die Verhältnisse eines deutschen Kleinstaates, auf Weimar eingegangen, um von Neuem einen quellenmäßigen Beitrag für das Leben Goethe's zu geben. Denn so lange die Biographie Goethe's sich nicht auf der breitern Basis aufbaut, wird sie stets lückenhaft bleiben

*) Einen sehr schätzbaren Versuch solcher Arbeit enthält jedenfalls das Buch von Max Jähns „das französische Heer" von der Revolution bis zur Gegenwart. Leipzig, F. W. Grunow 1873.

Digitized by Google

und einer gesunden Beurtheilung des Dichters und Staatsmannes ermangeln. Möge dies Bild den wohlthuenden Fortschritt bekunden, den Deutschland in 80 Jahren, wenn auch unter schwerem Ringen, in so hervorragender Weise gemacht hat.

Trotz des Schürens zum Kriege gegen Frankreich gab es in Deutschland eine nicht unbedeutende Menge von Leuten, welche die preußische Mobilmachung vorerst nur als einen Schreckschuß gegen die Franzosen ansahen. Man hatte von Preußens Tüchtigkeit aus den Zeiten des siebenjährigen Kriegs eine zu gute Meinung, als daß Frankreich nicht sofort die vom Reiche gewünschte Haltung einnehme, sobald die Mobilmachung diesseits des Rheins ausgesprochen sei. Freilich kam es zunächst noch auf die Entschließung des Kaisers Franz an; war es ihm Ernst, dann schien der Krieg unvermeidlich. Auch Karl August huldigte dieser Ansicht. Ueberdieß theilte er mit Vielen die Ueberzeugung, daß Preußen im Verein mit Oesterreich die ehrenvollste und brillanteste Campagne machen werde, die je stattgefunden. Wer hätte auch an den glänzendsten Erfolgen zweifeln sollen, da der Kern der preußischen und österreichischen Armee zusammenstoßen und der Krieg in einem vortrefflich ergiebigen Lande geführt werden sollte, um von Deutschland die von Tag zu Tag sich steigernde Gefahr abzuwenden, die sich in massenhaften Verletzungen des Reichsgebietes durch die Franzosen in bedauerlicher Weise kundgegeben hatte.

Endlich gelangte die Entschließung des Königs von Preußen vom 6. Mai an die Regierungen, deren Lande vom Durchzuge der preußischen Truppen betroffen werden sollten. Mit einer gewissen Wohlgefälligkeit betrachtete man die Kundgebung des Königs, der vermöge seiner „reichspatriotischen Gesinnung zur Vertheidigung des Reichs und seiner Glieder ein „Corps d'armée" in fünf Colonnen nach dem Rhein zu entsenden in Aussicht stellte. Vor allem war Weimar mit diesen Durchzügen beglückt, deren „Unschädlichkeit" garantirt war. Es handelte sich nur um freies Obdach, um die Verabfolgung von einer noch zu bestimmenden Anzahl von Rationen und Portionen, welche gegen landesübliche Preise gewährt werden sollten. Freilich lief dabei eine unangenehme und für das damalige preußische Kriegswesen charakteristische Schlußbestimmung mit unter, die in Weimar keineswegs einen guten Eindruck machen konnte. Die Verpflegungskosten hieß es, sollen, um den Marsch der königlichen Armee nicht aufzuhalten, nicht sofort bezahlt, sondern einer späteren Liquidation vorbehalten bleiben.

Der Residenz Karl August's, der als General der preußischen Armee, den Truppen später folgte, stand ein großartiges militärisches Schauspiel in Aussicht, wenn auch nur die nächste Umgebung Weimars, in der die Heerstraße lag, dieses in vollen Zügen zu genießen bestimmt war. Alle Truppengattungen waren sichtbar, die sich dem Rhein zu bewegten und nach Coblenz

Digitized by Google

bestimmt waren. In kurzen und langen Intervallen, ziemlich langsamen Zuges wälzten sich ungeheuere Massen vorwärts. Den einzelnen Abtheilungen voraus gingen Commissäre, welche in den Weimar'schen Landestheilen die Marschrouten genauer regulirten. Und das war damals höchst nothwendig. Daß nicht Alles gut regulirt war, sah man aus Anzeigen einzelner weimarischer Behörden, die Vorstellungen gegen die kurzen Marschrouten erhoben. Als Beispiel gegen die gute Ordnung führte man an, daß die Preußen nach einem vollen Ruhetage in der Gegend von Eisenach einen Marsch von nur ein und einer halben Stunde machen sollten, um dann wieder einquartirt zu werden. Je nachdem die Entfernung des Standquartiers von Coblenz lag, brauchte man zwischen 26 und 51 vollen Tagen.*) Man hatte somit Zeit, die glänzende Armee in Weimar zu mustern, der die königlichen und kronprinzlichen Equipagen, der Generalstab, die Departements des Cabinetsministers und des obersten Kriegscollegiums folgten, die einen großartigen Eindruck auf die Bevölkerung machten.

Aber das Schauspiel hatte auch für Weimar seine bedenkliche Seite. Obwohl die Weimarische Regierung auf die Truppendurchzüge durch den Herzog Carl August, der sich vor dem Abmarsch seiner Abtheilung in Magdeburg zur Revue aufhielt, längst vorbereitet war, so konnte man gegen Ende Mai in Berlin doch nicht die Besorgniß unerwähnt lassen, wie die Beschaffung der vorgeschriebenen Fourage in den weimarischen Landen überhaupt möglich sein werde. Das Land selbst bot keine Aussicht, da eine ziemliche Mißernte sich geltend machte. Die Beschaffung außer Landes hatte namentlich bei den schlechten Verkehrsverhältnissen ihre bedeutende Schwierigkeiten. Nur seinen besten Willen konnte man von Weimar aus in Berlin in Aussicht stellen, da es sich hier um die Unterstützung des Königs handle, der in so großmüthiger Weise für das allgemeine Beste sich dahin gab. Aehnlich äußerte sich die Eisenacher Regierung, der die Beschaffung von 1450 Malter Hafer außer dem Bereich der Möglichkeit zu liegen schien. Damit war es indessen nicht genug; die Noth des Landes schien noch größer und nachhaltiger werden zu sollen. — Preußen hatte in dürren Worten ausgesprochen, daß sein jährlicher Aufwand für seine Armee 6,243,278**) Thaler am Rheine betrage, mithin nach Römermonaten berechnet auf Weimar eine Rate von 35,627 Thaler kommen werde. Dazu kam, daß der Herzog als preußischer General

---

*) Ein Füsilier-Bataillon brauchte v. Halle nach Coblenz 26 Tage, die reitende Artillerie von Berlin 37 Tage, Artillerie und Proviant 38 Tage, von Anclam 47 Tage, das Infanterieregiment Hohenlohe aus Breslau 50 Tage, und die Artillerie und Proviantfuhrwerk ebendaher 51 Tage.

**) Die interessante Zahl ergiebt sich aus folgender Zusammenstellung

Digitized by Google

im Felde von dem eigenen Lande noch einen Zuschuß forderte,*) um existiren zu können, und schließlich mußte man doch auch an die Ausrüstung und Stellung des eigenen, wenn auch kleinen Contingentes denken. — Man rechnete schon nach, ob man mit Aufstellung einer kleinen Kavallerie- oder Infanteriemacht besser fahren werde. Damals war die Ausrüstung noch billig. Denn wenn man erwägt, daß Weimar, wobei man freilich nach heutigen Ansprüchen nicht nach dem Wie fragen darf, einen Kavalleristen mit 145 Thalern, einen Infanteristen mit 35 Thlrn. zu equipiren**) im Stande war, so war scheinbar die Sache nicht von Bedeutung. Nur wenn man die wahre Lage der Militärverhältnisse Weimars in damaliger Zeit kennt, wird man begreifen, daß die Aussicht auf eine Stellung des kleinen Contingentes große Besorgnisse einflößen konnte. Wir kommen eingehender später auf diese wunde Stelle der Kleinstaaten zurück.

So gewinnt man leicht eine Perspective für die Verhältnisse eines Landes, das urplötzlich in den Krieg mit Frankreich hineingezogen war, und es würde einer eignen Schilderung bedürfen, um z. B. die Noth und Mühen jener eingesetzten Marsch- und Einquartierungscommission sich zu vergegenwärtigen, deren Acten in wenigen Monaten schon auf 14 mächtige Folianten angeschwollen waren. Die Schwerfälligkeit documentirt sich nicht allein in den auf das Große und Ganze gerichteten Anstalten, in der Organisation der Magazine und Verpflegungsanstalten, sie zeigt sich in der Behandlung einer Menge kleiner Fragen, in dem Verhältniß zu den Nachbarstaaten, die ängstlich sich in ihr eigenes Schneckenhaus verkrochen, wo es sich um die Förderung gemeinsamer großer Ziele handelte. Man sah mit einem gewissen Neide auf die glücklichern Negotiationen des benachbarten Chursachsen, dem Preußen eine um 3 Pfennige bessere Entschädigung für die Mundportion bewilligt

---

2,807,362 rund für 15,315,400 Rationen und zwar
2,263,815 Thlr. Hafer.
351,353 „ Heu.
192,193 „ Stroh.
2,8073,62

3,435,916 für 29,986,210 Portionen.

6,243,278 Thlr. in Summa, also täglich 41,960 Rationen und 82,154 Portionen; es war also die preußische Armee c. 40,000 Mann stark.

*) Er forderte pro Jahr 10000 Thaler; für Weimars damalige Finanzverhältnisse außerordentlich viel.

**) Somit kamen Weimar 370 Cavalleristen 53,650 Thlr.
1110 Infanteristen 38,850 „ zu stehen.
Dagegen kam der jährliche Unterhalt der Cavallerie 115,440 Thlr.
„ „ „ „ Infanterie 73,260 „
Differz. 42,100 „

hatte, während man sich in dem Weimarischen Lande noch mit der Frage beschäftigen mußte, daß die preußische Artillerie bei Berka an der Werra und übe. den Sulingssee über mangelhafte Brücken auch wirklich hinwegfahren könne, ohne die Gefahr eines Durchbruches bestehen zu müssen. Man ließ sich zwar zur Reparatur dieser Brücken herbei, aber Preußen, das sich unseres Wissens nicht geweigert hat, hatte auf Grund seines reichspatriotischen Unternehmens die angenehme Pflicht, die Reparatur der weimarischen Brücken — zu bezahlen.

Endlich ging Carl August, der kein Mittel gefunden, wie der bittre Kelch der Einquartierung von seinem Lande abgewandt werden konnte, der preußischen Armee nach. Am 23. Juni fiel er wie eine Bombe in sein Regiment ein, mit dem er am 24. Juni seinen Marsch nach Melsungen fortsetzte. Sein Gefolge war sozusagen eine kleine Heeresabtheilung, ein Troß, wie wir ihn so gewöhnlich bei kommandirenden Generalen jener Zeit wiederfinden. Neben dem üblichen Geheim-Secretär und seinem aus Goethe's Campagne bekannten Cämmerirer Wagner, finden wir reiche Bedienung aller Art. Nicht weniger als neun herzogliche Bediente, sechszehn Stallleute und Husaren, Jagdlaquaien, Mundkoch, Küchbursche, Küchmagd, Boten, Stallmeister folgten nebst dem Mohr, und 4 Wind-, 2 Wasser- und ein Hühnerhund waren bestimmt, in kurzer Zeit den Boden Frankreichs zu betreten; womöglich in Paris selbst einzuziehen. Auf seinem Marsch führte er Offizierstafel und Kammertisch, ein nothwendiges Uebel, das sich aus der Zusammensetzung seines Personals von selbst ergab. Langsam bewegte er sich, wie die ganze preußische Armee, vorwärts; was auf ihn, der mit seinen Geheimräthen einen innigen und lebhaften Verkehr unterhielt, einen peinlichen Eindruck machte.*) Noch war er in Coblenz der Ansicht, daß, da die Franzosen sich zurückzogen, es mit dem Kriege kein großer Ernst werden würde. In Coblenz, wo man noch gegen Ende Juli die Ankunft der schlesischen Regimenter abwartete, jagte seit der Ankunft des Königs, welche am 23. Juli**) erfolgte, ein Fest das andere; 150 Kanonenschüsse hatten sein Erscheinen vom Ehrenbreitenstein bewillkommt, der ganze Fluß und die Wege des Ufers prangten in feenhafter Beleuchtung, der Spezialrevue der Truppen, an der die französischen Prinzen, die vornehmsten Emigrirten und unzählige Volksmassen sich betheiligten, folgten glänzende Festmahle und angesichts dieser Ereignisse schaute das bewegte Coblenz sauer darein, daß es dieser herrlichen Tage, wo enormer Geldzufluß sich breit

*) Besonders anziehend sind seine Briefe an Geh. Rath Schnauß, die abschriftlich auf uns gekommen sind.

**) Am 28. Juli brach erst der preußische Artillerietrains auf und die zweite Mobilmachung war auf den 28. Juli festgesetzt. Beiderseits bat und versicherte man, dieser Mobilmachung ganz dieselbe Freundlichkeit wie der frühern angedeihen lassen zu wollen.

Digitized by Google

machte, durch den Abzug des glänzenden Heeres und der zum Theil reichen Emigrantenschaar verlustig gehen sollte. In den Festlichkeiten spielte der Herzog von Weimar eine hervorragende Rolle; man sah dort recht eigentlich, in welchem Ansehen der junge Fürst im Reiche stand, das schon mit Stolz auf ihn blickte, nach einer kaum 15jährigen aber freilich eminenten Regierungsthätigkeit. Seinen Festlichkeiten wohnten weitaus die hervorragendsten Fürsten an, und sein Verkehr in militärischer Beziehung war ein nicht minder glänzender, da sich in seinem Zelte neben dem Höchstcommandirenden die preußischen Prinzen und andere Hochgestellte einzufinden pflegten. Jeden Abend bis zum Abmarsch nach Trier wiederholten sich die glänzendsten Illuminationen, Bälle und Concerte wechselten mit pompeusen Revuen, die höchstens ein dazwischen tretendes Regenwetter aufschieben konnte. Wäre der Tumult, an den man gar nicht denken durfte, nicht so entsetzlich gewesen, man hätte eher glauben können, daß Coblenz zum Abhalten glänzender Hoffeste als zum Ausgangspunkte kriegerischer Actionen ausersehen sei. — Aber je näher man der französischen Grenze kam, desto ernster wurde die Stimmung; es war kein leichter Uebergang von sorglosen Festen zu ernsten Waffenthaten, so leicht man sie auch bei der Haltung der französischen Armee glaubte, der das Gerücht eine übertriebene Furcht vor den Preußen beimaß. Das deutsche Heer und selbst seine Führer lebten, wie gleichzeitige Berichte sagen, des frohen Glaubens, Mitte September vor Paris zu stehen.

Wohlgemuth brach Carl August am 31. Juli im Lager bei Rübenach auf, um sich der lotharingisch-französischen Grenze zuzubewegen. Aber schon hatten strömender Regen und Kälte, die Hauptgegner des deutschen Heeres, einen Kampf begonnen, der bekanntlich zum Scheitern des ganzen Unternehmens beitrug; nur einzelne Sonnenblicke erheiterten den Horizont und gaben Trost, daß man bei dem steten Zurückgehen des französischen Heeres bald, ohne einen Schuß zu thun, Champagner trinken werde. Aus dem Lager bei Salmerode ging man in die Gegend von Trier, wo wieder einige Tage zur Erholung der Pferde Rast gehalten wurde; durchnäßt, in einem kleinen erbärmlichen Reiterzelte hatte Carl August auf seiner Standartenwacht in jenem Lager eine jener schaurigen Nächte zugebracht, an denen der Feldzug so reich war; in folgender Nacht campirte er bei Hontheim wieder auf Stroh, da seine Equipage vorausgegangen war. — Langsam zog man dahin durch die arme schon ausgezehrte Gegend, in der die schmalen Bissen sich bereits fühlbar und der Unmuth und die Wuth in Verwünschungen gegen die Franzosen sich breit machten, deren Nationalversammlung eine Antwort auf die bekannte Declaration des Braunschweiger Herzogs bereits insinuirt hatte.

Wenn man die allgemeinen Daten, welche aus der Geschichte dieses

Digitized by Google

Feldzuges bekannt sind,*) an dieser Stelle zur Hilfe nimmt und vor Allem bedenkt, daß die Stärke der österreichischen Hauptarmee weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben war, und man überhaupt nur eine höchst oberflächliche Kenntniß von Land und Leuten zu erkennen gab, so ist schwer zu begreifen, mit welcher Zuversicht man deutscherseits in einen siegreichen Kampf zu gehen meinte. Daß sich unter der preußischen Generalität noch in der Mitte August die Meinung festgewurzelt hatte, mit den Franzosen bald fertig zu werden, bezeugt eine briefliche Aeußerung des sonst so erleuchteten und in militärischen Dingen keineswegs unerfahrenen Herzogs Carl August. In 14 Tagen meinte er, soll Thionville über sein, dann steht uns der Weg nach Paris offen. Wenn nicht, setzte er gar vorsichtig hinzu, dann ziehen sich die Sachen in die Länge. Wie er die Dinge ansah — es war am 10. August — konnte er leicht zu diesem Urtheile gelangen. Die deutschen Connexionen waren leidlich; die französische Nation begann der revolutionären Bewegung müde zu werden, wenigstens den Preußen gegenüber. Es ist überhaupt interessant aus jener Zeit die brieflichen Mittheilungen kennen zu lernen, die mitten aus dem Gange der Ereignisse in Frankreich nach Deutschland kamen. Halb wahres und halb verstandenes mischt sich mit sonderbaren Ideen und Hoffnungen. Daß Paris fallen und auf irgend eine Art aus der Welt getilgt werden müsse, schien damals in den Köpfen der verbündeten Armee gewaltig zu spucken. Sah man doch damals schon, wie heute ein, daß alles Unheil aus dieser Stadt von jeher gekommen, die ein Sammelpunkt von allem liederlichen Zeuge sei, welches sich zu jeder Frevelthat gebrauchen lasse. Man hatte sich schon eine glimpfliche Art ausgedacht, Paris und sein Gesindel zu unterdrücken; ja man beabsichtigte die Residenz aus Paris hinweg mitten hinein in das Königreich zu verlegen; und falls es gar nicht von den Deutschen zu zwingen, so hatte man wenigstens den menschenfreundlichen Wunsch, daß mindestens ein Schwefelregen den Unarten dieser Pariser ein Ende machen möge.

Um diese Zeit war es, als Carl August an Goethe nach Frankfurt schreiben wollte, um ihn nach Luxemburg zu bestellen, da dieser bereits am 12. August in seiner Vaterstadt eingerückt und Luxemburg selbst zum Waffenplatz ausersehen war. Das beständige Rückgehen der Franzosen, die Sammlung der Armee bei Montfort mochten Carl August den Muth geben, Goethen zu der Zeugenschaft großartiger militärischer Ereignisse einzuladen. Dazu kamen kleine Erfolge der deutschen Truppen, die sich in der That den

*) Wir verweisen u. a. auf die lichtvolle Darstellung in Häusser's deutscher Geschichte vom Tode Friedrich des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes.

Digitized by Google

Franzoſen in den erſten Plänkeleien*) überlegen zeigten. Die Wolfrathſchen Huſaren hatten das lotharingiſche Städtchen Sirques genommen, circa 40 Franzoſen niedergehauen und reiche Waffen erbeutet. Nun ſtanden Avantgardegefechte in Ausſicht, die der Prinz Hohenlohe commandirte und an denen ſich Carl Auguſt mit ſeinem Curaſſierregiment betheiligte. Schon ging man auf Thionville und Metz los, die zum Hohn der Deutſchen ihr Freudenfeuer von den Wällen gaben, um die Gefangennahme des franzöſiſchen Königs zu feiern; alles ging nach Wunſch, und Carl Auguſt, zufrieden mit ſeiner Lage, durfte in Weimar die frohe Ausſicht verkünden, daß wenn die Feindſeligkeiten nach ſeinem Wunſche raſch vorwärts gingen, er die ausſchweifende Freiheitswuth gar bald gedämpft ſehen, und in Weimar wieder einrücken könne.**) Und dazu kamen die Erfolge von Longwy, das man in 4 Tagemärſchen von Montfort aus erreichte. Auch hier entſprach der Feind ganz den Ideen, die man ſich preußiſcher Seits von ihm gemacht hatte. Der Widerſtand war ſchwach, ſeine Operationen ſchlecht geleitet. Nach zweitägiger Beſchießung übergab er die Schlüſſel der Feſtung.***) An einen Widerſtand der Landbevölkerung war damals nicht zu denken, im Gegentheil es war eine friedliche Stimmung zu bemerken, von der die Deutſchen glaubten, daß nicht nur das platte Land, ſondern das ganze Volk ſie theile.†)

Wenige Tage nach der Capitulation von Longwy (am 27. Auguſt) traf Goethe bei dem Regimente Carl Auguſt's ein. „Durch gute und böſe Wege in gutem und böſem Wetter" war er endlich angelangt. — Der Anblick der weit über die Ebene ſich ausdehnenden Zeltlager, war kein erfreulicher. Man ſtand auf lehmichtem Boden; es regnete unaufhörlich. Alles ſchalt wie Goethe bemerkte, auf den Jupiter Pluvius, daß auch er ein Jacobiner geworden ſei. Er trug nicht in ſich die Hoffnung, daß er den Feldzug von der luſtigen Seite kennen lernen werde, aber für ſeinen guten und trefflichen Fürſten hielt er den Feldzug für einen Gewinnſt von Erinnerungen und guter Laune auf ſein ganzes Leben, wovon Alle mitgenießen würden. Wenn wir aus Goethe's eigener Schilderung gerade kein freundliches Bild ſeiner eignen Lage erhalten, ſo wird es übertroffen durch die Mittheilungen Carl Auguſt's, der durch achttägig andauernden Regen aus dem ſchwimmenden Zelte in ſeinen

*) Dieſe Affaire iſt vor d. 17. Aug. nach Berichten die erſte; nicht wie Häuſſer will am 19. Aug. zwiſchen Fontoy und Aumetz. Seite 368.

**) Abſchrift d. Briefe an Schnauß v. 17. Auguſt.

***) Vorher liegt noch das Gefecht bei Fontaine, wo von 600 Franzoſen 400 fielen und Carl Auguſt die Affaire leitete.

†) Wie dies aus der Aeußerung eines Bauern gefolgert wurde, der ſagte: Wir ſind zum Gehorſam geboren und haben zum Herrſchen nicht Zeit. Es gilt uns gleich, wer unſer König, wenn wir nur Ruh und Frieden genießen.

Digitized by Google

Wagen getrieben war, den er mit freudiger Aufopferung dem ankommenden Freunde überließ und der Goethe, wie Carl August schrieb, den Vorzug zu verdanken hatte, daß er sich wenigstens im Trockenen befand.

Am 29. August brach man „aus diesen halberstarrten Erd- und Wasserwogen" aus dem Lager von Procourt auf, um vor Verdun zu ziehen. Die Oesterreicher hatten die Aufgabe die verwaiste Armee Lafayette's anzugreifen, die sich bei Sedan befand; Luckner stand bei Frascati unter Metz, der nach Ansicht der Preußen sich in bedenklicher Lage befand, da die Linie den Nationaleid weigerte und dies mit der Behauptung begründete, daß wo kein König, auch kein Soldat sei. Am 30. August gegen Abend gelangte Carl August mit Goethe nach manchen interessanten Erlebnissen, wie sie von Goethe gezeichnet sind, vor Verdun an. Bürgerschaft und Garnison waren über die Uebergabe der Stadt in Zwiespalt, als die erste Forderung, Dank der Haltung der Truppen, sich zu ergeben, abgeschlagen war, begann unter Tempelhoff das Bombardement, bei dem man in einer Nacht 500 Bomben in die Stadt warf. Carl August und Goethe sahen in unmittelbarer Nähe dem großartigen Schauspiele zu. Der zweiten Aufforderung folgte die Uebergabe. Der Garnison ward freier Abzug gestattet, jedes Bataillon durfte zwei Kanonen mitnehmen mit dem Versprechen nicht mehr gegen Preußen zu dienen. Der Weg nach Paris war nun offen. Ende des Monats hoffte Carl August in Paris zu sein, und unmittelbar nach der Capitulation erließ er nach seiner Heimath den Befehl, aus den Magazinen nichts zu verkaufen, da wohl noch vor Ende des Jahres Rückmärsche zu erwarten seien.

Nach Einnahme dieser festen Plätze schien sich die Hoffnung auf einen unzweifelhaft glücklichen Ausgang des Feldzugs zu bestätigen. Auch in Carl August finden wir diesen Glauben lebendig und wach erhalten. Bisher glaubte man, daß diese Zuversicht sowohl von den preußischen Militärs als von den Emigranten genährt worden sei.*) Auch Goethen wohnte dieser Glaube noch am 10. September inne, während gerade in diesen Tagen schon durch die Meinungsverschiedenheit zwischen dem Herzog von Braunschweig und dem Könige von Preußen über die weitere Fortführung des Krieges sich der Keim zu all dem Unheil der nächsten Tage ansetzte. Goethe verglich sehr treffend den Sprung der Armee von Longwy nach Verdun mit dem einer Heuschrecke die gewissermaßen still stehend sich wieder zu einem neuen Sprunge vorbereite. Er hoffte, daß dieser gethan sein werde, noch ehe er Zeit zu einem neuen Briefe für die Weimar'sche Heimath gewinnen könne. Wie er aufging in den feinsten wissenschaftlichen Beobachtungen jener Tage, so war ihm das Kriegstheater vom höchsten Interesse. Es wahr ihm von Bedeutung da gegenwärtig zu sein

*) So z. B. Häusser I, 370.

wo nichts Gleichgültiges geſchehen durfte: die Bewunderung, die er für den großen deutſchen Feldherrn, den Braunſchweiger Herzog hatte, und die Gegenſätze, die ſich in der Kriegführung der Franzoſen abſpiegelten, gewährten nach ſeinem Dafürhalten auch dem müſſigſten Zuſchauer Unterhaltung im vorzüglichſten Sinne. Aus dem, was geſchieht, zu ſchließen, was geſchehen wird und manchmal einen Seitenblick in die Karte zu thun, das gab ſeinem Geiſte die trefflichſte Unterhaltung. — Aber auf anderer Seite finden wir, daß eine tiefe Ahnung der Wandelung des Kriegsglücks in ihm lebte, denn er ſah, vielleicht Dank ſeinem Seitenblick in die Karte, daß ſich das Unternehmen in die Länge zog. Ihm kam jetzt doch das Ganze als ungeheuerlich vor, ſo groß auch die Mittel waren, über welche Deutſchland verfügte. Da dachte er wohl ſeiner ſchwierigen bergmänniſchen Unternehmen in Ilmenau, an die Bewältigung der Waſſer, an die Gewinnung des Flözes, die er ſo gerne in die Zeit ſeines Einzuges in Paris zu ſetzen wünſchte. — Wir übergehen die Kette von Ereigniſſen, die in der deutſchen Führung für das kommende Unglück, die berühmte Kanonade von Valmy, zu ſuchen ſind, um ſo mehr, als das Mißgeſchick jetzt hinlänglich aufgeklärt iſt. Ueber die Urſachen dieſes Wendepunktes ſind die wunderlichſten Deutungen verſucht worden. Weder geheime Abredungen und Beſtechungen, noch was ſonſt über jenes zum weltgeſchichtlichen Ereigniß gewordene Rencontre der Armeen gefabelt worden iſt, war die Urſache des deutſchen Unglücks, ſondern daß, wie Häuſer ſehr treffend bemerkt, der aufgehobene Arm der Preußen wieder inne hielt. Nach einſtündiger Kanonade, in der, wie Carl Auguſt als Augenzeuge verſichert, 10,000 Kugeln gewechſelt wurden, verlor die preußiſche Armee 190, die feindliche dagegen nicht weniger als 610 Mann,*) wobei General Kellermann ein Pferd unter dem Leibe einbüßte und ein preußiſcher Generalmajor ein Bein verlor. Nach dem Schweigen der Geſchütze ſtand man ſich in einer Entfernung von nur einer halben Stunde thatlos gegenüber; aber der Vortheil der Stellung blieb den Franzoſen, da für die deutſche Armee nur die Communication über Grandpré offen ſtand. Die Belagerung von Metz und Thionville wurde ſofort aufgehoben, nur kleine Corps maskirten noch die Stellungen, damit den Belagerern kein Schade zugefügt werden konnte. Wenn die Siſtirung aller Operationen wider Erwarten eingetreten war, ſo traf die ungünſtige Witterung ſeit der Belagerung von Verdun die deutſche Armee doppelt ſchwer, weil dürftige Lebensmittel und verheerende Krankheiten bedeutende Opfer forderten. Aeltere preußiſche Offiziere bemerkten, daß ſie ſich während des ſiebenjährigen Krieges nirgends in ſo trauriger Lage befun-

*) In einem andern Berichte ſpricht er nur von 150 und bezüglich 600 Mann.

Digitized by Google

den hätten, als nach der Kanonade von Valmy. Jetzt sah man ein, welches Zutrauen die Emigranten in Coblenz eingeflößt hatten, ohne daß sie es rechtfertigten. Sie hatten vorgegeben, daß beim Anmarsch auf die Festungen die Commandanten eilig die Thore öffnen würden. Und mehr und mehr trat evident hervor, daß die kaiserliche Armee ermüdet, sich der Hauptlast des Feldzugs zu entziehen schien, und der gegenseitige Eifer bereits anfing in drohender Weise zu erkalten. Schon in der der Affaire bei Valmy folgenden Nacht kamen häufige Desertionen vor, das Regiment Herzberg wies allein deren 28 auf, die man den Anlockungen und Verführungen von französischer Seite wohl nicht mit Unrecht zuschrieb. Man fand in der Nähe der preußisch österreichischen Truppen gedruckte Zettel, welche einen Auszug aus dem Gesetz vom 2. August aus Paris datirt, enthielten, und zur Treulosigkeit gegen die deutschen Fahnen aufforderten. Die Unteroffiziere und Soldaten der österreichischen und preußischen Armee, hieß es in diesen Aufforderungen, welche sich bei den französischen Posten anmelden, in der Absicht den Dienst eines Landes zu verlassen, wo sie Prügel bekommen, sollen sogleich bei ihrer Ankunft eine Gratification von 50 Livres nebst einer dreifachen Cocarde erhalten. Im Fall sie sich engagiren, werden sie das gewöhnliche Handgeld empfangen, wenn nicht, so werden sie sich verbindlich machen, während des Krieges 20 Meilen von der Grenze sich entfernt zu halten. Außerdem wurde jedem deutschen Deserteur von der kriegführenden Macht Frankreichs ein lebenslänglicher Gehalt von 100 Livres, der bis zu 500 steigen könne, in Aussicht gestellt; hiervon sollte auch die Wittwe, falls die Verehlichung in Frankreich selbst erfolgt wäre, genußberechtigt sein. Gegen die etwa erfolgende Belehrung der preußischen Offiziere über die Unhaltbarkeit der gemachten Versprechungen wurde die gesetzliche Kraft betont, die derartigen Aussichten einen festen Boden in Aussicht stellte.

So blieb der deutschen Armee, die von ihren Magazinen getrennt mit den Oesterreichern unter Hohenlohe und der hessischen Abtheilung nur ihre Verbindung über Grandpré herstellen konnte, nichts übrig, als den Rückmarsch unter unsäglichen Schwierigkeiten, Entbehrungen, Krankheiten und unter Zurücklassung von unzähligem Kriegsmaterial, anzutreten. Es ist constatirt, daß die französische Armee gar wenig Anstrengung machte, dem in Auflösung begriffenen deutschen Heere den Todesstoß zu versetzen. Wie Goethe und Carl August der Armee vorauseilten, wenn überhaupt von einem eiligen Rückzuge die Rede sein kann, das ist mit bewundernswerther Objectivität und Kaltblütigkeit in Goethe's Campagne geschildert. Als sie Verdun erreicht, fanden sie Zeit, sich ihre Lage zu vergegenwärtigen. Es läßt sich viel über das Alles sagen, bemerkte Goethe von dort aus; es wird viel gesagt werden und doch wird ein großer Theil dieser sonderbaren Geschichte im geheimen

bleiben. Wie recht mag er haben! Denn wenn heut zu Tage auch die Ereigniſſe bis zur Affaire von Valmy auf naturgemäßem Wege aufgeklärt ſind und in rein ſtrategiſchen Fehlern das Unheil geſucht werden muß, ſo bleibt der faſt ungehinderte Rückzug der deutſchen Armeen ein Räthſel, das die Forſchung bis jetzt wenigſtens nicht gelöſt hat. Von den Hinderniſſen, die Witterung und Wege boten, hat Niemand einen Begriff, bemerkt Goethe. Wir haben in ſechs Wochen mehr Mühſeligkeiten, Noth, Sorge, Elend und Gefahr ausgeſtanden und geſehen, als in unſerm ganzen Leben und ich muß geſtehen, daß in dem Momente, wo ſo vieles auf dem Spiele ſtand, mancher ſelbſt unter uns in dem Fall war, von der Philoſophie zum Glauben überzugehen. Der gemeine Mann wenigſtens konnte das üble Wetter nur einem franzöſiſchen Dämon zuſchreiben.

Carl Auguſt war wohlbehalten im Lager vor Verdun wieder angelangt. Alle Generale der Cavallerie waren dienſtunfähig, er war der einzige, der ſeinen Obliegenheiten mit gewohntem Eifer nachkommen konnte. Der diesjährige Feldzug iſt zu Ende, vielleicht auch der Krieg, bemerkte er; im traurigen Zuſtande marſchirt die Armee in ihre Winterquartiere. Jetzt hatte er die Ueberzeugung, wie über jede Berechnung ſchwer es geweſen, ein Volk, wie die Franzoſen, durch Gewalt zu unterwerfen. Denn worauf man deutſcher Seits gehofft und beſtärkt vor allem durch die Vorſpiegelungen der Emigranten, das war ausgeblieben, die Deſertionen im franzöſiſchen Heereskörper und die Contrerevolution.

Im Lager vor Verdun, das natürlich nicht zu halten war, brach Carl Auguſt, ſpäter die decimirte Armee am 11. October nach dem Luxemburgiſchen auf. Gegen 10000 Kranke folgten ihr, ſo gut es ging, viele blieben im feindlichen Lande liegen und ſtarben elenden Todes. Es war unglaublich, was man an Material eingebüßt hatte, ſelbſt vom Herzog Carl Auguſt wurde manches über Bord geworfen, um das eigene Fortkommen deſto leichter zu ermöglichen. Er, der ſich mit Goethe auf einige Tage in Verdun häuslich niederzulaſſen geſucht hatte, wurde vom General von Courbieres zum Verlaſſen der Stadt aufgefordert. Von eigentlichen Verfolgungen der deutſchen Armee war nur in ſo weit die Rede, als es die Ehre der Franzoſen zu erfordern ſchien. Ja eine franzöſiſche Feldwache überſandte dem commandirenden Offiziere einer kleinen Abtheilung Wein und Geflügel zum Frühſtück; es hatte eben das Ausſehen, daß man die Deutſchen gern ſcheiden ſah. Nur gegen Oeſterreich und Heſſen war man aufgebracht, während in Wahrheit der Verſuch gemacht worden iſt, mit Preußen Alliance anzuknüpfen. — Nach wenigen Tagen, auf grundloſen Wegen, die Armee noch im Rücken, langten Goethe und Carl Auguſt in Luxemburg wieder an, beſonders war es Goethe, der in dieſen Tagen der Ruhe fühlte, wie er an Leib und Seele zerſchlagen

Digitized by Google

und zerstoßen war. Ich eile nach meinen mütterlichen Fleischtöpfen, schrieb er am 16. October an Frau v. Herder, um dort wie von einem bösen Traume zu erwachen, der mich zwischen Koth und Noth, Mangel und Sorgen, Gefahr und Qual, zwischen Trümmern, Leichen, Aesern und — S...haufen gefangen hielt.

So schied Goethe von seinem fürstlichen Freunde Carl August, dem Beruf und Ehre geboten, bei der Armee auszuharren. Gegen Ende October war er bei den Seinen in Trier angekommen. Schleichen war der wahre Ausdruck, den er bis Trier hin von seinem Regimente zu brauchen für gut fand, denn die Cavallerie war so ruinirt, daß sie kaum von der Stelle kam.

Indem wir nun auf einige Zeit von der Betrachtung der Vorgänge am Rhein absehen, bedarf es wohl zunächst, um die wahre Lage des deutschen Reichs zu kennzeichnen, eines Rückblickes, wie sich namentlich seit Beginn des September die deutschen Kleinstaaten zur französischen Kriegsfrage stellten, um auch von diesem Gesichtspunkte aus uns an der Hand der Quellen das freilich traurige Andenken zu vergegenwärtigen, wie es damals im eigenen Vaterlande aussah.

Bereits am 1. September 1792 hatte der Kaiser in einem Hofdecrete am permanenten Reichtage zu Regensburg einen Antrag auf Betheiligung des Reichs am Kampfe gegen Frankreich eingebracht, welcher am 7. September als Dictat ausgegeben wurde, um der Berathung unterstellt zu werden. Unter den Hauptpunkten desselben stand natürlich die Bewilligung eines Triplums zur Hülfe jeden Reichsmitgliedes, wenn auch unter den übrigen sieben Punkten nicht minder wichtige Fragen angeregt wurden. Dahin gehören vor allem die Punkte 1 und 2, über den Erlaß einer förmlichen Kriegserklärung und ob nunmehr die vermöge Reichsschluß vom December 1791 an Frankreich geschehene Verwarnung zu bewerkstelligen, somit all jenes für die Zukunft als unverbindlich zu erklären sei, was wechselseitig der Krone Frankreich durch den Münsterer und spätere Friedensschlüsse nachgegeben und abgetreten war.

Wie sich nicht anders erwarten ließ, schloß sich Preußen im nationalen Sinne dem kaiserlichen Hofdecrete an. Es bewilligte sofort das Triplum seiner Reichshülfe, oder versprach doch wenigstens bei der künftigen Abstimmung die Stellung desselben; es wünschte nur nicht die Unterbrechung der Handelsverbindungen und des brieflichen Verkehrs mit Frankreich, wenigstens so lange, als beide von Frankreich nicht unterbrochen werden würden. Sehr bereitwillig zur Berathung vor der vierwöchentlichen Frist zeigte sich aus naheliegenden Gründen Churmainz. Denn die kriegführenden Mächte hatten ja eigentlich für den Schutz der Rheingrenze so gut wie nichts gethan, weil die Sorglosigkeit des militärischen Spazierganges nach Frankreich über alle Maßen groß gewesen war, und beim Umschlag des Kriegsglücks, wie die Folge lehrte,

Digitized by Google

Deutschland den Franzosen offen stand. Dagegen verwahrte sich energisch der Churbraunschweigische Abgeordnete, der die gehörige Zeit von sechs Wochen abgewartet wissen wollte. Nur um von vornherein Streitigkeiten abzuschneiden, ging das Directorium auf Braunschweigs Wunsch ein, das der Herr von Ompteda vertrat, ein Mann, der die unglücklichsten Instructionen aufwies, die wir heute unbedenklich als reichsfeindliche ansehen würden. Wir fassen bei diesen Reichsverhandlungen, die hier ausführlicher als sonst quellenmäßig dargestellt werden sollen, gern die Extreme ins Auge, welche vor allem durch Churbraunschweig vertreten waren. Angesichts neuer Verletzungen des Reichsgebietes durch die Franzosen und der bedeutenden Gefahren für die Reichsstände erklärte am 1. October der Herr von Ompteda dennoch, daß man eine Sache von so hoher Wichtigkeit, wie das Reichsdecret, gewiß in der Deliberation und Beschließung nicht übereilen dürfe, sondern daß erst recht die Comitialordnung und die reichsständigen Befugnisse und was die Freiheit mit sich bringt, beobachtet werden möge. —

Der trostlose Rückzug der combinirten Armee war am Reichstage hinlänglich bekannt, und doch bedurfte es noch der Relation eines kaiserlichen Schreibens am 18. October, welches schilderte, daß Mainz in der ernstlichsten Gefahr und dennoch keine Aussicht zur entscheidenden Hülfe vorhanden sei. Es erheischt die außerordentlichsten Mittel; denn der bedachtsame Gang der deutschen Reichssatzung zur Handhabung der Sicherheit reicht nicht mehr hin, den drohenden Gefahren zu steuern. Das Schreiben wünschte flehentlich, daß die Reichsstände zur Gegenwehr reichsväterlich aufgemuntert werden möchten oder die Nachwelt, sagte es, wird staunend lesen, daß am Ende des achtzehnten Jahrhunderts kein Gemeingeist mehr die deutsche Nation beseelt. —

Trotzdem war in die steifen Abgeordneten keine Beweglichkeit zu bringen. Der bekannte Graf Görtz, früher Erzieher Carl August's, ein für deutsches Wohl kämpfender Mann, war außer sich über die Passivität. Aber er selbst war als Vertreter Weimars nicht in der Lage, die Dinge zu ändern. War ja Carl August am 10. October im Lager bei Consenvoi der Meinung, daß die quaestio an für die Durchführung des Reichsdecrets noch mancherlei Erörterungen unterworfen sei. Er ließ daher den Grafen Görtz dahin instruiren, daß die Frage „hinlänglich" auf dem Reichstage ventilirt werden möchte. Und zwölf Tage später bat Carl August noch immer um das Offenlassen des Protocolls am Reichstage, natürlich mit der Versicherung, daß er sich auf keine Weise den Reichsobliegenheiten entziehen werde.*) Wie es unterdeß

*) Er war auch nicht unter denjenigen, die dagegenstimmten, aber wohl für die allgemeine Abstimmung, welche am 23. Nov. erfolgte, hieß er den Grafen Görtz beitreten.

Digitized by Google

im eigenen Lande bezüglich der Franzoſenfurcht und um die Verwirrung beſtellt war, darauf kommen wir noch zurück. —

Auch Churſachſen hatte am 5. November die Erklärung abgegeben, daß es nicht abſtimmen könne, bis die Correſpondenz mit Berlin und Hannover dieſes zulaſſe. Churpfalz, das urſprünglich für das Triplum ſtimmte, war durch eine Eſtaffette plötzlich umgeſtimmt, nur wenn Trier und Cöln geneigt wären, hieß es, könne es ſich betheiligen. Dieſe aber zeigten ſich am 5. November unglücklicherweiſe als „nicht inſtruirt" und zwar ſo lange, bis Mainz, Worms und Speyer ihre Stimmen definitiv abgegeben haben. Noch lächerlicher war das Bayriſche Kreisausſchreiben, als es die Gründe angab, weshalb man auf die drei Punkte des Hofdecrets nicht in Berathung gehen könne (12. Nov.);*) man müſſe eben die Reichsſchlüſſe nach der Ordnung abwarten. Erſt am 18. Nov. war Ausſicht vorhanden, daß man im Churfürſten-Collegium den Krieg per Majora beſchließen werde, aber trotz alle dem gab es noch Stimmen, denen die Stellung eines Simplums „zur allgemeinen Reichswache und zum Vertheidigungsſtand" hinreichend erſchien, wie dies z. B. bei Corvey am 19. November noch der Fall war.

Solch ein ſchleppender Geſchäftsgang mußte ſich erſt zeigen, als endlich am 23. November**) die Stellung eines Triplum durchging, weil, wie das Motiv lautete, die vor Augen liegende und täglich zunehmende Gefahr keinen Verzug geſtattete. Einſtweilen und mit Vorbehalt umſtändlicher Begutachtung des kaiſerlichen Hofdecrets zur ſchleunigen Befreiung der bedrängten Reichskreiſe ſollte nun das Triplum ins Feld geſtellt werden. — Am 22. December erhielt das Gutachten — bezeichnend genug — die kaiſerliche Beſtätigung. — Freilich war mit dieſem Beſchluſſe das Triplum des deutſchen Heeres noch nicht in das Feld geſtellt. Wir vernehmen bei der Abſtimmung ſelbſt die erbärmlichſten Klagen über dieſe Zumuthung. Beiſpielsweiſe gab Hildesheim im Reichsfürſtenrathe zu erkennen, daß es im ſiebenjährigen Kriege eine Schuld von weit über 2 Millionen Reichsthaler contrahirt habe und jetzt noch mit 1,900,000 Thaler belaſtet ſei, während ſein Militair kaum aus 120 Köpfen beſtehe. Aehnliche Vorſtellungen ergingen von Paderborn, das, da das Triplum über ſeine Kräfte gehe, ſogar eine Milderung der Matrikel von 1521 beantragte. Das Militair in natura zu ſtellen, das ſchien jetzt ein Ding der Unmöglichkeit. Denn der jetzige Beſtand von 200 Köpfen könne höchſtens zu

*) Es ſei unthunlich, weil das deutſche Reich im Begriff ſtehe, ſeine Berathungen über das Hofdecret zu beginnen, und ſeine Entſchließung, wenn ſie auch noch ſo gut ausgedacht, den künftigen Berathungen hinderlich oder gar von widrigen Wirkungen ſein müſſe. Und „unräthlich", weil es als eine „gefliſſentliche Abſonderung" von der beſtehenden allgemeinen Reichsverſammlung angeſehen werden könne.

**) Intereſſant waren auch die Debatten, welche ſich über den Paſſus „für die Sicherheit und Erhaltung" des Reichs entſpannen.

Digitized by Google

einem Drittheile ins Feld rücken, weil factisch die übrigen zwei Drittheile aus Invaliden beständen. Es lautete in der That nicht günstig, daß es die Zulassung freier Werbung beantragte und angesichts der Gefahren, in welchen Deutschland sich befand, die Anwendung eines Reichsgutachtens von 1734 1. März zur Sprache brachte, wonach Unvermögende von allen Lasten der Beiträge befreit werden möchten. Immerhin war es nach dem Standpunkte Paderborns viel, daß es ein geringes Geldquantum anbot, mit dem es sich von den Pflichten gegen das Vaterland loszukaufen wünschte.

Und so bedarf es hier wohl des Eingehens auf die Militairverhältnisse eines Einzelstaates, um gegenüber dem, was von Reichswegen beschlossen war, die Leistungsfähigkeit des damaligen Deutschland zu fixiren.

Wir bleiben bei dem Herzogthum Weimar stehen, weil das Verhalten Carl August's in dieser Frage zugleich weiter beleuchtet werden soll.

Als Preußen im Frühjahr 1792 mobil machte und man in Weimar zur Betrachtung seiner Militärverhältnisse angeregt wurde, da erschrak man, welchen Leistungen man sich möglicher Weise gegenüber gestellt fand. Man erinnerte sich zunächst des bösen siebenjährigen Kriegs und gestand sich, daß das weimarische Contingent in den Jahren 1758—63 nicht weniger als 296,721 Thaler gekostet habe. Vollständig war, wie man genau wußte, jenes nie gewesen, von Monat zu Monat hatte es durch Desertionen und andere Unfälle so sehr abgenommen, daß bei dem Rückmarsche kaum die Hälfte in die Heimath einzog. Man wußte auch recht wohl, daß die Zahlung in schlechtem Gelde geschehen und verschiedene gar nicht unbeträchtliche Stellen gänzlich unbesetzt geblieben waren. Und doch schwankte man in der Ausgabe von 53,714 und 64,871 Thaler. — Aber auch nach der andern Seite hin fürchtete man eine Mobilmachung. Ohne Murren, glaubten die Weimarischen Räthe, werde die Aushebung wie 1758 nicht abgehen, oder wenn man gar zu einer ordentlichen Kriegsanleihe die Bevölkerung heranziehen werde.

Das Contingent selbst zu stellen, schien in der möglichst kurz bemessenen Frist, welche das Reich in Aussicht stellte, unthunlich, weil von den erforderlichen Militairrequisiten kaum etwas vorhanden war und die Beschaffung des Mangelnden wegen der hohen Preise ohne Unstatten sich nicht denken ließ. Es mögen wohl, so berichtete das Geh. Conseil seinem Herzog Carl August, einige Equipage- und Armaturstücke auf der Montirungs- und Gewehrkammer sich befinden, welche allenfalls durch Reparatur wieder herzustellen sind, aber der bei weitem größte Theil bleibt anzuschaffen, um die nöthigen 666 Mann ins Feld schicken zu können. Bei Beschaffenheit und Gesinnung des Volks, das nun einmal nicht Soldat werden, viel weniger in den Krieg ziehen wollte, rieth man daher dringend, der Stellung des Militairs womöglich

Digitized by Google

durch Zahlung eines Aversionalquantums an eine „auswärtige Macht“ — denn so hieß ja jede außerhalb Weimar — überhoben zu werden.

Aber woher das Geld nehmen, war die zweite Frage! Der Weg einer ordentlichen Kriegsanlage verursachte, wie früher, beträchtliche Kosten und war auch in Rücksicht auf die Unterthanen höchst bedenklich. Zur Erhaltung des Credits im eigenen Lande und bei der erst vor Kurzem bewirkten Zinsreduction, welche sich die Unterthanen vom Staate hatten auferlegen lassen, war alle Vorsicht erforderlich! Man kam daher auf den Einfall, alle Depositen und Kirchenärare in die Landschaftskasse einliefern zu lassen, die bei halbjähriger Kündigung zwei Procent zu geben in Aussicht stellte. Dabei sollte es dem Cassedirectorium doch unbenommen sein, nicht depositalmäßige Gelder sogar gegen vier Procent aufzunehmen.

Unter solchen Erörterungen traten die Vorboten des Reichskrieges schon an die Grenzen des Eisenacher Landes. Man wollte am 24. October streifende Franzosen in der Nähe von Fulda gesehen haben, die es sicher auf den Landgrafen von Hessen abgesehen hatten. — Eisenach konnte seiner Strafe unmöglich entgehen, weil ja sein Herzog sich dermalen im Felde gegen Frankreich befand. — Was sollte das Weimarische Land mit seinen zwei Jägercompagnien anfangen! Man dachte an nichts Geringeres, als an eine Neutralitätserklärung! Die Verwirrung stieg, als sich in Eisenach plötzlich fünf französische Offiziere zeigten, welche den Emigranten angehörten, und der Fürst von Fulda über Erfurt nach Chursachsen floh! Die Weimarische Regierung theilte zwar die Besorgniß Eisenachs nicht, weil ein starkes französisches Corps zur Zeit unmöglich abkommen könne; aber man hielt es doch für angemessen, „den Einwohnern ein gutes Betragen anzuempfehlen und eine etwaige Verpflegung gegen Quittung zu leisten.“ — Die größte Verlegenheit bereitete das dort stehende Bataillon. Dasselbe wegzunehmen empfahl sich der Kosten halber und aus Gründen der Sicherheit nicht. — Man zog daher möglichst viel Beurlaubungen vor, aber nun war man wieder in Verlegenheit, wo die Gewehre der Mannschaft unterzubringen seien. Nach einer Abrede mit Gotha mußten wenigstens die Thore besetzt bleiben „und jedes Aufsehen, daß die Soldaten ohne Gewehre sich befänden, sollte vermieden werden.“

Theils die Furcht, theils Unvermögen ließen den Gedanken in Weimar reifen, daß man auch hier, wie anderwärts von der Contingentsstellung loszukommen suchen müsse. — Aber man vermied sorgfältig, dies in einer Weise, wie anderwärts, laut zu sagen. Dazu hatte Weimar und sein Herzog Carl August einen zu guten Klang, um sich mit Geld von der Verpflichtung gegen das Vaterland loszukaufen. Das sollte Weimar vielmehr von maßgebender Seite angeboten und gewissermaßen aufgenöthigt werden.

Digitized by

Mitten in diese Besorgnisse und Pläne fiel ein Vorgang, der, charakteristisch für die ganze Lage, hier eine Erwähnung finden mag. — Ein Adlicher, Friedrich Treusch von Buttlar, gerade in dem ängstlichen und bedrohten Eisenachischen Landestheile angesessen, hatte in sich den Beruf gefühlt gegen Custine sich des von diesem verletzten Landgrafen von Hessen-Cassel anzunehmen, indem er in dem Eisenacher Wochenblatte folgenden Brief zum Abdruck bringen ließ: Die Erklärung, Herr General, die sie als ein unverschämter französischer Bürger in der Frankfurter Zeitung gegen den Herrn Landgrafen von Hessen-Cassel haben einrücken lassen, ist unter aller Bemerkung. Ich kann aber als Vasall von meinem Landesfürsten solche Ausdrücke von Ihnen nicht ohngeahndet hingehen lassen. Wollen Sie an der Spitze zusammengelaufener Völker als General dienen, so verlange ich auch, daß Sie mir auch eine Unterredung gestatten werden, welche den Beschluß mit ein Paar Pistolen machen wird. — Die kleine Gereiztheit blieb, so sehr man auch in Weimar Folgen für das ganze Land fürchtete, in bescheidenen Grenzen, da Custine, sich nicht einmal die Mühe nahm, selbst auf diese Insinuation einzugehen, vielmehr den Bürgergeneral Daniel Stamm mit der Antwort beauftragte, die gekürzt lautet: Dem General Custine hat ihr Brief vielen Spaß gemacht, schade, daß er Ihrem Wunsche nicht ein Genüge leisten kann. Er ist entschlossen sich nicht anders als mit Kanonen zu duelliren. . . . Vergessen Sie aber ihren Kammerherrn-Schlüssel nicht, vielleicht bewirkt er wie St. Huberti seiner Wunder bei Ihnen, wenigstens kann er Ihnen gegen die stille Wuth berathige Hülfe verschaffen. — Der lächerliche Streit endete mit dem Einrücken eines desauvouirenden Inserates in die Frankfurter und Gothaer Zeitung Seitens des Weimarischen Conseils, während man in Gotha die Sache nicht verstand, da dort die Censur dem Buttlar'schen Schreiben die Aufnahme verweigert hatte. Dem Herrn von Buttlar gestattete aber Carl August erst im Monat Januar des folgenden Jahres den Aufenthalt in Eisenach.

Was man weimarischer und gothaischer Seits zur Sicherung des Landes nicht thun konnte, wurde durch Chursachsen erreicht, das, so gut es ging, sich zur militärischen Bedeckung für diese Länder herbeiließ. — Denn, wie hervorgehoben, war Weimar nicht im Stande, seinem Militär irgend eine Action zuzumuthen. — Das war in den damaligen Kleinstaaten nicht möglich. Meiningen z. B., das von dem siebenjährigen Krieg her noch bedeutende Schulden hatte, verfügte nur über 66 Mann Militär, die Herzog Georg für seine Residenz brauchte. Dieser, dem die Aufbringung der Stellungskosten damals ganz unmöglich war, bat beim Reich um „billige Abfindung". Gotha hatte pro Mann und Monat etwas über 6 Gulden geboten und Weimars Militär beschränkte sich damals auf einige Compagnien brauchbarer und wohl-

Digitized by Google

geübter Büchſenſchützen, deren Zahl ungefähr dem Simplum gleichkam. Ein Triplum aus dieſem zu formiren, war nach Anſicht des Herzogs völlig unnütz, weil es der einzuberufenden Mannſchaft an jeder Uebung fehlte. So kam es, daß auch Weimar ſich mit Geld für ſein dreifaches Contingent, welches in 132⅓ Mann Cavallerie und 269⅔ Mann Infanterie beſtand, abfinden mußte, wofür 66,666⅔ Kaiſergulden bezahlt wurden,*) nachdem langwierige Unterhandlungen vom December bis Februar hierüber in Frankfurt geführt worden waren.**) Mochte es auch ſchwer ſein, ſich dieſer Laſt zu fügen, ſo verdient die Haltung Carl Auguſt's, der ſtets ein warmes Herz für das Wohl des Vaterlandes hatte, an dieſer Stelle eine rühmende Erwähnung. Er hätte ſammt ſeiner Regierung ein leuchtendes Vorbild für Alle ſein können, wenn man trotz Unvermögen nur den guten Willen gehabt hätte, deutſch zu denken und zu handeln. Mangel an guter Geſinnung für das große Ganze war leider keine ungewöhnliche Erſcheinung: das beweiſt der Fortgang der Verhandlungen am Reichstage zu Regensburg, aus denen wir wenigſtens einige Züge mitzutheilen für werth erachten.

Auch im Januar 1793 waren die Verhandlungen wegen des Reichskriegs in Regensburg noch im Gang; und es gab der Widerwärtigen genug, die Angeſichts des Treibens der Franzoſen am Rhein ihre Betheiligung am Kriege gegen Frankreich verſagten. Cöln ſchlug z. B. die Concurrenz ab, es wünſchte ſeine Neutralität zugeſtanden zu wiſſen. Dagegen votirte die Regensburger Verſammlung am 28. Januar dem Landgrafen von Heſſen-Caſſel ihren Dank für den ſtandhaften Muth, mit dem er allein die franzöſiſche Gewalt aufgehalten hatte. Nachdem noch im Januar eine Reichsoperationskaſſe gebildet und die Erhebung von 30 Römermonaten angeordnet war, kam die Berathung wegen förmlicher Kriegserklärung an Frankreich nochmals in Fluß. Churpfalz und Braunſchweig beharrten bei ihrer Richtung, und als es ſich um die Wahl des Prinzen von Coburg zum Feldherrn des Reiches handelte, verweigerte der Fürſt von Bamberg und Würzburg nicht allein ſeine Zuſtimmung, ſondern beauftragte ſeinen Stimmführer ſogar mit einem abſagenden Votum in ſo heftigen Ausdrücken, daß dieſer nicht wagte, daſſelbe zu Proto-

*) Die Unterhandlungen über dieſe Frage fanden zu Gotha zwiſchen dem Herrn von Frankenberg, von Fritzſch und dem nach Weimar zurückkehrenden Goethe am 21. Dec. 1792 ſtatt. Die anderwärts bereits ventilirte Frage wegen Verſtärkung der Huſarencommandos, welche übrigens blos als Staffetten dienten, entſchied man dahin, dieſe nicht eintreten zu laſſen, „weil die Franzoſen den Kerlen doch die Pferde wegnehmen und der Schade ſo nach nur größer werde."

**) Der Kammerpräſident Schmid und ein weimariſchen Kriegsſecretair mit einem Bedienten und einem Kammerboten brachten auf dieſer Reiſe vom 26. Dec. bis in den Februar 1793 zu und verurſachten einen Koſtenaufwand von 671 Thaler.

Digitized by Google

koll zu geben. So zog sich der förmliche Bruch bis zum 22. März*) hin, wo das Reich endlich sich dazu ermannte, den von Frankreich aufgedrungenen Krieg für einen allgemeinen Reichskrieg zu erklären, obwohl der Churbraunschweigische Gesandte in einer stundenlangen Rede entwickelt hatte, aus welchen Beweggründen sein Hof für die Kriegserklärung nicht stimmen könne. Es waren lediglich Gründe „wahrhaft patriotischer Vorsorge", wobei er u. A. den Satz aufstellte, daß Frankreich ja nicht „das Reich", sondern nur einzelne Glieder desselben feindlich behandelt habe; Hülfeleistung also Alles wäre, was die Verfassung verlange. Sehr scharfsinnig führte er als Beispiel an, daß im Kriege zwischen Rußland und der Pforte es von dem Kaiser abgehangen, als alliirter und nicht als kriegführender Theil an dem Kriege zu participiren, worauf Chursachsen mit einigen kühlen Worten die Folgen einer solchen Logik klarlegte. So war zwar der Reichskrieg erklärt, aber trotzdem fehlte es an der freudigen Unterstützung vieler, sowohl bei Füllung der Reichskasse als bei Stellung der Mannschaften. Ompteda hatte noch zu Anfang des April den angenehmen Auftrag, ein Rescript der Braunschweigischen Regierung am Reichstage vorzulesen, das ihm selbst ein Lächeln abnöthigte. Es lautete ungefähr dahin, daß das Braunschweigische Contingent gleich nach dem Reichsschluß marschfertig gewesen und zur Reichsarmee zu stoßen den Befehl gehabt habe.**) Da aber keine ordentliche Reichsarmee im Felde stand so habe seine Majestät von Großbritannien die Armee nach Holland marschiren lassen; weil die Stellung des Contingentes lediglich von dem Vorhandensein der Reichsarmee abhängig sei. Nach Verlesung des Rescripts gestand der Herr von Ompteda „discursive" ein, daß dieses Contingent im „englischen Solde" sich befand, und die Abgeordneten konnten demnach nichts weiter thun, als ihrem Befremden über diesen „nicht patriotischen Beschluß" Ausdruck zu geben. Will man übrigens ein vollständiges Bild haben von der Haltung deutscher Reichsstände und ihrer Speciallandtage, von denen zum Theil die Bewilligung der Römermonate noch abhängig war, so braucht man nicht gerade auf die reichsfeindliche Richtung zurückzugehen. Denn während z. B. die Eisenacher Landstände ohne Murren das geforderte Geld bewilligten, forderten die weimarischen Stände eine Herabsetzung des weimarischen Militärbeitrags in der Höhe von 4000 Thaler (11,000 statt 15000). — Wahrlich die Lage der deutschen Kleinstaaten war keine beneidenswerthe, neue Lasten konnten sie den Unterthanen nicht ansinnen; da ohnehin

*) Streng genommen wurde die Abstimmung über das Hofdecret am 15. März vollendet, so daß nur noch das Protokoll für den Hoch- und Deutschmeister, Münster, Worms und Straßburg und „für Nachfrage" offen blieb. —

**) Andere Beispiele führt Häusser I. 450 an, unter anderen das, welches sich an die Haltung Braunschweigs anschließt.

Digitized by Google

wie in Weimar die Steuern in bedenklicher Weise von den Pflichtigen ausblieben. Und die Weimarischen Landstände waren damals nicht so bereitwillig wie in unserer Zeit,*) dem unabweisbaren Bedürfniß in so glänzender Weise Rechnung zu tragen. Jene meinten, daß von den damaligen Lasten auch der nachkommenden Generation etwas übrig gelassen werden müßte.

Da war es denn für Carl August, der gerade vor Mainz stand, keine besondere Freude, an dem Kampfe gegen den Erbfeind Theil zu nehmen. In seiner derben, aber gemüthlichen Weise schrieb er seinem Conseil auf das Landtagsdecret hin: „Wenn die Stände sich in keinem vortheilhaftern Lichte zeigen wollten, als in dem Sinne, mit dem sie vor mir mit ihrer Erklärung**) erschienen sind, so hätten sie doppelt besser gethan, die höchst unnöthige Versammlung zu unterlassen." — Unter solchen Verhältnissen konnte man es ihm auch nicht verübeln, daß er mit den terminlichen Zahlungen an die Reichsoperationskasse inne hielt, da ohnehin gar manch andere Reichsstände ein Gleiches zuvor gethan hatten. Es gab im Reiche nur wenige Beispiele einer glänzenden Haltung gegen die Kriegskasse, auch als der Krieg schon am Rhein tobte und man Mainz den Händen der Franzosen wieder zu entreißen versuchte. Dahin gehört Churmainz, das ohnerachtet seiner traurigen Lage sich vor andern vortheilhaft auszeichnete, die nicht von den feindlichen Ueberfällen zu leiden gehabt hatten. Würzburg, Bamberg und Churcöln hatten am 24. Juni noch keinen Kreuzer gezahlt, ebensowenig Braunschweig. Wer ein wahres Bild von der Lage des Ganzen haben will, darf nicht sich mit den Leistungen der Einzelnen und deren richtiger Abführung an die Reichskriegskasse begnügen, er muß hinabsteigen in die Misere der Kleinstaaten, in ihre ständischen Verhandlungen, wo sich die trostlose Lage ihrer materiellen und moralischen Beziehungen ergiebt. —

Carl August harrte nach seiner Rückkehr aus der Campagne auf seinem Posten aus: er sah mit Spannung der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten entgegen und betheiligte sich hauptsächlich am Kampfe am Rhein, namentlich bei der Belagerung von Mainz. — Ihn wie Goethen, der nach seiner Rückkehr von Düsseldorf auf den Kriegsschauplatz zurückgekehrt war, wandelte mitunter die Sehnsucht nach dem friedlichen Herde an. Während Carl August

---

*) Wir meinen damit die Haltung der äußersten Linken im Weimarischen Landtage, die mehr Steuern bewilligte als dem Landtage von der Regierung angesonnen war. Es war vor wenig Jahren.

**) Man stieß sich nämlich an die Ausdrücke des Landtagsdecretes „genehmigen und consentiren", was die Landstände in den Erörterungen damit entschuldigten, daß ja auch in der Propositionsschrift von „Uebernahme und Bewilligen die Rede gewesen sei, während Seitens der Regierung diese Ausdrücke als „Eingriffe in die landesherrlichen Rechte" angesehen wurden. Schließlich wurden die Ausdrücke noch mit Eilfertigkeit bei Abfassung der Antwort entschuldigt.

Digitized by Google

sein Leben gefährdete, war das Goethe's nach eignem Zugeständnisse sehr harmlos.*) Er kam fast nicht von seinem Zelte weg (15. Juni), korrigirte an Reinecke und schrieb optische Sätze, indem er manchmal den Versuch machte, die Situation der Belagerer von Mainz zu überschauen. Nach all seinen schönen Partieen bis hin nach Rüdesheim und seinen Weinkellerstudien, nach dem Besuch von Bingen und des Mäusethurmes, kam er doch zu dem Wunsche: möchte ich doch auch schon die Koppenfelsische Scheune statt all dieser Berge und Flüsse wieder vor Augen haben. Und Carl August konnte angesichts der Belagerung von Mainz und der Lage der gesammten Verhältnisse seinen Gefühlen dahin Ausdruck geben, daß er schrieb: „Wie selig kann man seine Freunde preißen, die wenigstens das Unheil nicht mit Augen sehen. Mich wandelt in meiner Lage eine Art Stupor an und ich finde, daß der triviale Ausdruck „Der Verstand steht einem stille", gar trefflich paßt, um die Lage meines Geistes auszudrücken." — Aber ihn, dem die Hingabe an die Pflichten des Vaterlandes unerläßlich schien, rief ein trübes Ereigniß vom Kampfplatz zurück. Der Tod seines Bruders Constantin machte den Wunsch der Bevölkerung des kleinen Vaterlandes rege, ihn daheim zu wissen, wiewol er dem Drängen nur schwer nachgab, weil wie er behauptete, von jeher die Beschützung des Vaterlandes die „angeborene" Pflicht des Fürsten sei, und selten jenes so bedroht war, als seit dem Laufe eines Jahres. Wende, so war seine Ansicht, jeder deutsche Reichsstand seine ganze Kraft an, um einen Krieg gegen den gefährlichen Feind des Vaterlandes zu unterstützen, so wäre es ein Leichtes, den Frieden herbeizuführen.

Zu diesen Gesinnungen stimmt das Urlaubsgesuch des Herzogs, welcher es unter dem 9. November aus dem Lager von Schweigen an den König von Preußen mit Zustimmung des Herzogs von Braunschweig richtete.**) Waren es zunächst die eigenen Angelegenheiten und die Lage seines Landes, welche die Rückkehr in sein Vaterland wünschenswerth erscheinen ließen, und hatte er auch vorzüglich neben dem Tode seines Bruders und seinen Bauten die Kriegslasten zu betonen, welche ihm durch die Stellung seines Contingentes erwachsen waren, so wollte er sich nicht etwa auf die Dauer den Pflichten gegen das Vaterland entziehen. Denn obwol 18 volle Monate von der Heimath abwesend, wünschte er doch nur auf 12 Wochen von dem Kriegsschauplatze entfernt zu sein, und wir können für die anderwärts ausgesprochene

*) Am 7. Juni schrieb er aus dem Lager vor Marienborn an Herder: Mit dem letzten Ueberfalle und der veränderten Lage haben wir uns wieder angebaut. Ich habe ein hübsches Zelt gerade gegen Sonnenaufgang gerichtet, bringe die einsamen Stunden des heißen Tages in einer großen mit Fichtenreis beschützten Laube zu, die der Herzog zum Speisesaal errichten ließ.

**) Orig. im Staats-Archiv zu Berlin, Abschrift in Weimar.

Digitized by Google

Ansicht, daß Ekel und Uebersättigung, welche in berechtigter Weise einen patriotischen Fürsten angesichts der deutschen Verhältnisse erfüllen konnten, ihn hinweg in die Heimath getrieben hätten, keinen quellenmäßigen Beleg finden.*)

Weltausstellungsbericht.

7) Die „Exposition des amateurs." (Schluß.**)

In der Ungarischen Abtheilung zogen mich vor Allem ein kleiner Glasschrank mit einer Anzahl der herrlichsten antiken Bronce-Statuetten, meistens Werke allerersten Ranges, wie man sie nur höchst selten beisammen sieht, ein Schrank mit sehr schönen antiken und einigen modernen gemeinen (Camei und Intaglj) und eine Anzahl sehr schöner alter Handzeichnungen, darunter 22 Blatt von Rembrandt, alles Besitz des Herrn Franz von Pulszky, Directors des Ungarischen Nationalmuseums in Pest, an. Demselben Kunstfreunde gehört auch eine große Originalzeichnung von Rafael, Carton zu dem mehr als lebensgroßen Kopfe der Venus in einem der Zwickelbilder in der Farnessina zu Rom. Auch sein Sohn Karl von Pulszky hat einige sehr schöne Sachen, darunter eine Original-Thon-Skizze von Michelangelo, mehrere sehr interessante alte Elfenbeinschnitzereien und schöne kleine Broncegüsse (Medaillen) ausgestellt. Sodann fesselten mich die kostbaren Handzeichnungen alter Meister aus der Ungarischen National-Gallerie, Arbeiten eines Michelangelo, Lionardo, Martin Schoen, A. Altdorfer, Hans Burgkmair, A. Dürer, L. Cranach, H. Holbein, Rembrandt, Rubens, A. v. Ostade u. A. und einige sehr seltene Italienische Kupferstiche aus derselben Gallerie. — Mitten im Zimmer stand

---

*) Wie Wegele in dem vortrefflichen Büchlein über Carl August sagt, das freilich ausschließlich auf gedruckten Quellen fußt, die natürlich von einem lebhaften Wunsche nach der Rückkehr (wie z. B. im Briefwechsel mit Goethe) sprechen, ohne daß man jedoch zu weit gehende Schlüsse daraus ziehen darf. Wegele sagt Seite 56: „Als er aber sah, wie wenig Uebereinstimmung in den Operationen Oesterreichs und Preußen war, wie Menschen, Geld, kleinlichen elenden Interessen geopfert wurden, als er erkannte .... wie seine Kräfte hie ohnmächtig seien (durchaus unrichtig, denn er nahm gerade Urlaub, weil dermalen den preußischen Truppen keine Action bevorstand,) und stolz genug, seine Persönlichkeit und Pflichten gegen sein Herzogthum und seine Familie kopflosen .... Bundesgenossen nicht um jeden Preis aufzuopfern: da verlangte er Urlaub .... und trat gänzlich aus dem preußischen Kriegsdienste."

**) Traf für die letzte Nummer leider zu spät ein. Die Red.

Digitized by Google

in einem besonderen Kasten eine alte Zeichnung auf einem durchsichtigen Stoff. Eigenthum der Benedictiner Erzabtei am Martinsberge, von welcher man bisher glaubte, sie sei die Originalzeichnung zur Stickerei des Mantels des heiligen Stephan, jetzt Ungarischen Krönungsmantels (der ursprünglich eine Casul war) aus dem elften Jahrhundert. Eine hier vorgenommene genaue Vergleichung dieser Zeichnung mit einer beiliegenden nach dem Krönungsmantel selbst gefertigten Lithographie hat jedoch ergeben, — und dieses Resultat ist besonders den scharfsinnigen Bemerkungen des Prof. Weerth in Bonn zu danken — daß dieselbe wahrscheinlich eine zum Zweck einer (im Jahre 1754 vollendeten) Publication dieses Mantels gefertigte ungenaue Pause des Original-Mantels ist. — Hervorragendes Interesse gewährt auch die erst im Jahre 1862 in einzelnen Stücken wieder aufgefundene Krone des Constantinus Moromachus (Geschenk von König Andreas) aus der Mitte des elften Jahrhunderts. — Sehr merkwürdig ist eine Bronce-Vase mit Henkel von zierlicher Gesammtform, dessen sehr gute figürliche Zeichnungen durch eingelegte Fäden von Gold und Silber gebildet sind. Am Bauche sieht man eine Prozession Aegyptischer Götter, unter Papyrus und Lotosblumen, als Symbole der beiden Aegypten. Der Styl dieses Gefäßes ist höchst auffallend, da Aegyptisches, Griechisches und Römisches daran sich mischen. Man ist anfangs geneigt, das Ganze für moderne französische Arbeit zu halten, bis man sich dann doch überzeugt, daß es wirklich antik ist, also wohl der Zeit des Hadrian angehören muß. Eine dazu gehörige Schale zeigt dieselben auffallenden Eigenthümlichkeiten. Beide Stücke, übrigens schon wiederholt publicirt, wurden in Ungarn gefunden und sind Eigenthum des Ungarischen National-Museums. — Im Uebrigen sieht man auch hier viel kostbares Kirchengeräth (Kelche, Reliquien, Prozessionskreuze, Bischofsstäbe, Casuln ꝛc.), Eigenthum des Erzbischofs Haynald und des Doms zu Gran, aber auch den reichen und zum Theil prachtvollen Schmuck der ungarischen Magnaten, den u. A. Graf Emanuel Andrassy in großer Anzahl hier zur Schau gestellt hat. Dazu gehören auch kostbare Waffen aller Art, reich geschmücktes Reitzeug, ferner silberne Pokale und Humpen, Tafelaufsätze u. A. Von großem künstlerischen Werth sind oft auch die Kleidungsstücke der ungarischen Nationaltracht. — Ferner sind hier noch ausgestellt Schmuckgegenstände aller Art und aller Zeiten (darunter bemerkenswerth besonders einige antike Fingerringe und die Ungarischen Filigran-Arbeiten), viele Waffen, Münzen und Medaillen, Siegel, Urkunden, Manuscripte mit Miniaturen, alte gedruckte Bücher, auch antike beschriebene Wachstafeln (tabulae ceratae) aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr., gefunden in Ungarn, Holzschnitzereien, Leuchter verschiedener Art aus Bronce und Eisen, Fundgegenstände aus alten Gräbern, Chinesische Broncegefäße, und vieles Andere. Prof. E. Henszlmann hatte auch einen

Digitized by Google

Theil seiner archaeologischen Studien und Zeichnungen, darunter besonders Copien der Gemälde des Michael Wolgemut am Hauptaltar der Elisabeth-Kirche zu Koschan, auch Aufnahmen alter Gebäude u. A. ausgestellt.

Die von den Schweizer Gelehrten ausgestellten Gegenstände aus den Pfahlbauten sind gewiß sehr interessant, sind ohne die eingehendste Erklärung jedoch absolut unverständlich.

Rußland hatte ein altes Porzellan, einen Gobelin u. A., die Türkei Waffen, Stickwaaren ꝛc. und Japan ebenfalls alte Waffen und Geräthe aus Bronce gesendet. B—au.

Aus Baiern.

Mit der Einberufung des Landtags sind die verschiedenen Strömungen, die seit anderthalb Jahren Baiern bewegten, wieder auf den parlamentarischen Boden concentrirt, und die Entwicklung der bairischen Politik steht damit jedenfalls vor einem neuen Wendepunkt. Denn nach welcher Seite sich auch die Entscheidungen des Hauses neigen mögen, ein Stillstand, ein Beharren in dem jetzigen Stadium ist unmöglich.

Ehe wir indessen auf die Thätigkeit des Landtages selber eingehen und die Gesichtspunkte auseinandersetzen, die uns dabei maßgebend erscheinen, möchten wir einen kurzen Blick auf die Lage werfen, wie sich dieselbe in den jüngsten Monaten vor der Session gestaltet hat.

Ohne Zweifel darf man sie im Großen und Ganzen als eine günstige bezeichnen, schon deßhalb, weil auf den verschiedensten Gebieten sich eine gewisse Rührigkeit bemerkbar machte, die wenigstens das politische Bewußtsein schärft. In den Regierungskreisen waren es vor Allem administrative Maßregeln, die große Tragweite gewannen, so daß die bekannte Verordnung über die Reform der Volksschulen (d. d. 29. August) in welcher das Princip zur vollen Geltung kam, daß die Schule eine politische, nicht eine religiöse Anstalt sei. Aehnlich war der Bescheid, den einzelne Stadtgemeinden vom Ministerium erhielten, als sie gemischt confessionelle Schulen einführten, mit einem Worte, gerade auf dem Gebiet des Unterrichts war die Regierung besser als ihr Ruf. Eine ähnliche Maßregel, die selbst nachträglich noch Beachtung verdient, war das Verbot an bairische Priester, das bekannte Collegium Romanum zu besuchen, das als eigentliche Schule jesuitischer Agitation gilt; nicht minder war man darauf bedacht, den Vollzug des Je-

Digitized by Google

ſuitengeſetzes zu ſichern, indem man den Redemptoriſten die Wege wies und die Kreisbehörden beauftragte, eine Statiſtik der in Baiern beſtehenden Klöſter herzuſtellen, ſpeziell unter dem Geſichtspunkt, welche Verwandtſchaft die einzelnen Orden mit den Jeſuiten beſitzen. Daß dieſe Maßregeln von wirklicher Bedeutung waren, das zeigen am beſten die dringenden Petitionen, die in dieſem Betreff der allerhöchſten Stelle zukamen; eine derſelben ging vom katholiſchen Wandervereine, eine andere von den bairiſchen Biſchöfen aus und beiden lag es hauptſächlich daran, das Inſtitut der ſogenannten armen Schulſchweſtern ſicher zu ſtellen. Auch auf dem Gebiete des akademiſchen Lebens, das ja von den Klerikalen mit Argusaugen bewacht wird, erwies ſich die Regierung liberal; ſo hatte ſie z. B. die Förmlichkeiten der Habilitirung bedeutend erleichtert und einen Mann von ſo ausgeſprochener Richtung wie Holtzendorf berufen. Die Rektorswahl war im Sinne der Majorität erfolgt und in das Budget ſtellte man eine bedeutende Erhöhung für academiſche Zwecke ein, kurzum wenn auch noch vieles zu wünſchen übrig blieb, ſo war doch Manches von oben herab geſchehen.

Neben dem was die Regierung that, verfolgten beide Parteien mit Energie ihr Ziel. Der nationalen Majorität des Landes war der Beſuch des Kronprinzen eine willkommene Gelegenheit, um ihre Geſinnung an den Tag zu legen, denn wenn ſich derſelbe auch jeden officiellen Empfang „verbeten" hatte, ſo war doch die Aufnahme, die er bei der Bevölkerung fand, die herzlichſte. Nicht nur die Truppen, die er inſpicirte und die ſich mittlerweile nach preußiſchem Muſter uniformirt hatten, begrüßten ihn als ihren einſtigen ſiegreichen Führer, ſondern auch das Bürgerthum der fränkiſchen und ſchwäbiſchen Städte, auf welche ſich diesmal die Inſpektion beſchränkte, äußerte offenen Jubel.

Wichtig war für die liberale Partei nicht minder der inzwiſchen abgehaltene Congreß in Conſtanz, ſowie die ſchon vorher erfolgte Wahl des Prof. Reinkens zum altkatholiſchen Biſchof. Beide boten einen ſchlagenden Beleg, daß dieſe Bewegung, der man Anfangs kaum eine Dauer von ſechs Wochen gönnen wollte, eben doch ihre Wurzeln im Volke ſchlägt, beide bieten einen mächtigen Hebel dar, um die Regierung im Kampf gegen die Ultramontanen zu unterſtützen — wenn ſie Muth genug zu dieſem Kampfe hat.

Solchen Anſtrengungen gegenüber blieben die Klerikalen nicht zurück, vor Allem betrieben ſie in Baiern mit beſonderer Sorgfalt die Organiſation ihrer Kräfte. In München ſelbſt war eine Verſammlung des bekannten Wandervereins gehalten worden, die zwar mehr Eifer als Erfolg entwickelte; in Deggendorf, das durch den bekannten Judenmord ſeine Berühmtheit erlangte, hielt der kath. „Bauernverein" eine Zuſammenkunft und dabei Revue

Digitized by Google

über seine Macht. Fast sämmtliche Manifestationen, die bei dieser Gelegenheit zu Tage traten, zeichneten sich jedoch durch die rücksichtsloseste Betonung des römischen Standpunktes aus, wie ja der Verein selbst seine „patriotische" Eigenschaft bereits vor Jahren aufgegeben und sich nur noch den „katholischen" Interessen gewidmet hat. Wie Augenzeugen versichern, bot der Verlauf der Verhandlungen ein volles Bild für jenen Terrorismus dar, womit die klerikalen Massen geleitet werden; die Resolutionen, die dabei zur Annahme gelangten, enthalten in schroffster Weise das Programm der Rechten. Selbst Leute, die keineswegs zu liberalen Tendenzen neigen, haben sich äußerst abfällig über diese Methode ländlicher Beunruhigung ausgesprochen, ja ein Besucher, der mit der Absicht hinkam, dem Vereine beizutreten, erklärte sogar in öffentlichen Blättern, daß er nur mit dem größten Widerwillen gegen dies Getriebe die Stadt verlassen habe. Uebrigens hat die klerikale Partei in jüngster Zeit auch noch manche moralische Niederlage anderer Art erlebt, die zahlreichen Kriminalprocesse, die gegen Geistliche geführt wurden, die brutale Polemik, welche immer wieder im geistlichen Lager losbrach und die odiosesten Personalien, womit sich die Parteipresse beschäftigte, trugen nicht dazu bei, ihr Ansehen bei Freund und Feind zu steigern. Trotz alledem aber fühlte sie sich stark und sicher im Glauben an ihren Beruf und im Bewußtsein ihrer Majorität; bis der Landtag kam und mit einemmale diese Illusionen vernichtete.

Die Ursache, warum derselbe später berufen ward, als dies verfassungsmäßig hätte geschehen müssen, ist bekannt genug und fand auch von keiner Seite einen Widerspruch. Um übrigens ihre Stellung vollkommen zu salviren, hatte sich die Regierung ein Gutachten des obersten Medicinalcollegiums erstatten lassen. Statt am 1. October fand somit die Eröffnung erst am 4. November statt.

Sie wurde mit all jenen Hoffnungen und Befürchtungen begangen, welche durch die abnorme Zusammensetzung des Hauses gerechtfertigt waren, auch die Scharfsichtigsten vermochten ja nicht zu sagen, welche Wendung die Dinge nehmen würden, welche Entscheidungen die beginnende Session in ihrem Schoße barg.

Bald indessen klärte sich die Lage. Der entsetzliche Terrorismus, welchen Rom seit anderthalb Jahren in Deutschland übt, die Krisis der deutschen Kirchenpolitik und die Rücksichtslosigkeit, womit alle Gemäßigten im geistlichen Lager behandelt werden, hatte wohl ein Häuflein muthiger Männer bewogen, sich auch äußerlich von der ultramontanen Partei zu trennen und eine „freie Vereinigung" zu bilden, deren 6 Stimmen in den meisten Fällen den Liberalen gesichert sind.

Damit war die ultramontane Mehrheit durchbrochen, es wurde zu-

Digitized by

nächst ein Zustand der Stimmengleichheit herbeigeführt, der aber durch die Krankheit von drei Klerikalen das Uebergewicht der Linken ergab.

Diese selbst war von der günstigen Aenderung ganz überrascht; an Stelle des Compromisses, das sie vergeblich angeboten, hatte sie jetzt den Sieg und Stauffenberg war Präsident.

Daß eine Lage, bei welcher der Zufall solche Entscheidungen fällt, nicht eben gesund ist, wird freilich Jedermann zugeben, aber immerhin war es klug und richtig, wenn man wenigstens den Vortheil acceptirte, den sie bot.

So stand denn schon auf der ersten Tagesordnung ein Antrag von eminenter Bedeutung, denn es schien dringend nöthig, die Stellung Baierns zur Rechtseinheit endlich klar zu machen. Obwohl die Regierung der Ansicht ist, daß ihr Votum im Bundesrath keineswegs von der jeweiligen Ermächtigung der Landeskammern abhängt, so war es doch ihr Wunsch, in einer so wichtigen Frage wenigstens die Meinung derselben zu hören und den Ministern konnte es nur willkommen sein, wenn der Anstoß hiezu aus den Reihen des Hauses selber hervorging. Diesen Zweck erfüllte der Antrag der Abg. Herz und Völk, mit welchem die Aktion der Kammern inaugurirt ward und der sofort den Gegenstand des heftigsten Kampfes bildete. Denn alles was auch nur einen Schritt weiter in die deutsche Einheit hineinführt, ist ja den Klerikalen ein Schrecken, mit allen möglichen Mitteln suchte man den Antrag bei Seite zu schieben, zunächst, indem man ihn als Initiativantrag behandeln wollte und dann, indem der Abg. Jörg den dilatorischen Versuch machte, die Entscheidung einer eigenen Commission zu überweisen. Aber jede Ausflucht schlug fehl, weder die elegischen Worte Ruland's, noch die juristischen Deduktionen Schüttinger's vermochten gegen die gesunde Meinung aufzukommen, daß es sich einfach darum handle, eine nothwendige Verbesserung unseres Rechtslebens herbeizuführen und Baiern vor der Gefahr einer Isolirung zu bewahren. Die Erfahrungen, die von gewiegten Praktikern bei dieser Gelegenheit mitgetheilt wurden, stellen den Zustand des bairischen Civilrechtes als eine babylonische Verwirrung dar, die Anhänglichkeit, welche die Einzelnen an ihr Partikularrecht haben, wird dadurch aufgewogen, daß sehr Viele das letztere nicht einmal kennen, ehe sie die Kanzlei des Anwaltes betreten; denn es wurden 90 solcher Rechte constatirt. Auch gegen die Gefahren, die durch ein gemeinsames Civilrecht der bairischen Justizhoheit drohen sollen, konnte die Thatsache eingewendet werden, daß selbst zu Bundestagszeiten ein gemeinsames Handels- und Wechselrecht geschaffen wurde und daß alle betheiligten Staaten nur die Wohlthat nicht die Beschränkung einer solchen Rechtsgemeinschaft empfanden. In diesem Sinne sprach sich dann auch der bairische Justizminister aus, der doch in Berlin noch mit der größ-

Digitized by Google

ten Reserve aufgetreten war; er erklärte offen, daß er früher gegen die gemeinsame Gesetzgebung gewesen sei, weil er einen regellosen Erlaß von Specialgesetzen befürchtete; so aber wie die Sache jetzt nach den Erklärungen Delbrück's liege, könne er nur wünschen, daß Baiern nicht zur unfruchtbaren Verneinung verurtheilt werde, er müsse die deutsche Rechtseinheit geradezu als die „idealste Frucht" der wiedergewonnenen politischen Einheit betrachten.

Mit 77 gegen 74 Stimmen nahm die Kammer den Antrag, wie er ursprünglich gestellt war, an; die bairische Regierung aber kann in Berlin jetzt eine nationale Rechtspolitik befolgen, ohne daß sie sich vor den Angriffen im eigenen Hause zu fürchten hätte. Der Tag war von principieller Bedeutung.

Unter den ersten Vorlagen, die dem Landtage zugingen, befand sich selbstverständlich auch das Budget, das diesmal nahezu mit 121 Millionen balancirt. Die Debatten über die einzelnen Positionen werden ohne Zweifel sehr heftig und ebenso interessant werden, an dieser Stelle seien uns nur einige allgemeine Bemerkungen verstattet. Vor allem ist es für die Finanzlage Baierns ein rühmliches Zeugniß, daß trotz der bedeutenden Mehrausgaben keine Steuererhöhung nöthig wird, da das gesteigerte Erträgniß der indirecten Auflagen und die Verminderung der Staatsschuld in Betracht kommen; sodann wird es von allen Seiten willig aufgenommen, daß die Beamtengehalte und die geringeren Pensionen wenigstens einige Verbesserung erfahren. Zwei und eine halbe Million dienen diesem Zwecke. Wie man hört, würde der Kriegsminister einen außerordentlichen Credit von ca. 20 Millionen fordern, zumeist um Verbesserungen der Artillerie herbeizuführen; die Deckung desselben sollte jedoch aus der französischen Contribution geleistet werden, über deren Verwendung ebenfalls wichtige Aufschlüsse erwartet werden.

Obwohl der Schwerpunkt der parlamentarischen Thätigkeit diesmal naturgemäß in der Berathung des Budgets liegt, so werden doch auch andere principielle Punkte in Menge dazwischen treten, die der täglichen Debatte oft einen akuten Charakter geben dürften. Dahin rechnen wir vor allem die kirchenpolitischen Fragen, unter denen eine im Vordergrunde steht, nämlich die Anerkennung des Bischofs Reinkens. Vielleicht ist die Angelegenheit entschieden, bis diese Zeilen vor dem Leser liegen; wahrscheinlich aber ist dies nicht, da es sich in der That um äußerst verwickelte Controversen handelt; die als solche allein schon ihr allgemeines Interesse haben.

In Preußen ist das Rechtsverhältniß der Bischöfe auf dem Verwaltungswege geordnet (durch die bekannte Circumscriptionsbulle unter Friedrich Wilhelm III.) und dort hat es somit kaum eine Schwierigkeit, dem rite gewählten

Digitized by Google

Bischof die königliche Anerkennung gerade so mitzutheilen, wie sie seiner Zeit an Melchers oder Förster mitgetheilt ward.

In Baiern aber besteht ein Concordat, das die Eintheilung und die Zahl der Diöcesen, sowie die rechtliche Stellung der 8 Landesbischöfe normirt, und wenn dies Concordat auch als völkerrechtlicher Vertrag mit dem 18. Juli 1817 hinfällig wurde, so existirt es doch noch immerhin als Bestandtheil der Verfassung, in die es feierlich aufgenommen ward und aus der es nur auf verfassungsmäßigem Wege entfernt werden kann.

Darf die Regierung in die Reihe der bestehenden Bischöfe einen neuen gleichberechtigten einführen, ohne die Verfassung zu verletzen, oder ist sie dadurch salvirt, daß ja den übrigen acht von ihrer Jurisdiction und ihrem Gehalte nicht das mindeste entzogen wird; ist der Sinn der bezüglichen Bestimmung nur der, daß die 8 Bisthümer in keinem Falle vermindert oder auch daß sie in keinem Falle ergänzt und vermehrt werden dürfen? Wie aber sollte auch ein Missionsbischof, der außerhalb Baierns seinen Wohnort und seine Besoldung nimmt, als eigentlicher neunter bairischer Bischof betrachtet werden, der durch sein Auftreten das bisherige Diöcesanverhältniß schmälern könnte? Doch wenn dies alles kein absolutes Hinderniß der Anerkennung bietet, so sind doch die praktischen Folgen derselben ganz ungenügend, solange noch die geistliche Ehegerichtsbarkeit in Baiern besteht, denn für eine von einem altkatholischen Priester eingesegnete Ehe gäbe es eben kein anderes Forum, als das bischöfliche Ordinariat, das eine solche Ehe kurzweg für nichtig erklären würde. Ein anderes Forum zu schaffen, wäre aber nur mit Hilfe einer Kammermajorität möglich, die dafür nicht zu erlangen ist, so wenig, wie dafür, die Altkatholiken als eine selbständige öffentliche Religionsgesellschaft zu betrachten, wie es seinerzeit mit den Bekennern der griechischen Confession geschah. Ein solcher Plan würde schon an dem eigenen Refus derselben scheitern, denn sie wollen nun einmal mit Recht nur als Mitglieder der katholischen Kirche und nicht als selbständige Genossenschaft betrachtet werden. Es liegt somit ein Nothstand vor, der ohne Zweifel seine befriedigende Lösung finden muß, wenn die zur Entscheidung berufene Commission ihre Aufgabe unter dem großen staatsrechtlichen Gesichtspunkt betrachtet, der in Fragen des öffentlichen Rechts eben doch der einzig richtige ist. Sonst würden diejenigen, die der Verfassung treu geblieben sind, von dem Rechtsschutz derselben ausgeschlossen, zu Gunsten der infallibln Bischöfe, die mit dem Placet die Verfassung verletzt haben. Summum jus summa injuria.

Wie aber auch die Entscheidung fallen möge, jedenfalls sind die Altkatholiken Baierns schon jetzt so stark, daß sie ihre Sache geistig und materiell mit nachhaltiger Kraft vertreten werden — ja sogar eine Abweisung Reinkens'

Digitized by Google

würde ihnen vielleicht in letzter Reihe nur förderlich sein. Was ihren Aufschwung hemmte, war einzig und allein die zögernde und laue Politik des Ministeriums, bei energischer Förderung oder bei energischem Widerstand hätten sie gleichmäßig gewonnen. Wie man vernimmt, sollen die öffentlichen Versammlungen während des Winters in erweitertem Maßstab fortgesetzt und durch interessante Vorträge ergänzt werden, desgleichen steht ein neuer Zuwachs an altkatholischen Priestern in Aussicht.

Wir haben versucht, in den vorstehenden Zeilen ein kurzes Resumé der wichtigsten Interessen zu bieten, die Baiern gegenwärtig bewegen; sie zu erschöpfen, war in diesem Rahmen unmöglich. Es bleibt die Frage offen, wie sich das Stimmenverhältniß der Kammer im Verlaufe der Session entwickelt, welche Constellation sich für die Reichstagswahlen ergibt, wie das Ministerium sich den bevorstehenden Stürmen gegenüber befestigt oder lockert. Darüber in unserm nächsten Berichte. E.

Vom preußischen Landtag.

Berlin, den 16. November 1873.

Es könnte zweifelhaft sein, womit der Berichterstatter über die eben begonnene neue Legislaturperiode des preußischen Landtags den Anfang machen soll. Man könnte anfangen mit den Wahlen und ihrem Ergebniß. Die Wahlbewegung hat diesmal zu interessanten und namentlich zu einigen neuen Beobachtungen Gelegenheit gegeben. Das Wahlergebniß könnte seinerseits nicht minder zu Betrachtungen und Mahnungen Anlaß geben. Ich übergehe jedoch diese beiden Punkte mit dem Vorbehalt, auf dieselben bei besonderer Veranlassung zurückzukommen, an der es nicht fehlen wird. Wenden wir uns zur Thronrede. Dieselbe kündigt zuerst Vorlagen an zur Erweiterung der Verkehrsmittel, an welche sich die Mittheilung des Berichts der Eisenbahn-Untersuchungs-Commission schließen soll nebst einem Gesetzentwurf zur Beseitigung der Uebelstände, welche sich bei dem bisherigen Verfahren in der Ertheilung der Eisenbahn-Concessionen gezeigt haben.

Eine zweite Reihe von Vorlagen betrifft das Rechtsgebiet im engeren Sinne und enthält den Entwurf einer neuen Vormundschaftsordnung und den Entwurf eines Expropriationsgesetzes.

zed by Google

Eine dritte Reihe von Vorlagen verheißt Gesetzentwürfe zur Reform der inneren Verwaltung in den höheren Instanzen, das heißt in den Instanzen über den Kreisbehörden. Bestimmter drückt sich die Thronrede nicht aus, aber was man erwarten darf, ist dreierlei. Nämlich 1. eine andere Bildung der Provinzialstände; 2. eine Reform der Verwaltungsbehörden in den Provinzen über den Kreis. Solche Behörden giebt es jetzt zweierlei. Nämlich die Bezirks-Regierungen und dann verschiedene Behörden, deren Wirkungskreis sich über die ganze Provinz erstreckt: Der Oberpräsident, das Consistorium und das Provinzial-Schulcollegium, die Provinzial-Steuerdirection. Es ist nun zu erwarten, daß die Bezirksregierungen deren es in jeder Provinz 3 und mehrere giebt, der Zahl nach verringert werden und daß jede Provinz höchstens Eine solche Behörde erhält. Dies wird möglich sein, wenn ein großer Theil der bisher den Regierungs-Collegien obliegenden Geschäfte den neuen Kreisbehörden, wie sie die Kreisordnung von 1872 gebildet hat, übertragen wird. Die dritte und wichtigste Vorlage aber, die wir unter der Ankündigung der Thronrede über die Reform der Verwaltung in den höheren Instanzen suchen dürfen, betrifft die Errichtung eines Oberverwaltungsgerichtes. Die Kreisordnung von 1872 hat für jede Provinz ein Verwaltungsgericht geschaffen, bestehend aus dem Präsidenten eines Regierungs-Collegiums — desjenigen Regierungs-Collegiums, an dessen Sitze das Verwaltungsgericht zu fungiren vom König berufen wird — aus einem vom Könige bezeichneten Justizbeamten und aus drei von den Provinzialständen gewählten Mitgliedern. Diese Gerichte sollen alle Streitigkeiten entscheiden, bei denen es sich um verschiedene Ansichten über die Anwendung der Gesetze handelt, zwischen Gemeinde, Amtsbezirk und Kreis, nachdem der vorgeschriebene Instanzenzug bis zu den Provinzialbehörden durchlaufen ist. Damit nun aber diese provinciellen Verwaltungsgerichte zu einer gleichmäßigen Rechtsprechung ihrerseits gelangen, ist die Einsetzung einer höchsten einheitlichen Instanz nothwendig. Eine solche Instanz bildete bisher das Staatsministerium. Es wird aber einen großen Fortschritt bezeichnen, wenn zu dieser Instanz ein Richtercollegium mit richterlichem Verfahren erhoben wird. Das neue Oberverwaltungsgericht dürfte auch den bisherigen Gerichtshof zur Entscheidung der Competenzconflicte in sich aufnehmen.

Eine vierte Reihe von Vorlagen kündigt die Thronrede nur eventuell an; nämlich solche Gesetzentwürfe, welche bei dem Widerstand der katholischen Bischöfe gegen die Gesetze vom 15. Mai dieses Jahres zur Aufrechthaltung dieser Gesetze nothwendig werden könnten. Die Thronrede drückt sich noch unbestimmter aus, indem sie nur sagt: „die Regierung wird alle weiter erforderlichen Schritte rechtzeitig folgen lassen, um die ihrer Obhut anvertrauten

Digitized by Google

Interessen" — des Staates gegenüber der römisch-katholischen Kirche — „vor Schädigung zu bewahren."

Soweit die Thronrede. Man hat die Ankündigung der Errichtung bürgerlicher Organe zur Beurkundung der Geburtsfälle, zur Eheschließung und zum Begräbniß vermißt. Neuerdings wird versichert, daß diese Vorlagen gleichwol in sicherer Aussicht stehen. Unserer Ansicht nach sind solche Vorlagen, deren Nothwendigkeit unbestreitbar ist, jedoch vielmehr Sache der Reichsgesetzgebung und nicht der Landesgesetzgebung.

Das Abgeordnetenhaus hat in dieser Woche in der üblichen Art durch die Abtheilungen die Vorprüfung der Wahlen vorgenommen und außerdem sein Präsidium gewählt. Daß man dabei die zahlreiche Centrumsfraction ausgeschlossen und dieselbe damit von vornherein als eine unversöhnliche Feindin behandelt hat, dünkt mir ein nicht zu rechtfertigendes und sogar bedauernswerthes Verfahren. Mögen die Principien unversöhnlich sein, die Personen sind formell Vertreter desselben Volkes und gezwungen, mit einander zu arbeiten. Da darf nicht jeder Schritt den gegenseitigen Argwohn hervorrufen und vom Argwohn eingegeben sein.*) Parlamentarische Gegner dürfen sich doch nicht die persönliche Ehrenhaftigkeit von vornherein bestreiten. Thun das ja nicht einmal die Feinde im blutigen Waffenkampf, wo bei jedem gemeinschaftlichen Act, wie selbst der Krieg sie beständig nothwendig macht, beiderseitige Vertrauenspersonen zusammenwirken. Die Thronrede beruft sich auf das Bewußtsein der Regierung und der Landesvertretung, von dem Streben für das Heil der Gesammtheit geleitet zu werden, auch wo sie lebhaften Strömungen entgegenzuwirken genöthigt sind. Darauf schließt die Thronrede mit einem Aufruf an den versöhnenden Geist der Liebe zum Vaterlande. Uns dünkt, die Mehrheit des Abgeordnetenhauses hätte weise gehandelt, wenn sie bei der Präsidentenwahl einen Beweis gegeben hätte, daß sie ihrerseits bereit ist, die Hand zur Versöhnung auf dem Boden der Vaterlandsliebe zuerst darzureichen, wie es dem stärkeren Theil allemal zukommt.

C—r.

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 16. November.

Es war ein recht frostiger Tag, der 12. November! Zum ersten Male zeigte sich das Eis an den Fenstern und auf den Straßen. Hoffentlich kein böses Omen für die zwölfte Legislaturperiode des preußischen Landtags, die

*) Sollte man sich etwa auf ein Vicepräsidium Mallinkrodt einrichten? D. Red.

Digitized by Google

an demſelben Tage ihren Anfang nahm. Wir wollen nicht ſagen, daß die Thronrede die Herzen recht ſonderlich erwärmt hätte; aber man hörte und las ſie doch allgemein mit einem Gefühl wirklicher Befriedigung, größerer Befriedigung vielleicht, als der Berliner ſich ſelbſt eingeſtehen mag. Das fühlte doch ein Jeder heraus, daß die Unumwundenheit, mit welcher die Regierung in dem Wahlergebniß, alſo in dem eminenten Siege der liberalen Richtung ein ihrer Politik ertheiltes Vertrauensvotum erblickte, den Abſchluß einer merkwürdigen parlamentariſchen Entwicklung, den Beginn einer neuen, verheißungsvollen Aera des Zuſammenwirkens zwiſchen den verſchiedenen Factoren der Geſetzgebung bedeutete. Die endlich erfolgte Modification des Staatsminiſteriums konnte das Vertrauen nur beſtärken; ſchade jedoch, daß der Eindruck dieſer Modification durch die damals noch ſchwebende Combination Blankenburg erheblich beeinträchtigt wurde! Nachdem dieſelbe nunmehr beſeitigt, wird man die Umgeſtaltung des Cabinets durch die Berufung eines mit der gegenwärtigen Politik der übrigen Räthe der Krone harmonirenden Mannes auf den Poſten des landwirthſchaftlichen Miniſters demnächſt vollendet zu ſehen hoffen dürfen. Erſt dann wird man nicht mehr zu befürchten haben, daß der in der Thronrede ausgeſprochene Entſchluß der Regierung, die in den letzten Seſſionen betretenen Bahnen „ruhig und feſt weiter zu verfolgen", durch den Zutritt eines heterogenen Elements ins Stocken gerathe. Es war ohnehin bedauerlich genug, daß die Regierung über die Art und Weiſe ihres weiteren Vorgehens nur dürftige Andeutungen gab, daß ſie die ſicher erwartete Ankündigung hochnothwendiger Geſetzentwürfe, vor allem der obligatoriſchen Civilehe, ganz unterließ. Der Unglücksrabe in Geſtalt der „Kreuzzeitung" verſuchte ſogar, das Scheitern grade dieſes Entwurfs an entſcheidender Stelle wahrſcheinlich zu machen. Glücklicherweiſe hat man auf liberaler Seite Grund, über dieſen Punkt beruhigt zu ſein. Doch drücken andere Sorgen. Die Weiſe, wie der Erzbiſchof von Poſen fortfährt, der Staatsautorität Hohn zu ſprechen, macht eine ſchleunige Ergänzung der Kirchengeſetze auch in Bezug auf die der Regierung zuſtehenden Strafmittel nothwendig. Man wird annehmen dürfen, daß über den Grafen Ledochowski längſt die Amtsentſetzung verhängt ſein würde, wenn nicht mit Sicherheit vorherzuſehen wäre, daß er ſeine Functionen auch nach der Abſetzung fortführen würde. Dies zu verhüten mangelt es an der geſetzlichen Handhabe. Es mag ſchwer ſein, eine ſolche zu finden; gegen die Anwendung der Landesverweiſung zu dieſem Zwecke ſcheint eine ziemlich allgemeine Abneigung zu beſtehen. Allein einerlei auf welche Weiſe, es wird ein Auskunftsmittel gefunden werden müſſen, und da die Regierung das Verſprechen gibt, alle in der Sphäre der Kirchengeſetze weiter erforderlichen Schritte rechtzeitig folgen

Digitized by Google

lassen zu wollen, so wird das Harren der Landtagsmajorität auf eine baldige Vorlage in dieser Richtung hoffentlich nicht vergebens sein.

Was die Fortführung der Reform der innern Verwaltung betrifft, so wird man sich mit der, wenn auch nicht ganz deutlich ausgesprochenen Inaussichtstellung einer Provinzialordnungsvorlage und eines Entwurfs zur Errichtung eines obersten Verwaltungsgerichtshofes für diese Session zufrieden geben können. Schmerzlich enttäuscht aber sah man sich, als das Gerücht von der Ankündigung eines Gesetzes betreffs Aufhebung der Zeitungs- und Kalenderstempelsteuer sich nicht bewahrheitete. Zu oft sind die Gründe, welche gegen diese ungerechte und das geistige Wohl der Massen nur zu sehr schädigende Auflage sprechen, dargelegt worden, als daß wir sie hier wiederholen sollten. Aber was erst in neuerer Zeit, unter dem Drucke der ins Ungestüme gesteigerten Herstellungskosten, klar geworden ist, das ist die Thatsache, daß in Preußen ein großes Blatt, welches seinen Ruf unbefleckt erhalten will, auf die Dauer kaum noch existiren kann. Wer sich über die Corruption der Presse, über ihre Beziehung zu dem Gründungsschwindel beschwert, der klage zunächst die Stempelsteuer an. Desgleichen, wer die Nase darüber rümpft, daß wir es noch nicht zu einer Presse in dem großen und gediegenen Style der englischen gebracht haben. Die „Spener'sche Zeitung" hat vor 1½ Jahren einen solchen Versuch unternommen. Allein, trotz aller Anstrengungen eines so geachteten und befähigten Leiters, wie Wehrenpfennig, trotz aller Hingebung seiner Mitarbeiter ist sie bereits am Ende; die das Blatt besitzende Actiengesellschaft hat diese Woche die Liquidation beschlossen. Wie man hört, will nunmehr die freiconservative Fraction ihr Glück mit dem alten Blatte versuchen, das, wie bekannt, die außergewöhnliche Ehre genießt, zur täglichen Lectüre des Kaisers zu gehören.

Doch lassen wir die Politik und erinnern wir uns, daß uns der letzte Mittwoch außer der Landtagseröffnung noch mit einem ganz andern Ereigniß überraschte, nämlich mit der ersten Aufführung von Paul Lindau's fünfactigem Schauspiel „Diana" im königl. Schauspielhause. „Was soll das bedeuten?" fragte mich ein Freund, als das Stück zu Ende war. „Das wissen die Götter!" war meine Antwort. Der Leser urtheile selbst! Wir befinden uns auf dem Gute der Familie von Dahlen, in der Nähe einer deutschen Hauptstadt. Die Insassen des Hauses bestehen aus Vater und Sohn; der Erstere, Herbert v. Dahlen, ist seit langen Jahren — irren wir nicht, seit zwanzig — Wittwer, dabei aber erst im 49. Jahre und kann sich, wie seine guten Freunde von ihm sagen, nicht entschließen, alt zu werden. Der Sohn, Kurt mit Namen, ist 1866 als junger Lieutenant bei Kissingen schwer verwundet worden, hat sich dann auf die Bildhauerei geworfen und

Digitized by Google

ſoeben ein erſtes Kunſtwerk, die jagende Diana vorſtellend, vollendet, über welches alle Welt voll Bewunderung iſt. Beide Männer ſtehen zu einander nicht in dem gewöhnlichen pietätvollen Verhältniſſe von Vater und Sohn, ſondern in demjenigen einer Freundſchaft, welche ihnen geſtattet, alle, auch die bedenklichſten Lebenserfahrungen im Tone des Lebemannes mit einander auszutauſchen. Kurt iſt verliebt in einen niedlichen Backfiſch, Elſe von Teſchnitz; er ſteht im Begriff, ſich mit ihr zu verloben. Da plötzlich kommt ihm eine böſe Nachricht. Nach der Schlacht von Kiſſingen hatte ihn eine Gräfin Eſther von Thern in ihr Haus aufgenommen und mit liebevollſter Sorgfalt gepflegt. Leider entſpann ſich zwiſchen dem Geneſenden und der ſchönen Gräfin ein Verhältniß, welches der Letzteren Herz ihrem rechtmäßigen Gatten auf immer entfremdete. Eine Reihe von Jahren iſt ſeitdem vergangen, den anfänglichen Briefwechſel hat Kurt bald abgebrochen; aber Eſther iſt ihm das Ideal geblieben für ſein künſtleriſches Schaffen; für ſeine vielbewunderte Diana iſt ihm die jagdliebende Gräfin das Modell geweſen. Eſther, die längſt Wittwe geworden, ſieht, wenn wir nicht irren, in der „Illuſtrirten Zeitung“ eine Abbildung des Kunſtwerks; ſie weiß, daß ſie in gewiſſem Sinne die Urheberin deſſelben geweſen; nun kommt ſie, dem genialen Künſtler nach ſo vielen Jahren „einmal wieder die Hand zu drücken“. Kurt iſt im höchſten Grade betroffen über dieſen unerwarteten Zwiſchenfall; er entdeckt dem Vater die bis dahin verſchwiegenen Kiſſinger Erlebniſſe, und dieſer als braver Freund, übernimmt mit der liebenswürdigſten Bereitwilligkeit das Geſchäft, die läſtige Dame cavalièrement bei Seite zu ſchaffen. Unglücklicherweiſe paſſirt ihm dabei das Malheur, ſich ſelbſt in die reizende, geiſtvolle Gräfin zu verlieben. Er beſchließt, ſie zu heirathen. Darob eine heftige Scene zwiſchen Vater und Sohn. Kurt geht ſo weit, dem Vater die Heirath kurzweg zu verbieten; dieſer antwortet damit, daß er fortſtürzt, der Gräfin ſeinen Antrag zu machen. Der Sohn bricht zuſammen unter dem Bewußtſein, daß die Bande, welche ihn an den Vater geknüpft, mit Einem Schlage zerriſſen ſind. In dieſem Augenblick ſendet ihm Elſe den Verlobungsring zurück; Eſther, die ihr als einſtige Penſionsfreundin einen Beſuch gemacht, hat ihr von ihren Beziehungen zu Kurt erzählt. Und unmittelbar darauf erſcheint die Gräfin ſelbſt vor Kurt. Wie ein Raſender überhäuft er ſie mit Schmähungen: da ſie ihn nicht beſitzen könne, ſo ſuche ſie ihn zu verderben; das Herz ſeiner Elſe mache ſie ihm abſpenſtig und durch die Verbindung mit ſeinem Vater wolle ſie dem Ganzen die Krone aufſetzen. Eſther, die von gar nichts weiß, iſt anfangs ſtarr vor Staunen, dann lodert ſie auf in furchtbarem Zorn. Wie Keulenſchläge treffen ihre Worte den undankbaren Pflegling, den gewiſſenloſen Liebhaber, und triumphirend geht ſie, mit dem aus-

Digitized by Google

gesprochenen Entschlusse, den Antrag Herbert's von Dahlen anzunehmen, wenn nicht aus Liebe zum Vater, so doch aus Haß gegen den Sohn. Allein, was überlegt man sich nicht alles in 14 Tagen! Wie, Esther sollte eine ganze Familie, inclusive ihrer schwererkrankten Freundin Else, unglücklich machen? Gott bewahre, dazu ist sie ja viel zu gutmüthig! Freilich, heirathen ist für eine junge Wittwe immerhin eine schöne Sache, aber warum denn grade einen Herrn von Dahlen? Ist da nicht Herr Friedrich Wilhelm Kuck? Ein spaßhafter Gimpel zwar, aber ein ehrlicher Kerl und obendrein glühend von aufrichtiger Verehrung für die Gräfin, für deren Ruf, wie wir durch einen indiscreten Freund erfahren, er sich sogar bereits geschlagen hat. Vortrefflich, die Lösung ist gefunden! Nun wird die Gesellschaft wieder lustig, ein Kalauer folgt dem andern und ein fröhliches Ballfest mit obligater allseitiger Versöhnung bildet den Schluß.

Was um Alles in der Welt hat sich der Dichter bei diesem „Schauspiel" gedacht? Wir sehen zunächst zwei Acte, die sich leidlich auf dem Niveau des Lustspiels halten; zwei Scenen zwischen Kurt und Else sind von äußerst anmuthiger Frische und Natürlichkeit. Der dritte Act bringt die erregten Auftritte zwischen Vater und Sohn, zwischen Kurt und Esther. Wir ahnen Etwas von sittlicher Schuld, woran vielleicht alle drei, die beiden Dahlen sammt der Gräfin, Theil haben. Wir sehen eine Kette schwerer Seelenkämpfe voraus, einen Knäuel gefährlicher Verwicklungen, die vielleicht zu tragischem Ausgang führen. Mit einem Worte, wir fühlen: es wird Ernst. In ängstlicher Spannung harren wir den letzten beiden Acten entgegen, um — mit einer gewöhnlichen Posse abgefunden zu werden! So wenig wir die rapide Besänftigung des Weibes, das am Schlusse des dritten Acts ein ganzes Meer dämonischer Leidenschaft im Busen zu tragen schien, begreifen könnten, wir würden sie uns doch gefallen lassen, wenn sich der seelische Verwandlungsproceß in einer der Größe der Situation würdigen Form vollzöge. Statt dessen schickt der Dichter der gekränkten Gräfin eine widerwärtige Nebenperson auf den Hals, die ihre Bekehrungsversuche in einem Tone vornimmt, welcher der Galerie allerdings zu nicht geringem Ergötzen dient, dem urtheilenden Zuschauer aber nothwendig die Frage aufdrängt, warum das stolze imposante Weib den ungezogenen Eindringling in etwaiger Ermangelung eines Hausknechts nicht selbst an die Luft setzt. Doch sei's darum! Mit welchem Rechte aber wird die arme Esther schließlich dem Gecken Kuck verlobt? Kann es für eine geistvolle, selbstbewußte Frau eine härtere Strafe geben, als die Verbindung mit einem Manne, der nicht nur vollkommen unbedeutend, nein, der die fleischgewordene Lächerlichkeit ist? Woher hat sie diese Strafe verdient? Etwa für das Verhältniß zu Kurt von Dahlen?

Digitized by Google

Nun, die Tragweite dieſes Verhältniſſes iſt aus den vorhandenen Acten leider nicht genau zu conſtatiren, aber von zwei Dingen eins: entweder das Verhältniß hielt ſich innerhalb der Schranken des Erlaubten und dann haben wir kein Recht, eine Sühne zu fordern; oder es ging über dieſe Schranken hinaus und dann hatten beide Theile die Schuld zu büßen. Statt deſſen darf Freund Kurt nun ſeine reizende Elſe ungeſtraft heimführen und wird an ihrer Seite vorausſichtlich der Glücklichſte der Sterblichen werden. Uebrigens glauben wir gern, daß der Dichter an eine Beſtrafung der Gräfin gar nicht gedacht hat. Für den Fall, daß ſie die Verbindung mit Herrn Kuck jemals zu bereuen haben ſollte, hat er ſogar die zartfühlende Freundlichkeit, anzudeuten, daß die ſchöne Diana eines harmloſen Aktäon ja in einen Hirſch umwandeln kann. Er hätte wahrſcheinlich auch nichts dagegen gehabt, wenn Eſther an der Hand eines Mannes von Geiſt aus der Affaire hervorgegangen wäre; aber er konnte des Herrn Kuck nicht entbehren, denn Herr Kuck iſt die luſtige Perſon des Stücks. Und dieſem höchſt perſönlichen Bedürfniß des Dichters zu liebe mußte die unſchuldige Eſther geopfert werden, ſie, die als Charakter zwanzigmal mehr werth iſt, als beide Herren von Dahlen zuſammengenommen. Denn welch ein trauriger Menſch iſt dieſer Kurt, der ſo ſehr, wir wollen nicht ſagen alle Pietät gegen eine Jugendliebe, wohl aber die Pflicht der Dankbarkeit gegen die aufopferungsvolle Pflegerin vergeſſen kann, daß er, um ihr auszuweichen, ſie wie eine Abenteurerin der Discretion des Lebemannes Herbert überantwortet, und daß er, als er ihr Auge in Auge gegenüberſteht, mit einer Fluth gegen ſie gerichteter Juſinuationen ſich ſelbſt zu rechtfertigen ſucht! Und dieſes trefflichſten Sohnes trefflichſter Vater, der ſeinem leichtfertigen „Freunde“ Kurt zu Liebe gegen die Lebensretterin ſeines einzigen Kindes ſo bereitwillig mit dem ganzen Apparat eines galanten Abenteurers zu Werke geht, ſoll er uns etwa Reſpect vor der Familie Dahlen einflößen? Der Umſtand, daß er ſich ernſtlich in Eſther verliebt, macht die Sache nur noch toller. Aber trotzdem ſind die Herren von Dahlen die Ehrenmänner des Stücks und kommen ungeſchoren davon, wenn man nicht die ſchließliche Erkenntniß des Vaters, daß er „alt geworden“, als Nemeſis betrachten will.

Von welcher Seite man das Lindau'ſche Stück betrachte, immer von Neuem endet man mit der Frage: „was ſoll das bedeuten?“ Es iſt ſchlechterdings unmöglich, des Dichters eigentliche Abſicht herauszufinden. Er will uns ein Sittengemälde aus der heutigen Geſellſchaft entrollen. Die zweideutigen Anſpielungen der beiden erſten Acte, die pikante Verwicklung des dritten Acts laſſen uns vorausſetzen, daß er ſich ſeiner Aufgabe in der Weiſe der Sardou, Feuillet, Dumas und Gen. entledigen wird. Da kommt der vierte

Digitized by Google

Act und mit ihm die Gewißheit, daß wir einfach an der Nase herumgeführt sind. Dies Verfahren des Dichters wäre nur dann erklärlich, wenn er uns dafür hätte bestrafen wollen, daß wir von einem deutschen Autor und noch dazu in den geweihten Hallen der ersten Bühne des Reichs das unsaubere Gesellschaftsdrama der Franzosen erwartet hatten. Leider beweisen die trivialen Frivolitäten der beiden letzten Acte nur zu evident die Unmöglichkeit dieser Auffassung. Bei Licht besehen, ist Lindau's Stück, seinem moralischen Werthe nach gemessen, um nichts besser, als jene französischen Machwerke; denn die Stümperei in der Ausnutzung des Unsittlichen ist kein mildernder Umstand. Und dann, begreift denn überhaupt ein Mensch diese Lindau'sche Gesellschaft? Unbegreiflich ist das Verhältniß zwischen Vater und Sohn, unbegreiflich das Benehmen gegen die Gräfin, unbegreiflich seine kindliche Naivetät in den Scenen mit Else, unbegreiflich die ernstliche Liebe Herbert's zu Esther, unbegreiflich der Letzteren Freundschaftsverhältniß zu Else und unbegreiflich ihre Vermählung mit Kuck. Kurz, es ist die Komödie der Unbegreiflichkeiten. Das Allerunbegreiflichste aber ist: wie kommt dies Stück auf die ehemals so exclusive königliche Bühne? Fängt man auch hier an, sich auf Kassenstücke zu verlegen? Pecuniär fährt man damit allerdings sehr viel besser, als mit Schiller und Goethe. Auch Mißerfolge sind kaum zu befürchten; denn wenn man zur Besetzung der Hauptrolle eine Erhart und für die Nebenrollen gar einen Döring und eine Frieb-Blumauer zur Verfügung hat, kann man getrost auch bedenkliche Producte über Wasser zu halten hoffen. Grade umsomehr aber sollte das vornehme Schauspielhaus sich hüten, dem Wallner- oder gar dem Stadttheater Concurrenz zu machen. χ. χ.

Pflanzerleben in Indien.

Kulturgeschichtliche Bilder aus Assam von Oskar Flex. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung 1873.

In welchen überseeischen Gegenden träfen wir Deutsche nicht? So muß man fragen, denn in der That, unsre Landsleute sind überall, und überall wissen sie durch ihre Tüchtigkeit, ihren Fleiß und ihre Ehrlichkeit sich empor-

Digitized by Google

zubringen. Erfahren wir doch jetzt die überraschende Thatsache, daß ein Fünftel der europäischen Bevölkerung in Manila auf den Philippinen aus Deutschen bestehe und die Spanier aus diesem Grunde eine Annexion jener Inseln durch das Reich fürchteten. In der That haben unsre Landsleute im Handel Ostasiens ein ganz erkleckliches Uebergewicht gewonnen, was schon die großen deutschen Firmen in Jokohama — wo soeben ein deutscher Verein für Natur- und Völkerkunde Ostasiens gegründet wurde — Nagasaki, Schanghai, Kanton u. s. w. beweisen.

Auch in Indien hat nächst dem Engländer der Deutsche am meisten Fuß gefaßt; nicht nur als Kaufmann, sondern auch als Lehrer, und namentlich Lehrer der Hindu, welche an ihre höheren Lehranstalten besonders gern deutsche Professoren aus dem Kreise unsrer Orientalisten berufen. Daß aber der Deutsche auch als Theepflanzer zwischen den Engländern durch seine Tüchtigkeit zu einer angesehenen Stellung gelangt, beweist uns das vorliegende Buch des Herrn Flex. In Assam, dem überaus fruchtbaren, wohlbewässerten, sumpf- und waldreichen mittlern Stromgebiete des Brahmaputra, also östlich von Vorderindien, wird schon seit längerer Zeit der Theebau sehr schwunghaft betrieben. Dorthin, auf eine einsame Plantage wurde auch unser Landsmann Flex versetzt und er verstand es, dieselbe bald zur Blüthe zu bringen, so daß sie sich vor allen übrigen auszeichnete. Ein Hauptgrund hierfür war, daß er die Eingeborenen, sowohl Assamasen wie als Arbeiter eingewanderte Bengalen, vortrefflich zu behandeln wußte, daß er den Menschen nahm, wie er war und ihm Erleichterungen verschaffte, an welche Engländer nicht dachten. Soll man es für möglich halten, daß dieser Deutsche erst, und zwar mit sehr gutem Erfolge, die Sonntagsfeier einführte?

Da Flex lange im Lande lebte, auf das intimste mit den Eingebornen verkehrte, die Jahre lang sein einziger Umgang waren, so lernte er Land und Leute weit besser kennen, als der flüchtig Durchreisende. So bringt sein Buch höchst werthvolle Beiträge zur Ethnographie, wenn auch überall die gelehrte Grundlage fehlt. Aber es soll uns ja nur das Pflanzerleben mit seinen Entbehrungen wie Freuden darstellen und wer in leichter Lectüre schnell in das indische Treiben eingeführt sein will, dem können wir das vorliegende Werk mit gutem Gewissen empfehlen. Langweilig ist es nirgends, wenn auch der fortlaufende Dialog, in dem der größere Theil des Buchs geschrieben ist, manches Bedenkliche hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXXII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 48.

Ausgegeben am 28. November 1873.

Inhalt:

	Seite
Wilhelm Jensen.	321
Noch einmal das kurhessische Hausfideicommißvermögen.	339
Weltausstellungsbericht. 8. Die nationale Hausindustrie.	341
Aus Schwaben.	345
Vom preußischen Landtag.	351
Eine russische Stimme über den Prozeß von Trianon.	355
Weihnachtsbücherschau. A. Hendschel's Skizzenbuch. Zweiter Theil.	258

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von W. Spemann in Stuttgart.
Literarische Beilage vom Bibliographischen Institut.

Leipzig, 1873.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Verlag von **Franz Duncker** in Berlin.

Goethe's
Leben und Werke

von

G. H. Lewes.

Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt

von

Dr. Julius Frese.

Achte Auflage. **2 Bände eleg. geh. nur einen Thaler.**

Ueber dieses, allgemein als das vortrefflichste und eingehendste Werk über das Leben und die Werke unseres größten Dichterfürsten anerkannte Buch äußerte sich **Adolph Stahr** in der **Kölnischen Zeitung:** „Lewes ist mit einem Werke über Goethe's Leben und Geistesentwickelung vor uns hingetreten, das nicht nur in jener untergeordneten Rücksicht die Beachtung des deutschen Lesers verdient, sondern das vielmehr ohne Frage **alle seit fünf und zwanzig Jahren in Deutschland selbst zu Tage getretenen Versuche ähnlicher Art übertrifft.** Das Urtheil über dieses Buch hat sich um so mehr befestigt, als durch die treffliche, mit Kenntniß, Geist und Sorgfalt gearbeitete deutsche Uebersetzung von Dr. Frese das Werk des Engländers dem weitesten Leserkreise zugänglich gemacht worden ist."

Verlag von **Franz Duncker** in Berlin.

Naturwissenschaftliche Volksbücher

von

A. Bernstein

sind jetzt in neuer und verbesserter **vierter** Auflage erschienen und zwar in 20 Bändchen à 6 Sgr. oder 40 Lieferungen à 3 Sgr., so daß es auch dem Unbemittelten nicht schwer fallen kann, sich nach und nach dieses ausgezeichnete Werk anzuschaffen, über welches sich **Berthold Auerbach** äußert: **„Seit Hebel's Darstellung des Weltgebäudes und anderen kleinen naturgeschichtlichen Aufsätzen des unübertroffenen rheinländischen Hausfreundes ist nichts in deutscher Sprache erschienen was klarer, gesunder und anschaulicher die großen Eroberungen der Naturwissenschaft dem schlichten Verstande darlegt, als das obengenannte Buch."**

Die neueren Forschungen und Entdeckungeu hat jetzt **A. Bernstein** in einem

Supplementbande zu den Naturwissenschaftlichen Volksbüchern.

Preis 6 Sgr.,

oder in zwei Lieferungen à 3 Sgr.

niedergelegt, welcher auch denen, die die früheren Ausgaben besitzen, eine willkommene Vervollständigung des Werkes sein wird.

Allen denen, die für die Verbreitung einer wahrhaft gesunden Volksbildung bemüht sind, sei dieses Werk zur **Anschaffung für Volks-Bibliotheken, zu Geschenken für Lehrer und Schüler auf das Dringendste empfohlen! —**

Verlag von **Franz Duncker** in Berlin.

Die Hauptströmungen
der
Literatur des neunzehnten Jahrhunderts,

Vorlesungen, gehalten an der Kopenhagener Universität von

G. Brandes.

Uebersetzt und eingeleitet

von

Adolf Strodtmann.

Von diesem Werke, welches auf vier bis fünf Bände berechnet ist, sind bereits erschienen: **Erster Band. Die französische Emigrantenliteratur und Einleitung zur Geschichte der romantischen Schule in Deutschland. Zweiter Band. Die romantische Schule in Deutschland.** Preis pro Band 1 Thlr. 15 Sgr. Das **literarische Centralblatt** äußert sich über das Werk: „In diesen Vorlesungen ist Alles Geist, Kraft, Schärfe der Charakteristik, Fluß, Klarheit und Eleganz. Es sind Feuerreden eines Reformators; Gedanke um Gedanke trifft, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag gegen die bisher in Dänemark gang und gäben Ueberzeugungen. Ein geborener Redner und Agitator spricht hier und zwar mit der Sicherheit eines geistigen Großstädters gegen Kleinstädter- und Pfahlbürgerthum; er sagt das Schärfste, greift schonungslos an, poltert aber nie, bleibt immer in den feinsten Formen."

Verlag von **Franz Duncker** in Berlin.

Middlemarch.

Aus dem Leben der Provinz

von

George Elliot.

Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt

von

Emil Lehmann.

Acht Halbbände eleg. geh. à 20 Sgr., zusammen 5 Thlr. 10 Sgr.

In diesem Jahre war es in der schönen Literatur vor Allem George Elliots neuester Roman „Middlemarch", der in sämmtlichen englischen Reviews eine eingehende Würdigung gefunden hat. **Edinburgh Review** widmet ihm in ihrem Januarheft eine längere Besprechung, die des Lobes voll der Anerkennung voll ist, vor Allem des „moralischen Inhalts" wegen. Es reihe sich dieser Roman, schreibt sie, denen würdig an, welche, wie Thakerey von Dickens Copperfield rühmte, abgesehen von ihren sonstigen poetischen Vorzügen, sich noch dadurch auszeichneten, daß man sie ohne Gefahr der weiblichen Jugend in die Hand geben könne, während andererseits der reifere Mann sich an ihnen ebenso entzücke.

Ganz besonders dürfte daher dieser geistvolle und spannende Roman zu **Festgeschenken** sich empfehlen.

Früher erschienen von demselben Verfasser: Adam Bede, die Mühle am Floß, Silas Mar

Wilhelm Jensen.

Vor wenig Jahren noch hätte der kundigste Literaturfreund Angesichts dieses Namens die halb unwillige, halb verwunderte Frage gethan: „Wer ist Wilhelm Jensen?“ Heute weiß es fast jedes Kind. Wilhelm Jensen ist mode geworden. Sein Name steht gleichzeitig in einer ganzen Anzahl Zeitschriften unter dem Titel der Hauptnovelle oder des leitenden Romans des Blattes. Eine Reihe von Bänden aus dem Verlag der Gebr. Paetel in Berlin und A. Hildebrands in Schwerin (Mekl.) bietet uns in Buchform die Erzeugnisse seiner Muse. Was er schreibt und geschrieben hat, darf also bei den meisten als bekannt vorausgesetzt werden. Aber um so berechtigter erhebt sich heute im Tone des lebhaftesten Interesses und herzlicher Sympathie wieder die Frage: wer ist Wilhelm Jensen?

Wilhelm Jensen ist zunächst — geboren am 15. Februar 1837 zu Heiligenhafen, einem Städtchen am Fehmaraner Sund in Wagrien, dem alten Wendenlande im Nordosten Holsteins. Das Jahr seiner Geburt ist das Jahr der heldenhaften That der Göttinger Sieben, und Dahlmann der Führer dieser gefeierten Männer, war ein Landsmann unserers Dichters — und wie dieser damals von rechtswegen Unterthan Sr. Maj. des Königs von Dänemark, wenn er auch so wenig als Wilhelm Jensen Gebrauch davon machte. Seine Erziehung genoß Jensen in Kiel, und besuchte dort und später in Lübeck das Gymnasium. — Aus der Biographie La Fontaine's, die wir in den höheren französischen Unterrichtsklassen zu hören bekamen, ist uns immer der Satz unvergeßlich geblieben: Il se fit marier. Er ließ sich verheirathen. Das that in Frankreich einer der ersten Geister seiner Zeit, ja wohl seiner Nation. Wir wir unten sehen werden, bewahrte sich in diesem Fache Jensen seine germanische Willensfreiheit durchaus. Aber wir irren wohl nicht, wenn wir mutatis mutandis sagen: er ließ sich Medicin studiren. Die Parallele ist schon zulässig. Unsern Musensöhnen ist die Wahl der Facultät mindestens eine so ernste Sache, als dem Franzosen die Heirath. Und einer unser gefeiertsten Germanisten hat uns oft mit Rührung versichert, das Wechselrecht sei seine erste Liebe gewesen. Wenn die Medicin nun wirk-

Digitized by Google

lich Wilhelm Jensen's erste Liebe gewesen wäre, so wäre sie entschieden als unglückliche Liebe zu bezeichnen — was ja überhaupt das Privilegium der ersten Liebe sein soll. Und es wäre nur zu verwundern, daß Jensen diese tiefe Leidenschaft so lange Zeit hindurch — nämlich gerade zehn Semester lang — unerwiedert ertragen hätte, ohne Schaden zu nehmen. Aber wir glauben nicht schlecht unterrichtet zu sein, wenn wir sagen: sein Verhältniß zur Medicin ist von jeher ein platonisches gewesen. Es entspricht wohl dieser seiner keuschen Beziehung zur Heilkunst, daß der einzige seiner Helden, der sich uns als Jünger des Aeskulap darstellt, Gerth Winckelmann in „Sonne und Schatten", die Medicin doch eigentlich nur studirt, um die Liebe seines Herzens zu vergessen, und daß ihm wiederum seine Wissenschaft nur als deus ex machina dient, um durch die in Romanen häufiger als in der brutalen Wirklichkeit auftretende Operation der Transfusion des Blutes den Gegenstand seiner Liebe erst zu retten, dann zu gewinnen. Praktischer Arzt nämlich ist Wilhelm Jensen trotz seiner ausreichenden Zahl von Semestern nie geworden. Er hat in Kiel, Würzburg und Breslau allezeit mehr Verse gemacht, als anatomische Präparate, mehr empfunden, als „geochst", und hat es schließlich lieber beim Dr. phil. bewenden lassen, als beim Dr. med. Im Jahre 1860 kehrte er für einige Jahre nach Kiel zurück, um, nach heroischem Verzicht auf seine erste Liebe, die Medicin, sich der Literatur anheim zugeben, und Lücken und Löcher seines Wissens nach seinem selbsteigenen Drang und Bedürfniß auszufüllen. Jensen nahm sich dazu alle Zeit und Ruhe. Wohin die praktische Verwerthung dieses Sonderlebens fallen werde, wußte damals niemand; er selbst nicht deutlicher, als die andern. Grund genug für alle wohlmeinenden Leute der Stadt, die immer noch die rege Kritik einer zurückgefallenen Residenz besitzt, mit einem in Mißtrauen geübten Blick zu beobachten; natürlich trauten ihm auch die ehrenwerthen Personen wenig Gutes zu, die der Staat besoldet, um aus den Gedankenspänen Anderer ihr Feuer zu nähren und Excerpte zu backen. Von ihnen wurde er im günstigsten Falle als ein völlig nutzloses Individuum betrachtet. Und leider hatte es damals allen Anschein, als ob sie Recht behalten sollten. Denn eines schönen Tages verschwand der Dr. phil. Jensen aus Kiel, ohne seinen nächsten Bekannten eine andere Himmelsrichtung für seine Zukunft zu bezeichnen, als daß er auf Anregung Emanuel Geibel's nach München gehe. Das war 1862. Was nun? fragte Ferdinand Lasalle zu derselben Zeit. Zu den Krokodilen! antwortete Wilhelm Jensen an seinem Theile, nachdem er München ausreichend kennen gelernt, und reiste nach Egypten. Aber seines Bleibens war auch dort nicht. Der Sommer 1863 sah ihn wieder auf der Fraueninsel im Chiemsee, und trug den Zweislern in Kiel die unerwartete Kunde zu, daß er sich mit der Tochter des in Wien lebenden Schriftstellers und Journalisten

Digitized by Google

Dr. Moritz Brühl verlobt habe. Das ließ doch schon auf die Absicht einer gesammelten Lebensrichtung schließen. Diese Absicht trat denn auch allmählig in die concrete Wirklichkeit. Ein Jahr verlebte Jensen noch abwechselnd in München, am Chiemsee und Traunsee, dann ein Jahr in Wien, dann heirathete er hier im Mai 1865, um sich mit seinem jungen Haushalt in Stuttgart niederzulassen.

Wer die Verhältnisse des Königreichs Württemberg kennt in jenen dürren Jahren des Uebergangs aus der österreichischen Unterherrschaft zur grollenden Handels- und Waffengemeinschaft mit Preußen, der wird der deutschen Partei in Schwaben nicht verübeln, daß sie im Jahr 1868 den Stuttgarter Schutzbürger Wilhelm Jensen mit drängenden Bitten anging, die Redaction ihres Parteiorgans, der „Schwäbischen Volkszeitung" zu übernehmen, obwohl er in Dingen der Presse ungeübt und obendrein landsfremd war, und daher in den Augen jedes richtigen Schwaben der vierfachen Wurzel aller Erkenntniß schwäbischer Dinge von Haus aus ermangelte. Indessen bedurfte man damals um die „Schwäbische Volkszeitung" zu redigiren, im Grunde keiner weiteren Eigenschaften, als eines ausreichenden Vorrathes von Todesverachtung und Gleichgültigkeit gegen gedruckte, geschriebene und gesprochene Projectile aller Kaliber. Das Parteiorgan der deutschen Partei in Schwaben hatte gleichzeitig mit dem „Volksblatt aus Schwaben", dem „Stuttgarter Beobachter" die offizielle Censur eines „Schmutzblattes" aus dem Munde eines württembergischen Ministers im ersten deutschen Zollparlament davon getragen. Das Organ hatte ferner bis dahin sehr darunter gelitten, daß seine Redacteure keineswegs unabhängig waren. Außer wenigen Candidaten der Theologie — die damit aller inländischen Carrière entsagten und somit „ihren Beruf wirklich gründlich verfehlt hatten" — war daheim in Schwaben niemand für die Leitung des Blattes zu haben. Und die „Ausländer", die etwa so kühn waren, den Mangel an einheimischen Parteiredacteuren zu ersetzen, standen sammt und sonders damals unter dem Damoclesschwert der württembergischen Begriffe von deutscher Freizügigkeit. Bei dem ersten unliebsamen Artikel, und vollends bei der ersten Renitenz gegen amtliche Berichtigungen, wurde ihnen kaltlächelnd mit Ausweisung aus dem Lande der Dichter und Denker und der Gelbveiglein gedroht. — Nun muß allerdings den schwäbischen Gewalthabern nachgerühmt werden, daß sie Wilhelm Jensen gegenüber von dieser berechtigten Eigenthümlichkeit des schwäbischen Staats- und Hausrechts von Anno 68 flg. keinen Gebrauch gemacht haben. Er redigirte gelassen „das Schmutzblatt" der nationalen Partei, ohne von einem Ausweisungsukas betroffen zu werden, in seines Nichts durchbohrendem Gefühle, lediglich der gebührenden Verachtung überliefert, die ihm als „preußischer Preßmetze" unausbleiblich zukam. Schade, daß Wilhelm Jensen nicht

Digitized by Google

wenigſtens einige der Blüthen ſeiner damaligen Redactionsthätigkeit ſpäter in loſen Blättern, oder in irgend einer ſonſtigen Form geſammelt hat. Es würde ihm, meinen wir, nicht zum Schaden gereichen. Der Vorpoſten des deutſchen Staates, den er damals tapfer behauptete, iſt aller Ehrenzeichen werth, welche das nationale Bewußtſein Deutſchlands zu vergeben hat, gerade weil ſo wüſt und verworren als möglich die feindlichen Angriffe ihn in ſeinem Dienſte umbrauſten. Es war ein drangvoller Stand, ein ſolcher etwa, wie ihn die vorgeſchobenen Poſten des heil. röm. Reiches, die vier Waldſtädte am Oberrhein Jahrhunderte hindurch hielten gegen alles Raubzeug, das deutſches Land heimſuchte, bis endlich die Ohnmacht der Habsburger eine nach der andern den Drängern preisgab.

So nahe jene Tage uns liegen, wir ſind heute ein anderes Geſchlecht, auch im Süden unſrer Reichsmarken. Kaum ſcheint uns heute denkbar, ein Urthel, wie es Jenſen im Jahre 1868 ſich in Stuttgart erſtritt. Ein ſchwäbiſches Kammermitglied, außerdem k. württ. Advokat, hatte in einer Volks- und Wahlrede ſeine Zuhörer mit den Worten haranguirt: „Wollet Ihr Eure Söhne etwa preußiſche Soldaten werden laſſen, als welchen jeder Unteroffizier ihnen Stockprügel aufzählen kann?“ — Jenſen hatte dem Manne ſchriftlich erwidert: „er habe, als er das geſagt, gewußt, daß er gelogen.“ Darauf bewilligte das Stuttgarter Criminalgericht Herrn Wilhelm Jenſen vier unvergeßlich ſchöne Tage Hohenaſperg, da er nicht in die Seele des Mannes habe blicken können und deshalb eine pſychologiſche Leichtfertigkeit begangen, über welche nachzudenken ihm eben jene köſtliche Villegiatur in der Baſtille der Schwaben vergönnt werde. Wer weiß, ob nicht dieſer Aufenthalt den Reiz der Neuheit für Jenſen allmählig verloren hätte, wenn nicht zwingende Familienangelegenheiten ihn noch im Jahre 1868 nach Schleswig-Holſtein zurückgerufen hätten.

Allein auch hier, in der alten Heimath, wurde zunächſt die publiciſtiſche Thätigkeit fortgeſetzt. Jenſen übernahm bald nach der Heimkehr die ihm angetragene Redaction der „Norddeutſchen Zeitung“ in Flensburg. Und wie er in Schwaben den olympiſchen Zorn der Miniſter und Karl Mayer's, ſo erregte er hier den düſtergebundenen Sinn der particulariſtiſchen Ochſenzüchter Südſchleswigs. Drei Jahre trug er ſo Haß und Verachtung der Gaugenoſſen, und im Jahre 1870 in Jütland eine Verbrennung in effigie-obendrein — dann, zu Anfang des Jahres 1872, legte er, des politiſchen Engagements müde, die Redaction nieder und zog ſich ſeitdem nach Kiel in ſein altes Heimathhaus zurück, wo er noch heute lebt, dem literariſchen Schaffen und den einzigen Freuden eines deutſchen Heimweſens. — —

So hat Wilhelm Jenſen gelebt bis heute. Nun zu ſeiner Schriftſtellerlaufbahn. Er kann aus voller Bruſt mit Schiller ſingen:

Digitized by Google

Kein auguſtiſch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutſchen Kunſt,

denn er hat ſich den Weg zum Parnaß bahnen müſſen, wie der Bergfahrer den Pfad zum jungfräulichen Gipfel, mit der eigenen Axt, auf eigenen Stufen. Er hat ſein erſtes Buch ſelbſt drucken laſſen, für die zwei folgenden kein Honorar erhalten, für eine Reihe der dann folgenden ein ſehr geringes. Und erſt heute erfreut er ſich derjenigen Honorare, welche deutſche Verleger zahlen können, wenn ſie nicht Schaden nehmen wollen. Aber Wilhelm Jenſen hat dieſe Plänkeleien mit dem Erbfeind des Schriftſtellervolkes, dem Hunger, auch ruhiger durchmachen können, als Andere, da er von Haus aus zu ſeiner Exiſtenz nicht ſeiner Feder bedurfte. Und außerdem erging es ihm — allerdings in jenem beſcheidenen Maße, das wir Germanen des Continents an unſere Verhältniſſe legen, — genau ſo, wie Lord Byron: er wachte eines Morgens auf — und war berühmt.

Es iſt allerdings ſchwer zu ſagen, durch welche ſeiner Schriften er berühmt geworden. Denn ſoviel bei uns gedruckt wird, ſehr langſam wird es geleſen. Und Jenſen's erſte Sachen namentlich ſind nur ſehr allmählig durchgedrungen. Viele laſen noch an den früheſten Erzählungen, als der fleißige Dichter ſich ſchon — bis zu einem Honorar durchgearbeitet hatte. — Sicher iſt nur, daß Jenſen ſeit etwa fünf Jahren ein ſtändiger Feuilleton-Mitarbeiter aller größeren Zeitſchriften Deutſchlands iſt, und daß ſeit der nämlichen Zeit ſein Name zu den gefeiertſten deutſchen Schriftſtellernamen unſerer Tage gehört. Woher dieſes raſche Emporkommen? Welche Eigenthümlichkeiten kennzeichnen die Muſe Jenſen's? Welche Vorzüge der Darſtellung, der Charakteriſtik oder Stoffwahl? Eine — naturgemäß freilich flüchtige — Umſchau unter den hervorragendſten ſeiner Werke*) wird uns dieſe Fragen von ſelbſt beantworten. —

Beginnen wir mit den drei Bänden „Nordlicht“**). Der erſte Band iſt angefüllt mit der hiſtoriſchen Erzählung „Karin von Schweden“. Sie erſchien zuerſt im Daheim, etwa 1868, und hat dem Verfaſſer wohl zuerſt bei einem großen Leſepublikum Bahn gebrochen. Sie iſt zugleich, neben der Schilderung „Aus Lübecks alten Tagen“***) und dem Kriegsroman „Nach hundert Jahren“****) die einzige Erzählung Jenſen's geblieben, die auf ſtreng

*) Hierbei ſind überall die Buchausgaben zu Grunde gelegt, die allerdings manchmal Arbeiten vereinigen, die urſprünglich zu ſehr verſchiedenen Zeiten erſchienen.

**) Gebr. Paetel, Berlin 1872.

***) Schleswig, Schulbuchhandlung 1868 „Lübecker Novellen“ und „Novellen“.

****) A. Hildebrands Verlag, Schwerin, 1873.

Digitized by Google

historischem Grunde sich aufbaut. Historisch sind, wie wir sehen werden, insofern alle seine Novellen und Romane, als sie entschieden das Gepräge einer Zeit und eines Volkes tragen. Aber hier ist wirklich die Darstellung eines Stückes Geschichte beabsichtigt. Weltbekannte Ereignisse sind in das Geschick der Helden verflochten, ja die Helden der Erzählung selbst sind geschichtlich und führen jene Ereignisse herauf. Karin von Schweden ist die heldenmüthige Braut und spätere Gattin Gustav Wasa's. Der Faden der Erzählung schließt sich möglichst eng an die bekannten historischen Ereignisse. Wenn auch der Historiker von Fach über manche Einzelheiten und Motive in den Staatsactionen erregt das Haupt schütteln mag, so wird er doch durchweg den Geist der Zeit, die Größe der streitenden Principien und Charaktere und vor allem die eigenthümliche Lokalfarbe jener nordischen Staatsrevolution mit wunderbarer und ergreifender Treue wiedergegeben finden, und, wie immer durch das Mirakel poetischer Intuition, sich so gut in medias res versetzt finden, als durch seine eigenen mühsamen Quellen- und Archiv-Studien. Es ist ja auch eine Zeit, die jeden modernen Menschen in noch höherem Grade poetisch anregen muß, wie jener Ausgang der englischen Bürgerkriege, der Shakespeare zu seinen genialsten historischen Dramen den Stoff gab. Selten scheiden sich so klar und einfach Gute und Böse; alle denkbare Blutschuld lastet auf dem König Christiern, der den ganzen Adel Schwedens an einem Tag zu Stockholm enthaupten ließ; alle freudige Thatkraft, alle Reinheit und Hohheit des Lebenszieles vereinigt sich in der Person Gustav Wasa's. Dazu noch zwei Motive, die in unsern Tagen wohl nie ohne Erfolg angeschlagen werden: der junge Held ist der Liebling des armen Volkes, des Demos; die rindenessenden Dalekarlen erheben ihn auf den Königsschild, und überschreiten mit ihm die Del-Elf, den schwedischen Rubicon. Sodann kämpft er um die Rechte seiner Nationalität gegen den fremden Eroberer, d. h. für das Lebensprinzip der modernen Zeit.

Die Eigenthümlichkeiten Jensen's treten schon in dieser Erzählung, die wir absichtlich nur dem Stoffe nach näher bezeichnen, um dem Leser das Behagen der eigenen Lectüre zu überlassen, mit großer Deutlichkeit hervor. Zunächst ist es kein Zufall, daß dieser Stoff der nordischen Geschichte angehört. Mit Ausnahme weniger Schriften ist es ausschließlich nordgermanisches Leben, das in Jensen's Dichtungen pulsirt. Das ist einmal seine Natur. Er hat sich, trotz seines längeren Aufenthaltes in München, Wien und Stuttgart, und trotz des unleugbar größeren Farben- und Formenreichthums, den der Süden im Vergleich zum Norden bietet, nicht zu der Ueberzeugung erheben können, daß der Süden poetischer sei als der Norden. Im Gegentheil, Dorf und Stadt an der Seeküste, auf den Inseln und am Festland, der Nordsee vornehmlich, sind ihm die liebsten und erhebendsten poetischen Bilder. Er ist

Digitized by Google

in dieser Hinsicht gestimmt wie Willibald Alexis; nur mit dem Unterschied, daß Jensen überall das Meer- und Küstenleben Norddeutschlands an Stelle der preußischen Mark setzt, welche den märkischen Dichter zu seinen besten Schöpfungen begeisterte. Im Grunde ist es aber dieselbe Richtung der Volksseele, die beide Dichter leitet. Die Märker haben seit hunderten von Jahren mit Flugsand gekämpft, die baumlose Wüste der Kultur gewonnen, und in dem harten Ringen um das Dasein von Vater zu Sohn zugleich die höchsten Pflichten des Deutschen geübt, uns Allen als unvergessene Vorbilder und Vorarbeiter für unsere heutige Staatsgemeinschaft. Die Bewohner unserer Nordküsten haben ihr Land dem Meere abgetrotzt, und der unbändige Feind ihres Heimwesens ist ihnen zugleich der Träger ihrer Schiffe, die Straße ihres Handels, der Vermittler der weiten und kühnen Gedanken gewesen, welche von außen herein und von innen hinaus dringen. So tritt überall im Norden die Poesie menschlicher Arbeit und Energie an Stelle der Naturspenden, die im Süden das Herz erfreuen, die Leute und Poeten ohne große Anstrengung nähren.

Aber noch in anderer Richtung zeigt sich die Eigenthümlichkeit Jensen's gleich in dieser Dichtung. Jensen's Stärke ist die Lokalfarbe; und zwar nicht blos in dem naiven Sinne Walter Scott's, der uns seine Landschaften und Schlösser bis auf das geringste Beiwerk vorzeichnet, und uns die Kleidung und Sitten seiner Ritter und Damen bis auf die Unterscheidung von ganz- und halbwollnen Stoffen, ganz- und halbechtem Puritanerthum schildert. Jensen ist kein „Stoffmaler" in diesem Sinne. Seine Lokalfarbe, seine Lokaltöne und Lokalstimmungen haben überall innige Beziehung zu der Natur und Stimmung seiner Helden, zu der Handlung, die vor unsern Blicken eingeleitet wird, häufig zu der heranziehenden Katastrophe. Die „Mache" ist dabei meist geschickt verborgen, denn nur da, wo des Lesers ganze Theilnahme erregt ist, wird die Lokalfarbe mit breitem Pinsel motivirend vorgetragen. So hört der hartherzige Inhaber der Firma „Trimborn & Co." aus dem Ticken der Uhr in der lautlosen Stille seines Privatzimmers bald den spöttischen Beifall zu seinem herzlosen Lebenscalcül, bald den repetirenden Wiederhall der Regungen seines besseren Selbst, bald den geschwätzigen Verrath seines tiefsten Geheimnisses. So läßt uns der andauernde Krach — gewiß ein seh zeitgemäßes Geräusch! — des Thronsessels der armen „Juana von Castilien" bei Zeiten ahnen, daß es hier nicht gut ausgehen kann, und der Dichter es wirklich auf ein „Trauerspiel" abgesehen hat. So zaubert in „Sonne und Schatten" der Blüthenduft der Syringen, so oft er wiederkehrt, den Helden des Romans die Zeit vor, da sie als Kinder traulich verkehrten, und entwaffnet durch diese Erinnerung die trennenden Mächte ihres Lebens. So schwillt in demselben Roman die „Sylvesterwelle", d. h. die auf-

Digitized by Google

dringliche Erinnerung an alle Schuld der Vergangenheit, in der Neujahrsnacht herauf aus der dunkeln Tiefe vergessener Zeiten, und begräbt das arme Leben des reichen Senators Bolten, da es nicht die innere Kraft besitzt, dem Anprall zu widerstehen. So durchzieht „die Namenlosen" das Gegenbild der „Kreuzspinne" als Symbol der Vergänglichkeit alles Lebendigen, und des „Schmetterlings" als Symbol der Freude am Leben. — Es ist an diesen wenigen Beispielen aus einer Unzahl anderer schon angedeutet, daß Jensen nicht immer mit gleichem Glück die Eindrücke, welche Zeit, Ort, Landschaft, Umgebung, dem Menschen aufdrängen, zur Motivirung des Denkens und Thuns seiner Helden benutzt. Manchmal ist in dieser Hinsicht ein leiser Anklang an die romantische Schicksalstragödie, fast an die verhängnißvolle Gabel, vorhanden. Doch meistens ist die poetische Berechtigung und Wirkung seiner Lokalfarbe auch die allergrößte. Wie will man ergreifender den Schrecken einer Springflut auf der Hallig und den stets wachsenden Ansturm des rasenden Elements darstellen, als Jensen es in „Posthuma" *) thut; plötzlich, in der Nacht, lacht die Sturmmöve unmittelbar draußen vor dem Fenster des Gehöfts, das sonst hoch auf dem Rücken der Insel lag! Und zu dem ergreifendsten und innerlich begründetsten seiner Stimmungsbilder gehört der Anfang der „Karin von Schweden". Die eine Naturschilderung ersetzt eine weitläufige Exposition! „Das sind die Fälle von Trollhätta! — Sie rauschen seit tausend, tausend Jahren, ehe ein Ohr da war, sie zu vernehmen. Sie überrauschen Tage und Jahrhunderte. Der Knabe, der an ihnen spielt, wird zum Manne und sein Haar bleicht. Und wenn er zum letzten Male am Stabe zu ihnen hinaus wankt, sind sie wie am Tage, da er sie zum ersten Male sah, von Blumen umrandet, wie der Frühling, und silberweiß wie der Winter." Nun folgt eine hochpoetische Schilderung dessen, was der Trollhätta gesehen von Anbeginn der nordischen Geschichte bis zu Christiern dem Zweiten und dem dreitägigen Jubelfeste, das der Eroberer dem schwedischen Adel im Königsschloß zu Stockholm gibt. Der Leser darf noch nicht ahnen, wie blutig das laute Fest endet. „Nur die Wasser des Trollhätta rauschten dichter, geheimnißvoll und rissen das braune Laub, das der Herbstwind über sie rüttelte, wirbelnd in die Tiefe." Der Dichter konnte seiner Aufgabe nicht sinniger gerecht werden, den Leser über Zeit, Land und Leute, die er schildert, ausreichend aufzuklären, als durch diese Belebung des nordischen Riesenfalles zum unvergänglichen Zeugen nordischer Geschichte. —

Es kann unmöglich die Absicht dieser Zeilen sein, eingehend dem Leser jede einzelne Schrift vorzuführen, ihre Handlung und Charaktere, Vorzüge und Fehler. Wir würden sonst mit Lust verweilen an dem Inhalt des zwei-

*) Nordlicht, 2. Band.

Digitized by Google

ten und dritten Bandes „Nordlicht“, in denen sich die Vielseitigkeit des Dichters in erfreulichster Weise bekundet. Der zweite Band enthält zwei Erzählungen („Posthuma“ und „Magister Timotheus“), in denen beide Male die wachsende Wasserfluth erscheint, unerwartet dort auf der Hallig, entschlossen aufgesucht dagegen vom alten Magister, beide Male als Erlöserin von unheilbarem Herzeleid, als Todesgott ex machina. Und dennoch wie verschieden die Schilderung dieses Herzeleides, das im feuchten Element begraben wird. Posthuma soll dem geliebten Gespielen der Kindheit entsagen, dem Erben der nächsten Hallig, um eine aufgedrungene Convenienzheirath zu schließen. Der alte Magister Timotheus dagegen hat in späten Tagen die Tochter seiner ersten Liebe gefreit, weil er in jungen Jahren zu blöde gewesen, und nun ist es doch zu spät, denn sie entbrennt in Liebe zu seinem Neffen, den er wie den eigenen Sohn in sein Haus führt. Er begräbt sich mit der schwanken Brücke des angeschwollenen Stromes in den Fluthen, um der Jugend ihr Recht zu lassen, aber die Jungen scheiden auf ewig, da die Gruft des alten Ehrenmannes zwischen ihrer Liebe sich aufthut. Wenn hier Raum wäre, würden wir der „Herbstwinde“ im dritten Bande gedenken, in denen auf das ergreifendste geschildert ist, welch wildes Feuer auch im Busen der vergangenen Geschlechter loderte, die im Puderhaar und in der Allongeperrücke, die nichtssagenden Phrasen altfränkischer bienscéance stundenlang austauschten. Dann als ein Kabinetsstück treuer Zeitschilderung aus dem dreißigjährigen Krieg wäre die Schrift zu erwähnen „Aus Lübecks alten Tagen“; als ruhiges, freundliches Genrebild des heutigen geistigen Lebens Norddeutschlands „Im Pfarrdorf“ und „Die braune Erica“, endlich sind überaus launige Producte der heiteren Muse Jensen's — die ihm in derselben Fülle mindestens zu Gebote steht, wie die ernste — „Westwardhome“ zu nennen und die kostbare Humoreske „Namenlos“ im dritten Bande „Nordlicht“. Wer sich der Freude hingeben kann, diese vielseitigen Erzeugnisse des Dichters zu lesen, wird abermals eine Eigenthümlichkeit Jensen's feststellen. Nicht durch spannende Handlung oder durch eine Häufung absonderlicher Conflicte gewinnt er seinen kleinen Geschichten unsere volle Theilnahme. Jensen's Novellen haben, bei aller Verschiedenheit im Ausdruck und Pathos — das bei Jensen gesunder und mehr bürgerlich rechtschaffen ist als bei Heyse; „währschaft“ würde Jeremias Gotthelf sagen — doch die künstlerische Einheit und Gedrungenheit des psychologischen Problems mit Paul Heyse's besten Novellen gemein. Der Stoff, Handlung, Charaktere, Zeit, Ort, Stimmung und Entwickelung, Alles ist aus einem Guß, und darum ergreift es so.

Neuerdings besitzen wir auch zahlreiche Dichtungen von Jensen, die er selbst „Romane“ nennt; Erzählungen in zwei, drei, vier Bänden. Ueber

Digitized by Google

den Begriff und Unterschied von Roman und Novelle läßt sich lebhaft streiten. Soviel ist indessen sicher, die Länge, die Zahl der Bände macht den Unterschied nicht aus. Auch nicht die Form, nicht die Handlung allein. Was denn? Die Antwort ist schwer, wenn man sich dabei den Frieden mit einer Anzahl geschätzter Schriftsteller erhalten will, die glauben, in der einen oder andern Kategorie etwas geleistet zu haben, vielleicht in beiden, und dabei von wesentlich anderen Begriffen ausgehen als wir. Im Ganzen dürfte aber die Meinung viel für sich haben, daß der Hauptunterschied in dem psychologischen Problem liegt, das sich der Dichter setzt. Im Roman *entwickelt* die Handlung die Charaktere des Helden, reift und verändert sie, vielleicht bis zur Vernichtung. In der Novelle treten *fertige* Charaktere in die Handlung; wie sie unabänderlich gegeneinander, ineinander wirken, das bildet unser Interesse an der Dichtung. Ist diese Auffassung begründet — wir beanspruchen nicht den Schatten der Unfehlbarkeit dafür — so darf wohl behauptet werden, daß auch Jensen's „Romane" eigentlich große Novellen sind. Das verringert ihr Verdienst keineswegs. Im Gegentheil. Die Stärke des Dichters beruht einmal in der festen, klaren, unabänderlichen Charakterzeichnung seiner Helden, die durch die Schwankungen der Ereignisse sich nicht verwandeln lassen. Diesen Charakter zeigen auch die Helden seiner Romane. Die Handlung zeigt sie am Ende so wie zu Anfang. Die einzelnen Romane Jensen's bestätigen diese Behauptung vollkommen.

Wohl der lieblichste und anmuthigste seiner Romane ist „*Sonne und Schatten*". Alle Vorzüge des Dichters, die oben kurz angedeutet wurden, haben sich hier zu freudigster Wechselwirkung vereinigt. Selten ist die Poesie der ehrwürdigen Reichs- und Hansestadt Lübeck, der Zauber norddeutscher Haide und Fichtenwaldung, das große Bild einer Elbfahrt stromabwärts von Hamburg und die gigantische Hauptstadt des deutschen Seehandels selbst anschaulicher geschildert worden, als in diesen Bänden. Der Dichter, der so schilderte, muß hier einen Theil der tiefsten Eindrücke seines Lebens gesammelt, seine *Jugend* verlebt haben; vielleicht war ihm wie Gerth Winckelmann, seinem Helden, der erste weitere Blick in die Welt beschieden auf dem breitesten, am weitesten schiffbaren Strome Deutschlands. Das fühlen wir aus jeder dieser Schilderungen, wenn wir's nicht wüßten. Aber diese prächtigen Bilder sind auch hier nicht Selbstzweck. Sie gehören untrennbar zur Charakteristik und zu dem Geschick der handelnden Personen. Und diese handelnden Personen, die Handlung, die Verwickelung, sind wieder so einfach und klar als möglich gestaltet. Anna, die Tochter des reichen Senators Bolten, hat als Kind den Knaben des armen Drechslers Winckelmann als Gespielen kennen gelernt. Sein Vater stirbt an Verzehrung; ihr Onkel Biesewig, der reiche schnurrige und doch herrliche Junggeselle, der Arzt und

Digitized by Google

Freund der Armen, adoptirt den Knaben; aber Gerth soll seinen Weg selbst gehen, er muß dem Adoptivvater Pension bezahlen aus dem kleinen väterlichen Erbe und sich dann als Student mit Privatstunden und Schriftstellerei weiter helfen, weil der Erbtheil aufgezehrt ist; er wird auch Arzt. Anna dagegen ist von ihrer Mutter, der Senatorin, zur großen Dame bestimmt. Die wechselnde Stimmung zwischen natürlicher Herzlichkeit und affectirter Großthuerei in ihrer guten Natur kann nicht vielseitiger und ergreifender geschildert werden, als in ihrem Verhältnisse zu Gerth Winckelmann, von Kindheit auf, bis Beide erwachsen sind. Als ihr Vater, der Senator, dem jähen Schrecken erliegt, daß ein Hausfreund, Baron Ulquist, die Senatorin entführt hat, scheint es, als sei der Roman der kleinen Leute in sehr jungen Jahren am Ziele. Denn beide wohnen ein Jahr lang in innigster Seelengemeinschaft beim Onkel Bösewicht. Aber die Senatorin wird Frau Baronin, die Tochter muß nach Brüssel ins Pensionat — die Schilderung der Pensionatsverhältnisse und die Correspondenz zweier neidischer Backfische gehören mit zu den besten des Romans — und Anna kehrt verbildeter als je zurück. Gerth studirt mit aller Gewalt Medicin. Der liederliche Baron findet Gefallen an seiner Stieftochter. Da verstößt ihre Mutter sie; denn Anna ist nur die natürliche Tochter des Senators Bolten mit Dorothea Winckelmann — der verstorbenen Vaterschwester Gerth's, die Onkel Biesewig unerwiedert liebte —, Anna schneidet sich die Pulsadern auf, Gerth bietet sich selbst als Object einer pompösen Transfusion dar; der Sturz aus dem reichen Hause auf die Straße, oder vorläufig in die Arme des Onkels Biesewig, hilft Anna's edler Natur zum Siege — und nach einigen weiteren Hindernissen kriegen sie sich.

Das ist, kurz gesagt, der Inhalt des Romans. Die Erzählung ist gewiß so einfach wie möglich. Einige der aufgezählten Motive sind wenig originell, fast verbraucht zu nennen; andere neu, aber unwahrscheinlich. Dahin gehört namentlich das rasche Allewerden der „bösen Stiefmutter", die wir am Ende des ersten Bandes als bildschöne entführungsfähige Frau verlassen, die der Dichter aber im zweiten Bande, wo seine eigentlichen Helden herangewachsen sind, nicht mehr lange brauchen kann, und daher auf irgend eine christliche Weise beseitigen muß. In den Märchen kommt allemal zur rechten Zeit ein garstiger Wurm und frißt den bösen Stiefmüttern das Herz ab. Jensen, als gelernter Mediciner, stattet die seinige mit einer frischen fröhlichen Art von galoppirender Schwindsucht aus, die auf wenigen Seiten unrettbar tödtlich wirkt. Aber solche kleine Schwächen verschwinden gegen die Vorzüge der Dichtung vollständig. Die reine Poesie prädestinirter Liebe, die aus dem Traum der Kinderjahre hinübergetragen wird in das Alter der Jugendreife und zu glücklichem Ziele führt, ist kaum je tiefer und farbiger durch Freud

Digitized by

und Leid zum Ausdruck gekommen als hier. Dasselbe gilt von der Menschenart, die im Onkel Biesewig verkörpert ist. Er vertritt in mustergültiger Weise das unverschuldete Junggesellenthum, das sich auf dem gesetzlichen Umweg der Adoption einen künstlichen Kindersegen leistet, und seine Pfleglinge, allen echten Vätern zu Trotze, in den höchsten Aufgaben der Menschheit unterrichtet und fördert. Dazwischen tritt ihm aber doch in einsamen Stunden die öde Wirklichkeit nahe ans Herz, die Klagen über das verlorene Liebes- und Jugendglück, die ihm dann entströmen, sind herzbewegend. Ueberhaupt jede Empfindung, die hier vorgetragen wird, ist voller Innigkeit. Die Unmittelbarkeit der Erzählung und Empfindung ist kunstvoll gesteigert durch die Form, die der Dichter für den Roman wählte: Anna, Gerth, und Onkel Biesewig schreiben selbst die Erzählung, indem sie die einzelnen Abschnitte ihres Lebens aus ihrer Erinnerung hervorsuchen und in directer Rede wiedergeben. Vielleicht hat dem Dichter bei der Wahl dieser Form Wilkie Collins' „Frau in Weiß" vorgeschwebt; doch zweifellos hat er darin den Briten übertroffen. Denn bei Jensen schreiben nur gegenseitig völlig sympathische Naturen die Geschichte ihres Lebens, ihrer Liebe; bei Collins völlig heterogene feindliche Menschen. Bei Jensen legen die drei innig vertrauten Menschen diejenigen Blätter ihrer Erinnerungen aneinander, die sich ergänzen und fortsetzen. Bei Collins ist der Sprung von dem einen Abschnitt zum andern meist gewaltsam und nur durch die Absicht motivirt, die Spannung des Lesers aufs höchste zu treiben. Auch in diesem ersten Roman Jensen's herrscht der Charakter der Novelle vor, wie wir ihn oben deuteten. Gerth, Biesewig, Bolten, die Senatorin, Ulquist, sind feststehende Charaktertypen. Nur Anna Bolten-Winckelmann scheint sich umzubilden, und in der Schule der Trübsal die garstige Ueberhebung abzustreifen, die ihr von dem schlechten Weibe anerzogen ist, das sich ihre Mutter nannte. Aber das ist nicht die Meinung des Dichters. Sein Problem ist das höhere, zu zeigen, daß die grundgute Natur seiner Heldin sich gleichbleibt und in ihrer höchsten Entwickelung zurückkehrt zu ihrem Ausgang, trotz aller Verbildungs- und Verflachungskünste. — Alles zusammengenommen halten wir Jensen's „Sonne und Schatten" für eine der reinsten und schönsten Blüthen moderner deutscher Novellendichtung, von der wir gern annehmen wollen, daß sie sich in immer weiteren Kreisen am häuslichen Heerde des deutschen Bürgerstandes Haus- und Heimathsrecht erwerben werde. —

Von den neuesten Schriften Jensen's werden voraussichtlich wenige in unsern Bürgerkreisen dieselbe Schätzung sich erwerben, wie „Sonne und Schatten". Fast in allen herrscht, bald nur episodisch, bald üppiger sich vordrängend, ein unleugbares Behagen an sinnlichen oder grob-realistischen Scenen, das dem reinen poetischen und sittlichen Pathos, von welchem, wie wir

Digitized by Google

gern anerkennen, auch die neuesten Schöpfungen Jensen's getragen sind, doch wesentlich Eintrag thut, und den Leser, der die herzerfreuenden früheren Erzeugnisse der Jensen'schen Muse kennt, nur mit getheilter Empfindung entlassen wird. Jene früheren Arbeiten des Dichters haben zur Genüge bewiesen, daß er vollständig über die Mittel gebietet, uns anzuregen, zu fesseln und zu befriedigen, ohne jeden Appell an den Kitzel der Sinne. Warum nun diese Concession an den verderbten unreinen Geschmack unserer Tage? Hat nicht Jensen so kräftig wie irgend einer im deutschen Vaterlande in seinen „Liedern aus Frankreich", auf die wir unten zu sprechen kommen, den raschen Verderb des Feindes zurückgeführt auf die geringere sittliche Tüchtigkeit? Warum nun dem mesquinen Geschmack der Franzosen in deutscher Sprache folgen? Ja, wenn dabei noch ein poetischer, ein sittlicher Zweck verfolgt würde! Niemand wird leugnen, daß Byron's wildeste Dichtungen immerhin poetisch waren, weil sie dem berechtigten Realismus der menschlichen Natur formenschön beredten Ausdruck geben; niemand wird ihnen die ethische Berechtigung absprechen gegenüber der heuchlerischen Prüderie des englischen high-life jener Tage. Aber warum wird uns Deutschen der Gegenwart dieses prickelnde Gericht servirt? Wenn irgend wer, so meinen es diese Blätter gut mit dem Dichter. Sie geben ihm daher den Rath des Freundes, zurückzukehren in seine solid bürgerliche Haltung von ehedem. Die starke Seite der Heyse'schen Novellen besteht nicht darin, daß sie jeden Vater, der sie gelesen, sofort zu dem Entschluß führen werden, sie auf den index librorum prohibitorum seiner Tochter zu setzen. Es ist nicht ein Zeichen fortschreitender poetischer Kraft, wenn der Dichter zu sinnlichen Bildern greift, die ans zweideutige streifen.

Das Behagen an bedenklichem Materialismus findet sich in Jensen's Dichtungen nirgend kräftiger ausgeprägt, freilich auch nirgend besser motivirt, aus sachlichen und poetischen Gründen, als im „Eddystone"*). Wer in der edeln Geographie sattsam beschlagen ist, kennt den Eddystone als sturm- und fluthenumtobten Felsen, einige Miles im Südosten von Cornwall, vor der Südwestspitze der englischen Küste. Wiederholt hat auf diesem Gestein menschliche Kunst versucht, der gefährdeten Schifffahrt einen Leuchtthurm aufzurichten, der auch in den dunkelsten Nächten und bei der höchsten Sturmfluth den Seefahrern sein warnend Licht gäbe vor der höllischen Brandung; aber immer haben ihn die Wellen weggespült. Ein solches Bauwerk, das kühnste, das Menschenkunst bis dahin an dieser Stelle errichtet, wölbte sich am 27. November 1703 über dem Eddystone. Der Meister, der es gebaut, diejenigen nicht minder, welche das freudige Licht fortan unterhalten sollen über den nächtlichen Wogen, zugleich mit den kecken Dirnen ihrer Wahl, halten in

*) Berlin, Gebr. Pätel, 1872.

Digitized by Google

wilder Nacht Richtschmaus und Rundtrank auf dem einsamen Felsen. Es sind Leute, die wirklich die Grundlage ihres Daseins losgelöst haben vom Festland, die bereits mit einem Fuß in der tückischen Fluth stehen; und sie Alle kennen keine höhere Lebensweisheit als das carpe diem, den reichlichsten Sinnengenuß des Augenblicks. Sie erzählen sich die ihnen interessantesten Geschichten ihres Lebens, ohne jede Prüderie natürlich. Die Mädchen sind so frei davon wie die Männer. Viele dieser wilden Erzählungen aus dem fesselosen See- und Strandleben einer früheren Zeit sind voller Poesie, trotz ihres derben Realismus. Wer sollte z. B. nicht ergriffen werden von Jack Flatnose's Geschichte? Er und Bob Littlemouth sind die Wärter auf dem früheren Leuchtthurm gewesen. Das ist manches Jahr her. Sie waren bei stillem Wetter nach Ram-head zu ihrer Liebe gefahren und gegenseitig eifersüchtig geworden durch Scherze der Kameraden und stießen in Unfrieden von Land. Unterwegs schon werden sie wieder die besten Freunde. Aber der lustige Bob ist melancholisch geworden. Er sieht Old Darby, das Meergespenst mit der Laterne über den Ocean schreiten und der böse Blick gilt ihm. Da muß er sterben. Flatnose ist ärgerlich über den dummen Scherz, weiß nicht, ob Bob zu viel oder zu wenig getrunken und giebt ihm das Glas; doch es fällt und bricht in Scherben. Bob ist wirklich todt. Draußen wüthen die Stürme der Gleiche, tage-, wochenlang. Immer thut Jack die Arbeit für zwei, bei Tag, bei Nacht. Der todte Kamerad liegt auf dem Bett neben ihm, und manche Nacht erzählt er Bob die alten Schnurren, über die sie so fröhlich gelacht haben. Schließlich sagt er ihm aber: „Du hast immer so die frische Luft geliebt, Bob, und ich weiß, Du würdest selbst zuerst commandiren, daß man Dich über Bord würfe, wenn Du länger in Deiner eigenen Gesellschaft hier schnaufen solltest. Nimm mir's nicht übel, Bob, es hilft nun ja einmal nichts, und wenn ich bleiben soll, mußt Du gehen. Du weißt aber, daß ich hier bleiben muß, denn ich habe einen Eid geschworen, es zu thun, und ich könnte auch nicht weg, wenn ich wollte, da die Boote über Bord sind . . . Mit einem Wort, Du riechst nicht mehr, mein guter Bob, und das ist ein Vortheil für Dich, aber nicht für mich, denn es geht schlechterdings nicht länger, Bob — darum, ohne Lebewohl, Bob —". Wie Jack ihn nun über die Brüstung ins Meer werfen will, fällt ihm plötzlich ein, die blonde Charlot könne glauben, er habe Bob umgebracht, da sie im Streit von Ram-head abfuhren. „Da ging ich wieder zu dem todten Bob Littlemouth in die Stube und zimmerte aus Tischen und Stühlen einen plumpen Sarg, in den ich ihn hineinlegte und die Ritzen mit Kleiderfetzen zustopfte. Die Fenster und die Thür meiner Stube standen Tag und Nacht offen, sonst konnte ich nicht athmen. Ich mußte essen und trinken, um nicht umzufallen; aber was ich trank,

Digitized by Google

ſchmeckte nach Bob Littlemouth, und was ich aß, als wär's ein Stück von ihm." Nun muß der Unglückſelige noch volle drei Wochen im Sturm den Leuchtthurm allein verſehen. „Dann kroch ich noch einmal an die Laterne hinaus, damit zu guter Letzt wenigſtens der Wind über mein Geſicht ſtreiche, ſo daß ich noch einmal Athem holen könne, und fiel um. — Da haben ſie mich gefunden . . . Der kleine Bob Littlemouth hat ſie ſchon unten am Fuß des Thurmes beim Anlegen mit einem Gruß empfangen, daß die Hälfte von ihnen ohnmächtig geworden und nur ein paar von den Beherzteſten mit Tüchern über'm Geſicht ſich die Hühnerſteige hinaufgewagt haben." — Wirklich poetiſch aber iſt die alte Sage von Lord Gilbert's Schloß, das einſt auf dem Eddyſtone geſtanden, als man noch trockenen Fußes von Cornwall nach Frankreich hinüberwandern konnte. Kitty Meadow, das ſeltſame keltiſche Mädchen erzählt die Sage Lady Harriot, der Braut des Baumeiſters Herrn Winſtanley, welche die Nacht auch auf dem Leuchtthurm in den obern Gemächern zubringen ſoll. Wie herrlich iſt die Schilderung, wie plötzlich das Meer hereinbricht über die lachenden Thäler, die heute unter den Waſſern des Kanals de la Manche begraben liegen. Kitty weiß das genau. Denn ſie ſelbſt iſt aus dem Geſchlecht der Meertöchter. Auch ihr gilt der Schickſalsſpruch ihrer Ahnin, daß ſie erſt dann von den Fluthen bezwungen werden kann, wenn ſie irdiſcher Liebe erlag. Und ſie ſehnt ſich nach dieſem Fluche ihres Geſchlechts. Sie liebt den Meiſter Winſtanley ſeit Jahren, und um die Stelle ſeiner Braut zu gewinnen, erzählt ſie dieſer die Geſchichte ihrer Stammmutter. Sie will dadurch der Lady die Gefahr offenbaren, welche der Unſchuld in dieſen Gemächern droht. Die Erzählung wirkt, doch wie Kitty Meadow ſich am Ziel ihrer Wünſche glaubt, löſcht die neidiſche Springfluth das erſte Licht des neuen Leuchtthurms aus, es berſten die Wände und ſpülen das Menſchenwerk hinweg in die Tiefe mit den Menſchen.

Niemand wird den „Eddyſtone" aus der Hand legen ohne tiefen Eindruck. Genialer als in allen andern Schöpfungen zeigt ſich die Phantaſie des Dichters. Der Kern von Wahrheit und poetiſchem Bedürfniß, dem die franzöſiſchen „Klaſſiker" auf Grund der angeblichen Lehre des Ariſtoteles von den drei Einheiten nachſtrebten, iſt hier in vollendetſter Weiſe offenbart. Zeit, Ort, Handlung, Charakter der Perſonen kann nicht mehr aus einem Guſſe ſein als im „Eddyſtone". Voll ergreifender Poeſie iſt die Anlage und Entwickelung des Ganzen, auch da wo die Handlung ſich ſcheinbar in Monologe oder Anekdoten der einzelnen Feſttheilnehmer auflöſt. Die furchtbare Gewalt der entfeſſelten Naturkraft, die um den Felſen tobt, gilt doch ihnen Allen, droht Allen daſſelbe, eint ſie im Untergang.

Aber lebhafter als irgendwo drängt ſich auch bei dieſer hinreißenden Dichtung die Frage auf unſere Lippen: war es nicht möglich den großartigen Stoff

Digitized by Google

um einige Töne nobler zu behandeln, uns zu verschonen mit schlechthin wüsten Bildern? Ist es absolut nothwendig, daß im Eddystone Lieder gesungen werden, vor denen Jack Flatnose's derbe Ohren zurückbeben? Muß der hochpoetischen Sage Kitty Meadow's das praktische Exempel auf ihr schwaches Geschlecht folgen? Wenn irgend ein Dichter, so haben Fritz Reuter und Jeremias Gotthelf ihre derben Heimathsgenossen in vollen Naturlauten reden lassen und wir sind ihnen gewiß dankbar dafür. Sie haben uns befreit von jenen Dorfgeschichten, deren Helden sich nur in spinozistischer Metaphysik unterhalten. Niemand wird von Jensen verlangen, daß er die Seebären des Eddystone reden lassen soll wie Turteltauben. Aber nirgends haben Reuter und Jeremias Gotthelf das Interesse des Lesers durch sinnliche Effecte zu fesseln gesucht, die im „Eddystone" so lebhaft hervortreten. Und wir meinen, auch das Bild rauher Seemänner entbehrt — ganz abgesehen von den idealistischen Anforderungen an poetische Schilderungen — auch der realistischen Wahrheit, wenn die Sinnlichkeit als das Grundelement ihres Lebens sich geltend macht. —

Wer viel von Jensen gelesen hat, wird unbedenklich die pantheistische Lebensanschauung des Dichters als die Grundquelle dieser Mängel seines Schaffens erkennen, die in einem seiner neuesten „Romane", „Die Namenlosen"*), ihre höchsten Triumphe feiert. Hier ist die naturalistische Lebensphilosophie diejenige seiner Helden. Und der Dichter sucht ihnen die Sympathie des Lesers in einem Grade zu gewinnen, daß man seine eigene Anschauung mit der ihrigen wohl identifiziren kann. Wer frei von individuellen Vorurtheilen die Leistungen unserer klassischen Literatur beurtheilt, wird nicht so thöricht sein, der pantheistischen Auffassung die Berechtigung und poetische Kraft abzusprechen. Unsere großen Heiden und ihre Werke sind durchaus von dieser Anschauung beherrscht. Und seit den Tagen des Horaz und Virgil hat jeder echte Dichter, der inmitten einer überfeinerten Kulturwelt der Muse diente, die Natur als den Trost und die Zufluchtsstätte des Menschenherzens gepriesen. So ist es denn ein unstreitig poetisches Motiv, wenn Jensen in den „Namenlosen" die verwöhnte Tochter des Berliner Grossisten Ehrenberg auf einer Reise nach einer entlegenen Insel der deutschen Nordsee durch die Einwirkung der unmittelbaren Natur und natürlicher Menschen zu der vollen Entwickelung ihres besseren Selbst gelangen läßt. Und es ist auch völlig charakteristisch für Jensen's Vorliebe zur nordischen Heimath, daß Swen Taken, der vaterlose Maler, aus dem sonnigen Schwaben sich aufmacht, um auf demselben Eiland die Lösung seines Lebensräthsels zu suchen, und die Natur dort weit ergreifender findet, als sein Geburtsland. Aber alle Charaktere,

*) A. Hildebrands Verlag, Schwerin in Mellenburg 1873.

Digitized by Google

die in den „Namenlosen“ bestimmend auftreten, leiden unter einem krankhaften Uebermaß an Pantheismus oder Naturalismus. Das Leben des Thieres ist dem blinden Walten der Naturkräfte in dem Maße unterthan, wie Jensen es von den Helden in seinen „Namenlosen“ annimmt. Aber der Mensch mit nichten. Ihm ist der durch Sittengesetze geläuterte Wille eigen, der die Winde und Fluthen des Oceans, den Sand und die Dünen ebenso zu bemeistern strebt, wie die Wallungen des eigenen Herzens. „Der Mensch muß nie müssen“, sagt schon Lessing. Und die Natur der „Kreuzspinne und des Schmetterlings, d. h. der Gedanke, daß Alles vergeht, die Freude, daß es heute noch besteht“, sind nicht die höchsten Ziele, die Menschen erstreben können. An einer Stelle des Romans, im ersten Bande, zeigt sich klar die Schwäche dieser Weltanschauung. Swen Taken, der Held der Dichtung, ergreift mit glühender Wärme und in beredtester Weise die Partie der Kinder der Liebe — er selbst ist eines — und wirft die Frage auf, ob die Beobachtung der willkürlichen Formalität der Heirath Seiten der Eltern des Geborenen diesem irgend ein besseres Recht an die Welt und die Freuden des Lebens gebe, als dem Sprößling einer freien Verbindung. Der Jammer der leiblichen und seelischen Existenz außerehelicher Kinder ist in der Schilderung Jensen's Wort für Wort zu unterschreiben, und es bleibt davon leider genug übrig, wenn man ihnen auch allen pharisäischen Hochmuth erspart denkt, der in Jensen's Schilderung ihrer Leiden eine große Rolle spielt. Aber gerade an dem sehr verschiedenen Maße von Anwartschaft auf irdische Glückseligkeit, auf Erziehung, Leitung und Ueberwachung, die den einen oder den andern von Haus aus bereitet ist, erkennt man, daß nicht eine bloße Formalität den Unterschied ihres Daseins ausmacht. Jede Ehe trägt in ganz anderem Maße als die flüchtige Liebe in sich das Bewußtsein der Verantwortlichkeit, die Gewähr für den Bestand der Heimstätte, herzlicher Liebe der Gatten unter einander und zu den Kindern, in guten und bösen Tagen. Und dieses Verhältniß ist so wenig Zufall und Willkühr der Menschen, daß es vom Urbeginn menschlicher Geschichte an die Grundlage aller sittlichen und staatlichen Ordnung gebildet hat.

Jensen's deutsche Natur erkennt die einfache Logik dieser Thatsachen im Grunde auch an und hat davon eben in dem neuesten Roman „Nach hundert Jahren“*) unwidersprechliches Zeugniß abgelegt. Dieser Roman spielt im Elsaß während des Krieges von 1870. Der Held ist badischer Landwehroffizier, verliebt sich vor der Kriegserklärung in seine elsässische Cousine, in der Nachbarschaft von Sesenheim natürlich, und erobert sie mit Straßburg.

*) A. Hildebrands Verlag. Schwerin, 1874. Der Jensen'sche Roman „Drei Sonnen“ aus demselben Verlag ist uns leider zu spät zugegangen. Wir kommen darauf zurück.

Digitized by Google

Die funfzigjährige Feindschaft zweier Brüder findet damit gleichzeitig ein versöhnendes Ende. Im Begriffe, sich, trotz ihres Jugendschwurs, gegenseitig aufzusuchen, treffen sie sich mitten im Rhein zwischen Straßburg und Kehl. Mehr über den sehr lesenswerthen Roman, der von gründlichen Studien des Verfassers über Geschichte, Land und Leute des Elsasses zeugt, möchten wir nicht verrathen. Aber der Dichter wird aus diesem Roman selbst in überzeugendster Weise erkennen, wohin die von uns als Abweg bezeichnete Richtung seiner neueren Schöpfungen gehört. Diese Schwächen nämlich sind in der Erzählung „In hundert Jahren" ausnahmslos den Leuten französischer Zunge, dem Erbfeind Deutschlands, zugewiesen, ohne Unterschied des Alters, Geschlechts und der Waffengattung. Françoise, Jensen's Typus französischer Frauen, hätte wohl eine feinere Zeichnung verdient, als ihr im ersten Band, in der Kellerscene mit Harald Wölflin geschenkt ist. Aber immerhin ist die Selbsterkenntniß rühmend zu erwähnen, daß der Dichter in den großen Tagen des Krieges die Fehler seiner Richtung nur noch bei den Feinden anbringt und die Landsleute damit verschont.

Wenige deutsche Dichter haben überhaupt eine freudigere Leistung zu Gunsten der nationalen Erhebung aufzuweisen, als Jensen in seinen „Liedern aus Frankreich."*) Sie erschienen zuerst (1871) namenlos, mit dem Zusatze „von einem deutschen Soldaten". Sie waren „meinen Kameraden in Frankreich" gewidmet und wurden allgemein für wirkliche Soldatenlieder gehalten. Das begeisterte Lob der deutschen Presse war einstimmig. Mit großem Behagen wurde aus Anlaß dieser hervorragenden Leistung wieder auf den biedern deutschen Schulmeister verwiesen, dem man außer St. Privat und Sedan diese Lieder zu danken habe. Inzwischen lichtete sich das Geheimniß. Jensen nannte sich bei der zweiten Auflage. Jetzt erkannte man erst, wie vollkommen die patriotische Täuschung dem Dichter gelungen war. Der tiefe Ingrimm über den frechen Friedensbruch Frankreichs, das schlichte Heldenthum des Landwehrmannes, der Haus und Hof verläßt, um den eisernen Ring um Metz mit zu schließen, die reine Freude an den Schönheiten des Feindeslandes, die kosmopolitische Vorbereitung, um die Eigenart des Feindes gerecht zu empfinden, Humanität, edelste Männlichkeit, Frische und Erhabenheit des Gefühls und nationale Begeisterung, all das kann in keiner Soldatenbrust lebendiger, unmittelbarer und schöner gewaltet haben, als in diesem Pseudosoldaten.

Möge dem fleißigen Dichter noch lange beschieden sein, in gut deutschem Sinne auch in Prosa zu schreiben.

*) Zweite Auflage 1873, Gebr. Paetel, Berlin.

Digitized by Google

Noch einmal das kurhessische Hausfideicommißvermögen.

In Nr. 39 der „Grenzboten“ wurde ein Aufsatz über „die Angelegenheit des Kurfürstlich Hessischen Hausfideicommißvermögens“ veröffentlicht. Der Verfasser ging, unter näherer Darlegung der einschlägigen Thatsachen und Rechtsverhältnisse, davon aus, daß für die Lösung der Frage über das künftige Schicksal jenes Vermögens die rechtlichen Momente aus eigenthümlichen Gründen nicht allein entscheidend sein dürften und kam dann zu dem Vorschlag, die Gegenstände, unter vorzugsweiser Bedenkung Hessens, als Staatseigenthum zu behandeln, den Agnaten des hessischen Fürstenhauses aber eine mäßige Abfindung für ihre Thronfolgerechte zu Theil werden zu lassen.

Daß diese Agnaten mit dem Vorschlage nicht ganz einverstanden sein würden, war nicht schwer vorauszusehen; sie oder ihre Agenten hätten aber dem Aufsatze wenigstens eins entnehmen, sie hätten mehr Verständniß dafür gewinnen sollen, wie unpassend die langen namenlosen Inserate sind, mit welchen sie seit geraumer Zeit die Augsb. A. Z. und frankfurter Blätter zu überschütten pflegen, um ein ausschließliches Recht der Agnaten an jenem Vermögen zu beweisen. Gleichwol wurde vom präsumptiven Verfasser jener Bekanntmachungen dieser nicht mehr ungewöhnliche Weg auch in diesem Blatte zu beschreiten gesucht. Eine Persönlichkeit, von welcher sich wol nichts weniger versehen ließe, als daß sie sich mit derartigen Fragen, insbesondere mit Rechtsfragen beschäftige, Herr Strubberg in Kassel, unter dem nom de guerre Armand als Verfasser von 38 Bänden in Amerika spielender abenteuerlicher Erzählungen und Romane dem Lesepublikum der Leihbibliotheken hinreichend bekannt, übersandte dieser Tage dem Verleger der „Grenzboten“ ein 6 Bogen langes Actenstück als Erwiderung auf jenen Aufsatz, mit der Bitte, diese namenlos in der nächsten Nummer erscheinen zu lassen und ihm „die Insertions-Gebühren aufzugeben oder den Betrag sogleich per Post“ auf ihn zu entnehmen.

Eine die Streitfrage wirklich weiterführende Erwiderung würden wir in den redactionellen Theil aufzunehmen bereit gewesen sein; es ist uns aber befremdlich, wie es auch wenig Vertrauen auf die eigene Sache zu bekunden scheint, daß der Einsender auf diese Weise zu Werke geht. Hat derselbe so wenig Vertrauen zu uns, daß er durch Bezahlung zu erlangen hofft, was bei einer wirklichen Berichtigung der unparteiliche Sinn einer Redaction ihm hätte gewähren können, so hätten wir uns damit begnügen können, dieses hübsche Manöver zur Kenntniß unserer Leser zu bringen. Wir legten statt dessen die Erwiderung des Romanfabrikanten zunächst dem Verfasser des Aufsatzes in Nr. 39 mit der Anfrage vor, ob er für eine sachliche Weiterentwick-

Digitized by Google

lung der Streitfragen hinreichend neue Momente darin aufzufinden vermöge, oder sonst einzelne Punkte einer Hervorhebung werth halte.

Darauf hat Herr Dr. Wippermann geantwortet:

„Die Erwiderung enthält, trotz ihres den Armand'schen Romanen würdigen Umfanges, kaum etwas Neues. Meinen Aufsatz scheint Hr. Strubberg nicht genau gelesen zu haben. Seine Ungenauigkeiten und Verwirrungen der Materie im Einzelnen zu beleuchten, würde zu weit führen und nach keiner Richtung hin sachdienlich sein. Nur Folgendes will ich hervorheben. Der Verfasser des vierbändigen Romans „Bis in die Wildniß" hat vor Allem das durch die ganze Geschichte dieser Frage sich hinziehende, sie beherrschende öffentliche Moment außer Acht gelassen. Es irrt der Verfasser des vierbändigen Romanes „Der Sprung vom Niagarafall", wenn er meint, ich hätte die Verträge von 1831 ignorirt, vielmehr hatte ich nur darauf hingewiesen, daß die Ausführung derselben unter dem zwingenden Einflusse unabänderlicher Thatsachen sich nothwendig ändern müsse. Neu ist nur der Versuch, die gegen Landgraf Friedrich von Hessen gerichtete Behauptung zu beweisen, daß nach der rechtlichen Natur jenes Fideicommisses zum Bezug von dessen Einkünften alle Agnaten gleichmäßig einst berufen seien, nicht der Erstgeborene allein. Diesen Beweis will der Verfasser des dreibändigen Romans „Schwarzes Blut" in dem Gesetze vom 27. Octbr. 1831 finden. Da dieses aber grade den Erstgeborenen beruft, so meint der „Abenteurer aus den westlichen Indianergebieten", es verstehe sich von selbst, daß nach Wegfall des Regenten die Rechte aller Agnaten eintreten, während ich grade das öffentliche Moment als das Entscheidende für die ganze Berufung glaubte erkennen zu müssen. Für den Vorzug seiner Ansicht beruft sich der Verfasser der zwei Bände „Colonie des Fürstenvereins in Texas" auf Verträge von 200 Jahren vor Gründung jenes Verhältnisses, die noch dazu von hessischen Agnaten unter einander abgeschlossen sind. Interessant ist, daß nach Erklärung des Verfassers der vier Bände des „Krösus von Philadelphia" die Agnaten eine Abfindung für ihre Thronfolgerechte als „Almosen an Bettler" und eine etwaige Zuweisung der Schlösser von Schönfeld und Hofgeismar als „ein Paar elender Hütten zum Obdach" ablehnen. Interessant ist übrigens die Entdeckung der Inseratenfabrik in Kassel, Frankfurter Straße Nr. 5, sowie des Umstandes, daß Herr Armand seinem neuen Phantasiegebilde, den drei Bänden „Fürstentochter" noch dieses neueste will folgen lassen, welches wir, wenn Sie den Abdruck ablehnen, nun bald in der Augsburgerin erblicken werden. Das Actenstück des Verfassers der zwei Bände „Die alte spanische Urkunde" ist sehr leichtfertig. Derselbe hält mir z. B. vor, mein Vater habe als Landtags-Abgeordneter die Verfassung und jenes Gesetz von 1831 ins Leben rufen helfen, während derselbe erst den 8. April 1833 zum

Digitized by Google

ersten Male in den Landtag trat. Im Uebrigen meint der Verfasser der drei Bände „Aus dem Frontierleben", mein Aufsatz sei ein Rechtsgutachten und eine tendentiöse Reclame. Der Versicherung des Agnaten-Agenten, er würde sich gescheut haben, mit meinem Gutachten vor die Oeffentlichkeit zu treten, wird man gern Glauben schenken. Erst am Ende seiner Erwiderung sagt der Verfasser der „Abenteuer eines deutschen Knaben in Amerika", mein Werk widerlege sich „von selbst". Weiter behauptet er, mein Aufsatz sei nicht mein Werk, sondern das eines Anonymus, als welchen er einen „Rechtstodtengräber" vermuthet, der früher für die Agnaten aufgetreten sei. Der Abenteurer aus Amerika steht also auf dem Standpunkte des kurfürstlich-demokratischen Verfassers der Schrift von 1867, in welcher zu zeigen versucht wurde, daß die Mehrheit der letzten kurhess. Ständeversammlungen absichtlich auf die Einverleibung in Preußen hingesteuert habe. Wen meiner früheren Collegen er dabei im Auge hat, ist unklar, da außer mir niemals jemand mit Namen in dieser Sache aufgetreten ist.

Aus vorstehender Uebersicht der Erwiderung werden Sie deren gänzliche Bedeutungslosigkeit ersehen, ich rathe daher, sie einfach zurücksenden zu lassen."

Wir bringen diese Antwort einfach zum Abdruck als Motiv für die Befolgung des letzteren Vorschlags. Die Redaction der Grenzboten. *)

Weltausstellungsbericht.

8. Die nationale Hausindustrie.

Wenn man die moderne Kunst-Industrie der Kulturvölker Europas, wie sie uns im Industrie-Palaste zur Anschauung gebracht wird, im Großen und Ganzen überblickt, so fallen uns alsbald zwei Thatsachen auf, nämlich die überhand nehmende Nachbildung von Gegenständen alter Kunst und der Einfluß des Orients.

Es hängt dies zusammen mit den gegenwärtig überall thätigen Bestrebungen für Verbesserung der Kunstindustrie, welche seit den Tagen der ersten Londoner Industrie-Ausstellung rege sind. Damals erkannte man zuerst, daß die moderne Kunst-Industrie — mit Ausnahme etwa der französischen — auf

*) Inzwischen hat Herr Strubberg-Armand sich in einem Briefe an die Redaction offen als „durch die Betheiligten Beauftragter" zu erkennen gegeben.

Digitized by

einer überaus niedrigen Stufe stand, daß ihre Leistungen in den Blütheperioden der Kunst des Alterthums, des Mittelalters, der neuern Zeit hinter den Leistungen der Zeit des Roccocco und sogar jener aus der Zeit des ersten Kaiserreichs zurückstand.

Man ergriff, weil man das Uebergewicht Frankreichs sah und die üblen Folgen dieser Thatsache in nationalökonomischer Beziehung vielfach voraussah, alsbald, zunächst in England, dann in Oesterreich, später in Deutschland und in neuester Zeit auch in Rußland, Italien und Ungarn die geeigneten Mittel zur Wiedervereinigung der wahren Kunst mit dem Handwerk und der Industrie, d. h. man errichtete Zeichnenschulen zur künstlerischen Bildung von Handwerkern und Musterzeichnern und gründete Sammlungen *mustergiltiger* Gegenstände, sogenannte Gewerbe-Museen, zur Belehrung der Producenten sowohl als des consumirenden Publicums. Bei Bildung dieser Mustersammlungen richtete man sein Augenmerk zunächst auf die besten *älteren Werke*, welche aus Zeiten stammen, da die Unnatur in der Kunst noch nicht überhand genommen hatte, also aus den bekannten Blütheperioden der Kunst.

Bald erkannte man, daß im *Orient* die Kunst alter Zeit durch Tradition sich bis auf unsere Tage erhalten hat, daß die Orientalen oft in durchaus naiver Weise auch heute noch Werke des Kunsthandwerks schaffen, welche *allen*, selbst den höchsten Anforderungen der Kunst entsprechen, für uns daher sehr lehrreich, in vielen Fällen mustergiltig sind. Das gilt besonders von den gewebten Stoffen der Orientalen. Die persischen Teppiche gelten noch heute als die *besten*, welche wir kennen, sind noch nicht übertroffen worden und die Teppiche von Smyrna werden erst in der allerneusten Zeit in nahezu ebenbürtiger Weise hergestellt. Je näher wir die Kunstindustrie der Orientalen, der Perser, Inder, Chinesen, Japanesen ꝛc. kennen lernen, desto mehr Lehrreiches und Begehrenswerthes finden wir in ihr und wir müssen es als einen großen Fortschritt bezeichnen, daß die Handelsverbindungen mit diesen Völkern jetzt erleichtert sind, so daß ihre Produkte nun in größerer Anzahl zu uns herüber kommen.

Bei weiterem Suchen nach Vorbildern bemerkte man dann, daß in einzelnen entlegenen Gebirgsthälern, überhaupt an Orten, welche abseits von den Wegen des heutigen Verkehrs und der modernen Culturentwickelung liegen, deren Erzeugnisse von der modernen Cultur noch nicht beeinflußt und verdorben sind, gleich wie im Orient einzelne Arten alter Technik und gewisse Kreise von Kunstformen aus alter Zeit sich noch erhalten haben, welche in der modernen Industrie schon längst verloren und vergessen, für unsere Bestrebungen zur Wiederbelebung alter Kunst aber oft von großem Werthe sind. Wir können von solchen, meist durchaus stylvoll durchgeführten Stücken, auch wenn sie noch so einfach sind, meist viel lernen, ja in einzelnen Fällen

Digitized by Google

sie sogar ohne Weiteres für unsere modernen Zwecke verwenden. Hat doch auch die Poesie in den Zeiten des Verfalls und der Schwäche aus dem frischen Quell des Volksliedes neue Kraft und Stärke sich geholt. Dieser bisher gänzlich unbeachteten „Hausindustrie" hat man nur in der allerneusten Zeit besondere Aufmerksamkeit gewidmet, hat die Gegenstände derselben gesammelt und auf diese Weise nicht nur den Mitlebenden in weiteren Kreisen zugänglich gemacht, sondern auch den Nachlebenden — denn diese Haus-Industrie verschwindet mit der Eröffnung neuer Verkehrswege, überhaupt dem Fortschreiten der modernen Kultur mit jedem Jahre mehr und mehr — erhalten. Zugleich hat man begonnen, diese Sammlungen zu publiciren. Den Anfang machten Felix Lay und Friedrich Fischbach mit ihrem sehr vortrefflichen Werke „Südslavische Ornamente" und die Russen mit ihrem großen Werke „l'Ornement Russe national", dessen erster, bisher allein erschienener, Band Stickereien und Spitzen enthält. Demnächst soll ein im Auftrage der ungarischen Regierung, von Friedrich Fischbach herausgegebenes Werk über die Haus-Industrie der Ungarn folgen.

Dieser dritten Gruppe von Vorbildern für die moderne Kunst-Industrie ist auf dieser Weltausstellung — in Paris bemerkte man einige Anfänge dafür in den für Zwecke der Ethnographie und Kulturgeschichte aufgestellten Volkstrachten — zum ersten Male eingehendere Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet worden. Sie ist hier zum ersten Mal als solche mit Rücksicht auf ihre Verwendbarkeit für die moderne Kunstindustrie als besondere Gruppe (XXI) zur allgemeineren Anerkennung gekommen. Doch ist diese Ausstellung bei Weitem noch nicht vollständig. In Deutschland, Frankreich und England ist das Auffinden von dergleichen Dingen mit großen Schwierigkeiten verknüpft und nur von genauen Kennern bei großer Aufmerksamkeit zu besorgen. Italien hat schon mehr geschickt; noch mehr Scandinavien und die halbcultivirten Länder, z. B. jene an der unteren Donau, welche eine große Anzahl der merkwürdigsten und werthvollsten Gegenstände eingeliefert haben. So findet man in der Ungarischen Abtheilung z. B. eine wohl vollständige Sammlung von Geweben und Hausgeräthen der Ungarn, der Sachsen in Siebenbürgen, der Rumänen, viel sehr Interessantes auch in der Russischen Abtheilung u. s. w. Von besonderer Anziehungskraft, auch für ein größeres Publikum, sind die wahrhaft künstlerisch ausgeführten Schwedischen Figuren in der alten Nationaltracht, bei welchen nicht nur die originelle, kleidsame Tracht*), sondern auch die charaktervollen Stellungen und der Ausdruck der

*) Als eine interessante Einzelheit will ich erwähnen, daß eine leinene Halskrause einer der Schwedischen Bäuerinnen genau dasselbe in schwarz ausgeführte Stickmuster hat, welches Hans Holbein an der Tochter des Bürgermeister Meyer von Basel auf der berühmten Madonna in Darmstadt gemalt hat, bisher das einzige Mal, daß ich ein ähnliches Muster im Original gesehen.

Digitized by

Gesichter und Hände Anerkennung und Bewunderung fanden. — Uebrigens darf es nicht auffallen, daß alle diese Erzeugnisse der Hausindustrie im Allgemeinen viel Uebereinstimmendes haben, denn die nahezu gleichen Aufgaben wurden überall auf die einfachste und natürlichste, nur durch Material und Technik bedingte Weise gelöst.

Trotzdem das Studium der Haus-Industrie seit sehr langer Zeit betrieben wird, zeigt die Ausstellung doch schon die günstigen Folgen desselben. Schon lange vor der letzten Pariser Ausstellung hatte ein intelligenter und strebsamer Italiener, der Goldarbeiter A. Castellani in Rom, von dessen wunderbar schönen Arbeiten ich später noch eingehender sprechen werde, — und dies ist wohl das erste Beispiel der Art — diese Hausindustrie praktisch nutzbar gemacht. Castellani stieß nämlich bei seinem Bestreben, die antiken Goldarbeiten, wie man sie in Gräbern findet, in ihrer wunderbar feinen Durchführung und Vollendung nachzubilden, auf Schwierigkeiten, indem seine Arbeiter, selbst die geschicktesten, nicht im Stande waren, gewisse Arbeiten in solcher Vollendung, wie die antiken Muster, zu fertigen. Da bemerkte Castellani, gelegentlich seines Aufenthaltes in Neapel, zufällig, daß es in einigen engen Thälern der süditalienischen Gebirge noch Goldarbeiter gab, welche in uralter, aus dem Alterthum traditionell erhaltener Weise für den kleinen Kreis ihrer Abnehmer aus der nächsten Nachbarschaft arbeiteten. Nicht nur die antiken Formen hatten sich bei ihnen durch Jahrtausende erhalten, sondern auch die Technik. Castellani sammelte den Bauernschmuck jener Gegend — diese Sammlung ist später in den Besitz des South-Kensington-Museum zu London übergegangen — und zog einige dieser Arbeiter in sein Atelier. Mit ihnen gelang es ihm, seinen Zweck vollständig zu erreichen, jene Arbeiten im Geiste des Alterthums in höchster Vollendung herzustellen, welche das Entzücken und die Bewunderung aller Kunstfreunde, Kenner sowohl als Laien, erregen und ihm mit Recht den Ruf des ersten Goldschmiedes der Welt eingetragen haben.

Durch Castellani und das South-Kensington-Museum angeregt, hat man in neuerer Zeit auch dem Bauernschmuck in Deutschland mehr Aufmerksamkeit gewidmet und hat z. B. in Franken und Westphalen noch Arbeiten gefunden, welche der Beachtung in hohem Grade würdig sind.

Schon auf der letzten Pariser Weltausstellung machten unter den Kunstfreunden einige Flaschen aus gewöhnlichem rothem Thon Aufsehen, welche französische Ingenieure gelegentlich eines Eisenbahnbaues in den Bergen von Portugal gefunden und als Curiosität nach Paris gebracht hatten. — In Italien hat Torquato Castellani, ein Sohn des berühmten Goldschmieds, auf Grund der Studien, welche er an einer von seinem Vater zusammengebrachten Sammlung von Bauern-Majoliken gemacht hat, in derselben Technik, die

Digitized by Google

jene Bauern, alten Traditionen folgend, anwenden, eine Anzahl neuere, künſtleriſch behandelte Gefäße gefertigt und hier ausgeſtellt. Dieſelben ſind den beſten Arbeiten der Renaiſſance ſehr ähnlich und erfreuen ſich des Beifalls aller Kenner.

Auch an verſchiedenen Orten Deutſchlands findet man beachtenswerthe Töpferarbeiten, welche der Ausbildung ſehr wohl fähig ſind. Die Gewerbe-Muſeen zu Wien und Berlin intereſſiren ſich lebhaft dafür und haben auch günſtige Reſultate erzielt.

Sehr bedeutend iſt der Einfluß der aus alter Zeit überlieferten Formen und Technik auf die moderne Kunſt-Induſtrie in Rußland. Während man in den andern Ländern bisher nur einzelne Beiſpiele ſolchen Einfluſſes anführen kann, hat in Rußland die neue, nationale Richtung dieſes Materials ſich bemächtigt. Bis vor Kurzem war der vornehme Ruſſe in allen Dingen des Luxus von Frankreich und Deutſchland abhängig, hatte in dieſer Beziehung faſt gar keine Beziehungen zu ſeinem Vaterlande. Jetzt findet man dieſes Verhältniß drückend und beſchämend; man muß nun ſeinen eigenen Styl haben und geht dabei in natürlichſter Weiſe auf die bei dem Volke aus alter Zeit erhaltenen Ueberlieferungen, auf die Kunſt der Bauern, welche viele geſunde, der Ausbildung fähige Elemente hat, zurück, und ſucht dasſelbe für die Zwecke der Vornehmen in künſtleriſcher Weiſe auszubilden. Und in der That hat man in Webereien, Holzarbeiten und beſonders in Silberarbeiten mit Email ſchon ſehr Vortreffliches geleiſtet. B—au.

Aus Schwaben.

Ehe wir über die Verhandlungen der württembergiſchen Ständekammer, welche ſeit mehreren Wochen wieder in Stuttgart tagt, berichten, haben wir einige Thatſachen nachzutragen, welche nicht unerheblich dazu beigetragen haben, die politiſche Situation im Lande zu klären. Seit zwei Monaten ſind wir ſo glücklich, unſern bisherigen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten verloren zu haben. Herr von Mittnacht iſt an ſeine Stelle getreten und vereinigt jetzt in ſeiner Perſon die Verwaltung der Departements der Juſtiz, der auswärtigen Angelegenheiten und der Verkehrsanſtalten. Seine Stellung nähert ſich mehr und mehr derjenigen ſeines Collegen Hoffmann in Darmſtadt. Sind auch die anderen Herren Miniſter noch nicht formell zu bloßen Miniſterialdirectoren degradirt, ſo ſind ſie es doch bereits thatſächlich: und die damit

Digitized by Google

zusammenhängende Aenderung in der äußeren Repräsentation, die Erhebung Mittnacht's auf der einen, der Herabdrückung der Stellung seiner Collegen auf der andern Seite wird in kurzer Zeit dahin führen, den Thatsachen auch das formelle Siegel aufzudrücken. Hören wir, wie das Alles kam! Herr von Mittnacht, der jetzt im Begriffe ist, den Höhepunkt seines Einflusses zu erreichen, stand vor wenigen Wochen noch am Rande einer unerwarteten Katastrophe. Wir haben in früheren Correspondenzen angedeutet, wie man in Württemberg — während noch alle anderen Rücksichten dem Streben nach Popularität sich unterordnen müssen — gerade dem Minister gegenüber in brüsker Weise aufzutreten liebt. Eine Intrigue, als deren Urheber der jetzt seinem Dienste enthobene Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und sein nunmehr — um ihn unschädlich zu machen in den geheimen Rath beförderter erster vortragender Rath bezeichnet worden, hatte die Creirung des Reichseisenbahnamts benutzt, um den Herrn von Mittnacht in Friedrichshafen als den Mann darzustellen, der gänzlich für die „preußischen" Interessen gewonnen, so eben das letzte Kleinod der schwäbischen Krone, das unantastbare Heiligthum der schwäbischen Eisenbahnen an das Reich verrathen habe. Auffallend bleibt hierbei immer, daß gerade zwei Männer von so zweifelloser geistiger Inferiorität es wagen konnten, hinter den Coulissen einem Politiker von so hervorragender Bedeutung, wie Mittnacht, ein Bein zu stellen: Offenbar rechnete man im Fall des Erfolgs auf die Unterstützung des einen oder des andern der Collegen Mittnacht's, die jetzt natürlich jeden Zusammenhang mit der Intrigue leugnen: im Hintergrund blieb ja als letzte Hoffnung der vielgeschäftige Faiseur der großdeutschen Politik, Herr von Golther, der trotz seiner Antecedentien noch immer das liebe Kind bei Hof zu spielen sucht. Genug, der Anlauf der Großmachtspolitik nahm ein klägliches Ende. Mußte man doch auch in Friedrichshafen sofort die Frage aufwerfen: Was dann? Ja man mußte gerade jetzt recht empfindlich die Schranke wahrnehmen, welche das Reich und sein hochgebietender Kanzler dem Treiben der Kleinen gesetzt hat.

Von Mittnacht *mußte* bleiben, ja seine Stellung wurde durch die Krise so sehr befestigt, daß nicht nur seine Gegner vom politischen Schauplatz verschwanden, sondern die ganze württembergische Politik seitdem eine entschieden loyale gegen das Reich geworden ist. Herr von Mittnacht insbesondere gewinnt täglich mehr an Vertrauen bei den nationalen Politikern.

Aber auch die bekannte Mahnung des Herrn v. Varnbüler, daß schon die Existenz unserer kleinstaatlichen Diplomatie eine Gefährdung des Reichs wie der Kleinstaaten selbst sei, hat durch die neuesten Vorgänge eine schlagende Bestätigung erhalten. Dennoch haben wir zur Zeit keine Hoffnung, daß die gemachten Erfahrungen völlig verwerthet werden. Dermalen stehen die

Digitized by Google

Dinge so: Seit jener Krisis, also seit dem 2. November, bemühte sich das Ministerium unter der Hand, einen Compromiß mit der nationalen Partei dahin zu Stande zu bringen, daß die Regierung das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten nicht blos provisorisch sondern definitiv aufgiebt, die Stände dagegen die beiden Gesandschaftsposten in München und Wien, auf welche man bei Hofe besonderes Gewicht legt, für die nächste Etatsperiode fortbestehen lassen. Dieser Compromiß ist denn auch neuerdings auf Grund vertraulicher Eröffnungen glücklich zu Stande gekommen und in Folge hiervon ein wesentlich modificirter Etat des Departements des Auswärtigen nachträglich eingebracht worden. Derselbe findet jedoch, wie zu erwarten, in der Mitte der nationalen Partei selbst heftige Anfechtung. Es handelt sich hierbei um eine Frage des persönlichen Vertrauens, also um Voraussetzungen, deren Existenz in neuester Zeit zu beurtheilen das größere Publikum sich auch in der Lage befindet. Eine Niederlage in der Gesandtschaftsfrage würde möglicherweise die Stellung des Ministerpräsidenten bei Hof erschweren, auch mag man zugeben, daß es sich hierbei um eine leere Spielerei handelt, wenn gleich die engen Beziehungen des in München accreditirten Diplomaten zur ultramontanen Partei die Sache doch nicht so ganz unschädlich erscheinen lassen. Verdient nun aber das Ministerium solches Vertrauen von nationaler Seite? Eingeweihte wollen es behaupten: und die Haltung, welche Herr von Mittnacht neuerdings dem Reichseisenbahnamt, dem Lasker'schen Antrag und dem Reichsgerichtshof gegenüber eingenommen hat, könnte auch solchen, welche nur zur großen Masse der sog. Zeitungspolitiker gehören, einige Zuversicht einflößen. Wäre nur nicht die Haltung der anderen Minister eine so sehr zweifelhafte, und müßten nicht die engeren Beziehungen, welche man in ministeriellen Kreisen zu der ultramontanen Partei unterhält und mit Vorliebe pflegt, den Gedanken erwecken, daß man sich die Hülfe dieser Partei für alle Fälle sichern wolle. Das rasche Ausschreiben der Reichstagswahlen in den letzten Tagen ist deßhalb für Württemberg von besonderem Interesse: Sie werden mehr als alle — mehr oder weniger vertraulichen Betheuerungen — den Prüfstein für die Haltung des Ministeriums abgeben. Das neueste Auftreten unserer Römlinge berechtigt zu der Annahme, daß auch bei uns der Wahlkampf in einen wesentlich confessionellen ausarten wird. Schon jetzt wetteifern unsere ultramontanen Blätter mit den extremsten Leistungen der bayrischen Patriotenpresse, nur mit dem Unterschied, daß in Bayern Staatsanwaltschaft und Gerichte einschreiten, während bei uns die unerhörtesten Angriffe auf die Person des Kaisers, wie sie namentlich aus Anlaß des päpstlichen Briefwechsels „das katholische Wochenblatt" „der Bote vom Ries" und ähnliche Blätter sich erlaubten, ganz ruhig geduldet werden. Die Ordre geht auf der ganzen Linie nicht von Rottenburg, sondern von Mainz,

Digitized by

namentlich aber von Feldkirch und Bregenz, aus. (Bei den famosen Exercitien des Paters Löffler an letzterem Ort befanden sich unter 107 Weltpriestern aus 6 Diöcesen nicht weniger als 39 aus der Diöcese des Herrn von Hefele!) So wird die Reichstagswahl nicht wenig dazu beitragen auch hier Klarheit in die Situation zu bringen. Inzwischen berätht unsere Ständekammer mit gewohnter Weitschweifigkeit das Etatsgesetz. Ueber ihre Debatten im einzelnen zu berichten, dürfte kaum die Mühe lohnen. Bezeichnend für ihre ganze Thätigkeit ist die Selbstgefälligkeit, mit welcher hier die unberufensten Leute, über alles und jedes sprechen, auch wenn sie von der Frage nicht das geringste verstehen: Die Bierbankpolitik feiert hier ihre höchsten Triumphe. Wurde doch der Kultusminister sogar wegen eines Schoppen Biers interpellirt, den ein Seminarist unbefugter Weise getrunken, und der Minister gab eine ausführliche Vertheidigung, der Beobachter aber beschäftigte sich noch Wochen lang mit dieser Cabinetsfrage. Natürlich unser Landtag berzieht ja Diäten, und wie Pfeifer neulich nachgewiesen, sind fast 40% unserer Abgeordneten in Stuttgart domicilirt, und in der Lage, ihrem anderweitigen Lebenserwerb neben der ständischen Thätigkeit nachzugehen.

Interessant sind nur die Erörterungen, welche auf die Stellung zum Reich Bezug haben.

Obgleich schon in letzter Session die Abgeordneten-Kammer sich mit großer Mehrheit für den Lasker'schen Antrag ausgesprochen, und obgleich selbst in den Kreisen der Volkspartei und der Particularisten, so weit das Urtheil von Fachmännern in Frage steht, Angesichts des traurigen Zustands unserer Particulargesetzgebung, jeder Widerspruch gegen die Schaffung eines deutschen Civilgesetzbuchs mehr und mehr verstummt, fand sich doch Moritz Mohl veranlaßt, bei Gelegenheit der Berathung des Justizdepartements eine Frage gegen den Antrag einzulegen. Da Mohl nicht Jurist von Fach ist, ihm auch sonst jede nähere Kenntniß der privatrechtlichen Zustände unseres Landes abgeht, so hatte man es natürlich nur mit völlig werthlosen allgemeinen Phrasen zu thun, welche höchstens von dem Hasse zeugten, welchen dieser Redner gegen den ganzen Juristenstand, insbesondere aber die Advokaten und das Notariat hegt — das als trefflich erprobte bayrische Notariatsinstitut beliebte er ganz allgemein einen Mäusefraß zu benennen! — Herr von Mittnacht beschränkte sich auf die Bemerkung, daß er im Laufe der Session der Kammer nähere Mittheilung über den jetzigen Stand der Frage machen werde. Die Ständekammer fühlte kein Bedürfniß sich auf eine weitere Debatte über die Mohl'schen Expectorationen einzulassen. Nur Probst vom schwarzen Centrum glaubte, ohne im Uebrigen seinem juristischen Bewußtsein etwas zu vergeben, eine wehklagende Bemerkung über das oberste Reichsgericht und die Hemmung unserer Rechtsentwickelung durch das Reich nicht zurückhalten zu kön-

Digitized by Google

nen. Aber auch dieser Ton fand keinen Wiederhall. Wir unterlassen nicht, aus Anlaß dieser neuesten Diatribe Mohl's, die Mittheilung zu machen, daß letzterer so eben in einem Brief an seine Wähler erklärt hat, aus persönlichen Gründen ein Mandat für den nächsten Reichstag nicht annehmen zu können.

Auch das Postreservatrecht kam in den letzten Tagen zur Sprache. Auf eine durch verschiedene Correspondenzen in auswärtigen Blättern veranlaßte Interpellation aus dem volksparteilichen Lager desavouirte unser neuer Verkehrsminister, indem er in bereits bekannter Weise seine Geringschätzung der Presse aussprach, die umlaufenden Gerüchte aufs bestimmteste. Der Zweck der Interpellation, aus der Frage politisches Capital zu machen, wurde jedoch dadurch vereitelt, daß gerade von nationaler Seite mehrere Stimmen sich für Beibehaltung der württembergischen Postverwaltung in nächster Zeit aussprachen. Für die Folgezeit bleibt, — und auch die Aeußerung des Herrn von Mittnacht beschränkte sich sehr deutlich auf die Vergangenheit — natürlich die Frage nach wie vor eine offene. Den Ausschlag wird schließlich die pecuniäre Seite der Sache geben. Zur Zeit fehlt es aber noch ganz an einer zuverlässigen Grundlage für die Berechnung des Ertrags unserer Post. (Die Telegraphenverwaltung leidet schon bei der jetzigen Rechnungsmanipulation an einem Deficit). Post und Eisenbahn sind bezüglich des Betriebs so eng mit einander verbunden, daß alle bisherigen Berechnungen, auch diejenigen der officiellen Rapporte, auf ganz willkührlichen Suppositionen beruhen und völlig werthlos sind. Eine sichere Grundlage hiefür zu gewinnen, wird erst dann möglich sein, wenn man einmal weiß, was das Reich für die Benutzung der württembergischen Bahnen zu Postzwecken etwa zu bezahlen geneigt wäre. Uebrigens zweifeln wir nicht, daß der neue Verkehrsminister bemüht sein wird, künftighin über den wahren Ertrag der württembergischen Postverwaltung, welcher bisher tendenziöser Weise hinaufgeschraubt wurde, ein möglichst helles Licht zu verbreiten. Bei der Telegraphenverwaltung prävaliren schon jetzt die Vortheile des Reichsinstituts, wenn man auch nur die Bewahrung des Telegraphengeheimnisses ins Auge faßt, welches trotz der anerkennungswerthen Bemühungen der Aufsichtsbehörde bei der eigenthümlichen localen und persönlichen Beschränktheit der schwäbischen Verhältnisse mit dem vorhandenen Personal aufrecht zu erhalten, fast unmöglich ist. —

Eine lebhaftere Debatte entwickelte sich über die Diäten der Reichstagsabgeordneten. Der bisher der nationalliberalen Fraction des Reichstags angehörige Abgeordnete Schmid hatte nämlich gemeinsam mit Abgeordneten aller Fractionen der Ständekammer an die Regierung die Bitte gerichtet, sie möchte im Bundesrathe darauf hinwirken, daß den Reichstagsabgeordneten neben der Reisekostenentschädigung entsprechende Diäten gewährt werden. In der Debatte, welche von dem vorerwähnten Antragsteller mit ganz besonderer

Digitized by Google

Animosität geführt wurde, kam natürlich nichts Neues zu Tage: schließlich aber wurde die Bitte mit 56 gegen 27 Stimmen angenommen; von letzteren motivirten hinwiederum 11 durch Elben ihr Votum dahin, daß sie zwar materiell mit dem Antrag einverstanden seien, denselben aber als ausschließlich vor das Forum des Reichs gehörig betrachten.

Zuletzt kamen noch die etatsmäßigen Leistungen für das Reich zur Sprache, wobei Hölder specielle Wünsche bezüglich der Vertretung Württembergs im Bundesrath aussprach und der Regierung empfahl, durch Erwerbung eines passenden Gebäudes in Berlin für die schwäbischen Abgeordneten wie für die Bundesrathsmitglieder daselbst einen Mittelpunkt, gleichsam eine Heimstätte im fernen Norden zu begründen.

Auffallend war, daß bei dieser Etatsposition von nationaler Seite die Frage der endlichen Beseitigung des Kriegsministeriums nicht zur Sprache gebracht wurde, obgleich gerade die Vorkommnisse der letzten Monate das Unerträgliche des bisherigen Zustands so klar zu Tage legten. Allerdings wird die im Eingang unserer Correspondenz erwähnte thatsächliche Degradirung der übrigen Minister, ganz besonders für den Kriegsminister, dem selbst nicht einmal der Ständekammer gegenüber mehr ein Platz übrig geblieben ist, die Wirkung haben, daß derselbe sich fernerhin als bloser bureaukratischer Verwaltungschef jeder Rangstreitigkeit mit dem wirklichen Inhaber der militärischen Gewalt, dem unserem Lande jetzt glücklich erhaltenen Kriegscommandanten General von Stülpnagel enthalten wird. Auch hier liegt ein sichtbarer Compromiß der nationalen Partei vor!

Blicken wir auf den seitherigen Gang der Debatten zurück, so läßt sich nicht verkennen, daß bisher die Volkspartei mit einer bei ihr ungewohnten Zurückhaltung und Mäßigung aufgetreten ist. Wir wissen nicht, ob diese Haltung als eine Folge der vor einiger Zeit in Frankfurt gefaßten Beschlüsse dieser Partei in der Programmfrage, oder aber als ein thatsächlicher Beweis der zunehmenden Eingewöhnung in die neuen Zustände anzusehen ist. Wie man hört, geht man sogar von volksparteilicher Seite damit um, bei der bevorstehenden Debatte in der Gesandtschaftsfrage die nationale Partei, welche dem Ministerium gegenüber vinculirt ist, durch logische Consequenz zu beschämen. —

Digitized by Google

Vom preußischen Landtag.

Berlin, den 23. November 1873.

Auch die zweite Woche der Landtagssession bietet der Aufmerksamkeit keinen reicheren Stoff. Einige technische Vorlagen sind von Seiten der Regierung eingebracht, von denen einige bereits durch die erste Lesung gegangen. Wir behalten unsern Grundsatz bei, auf den Inhalt der Gesetze erst bei der zweiten Lesung einzugehen. Schon erhebt sich wiederum die Klage, daß die Regierung abermals wie in der letzten verunglückten Reichstagssession zu versäumen scheine, den Landtag rechtzeitig mit Arbeiten zu versehen. In der That kann der Wunsch nicht dringend genug ausgesprochen werden, daß die Regierung sich zur Regel machen möge, die Vorlagen, die sie einzubringen beabsichtigt, bis zum Eröffnungstag jeder Session fertig zu stellen. Ueber den allseitigen Nutzen eines solchen Verfahrens ist ebensowenig ein Wort zu verlieren, wie über die schädliche Wirkung des Gegentheils. Nur wenn im Laufe der Session ein dringendes Bedürfniß unerwartet hervortritt, sollte eine darauf gerichtete Vorlage im Laufe der Session eingebracht werden dürfen. Man wird diesem Wunsch entgegen halten, daß eine solche Fertigstellung zum Eröffnungstage ein schöner aber frommer Wunsch und factisch eine Unmöglichkeit sei. Wir behaupten dagegen mit voller Ueberzeugung, daß dieses Ziel bei einigem Ernst vollkommen erreichbar ist. Die zweite Session der jetzigen Legislaturperiode beginnt vermuthlich im Januar 1875. Wenn man ein wenig Mühe nicht scheut, den Ueberblick der nöthigen Aufgaben und Vorbereitungen sobald als möglich, wo möglich schon jetzt zu gewinnen, so wird man vor den nächsten Landtag mit abgeschlossenen Vorbereitungen treten können. Im Herbst 1875 soll der neu zu wählende Reichstag zur ersten ordentlichen Session zusammentreten, nachdem er zwischen Neujahr und Ostern zu einer außerordentlichen Session berufen worden ist. Diese außerordentliche Session soll bekanntlich der Berathung des Reichs-Militärgesetzes dienen, weil die Periode des Pauschquantums mit dem Ende des Jahres 1874 abläuft. Weil diese Periode abläuft, muß dem Reichstag in der Herbstsession von 1874 das ausführliche Militärbudget für 1875 vorgelegt werden. Die Aufstellung und Ausarbeitung dieses Budgets setzt aber nach der Reichsverfassung, Artikel 62, das Reichsheergesetz voraus. Auf diese Weise ist eine außerordentliche Reichstagsession vor dem Herbst unmöglich. Die Hauptvorlage dieser Session, der Entwurf des Heergesetzes nämlich, dürfte schon längst ausgearbeitet sein, wenigstens durch die Reichskriegsverwaltung, so daß er nur noch durch den Bundesrath zu gehen hat. Der Reichstag wird also nach seinem außerordentlichen Zusammentreten keine Verzögerung seiner Arbeiten er-

Digitized by Google

fahren. Desto mehr Bedenken hat es erregt, als verlautete, die Reichsregierung wolle die Reichstagswahlen zwischen Weihnachten und Neujahr vollziehen lassen. Man betrachtet die letzte Woche des Jahres als eine besonders ungünstige für die Wähler, denen man in der vorangehenden Weihnachtszeit durchaus keine Neigungen zu den nöthigen Wahlvorbereitungen zutraut. Außerdem nimmt man an, daß viele Landtagsmitglieder auch während der Ferienzeit nicht von Berlin in ihre heimischen Wahlkreise zurückkehren und folglich mit ihrem, da es meist angesehene Männer sind, förderlichen Einfluß bei den Reichstagswahlen fehlen werden. Die Reichsregierung wird sich diesen Erwägungen wohl zugänglich zeigen und einen späteren Termin für die Reichstagswahlen ansetzen. Freilich muß dann der Landtag seine Arbeiten um so mehr beschleunigen und die preußische Staatsregierung muß ihrem Landtag dabei zu Hülfe kommen, theils indem sie sich mit den noch einzubringenden Vorlagen beeilt, theils indem sie sich für diese Session auf die nothwendigsten Vorlagen beschränkt. Denn sonst würden auch bei einem späteren Termin der Reichstagswahlen entweder die preußischen Landtagsmitglieder in ihren heimathlichen Kreisen fehlen, oder der Termin müßte so weit hinausgerückt werden, daß der Zweck der außerordentlichen Session nicht erreicht werden könnte, der Zweck mit der Ausarbeitung des Militärbudgets für 1875 auf Grund des zu beschließenden Heergesetzes bald beginnen zu können.

Die parlamentarischen Ereignisse dieser Woche sind der Vortrag des Finanzminister Camphausen am 17. November im Abgeordnetenhause über die Finanzlage Preußens, und ferner die ultramontanen Anträge und Interpellationen. Herr Windthorst beantragte am 17. November den Ersatz des preußischen Wahlgesetzes durch ein anderes nach den Grundsätzen des Reichswahlgesetzes, Herr Bernards beantragte an demselben Tage die Aufhebung des Kalender- und Zeitungsstempels, und endlich interpellirte Herr Windthorst am 22. November das Staatsministerium wegen der in Bezug auf den Wirkungskreis des Ministerpräsidenten kürzlich vorgegangenen Veränderung.

Der Vortrag des Ministers begann mit einer Uebersicht der Staatseinnahmen und Staatsausgaben des Jahres 1872, wie sie sich auf Grund des seiner Zeit erlassenen Staatshaushaltgesetzes nach dem Ablauf jenes Jahres rechnungsmäßig gestaltet haben. Die glänzenden Finanzergebnisse dieses Jahres veranlaßten den Minister zu dem Ausspruch: „das Jahr 1872 steht in der Finanzgeschichte Preußens unerreicht da; es hat niemals eine ähnliche Erscheinung gegeben, und schwerlich wird sich jemals eine ähnliche Erscheinung wiederholen." Die Erträgnisse der einzelnen Posten, auf welche der Minister diesen Ausspruch gründete, wollen wir unsererseits hier nicht wiederholen. Es genüge die Erwähnung, daß in Summa das Jahr 1872 einen verfüg-

Digitized by Google

baren Ueberschuß von mehr als 27½ Millionen Thaler ergeben hat. Wenn der Finanzminister vor der Erwartung einer ähnlichen Erscheinung in künftigen Jahren warnte, so hatte er den besten Grund in der Erhöhung der Ausgaben, welche theils schon für 1873 beschlossen worden, theils für 1874 von der Regierung jetzt vorgeschlagen werden. Im Uebrigen muß man sich gegenwärtig halten, daß der auf Preußen entfallende Antheil an der französischen Kriegsentschädigung auf das Resultat des Jahres 1872 insofern keinen Einfluß gehabt, als die Zahlung dieses Antheils erst seit dem Juli 1873 begonnen hat. Das günstige Resultat ist vielmehr den Ueberschüssen fast sämmtlicher Einnahmezweige zu verdanken. Ein ansehnlicher, obwol keineswegs überwiegender und nicht einmal relativ der größte Theil des Gesammtüberschusses schreibt sich aus dem Umstand her, daß Credite, welche der Staatsregierung bereits zur Verfügung gestellt waren, nicht realisirt und daher die Zinsen dafür unter die Ersparnisse gestellt worden sind. Aehnlich ist es mit den Besoldungserhöhungen der Betriebsverwaltungen ergangen. Zwei Dinge machen den Eindruck dieser glänzenden Finanzlage vornehmlich zu einem erfreulichen. Erstlich, daß der Finanzminister sagen konnte, daß er sich hat getrauen dürfen, auf den Staatshaushalt für 1873 mit Genehmigung des Landtags 23 Millionen Thaler mehr an Ausgaben zu setzen als für 1872, und daß diese Zuversicht so wenig getäuscht worden, daß das Jahr 1873 nicht nur allen ihm zugewiesenen Aufgaben sich gewachsen zeigen, sondern wahrscheinlich einen ansehnlichen Ueberschuß gewähren würde. Zweitens, daß die Ueberschüsse dieser beiden Jahre in der Hauptsache beruhen auf Zunahme des innern Verkehrs und Wohlstandes. Wir erwähnen noch, daß im Jahre 1873, allerdings mit Hülfe eines Theiles der französischen Kriegsentschädigung, für 80 Millionen Thaler verzinsliche Staatsschulden getilgt worden sind, und daß die Voranschläge der directen Steuern für 1874 mit Ausnahme der in diesem Jahr contingentirten Klassensteuer und mit Ausnahme der Eisenbahnsteuer sämmtlich Mehrerträge voraussetzen durften. Der Staatshaushaltsentwurf selbst für 1874 wird uns bei der Berathung im Abgeordnetenhause noch beschäftigen.

Was die Anträge und Interpellationen der Herren Ultramontanen betrifft, so habe ich oben diejenigen erwähnt, welche in dieser Woche theils zur Verhandlung, theils zur Mittheilung an das Haus durch den Präsidenten gelangt sind. Bei dem Präsidenten angemeldet ist bereits wiederum ein Antrag des Abgeordneten Schröder, die Staatsregierung aufzufordern, durch ihre Bevollmächtigten im Bundesrath auf Diäten für die Reichstagsabgeordneten hinzuwirken. Man sieht, wo die Herren vom Centrum hinauswollen. Sie wollen den ganzen Katechismus der Opposition aus der Zeit der Entzweiung zwischen Volk und Staat, wo das natürliche Bestreben der Opposition dahin

Digitized by Google

ging, die Regierung zu schwächen, auf ihre Fahne schreiben. Die Herren rechnen darauf, daß dieser Katechismus immerhin einige Artikel enthält, die nicht veralten, und daß die vielen veralteten Artikel desselben noch keineswegs in allen Volkskreisen als unzeitgemäß oder als verwerflich überhaupt erkannt sind, und daß folglich die ultramontane Fahne, wenn sie ihre Farbe unter solche Embleme verbirgt, große Verwirrung anrichten mag und einen großen Aufenthalt verursachen in der Rückkehr des Liberalismus und des Volkes überhaupt zum Staatsverständniß und zur Gewährung dessen an den Staat was in gesunden Zuständen immer des Staates sein muß.

Ganz wird das Manöver nicht mißlingen, so plump es ist, dafür bürgt die Rede des Herrn Virchow, als gestern die Interpellation Windthorst's verhandelt wurde. Diese Rede lief darauf hinaus, daß die Fortschrittspartei das Centrum jedesmal unterstützen will, wenn letzteres „objectiv gute Maßregeln" beantragt, objectiv gute Maßregeln, wie sie Herrn Virchow vorkommen. Da wird er bald des Centrums allergetreuester Schleppträger sein, denn gerade bei den objectiv guten Maßregeln des Herrn Virchow würde der Weizen des Centrums am schönsten blühen, das Centrum wird sich beeilen, den Durst des Herrn zu stillen. Indem dieser sich dem Centrum „zu allen guten Dingen vollständig zur Verfügung stellte", bat er nur um ein schonendes Tempo. Windthorst antwortete mit reizendem Witz, das Centrum werde es so einrichten, daß der preußische Fortschritt mitkommen könne. Also diese beiden Seelen hätten sich gefunden! Es war vorauszusehen. Niemanden wird die unschädliche Ironie irre machen, in welche Herr Virchow seine Zustimmung zu kleiden suchte. Vergebens wird er sich auf das: si duo faciunt idem, non est idem, berufen. Wenn zwei Parteien dieselbe Sache wollen, die eine als Mittel, die andere als Zweck, so wird in 99 von 100 Fällen diejenige Partei zu ihrem Zweck kommen, welche den Zweck der andern für sich als Mittel zu gebrauchen weiß.

Es ist nun aber Grund zu der Hoffnung — und das ist die erfreuliche Moral an der Geschichte: — daß die Fortschrittspartei, welcher diejenigen Dinge „Angelegenheit des Herzens" sind, die für das Centrum nur taktische Mittel, bei dieser Gelegenheit in den vollen und reinen Gegensatz zu den national denkenden Theilen des Volks treten wird, in welchem sie steht, aber noch nicht erkannt ist. Aus dem Katechismus der vaterlandsliebenden, vom Verständniß der Zeit, von Ernst und Wahrhaftigkeit geleiteten Parteien wird bei dieser Gelegenheit eine Menge alter Plunder einer überlebten Epoche verschwinden, der sich sonst noch lange verwirrend fortgeschleppt hätte. Es ist der Theil des oppositionellen Katechismus, dem die Fortschrittspartei den Vorzug giebt und dessen Diskreditirung sie dadurch nicht aufhalten wird, daß sie seiner selbst unter der Führung der Ultramontanen sich annimmt.

Digitized by Google

Ueber die Interpellation selbst ist nicht viel zu sagen, als daß der Vicepräsident des Staatsministeriums sie kurz und correkt beantwortete. In Preußen ist bis jetzt jeder Minister für seine Verwaltung in deren ganzem Umfange verantwortlich. Außerdem fällt auf ihn ein schwer zu begrenzendes Stück moralischer Verantwortlichkeit für die Verwaltung seiner Collegen, dafür, daß er ihr College geworden ist und bleibt. Drittens giebt es eine Collectivverantwortlichkeit, die jeden Minister gleichmäßig trifft, ob er für oder gegen gestimmt hat, für Maßregeln, die nur das Staatsministerium im Ganzen treffen kann. Der Ministerpräsident ist, wie männiglich bekannt, ein Minister wie alle anderen, dem amtlich nur die zeitraubende Einleitung der Collectivmaßregeln obliegt. Einfluß auf die einzelnen Verwaltungen übt er nur so viel, als ihm seine Collegen auf Grund seiner Einsicht und seines Ansehens freiwillig einräumen. Ob die formellen Geschäfte des Ministerpräsidenten zeitweise oder funktionell getheilt werden, ändert an der Verfassung des Staatsministeriums gar nichts. Ob diese Verfassung gut ist, steht für den Augenblick nicht in Frage. Indem der Vicepräsident des Staatsministeriums die Bedeutungslosigkeit der neuerlich eingeführten Arbeitstheilung für die Verfassung des Staatsministeriums bezeugte, fügte er etwas später sehr glücklich hinzu, daß die moralische Solidarität der Minister untereinander gegenwärtig von der Art sei, daß sie Alle für Einen und Einer für Alle für jede politische Handlung des Ministeriums einständen.

C—r.

Eine russische Stimme über den Proceß von Trianon.

Beim Lesen der voluminösen Anklageschrift und des Verhörs des Angeklagten gingen vor unseren Augen die Ereignisse des Herbstes 1870 lebhaft vorüber. Man kann eigentlich sagen, daß der Prozeß eben erst begonnen hat, da, zur Erläuterung der gegen den Marschall aufgestellten Anklagepunkte, die Aussagen der vielen Zeugen von großer Wichtigkeit sein werden.

Allein wie dieser Prozeß für den Marschall auch endigen mag, Frankreich wird ohne Zweifel durch denselben eine Verurtheilung erfahren. Die Aufdeckung der Ursachen des Unglücks und der Schmach Frankreichs fällt Frankreich selbst zur Last. Vor den Augen nicht nur der Wächter und des in dem Gerichtssaale anwesenden Publikums, sondern der ganzen Welt werden die verborgenen Seiten des Krieges von 1870 allmählig aufgedeckt, und machen

Digitized by Google

dieſe Enthüllungen den Franzoſen ſo wenig Ehre, daß viele Franzoſen es bedauern, daß man dieſen Prozeß anhängig gemacht hat. Gleich beim Beginn des Prozeſſes hatte ein engliſches Blatt Frankreich mit einer Ehebrecherin verglichen, welche die ganze Welt herbeiruft, um ihrer Freiſprechung beizuwohnen. Wir wollen jedoch dieſen Prozeß mit anderen Augen betrachten. Wir glauben darin nicht einen erbärmlichen Verſuch zu ſehen, ſich zu rechtfertigen, ſondern vielmehr die männliche Entſchloſſenheit, ſich ſelbſt zu verurtheilen. Die Ehre der Nation iſt tief verletzt worden, und um dieſelbe wieder herzuſtellen, muß Frankreich ſeine Vergangenheit verurtheilen und ſich der Lehren bedienen, welche es aus dem fürchterlichen Unglücke gezogen.

Es ſcheint uns, daß es nicht großmüthig wäre, den Franzoſen zuzuſchreiben, daß es ihr Wunſch ſei, ihre Niederlagen durch den Verrath eines oder mehrerer Menſchen zu erklären und durch den Prozeß Bazaine ſich ſelbſt und die ganze Welt zu überzeugen, daß wenn ſie nicht verrathen worden wären, ſie die unbeſiegbare und die erſte kriegeriſche Nation Europas geblieben wären. Keine Enthüllung vermag den Heldenmuth der Sieger zu ſchmälern, welche ihren Triumph vor Allem der Feſtigkeit ihres Staates, der Unerſchütterlichkeit ihrer Gewalt, ihrer Tapferkeit, ihrem Patriotismus, ihrem Pflichtgefühle, ihrer Selbſtverleugnung und ihrer geiſtigen Fähigkeit, die Nichts dem Willen des Zufalls überläßt — verdanken. Schon das, was bisher durch den Prozeß aufgedeckt worden iſt, giebt ein ſchreckliches Bild von der Lage des Landes nach den erſten Niederlagen. Inmitten des allgemeinen Wirrwarrs, welcher damals entſtand, ſehen wir nicht blos Unentſchloſſenheit und Unfähigkeit, ſondern etwas viel Schlimmeres: ein allgemeines Mißtrauen, eine Verdächtigung, Nichterfüllung der einfachſten Pflichten, ein Schwanken zwiſchen den entgegengeſetzten und ganz nebenſächlichen Combinationen, und einen Kampf der militäriſchen Erforderniſſe mit den politiſchen. Eine der kläglichſten Rollen ſpielte der Kaiſer ſelbſt. Er war zwar kein Krieger, doch begriff er, daß in dem raſchen Rückzuge die einzige Hoffnung auf die Rettung des Landes lag; er zögerte jedoch damit, weil er befürchtete, daß dies auf Paris einen ſchlechten Eindruck machen würde. Nachdem er den Oberbefehl an Mac-Mahon übertragen, bewog er denſelben, den Rückzug ſofort anzutreten und verließ die Armee erſt als ſie ſich auf den Weg von Metz nach Verdun machte; doch war dies ſchon zu ſpät, da dieſelbe noch an demſelben Tage von den deutſchen Truppen angehalten wurde. Dieſelbe Willenloſigkeit legte Napoleon auch in Chalons an den Tag. Er mußte mit Mac-Mahon zur Ueberzeugung gelangen, daß man den Reſt der Armee unverzüglich nach Paris führen müßte, und doch beſtand er ſpäter auf dem ſo unglücklichen Feldzug nach Sedan, indem er dazu durch die Revolution getrieben wurde, welche in Paris einzubrechen drohte und vor der ſeine Anhänger eine größere Furcht als vor dem

Digitized by Google

Feinde hatten. Es ist schwer sich eine erbärmlichere Lage eines Kaisers vorzustellen: die Interessen des Landes verlangten das eine und seine persönlichen Interessen das andere; er unterlag auch in diesem Kampfe ohne eine tragische Größe erlangt zu haben; er fand seinen Untergang darin, wo er seine Rettung suchte.

Uebrigens hat die Geschichte bereits ihr Urtheil über Napoleon gesprochen. Was aber um ihn herum geschah, das bleibt ganz unbegreiflich . . . .

(Im Folgenden schildert der Artikel der Moskauer Zeitung die seltsamen Handlungen der Truppenbefehlshaber und die unverantwortlichen Fehler, welche sie begangen).

In diesem ganzen Wirrwarr der seltsamsten Handlungen der Befehlshaber der verschiedenen Truppentheile sieht man nur wie einer den andern zu irgend welchem Zwecke betrügt, wie alle sich gegenseitig verdächtigen, vieles verheimlichen, ihren direkten Pflichten nicht nachkommen, und sich ihrer Aufträge nicht entledigen, und wie hernach einer die Schuld auf den andern wälzt, und wird jetzt höchst wahrscheinlich noch Vieles dem Kaiser zur Last gelegt werden, Dank dem Umstande, daß er todt ist. Ueberall treten der Verfall, die Zerrüttung und die tiefgehende Sittenlosigkeit zum Vorschein.

Nachdem die Moskauer Zeitung die Beschuldigungen, welche dem Marschall Bazaine zur Last gelegt werden, geschildert, fährt sie wie folgt, fort:

Die durch den Prozeß aufgedeckten Umstände zeigen, wie tief das Uebel der politischen Sittenlosigkeit selbst in die Armee gedrungen ist; noch einen Schritt weiter, so wird Frankreich sich in derselben Lage wie Spanien unter dem Einfluß der militärischen Pronunciamento's befinden. Der Zufall wollte es jedoch, daß dieser Prozeß gerade in demselben Augenblicke verhandelt wird, wo die Nationalversammlung endlich die Frage über das zukünftige Schicksal Frankreichs zur Entscheidung bringen soll, und zum Glücke hat Frankreich in diesem schweren und entscheidenden Augenblicke einen ganz ehrlichen Mann an der Spitze, welcher Frankreichs zerrüttete Macht überwacht, sich der Achtung aller Parteien erfreut und das unbegrenzte Vertrauen der Armee genießt. In dem trüben Bilde, welches der Prozeß uns entworfen, erscheint als die einzige makellose und aufrichtige Persönlichkeit der Marschall Mac-Mahon, dessem Schutze die jetzigen Vertreter Frankreichs so vernünftig waren, das Schicksal des Landes anzuvertrauen.

Zur Zeit des Krieges war er der einzige, der um das Land bedacht war. Er erfüllte seine Pflicht mit Strenge und ohne Hinterlist. Nachdem er nach der Niederlage bei Wörth die Ueberreste seines Corps so viel er konnte gerettet und in Chalons eine neue Armee zusammengebracht, war er der Ansicht, daß die Rettung des Landes den Rückzug auf Paris erfordere und bestand lange darauf; als er aber von Bazaine die Depesche erhielt, daß der-

Digitized by

ſelbe ſich definitiv entſchloſſen, gegen den Norden zu bewegen, da konnte er nicht länger zögern. Die folgende Depeſche Bazaine's, welche ſich zweifelhaft ausdrückte, erhielt Mac-Mahon nicht, da ſie vom Oberſten Stoffel aufgegriffen wurde. Würden alle franzöſiſchen Befehlshaber nur halbwegs ſo ſtreng wie Mac-Mahon in der Erfüllung ihrer Pflichten geweſen ſein, ſo hätte Frankreich — wenn es auch Niederlagen erlitten, da die militäriſche Organiſation ſeiner Gegner unzweifelhaft vorzüglicher als die ſeinige iſt — jedenfalls ſagen können, wie einer ſeiner alten Könige: tout est perdu hors l'honneur.

Weihnachtsbücherſchau.

Auch dieſes Jahr können wir an die Spitze unſerer Weihnachtsbücherſchau ein Bilderwerk von Albert Hendſchel ſtellen. Der zweite Theil der „Blätter aus A. Hendſchel's Skizzenbuch“ iſt erſchienen*). Unſere Leſer werden ſich wohl noch erinnern, in welcher Weiſe vorm Jahr der erſte Theil in dieſem Blatte eingeführt wurde; iſt doch der Grenzbotenartikel über den Künſtler und das Werk damals durch viele der bedeutendſten deutſchen Zeitungen gegangen. So darf wohl in allem Weſentlichen auf jenen Artikel Bezug genommen werden. Die Ausſtattung des zweiten Bandes iſt genau dieſelbe, wie diejenige des erſten. Die Blätter ſind abermals nach den Skizzen des Künſtlers photographirt, nicht geſchnitten oder geſtochen, um das der Handzeichnung des Künſtlers nächſtſtehende Darſtellungsmittel zu gewinnen. Sie ſind in derſelben eleganten Mappe untergebracht wie vorm Jahr und die Bilder zeigen denſelben feinen blaßgrauen Ton, der mehr an Tondruck als an Photographie gemahnt. Nur in Einem weicht der zweite Theil weſentlich ab; er enthält blos die Hälfte der Blätterzahl des erſten Theils. Dort waren fünfzig Nummern vertreten, hier ſind nur fünfundzwanzig vereinigt. Indeſſen ſoll, wie wir hören, bald der dritte Band in der nämlichen Stärke wie der zweite ausgegeben werden. Dann beſitzen wir hundert Blätter aus Hendſchel's Skizzenbuch; die meiſten der bis jetzt bekannten wahre Perlen des aus dem unmittelbaren deutſchen Leben gegriffenen Genrebildes, für welches fremde Nationen leider meiſt viel richtigere Würdigung verrathen als wir Landsleute. Ja,

*) Verlag v. F. A. C. Preſtel, Frankfurt a. M. Photographie v. Theodor Huth.

Digitized by Google

wenn Hendſchel nicht von Haus aus ſo behaglich ſituirt wäre, ſo würde es uns gar nicht wundern, ihn eines ſchönen Tages mit Haut und Haar nach England exportirt zu finden, ſo daß wir ſeine Zeichnungen nur d'outremer beziehen könnten. Aber der Künſtler kann glücklicherweiſe die größte Tugend volkswirthſchaftlicher Production in ſchweren Zeiten üben ohne Schaden zu nehmen. Er kann warten. Er beſcheinigt uns das im zweiten Bande ſeines Skizzenbuchs am deutlichſten durch das letzte Bild „Die Frankfurter Zeil — im Jahre 1862". Welcher Zwiſchenraum liegt in dieſen elf Jahren! Die abſcheuliche franzöſiſche Mode der Crinolines beherrſchte allerdings damals ſo terroriſtiſch den Geſchmack unſerer Damen wie heute die Pariſer Hackenſchuhe und die häßliche Faltenſtaffage, die als „geraffter Ueberwurf" einen menſchlichen Ausdruck gefunden hat, und den Blick auf Theile des Körpers concentrirt, die von Natur und Kunſt nicht zu den idealſten gerechnet waren. Aber wer erkennt dagegen in den beiden flanirenden Lieutenants des Jahres 1862 die Vertreter unſeres kriegserprobten Offizierkorps? Der Künſtler ſpricht allerdings die gewaltige Zeit, die ſeither vornehmlich unſer Kriegsheer durchlebt hat, auch in beredter Weiſe aus in dem bewegenden Bilde „Letzter Dank"; ein Landwehrmann führt mit ſchon halbgebrochenem Auge die Hand der treuen Pflegerin mit dem Genfer Kreuz noch einmal an die erſtarrenden Lippen.

Wer die reiche Sammlung ſtudirt, wird zweifelhaft ſein, ob er dem Ernſt oder dem Humor des Künſtlers höheres Lob zuerkennen ſoll. Es kommt dabei weſentlich auf das Temperament des Beſchauenden an. Der Künſtler trägt die Begabung zu beiden Genres in gleichem Maße in ſich. Und auch in die ſcheinbar düſterſten Motive miſcht ſich die Heiterkeit ſeines Sinnes. So in dem fleißigen Bilde „Mädchen am Grabe". Hier überwindet die kindliche Freude an den Blumen des Lenzes, welche die Kleine mit lächelndem Munde zum Kranze flicht, vollſtändig den furchtbaren Ernſt ihres Aufenthaltes; vielleicht hat ſie der Gram um Vater oder Mutter hierher geführt, ſie ſitzt auf der Raſenhülle, unter der ihr Liebſtes den ewigen Schlaf ſchläft — und dennoch, die flüchtige Blume, die, einmal gebrochen, auch für immer dahin iſt, ſie genügt, um ihren Kummer in Freude zu verwandeln — „und der Lebende hat Recht", ſingt Schiller. Das verſöhnende Moment, das hier die jugendfriſche Natur bietet, haben wir auf dem Blatte „Die Wallfahrt nach Kevlaar" dem ſtarken Glauben zu verdanken. Die leibhaftige Mutter Gottes, im jungfräulichen Strahlenkranze — eine echt deutſche Maria, frei von allen franzöſiſchen Wallfahrtsſchnörkeleien — ſtreckt ſegnend und heilend die Rechte über den friedlich ſchlummernden Kranken, während ſeine Gattin auf dem Sorgenſtuhl zur Linken, ihr Haupt nahe dem ſeinen, der Uebermacht des Schlafes gleichfalls erlegen iſt. Dann rechnen wir unter die ernſteren Blätter den trefflich ſtudirten „kleinen Italiener" mit ſeinem großen edeln Heimweh

Digitized by Google

in den kindlichen Zügen, und sein Pendant, die kleine „Italienerin“, die aber, ehrlich gestanden, in ihrer halb modernen Kapuze nebst Kragen und mit ihren deutschen Zügen, lediglich durch das in unseren Gauen nicht gerade gewöhnliche Kaufsangebot eines Meerschweinchens sich als Landsfremde legitimirt. Wenn wir dann noch die reizenden Idyllen erwähnen, des Mädchens „am Fenster“, das, von Tauben umgirrt, ihrer Blumen und Pflanzen sorgsam wartet, und des „Mädchens mit der Ziege“, die dem Appetit ihres gehörnten Pflegebefohlenen auf frische Gräser und Kräuter so freundlich zusieht, so sind die ernsteren Blätter des zweiten Theiles erschöpft. Sie sind am wenigsten Skizzen; alle mit Liebe, theilweise mit größter Virtuosität ausgeführt — nur die Hände der schlummernden Gattin des Kevlaarer Pilgers sind sehr skizzenhaft behandelt — und auch hier, „am Fenster“, finden wir die lieben Züge wieder, die im ersten Theil des Skizzenbuchs so manchen Mädchenkopf zieren. Wenn der Griffel des Künstlers das sinnigste und schönste ausdrücken will, so prägt er diese Züge aus. — Welches Mädchen immer sie in ihrer Jugend trug, diese Züge werden bleiben, auch wenn das Original längst den Weg alles Irdischen gegangen. Denn kurz ist das Leben, lang und heiter die Kunst.

„Und der Lebende hat Recht!“ Albert Hendschel ist der Letzte, dieses Recht zu bestreiten. In jedem lachenden Kinde, in jedem tändelnden Liebespaar, in allem unfreiwilligen und unbewußten Humor des täglichen Lebens prägt es sich aus. Und der Künstler ist ein freudiger, genauer, sympathischer Beobachter aller dieser Scenen. Noch sehr selten wahrlich, auch Ludwig Richter und Oscar Pletsch nicht ausgenommen, ist das Kinderleben wahrer und lieblicher dargestellt worden, als in Hendschel's Bildern. „Naschende Kinder“ führt das erste Blatt des zweiten Bandes uns vor. Sie — etwa vier Jahr alt — hat bei dem durch einen gigantischen Zuckerhut hinter dem Ladenfenster als einem süßen Kaufmann gekennzeichneten Gewerbtreibenden durch irgend einen justinianeischen Erwerbstitel eine Zuckerdüte erobert, die, wie das menschliche Haupt der klassischen Plastik, ungefähr den sechsten Theil ihres ganzen Körpers ausmacht. Er — ein Bursch von vielleicht sechs Jahren — schaut in die Düte mit dem kritischsten Blicke seines Jahrhunderts. Die Prüfung ist auf Quantität und Qualität des Leckerbissens zugleich gerichtet, welchen die Kleine für ihn herauszuholen im Begriffe steht. Wenn es ihm aber nicht ganz nach Wunsch geht, dann macht er's wie die großen Recensenten. Er nimmt die mäßige Gabe als Abschlagszahlung an und beklagt sich über Lieblosigkeit, Mangel an Anerkennung oder das rapide Sinken des öffentlichen Verständnisses für seine Schmerzen. Die rechte Hand des Jungen, die der Künstler früher bestimmt hatte, vermeintliche Fehler der Regie in der Auswahl der Stücke (aus der Düte) zu corrigiren, hat der Maler weggewischt. Könnte man doch mit etwas Gummi auch der öffentlichen Kritik gegenüber soviel erreichen. Oder läge der Gummi wenigstens immer in so sachverständiger Hand! So könnten wir an jedes der humoristischen Blätter Hendschel's lange Betrachtungen knüpfen, und z. B. die Frage aufwerfen, ob nicht der polizeiwidrige Blick des Jesuiten nach der neben ihm im „Train de plasir“ sitzenden entschlummerten Dame eines der brillantesten Plaidoyers für die Nothwendigkeit der Reichsausweisung der Jesuiten ist, das uns zu Gesichte gekommen? Doch der Leser mag selbst schauen — und kaufen. Er wird es sicherlich nicht bereuen!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by

XXXII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 49.

Ausgegeben am 5. December 1873.

Inhalt:

	Seite
Accessionserfahrungen im Fürstenthum Waldeck. 1. Artikel. . .	361
Nochmals der Staat und das allgemeine Concil. C—r. . . .	369
Die Russen in Centralasien.	371
Ein Schmerzensschrei aus Siebenbürgen. Mitgetheilt von Karl Braun.	374
Briefe aus der Kaiserstadt	381
Herrn Russell's Kriegstagebuch.	386
Vom preußischen Landtag.	393
Weihnachtsbücherschau.	398

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von Veit & Comp. in Leipzig

Leipzig, 1873.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Zu Weihnachtsgeschenken geeignete Werke

aus dem Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig.

Aus unsern vier Wänden.

Bilder aus dem Jugend- und Familienleben

von

Rudolf Reichenau.

T.-A. Cart. 1 Thlr. Eleg. geb. 1½ Thlr.

Hieraus einzeln:

Aus dem Kinderleben. Min.-Ausg. Cart. 16 Ngr.
Knaben und Mädchen. Min.-Ausg. Cart. 16 Ngr.
Auswärts und Daheim. Min.-Ausg. Cart. 20 Ngr.

Aus unsern vier Wänden.

Aus dem Kinderleben.

Von

Rudolph Reichenau.

Pracht-Ausgabe mit 66 Original-Zeichnungen von **O. Pletsch**, in Holzschnitt von **H. Bürkner.** 2. Auflage. Elegant cart. 4°. 2 Thlr. 10 Ngr., fein geb. in Originalband 3 Thlr. 15 Ngr.

Liebesgeschichten.

Neues aus den alten vier Wänden.

von

Rudolph Reichenau.

2. Auflage. Eleg. cart. Preis 24 Ngr. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

Am eigenen Herde.

Aus den neuen vier Wänden

von

Rudolph Reichenau.

Elegant cart. Preis 24 Ngr. Elegant geb. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

Mancherlei aus des Lebens Mai.

Illustrationen von **O. Pletsch.**
Gedichte von **Pauline Schanz.**
Eleg. cart. Preis 1 Thlr.

Unter uns Kleinen.

Illustrationen von **O. Pletsch.**
Gedichte von **Pauline Schanz.**
Eleg. cart. Preis 1 Thlr.

Gedichte

von

Alfred Meißner.

8°. eleg. cart. Preis 27 Ngr.

Ziska.

von

Alfred Meißner.

8°. eleg. cart. Preis 24 Ngr.

Werinherus.

von

Alfred Meißner.

Miniatur-Ausgabe. Eleg. cart. 16 Ngr. Eleg. geb. Preis 26 Ngr.

Album

plattdeutscher Dichtungen,

Miniaturausgabe.

Eleg. gebunden mit Goldschnitt. 1½ Thlr.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** ist erschienen:

Geschichte der Mauren in Spanien

bis auf die Eroberung Andalusiens durch die Almorawiden

(711—1110)

von

R. Dozy,

Ritter des Ordens Karl III. von Spanien, correspondirendem Mitglied der Akademie für Geschichte zu Madrid, ausländischem Mitglied der asiatischen Gesellschaft in Paris, Professor der Geschichte an der Universität Leyden ꝛc.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen, mit Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers.

I. Band gr. 8°. Preis 3½ Thlr.

Acceſſionserfahrungen im Fürſtenthum Waldeck.

Seit nahezu 6 Jahren iſt das Fürſtenthum Waldeck mit dem preußiſchen Staate durch einen Acceſſionsvertrag verbunden. Damals, als dieſer Vertrag abgeſchloſſen wurde, hat er von Seiten der öffentlichen Meinung eine wenig günſtige Beurtheilung erfahren; in dieſen Blättern iſt er, noch bevor ihm die Zuſtimmung der Landesvertretungen Preußens und Waldecks ertheilt war, als eine ſtaatsrechtliche Ungeheuerlichkeit bezeichnet worden. So mag es denn jetzt auch für weitere Kreiſe eine nicht intereſſeloſe Unterſuchung ſein, wie ſich unter ſeiner Wirkſamkeit die Dinge in dem Fürſtenthum bisher geſtaltet und wozu ſie ſich vorausſichtlich entwickelt haben werden, wenn in nicht ferner Zukunft die Frage nach Fortſetzung oder Kündigung des vorläufig auf zehn Jahre abgeſchloſſenen Vertrags an die competenten Factoren herantreten wird. Zugleich mag damit ein Exempel für diejenigen Kleinſtaaten ſtatuirt werden, welche etwa Luſt haben ſollten, das mit Waldeck vollzogene Experiment nachzuahmen.

Bei Errichtung des norddeutſchen Bundes ſah ſich die waldeckſche Volksvertretung, trotz ihrer gut nationalen Geſinnung, in der übeln Lage, den Beitritt des Fürſtenthums zu demſelben für unmöglich erklären zu müſſen: es ſtand eine Erhöhung der Ausgaben in Ausſicht, die das von der Natur kärglich ausgeſtattete und vom Steuerdruck bereits hart genug geplagte Land beim beſten Willen nicht zu erſchwingen vermochte. Eine vollſtändige Einverleibung deſſelben in den norddeutſchen Großſtaat ſoll damals in Berlin für nicht opportun gehalten worden ſein. Man verfiel auf den Ausweg, die geſammte innere Verwaltung, mit Ausnahme derjenigen der kirchlichen Angelegenheiten, des Domaniums und des Stifts Schaaken, an Preußen zu übertragen; Preußen ſollte die ſämmtlichen Landeseinnahmen beziehen, dafür aber auch die ſämmtlichen Landesausgaben beſtreiten. Wie immer ſich alſo das Deficit in Folge des Eintritts in den Nordd. Bund geſtalten mochte, Preußen mußte Mittel und Wege zur Deckung deſſelben finden.

Man iſt von der preußiſchen Finanzverwaltung nicht gewohnt, daß ſie ins Blaue hinein wirthſchafte. Es ſchien auch nicht ſchwierig, das Deficit

Digitized by Google

im voraus zu berechnen. In Wegfall kam durch den Eintritt in den Norddeutſchen Bund die Einnahme aus den Zollvereinsgeldern, ungefähr 94,000 Thaler, ferner durch den Acceſſionsvertrag der Beitrag des Domaniums, etwas über 10,000 Thaler — alſo ein Einnahmeverluſt von rund veranſchlagt 105,000 Thalern. Dagegen verringerte ſich die Landesausgabe um die Koſten des auf Preußen übergegangenen Militärs, etwas über 48,000 Thaler, und den Aufwand für die auswärtigen Angelegenheiten, gegen 3000 Thaler. Das ſomit übrigbleibende Deficit von einigen 50,000 Thalern mußte freilich durch die Matricularbeiträge für den Nordd. Bund eine nicht unbedeutende Erhöhung erfahren; andererſeits aber durfte man hoffen, durch Vereinfachung des hergebrachten Verwaltungsapparates die Koſten der Staatsverwaltung weſentlich niedriger ſtellen zu können. Alles in Rechnung gezogen, ſchien ein Zuſchuß von 58,000 Thalern aus der preußiſchen Staatskaſſe vollkommen ausreichend; man gab ſich ſogar der Erwartung hin, dieſe Summe von Jahr zu Jahr abnehmen zu ſehen. Heute läßt ſich aus einer Vergleichung der Budgets vor und nach der Acceſſion erſehen, was in dieſer Beziehung erreicht worden. Es ſind z. B. für die Centralverwaltung in dem Etat von 1866: 17,494 Thaler, in demjenigen von 1872: 14,180 Thaler angeſetzt; für die Juſtizverwaltung 1866: 33,438 Thaler, 1872: 30,930 Thaler; für die kreisräthlichen Behörden 1866: 8922 Thaler., 1872: 6853 Thaler; für Straf-, Beſſerungs- und Gefangenen-Anſtalten 1866: 7281 Thaler, 1872: 3220 Thaler. Am wohlfeilſten iſt die parlamentariſche Maſchinerie des Ländchens geworden; der Etat von 1866 beſtimmt für ſie 2827 Thaler, der von 1872: 850 Thlr. Im Allgemeinen hat ſich die Vereinfachung nicht in dem Maße durchführen laſſen, wie man Anfangs vielleicht gedacht hat. Andererſeits iſt die unabweisliche Nothwendigkeit der Erhöhung der zu Zeiten der waldeckſchen Souveränetät ungemein kärglichen Beamtengehälter den Erſparungsabſichten vielfach in den Weg getreten. So erklärt es ſich wohl auch, daß die Verwaltung der directen Steuern, für welche 1866 5272 Thaler ausgeſetzt ſind, um über 4000 Thaler theurer geworden iſt. Dazu kommt aber noch, daß die Penſionen und Wartegelder in Folge der Acceſſion von 5976 Thaler (1866) auf 17,366 Thaler (1872) geſtiegen ſind und das heutige Budget als neuen Poſten einen Dispoſitionsfonds zur allgemeinen Aufbeſſerung der Beamtengehälter im Betrage von 8820 Thalern aufweiſt. In der Nähe beſehen, ſind alſo die Verwaltungskoſten nach der Acceſſion nicht niedriger, ſondern höher geworden und ſo liegt es, bei Hinzurechnung der 25,000 Thaler Matricularbeiträge, auf der Hand, daß der preußiſche Zuſchuß von 58,000 Thalern zur Deckung des Ausfalls bei weitem nicht ausreicht. Nun hat ſich freilich der Ertrag der directen Steuern um etliche Tauſend Thaler vermehrt; nichtsdeſtoweniger hat die preußiſche Verwaltung vom erſten Jahre an ſehr bedeutende Deficits

Digitized by Google

ergeben, im Jahre 1870 z. B. 21,428 Thaler — bei einem Gesammtetat von 251,867 Thalern wahrlich ein recht erkleckliches Sümmchen. Zur Deckung dieser Deficits nahm man das Geld, wo man es fand, nämlich aus dem Stammvermögen der waldeckschen Staatskasse. Die Stände des Fürstenthums waren freilich über diese Maßregel wenig erfreut: sie meinten, da Preußen nach Art. 3 des Accessionsvertrags sämmtliche Landesausgaben zu bestreiten habe, so müsse es selbstverständlich jedes noch so hohe Deficit aus seiner Tasche ausgleichen. Der Landesdirector hatte ihnen darauf gleich Anfangs entgegengehalten, daß der preußische Landtag nicht geneigt sein werde, mehr als den bereits gewährten Zuschuß zu bewilligen, und daß man sich vergebens nach einer Macht umsehen würde, welche ihn dazu zwingen könnte. Trotzdem wiederholten die Stände ihre Forderung, daß Preußen die aus den Beständen der waldeckschen Staatskasse entnommenen Beträge zurückerstatte. Schließlich sprach der Landesdirector den Ständen für die Dauer des Accessionsvertrages rundweg die Berechtigung zu dieser Forderung ab, mit dem Hinzufügen, daß „zu einer Erörterung der Frage, inwieweit Preußen zu dieser Rückerstattung verpflichtet sei, falls eine Aenderung der bestehenden Verhältnisse demnächst eintreten sollte, zur Zeit keine Veranlassung vorliege." Allem Anscheine nach wird also das bisherige Deckungsverfahren fortgesetzt werden, und es ist die beste Aussicht vorhanden, daß spätestens bei Ablauf des Accessionsvertrags auch die Bestände der waldeckschen Staatskasse aufgebraucht sind. Dabei ist von geringem Werth, daß Preußen am letzten Ende zur Rückerstattung unzweifelhaft verpflichtet ist; denn es wird zu diesem Zweck wahrscheinlich den auf Waldeck entfallenden Theil der französischen Kriegskostenentschädigung verwenden, und alle die schönen Pläne, welche phantasiereiche Gemüther bereits auf diese außerordentliche Einnahme gebaut hatten, werden zu Wasser.

So ist denn klar, daß der nächste Zweck des Accessionsvertrags, dem Fürstenthum Waldeck innerhalb des Norddeutschen Bundes, beziehungsweise des Deutschen Reiches die finanzielle Existenzmöglichkeit zu verschaffen, gänzlich verfehlt ist. Denn es ist nicht abzusehen, daß in der Folge etwa neue Hülfsquellen sich im Schooße des Ländchens öffnen würden. Das Fürstenthum Waldeck, ein waldiges Hügelland von 21 Quadratmeilen, ist fast ausschließlich auf Ackerbau angewiesen; auch dieser Productionszweig aber hat mit einem rauhen Klima und wenig günstigen Bodenverhältnissen zu kämpfen. An Arbeitsamkeit hat es das wackere Völkchen nie fehlen lassen; aber die Wirthschaftsmethode hat bisher noch größtentheils auf veralteten Grundsätzen beruht. Ganz neuerdings wird durch einen tüchtigen landwirthschaftlichen Wanderlehrer in dies System Bresche gelegt und es steht zu hoffen, daß der waldeckische Landmann durch die praktische Befolgung der so erhaltenen Winke, in Verbindung mit den Folgen der eben jetzt im Werke begriffenen Verkop-

Digitized by Google

pelung, einen guten Schritt vorwärts gelangen wird. Leider berechtigt dieſe Perſpective aber nicht zu der Hoffnung, daß der allgemeine Wohlſtand ſich in einem eine weſentlich höhere Beſteuerung rechtfertigenden Grade ſteigern werde. So wenig das abſeits des Weltverkehrs gelegene Ländchen von den Vortheilen der modernen volkswirthſchaftlichen Entwickelung zu genießen bekommt, ſo ſehr leidet es doch unter den Nachtheilen derſelben. Von der allgemeinen Preisſteigerung der letzten Jahre iſt es nicht verſchont geblieben, ohne daß es derſelben eine auch nur entfernt entſprechende Steigerung ſeiner Productivität entgegenzuſetzen hätte; vor Allem aber hat die Anziehungskraft der benachbarten weſtphäliſchen und rheiniſchen Fabrikdiſtricte einen Arbeitermangel erzeugt, der den ländlichen Tagelohn zu einer erſchreckenden Höhe hinaufgeſchraubt hat. Eine Beſſerung der Lage des Landmannes auf der einen Seite wird alſo vorausſichtlich nur gerade hinreichen, ihn vor der auf der andern Seite immer gefahrdrohender heranrückenden Noth zu bewahren. — Von Induſtrie iſt im Fürſtenthum Waldeck zur Zeit kaum zu reden. Was früher in dieſer Richtung vorhanden war, iſt durch die Concurrenz der auswärtigen Großinduſtrie meiſtens lahmgelegt worden. Möglich, daß eine das Ländchen durchſchneidende Eiſenbahn der Gewerbthätigkeit einen bisher nicht gekannten Aufſchwung geben würde; an Waſſerkraft iſt kein Mangel; die ausgedehnten Waldungen könnten, bei entſprechender Bewirthſchaftung, den verſchiedenen Zweigen der Holzinduſtrie Material liefern. Allein, einſtweilen harren Gewerbtreibende wie Landwirthe noch vergebens darauf, daß es irgend einer unternehmenden Geſellſchaft gefallen möge, die arme Gegend mit dem langerſehnten Verkehrsmittel zu begnaden.

Was Wunder, wenn der Waldecker, auf ſolche Erwägungen geſtützt, die dermalige Lage ſeines Ländchens wenig tröſtlich findet? Aber ſeine Unzufriedenheit erſtreckt ſich nicht nur auf die finanziellen Reſultate des Acceſſionszuſtandes, ſondern auf die Ergebniſſe deſſelben überhaupt. Man hatte von der preußiſchen Verwaltung große Erwartungen gehegt. Und in der That, es iſt Einiges beſſer geworden. So iſt z. B. der Ring des alten durchweg verſchwiſterten und verſchwägerten Beamtenthums, in welchem die Verſuchung zum Nepotismus nur zu nahe lag, vielfach durchbrochen. Allein, auch unter der jetzigen Verwaltung werden nicht ſelten Klagen über kleine Unbegreiflichkeiten laut. Sodann macht die bis aufs Aeußerſte getriebene Sparſamkeit auch nicht gerade einen erhebenden Eindruck. Mag dieſelbe noch ſo ſehr durch die traurige Lage der Landesfinanzen bedingt ſein, das odium derſelben fällt auf die preußiſche Verwaltung. Die Volksſchullehrerſchaft petitionirt um Gehaltserhöhung; die waldeckſchen Stände conſtatiren den „notoriſchen Nothſtand“ und beſchließen, der Landesdirector „wolle in geeigneter Weiſe und mit möglichſter Beſchleunigung eine dauernde Aufbeſſerung der Gehälter

Digitized by Google

der Volksschullehrer herbeizuführen suchen." Nun mag sich der von Preußen bestellte Landesdirector über die „geeignete Weise" den Kopf zerbrechen. Bittere Klage führen zur Zeit auch die Beamten. Nach dem Accessionsvertrage sind sämmtliche im Fürstenthum Waldeck functionirenden Staatsdiener preußische Unterthanen und leisten dem Könige den Eid der Treue. Infolge dessen verlangen sie auch die den preußischen Staatsdienern neuerdings durch Gesetz gewährten Wohnungsgeldzuschüsse. In Berlin aber scheint man sehr geneigt, in dieser Beziehung einen Unterschied zwischen preußischen und waldeckschen Staatsdienern zu machen und hält die betr. Gelder zurück. Die Beamten haben nunmehr den Weg der Eingaben betreten und wollen ihr Recht bis aufs Aeußerste verfolgen.

Das Schlimmste ist die allgemein verbreitete Vorstellung, als würde den waldeckschen Dingen in Berlin durchaus nicht diejenige Beachtung geschenkt, welche ein entsprechend großer Kreis der preußischen Monarchie an der Centralstelle zu finden gewohnt ist. Als ein in die Augen fallendes Beispiel führt man die Verzögerung einer Reform der den ländlichen Credit schwer schädigenden waldeckschen Hypothekenordnung an. Die Stände verlangen längst ein Gesetz über die Verpfändung bäuerlicher Grundstücke. Aber der preußische Justizminister gibt unterm 28. October 1872 den kurzen Bescheid, daß vom Erlaß eines derartigen Gesetzes zur Zeit Abstand genommen sei. Trotzdem haben die Stände aufs Neue beschlossen, „den Landesdirector dringend zu ersuchen, dem Landtage die beantragte Gesetzesänderung zugehen zu lassen." Nun werden wir sehen.

Soviel über die preußische Landesverwaltung. Wie bereits erwähnt, hat aber der Accessionsvertrag noch eine andere Seite: er beläßt dem Fürsten die Verwaltung des Domaniums, der kirchlichen Angelegenheiten und des Stifts Schaaken. Bis zum 1. Januar 1868 bezog der Fürst aus dem Domanium, neben gewissen Naturalien, die Baareinkünfte bis zur Höhe von 70,000 Thlr.; die weiteren Einkünfte fielen bis zur Höhe von 10,000 Thaler der Staatskasse zu; der diese 80,000 Thaler etwa überschreitende Betrag des Domaineinkommens wurde zwischen Fürst und Land zu gleichen Hälften getheilt. Wenn nun der Vertrag vom 18. Juli 1867 bestimmt, daß die Verwaltung des Domaniums dem Fürsten verbleiben und kein Geldbeitrag desselben zu den Landesausgaben mehr stattfinden soll, so begreift sich, daß dieser Vorbehalt von der Bevölkerung niemals anders, als im Lichte eines lucrativen Geschäfts betrachtet worden ist. Die ganze Praxis der Domanialverwaltung kann diese Auffassung nur bestätigen. Schon längst ist es in derselben herkömmlich, das Domanium, dessen Eigenthum zwischen dem Fürsten und dem Lande streitig ist, ganz als fürstliches Hausgut zu behandeln, und übereifrige Diener sind stets bestrebt gewesen, diesen Besitz auf jede mögliche

Digitized by Google

Weiſe zu mehren. Bemerkenswerth iſt, daß in der geſegneten Reactionsperiode der fünfziger Jahre ſelbſt die Geſetzgebung ſich dazu hergab. Als im Jahre 1851 die Geſchloſſenheit der Bauerngüter aufgehoben wurde, mußte zugleich darüber entſchieden werden, wie es bei eintretender Parzellirung mit den bisher den geſchloſſenen Gütern zuſtehenden Rechten (vor Allem das Recht auf ein beſtimmtes jährliches Holzquantum aus den Domanialwaldungen) und den denſelben obliegenden Pflichten (vor Allem die mannigfachen dem Domanium zu präſtirenden Realabgaben) gehalten werden ſollte. Zwei Wege waren möglich: entweder man betrachtete als das berechtigte und reſp. verpflichtete Subject den geſchloſſenen Gutsbeſtand und erklärte Rechte und Pflichten für erloſchen, ſobald derſelbe durch die Theilung erloſchen war, oder man betrachtete als das Subject den Grund und Boden und erklärte, daß alle an demſelben haftenden Rechte und Pflichten auch bei der Parzellirung fortbeſtänden, nur daß ſie ſich in entſprechendem Maße auf die einzelnen Parzellen vertheilen würden. Das Geſetz vom 24. September 1851 entſchied ſich betreffs der Pflichten für den letzteren Weg: die Theilſtücke des parzellirten Gutes ſollten ſogar ſolidariſch für die Schuld des Ganzen haften. Hinſichtlich der Rechte wurde nichts beſtimmt. Erſt bei Erlaß der Forſtordnung vom 21. Nov. 1853 nahm man Gelegenheit, dieſe Lücke betreffs der Holzberechtigung auszufüllen. Da Pflichten und Rechte ſich ihrem hiſtoriſchen Urſprunge nach unzweifelhaft wie Leiſtung und Gegenleiſtung gegenüberſtanden, ſo mußte man ſelbſtverſtändlich erwarten, daß jetzt über die Rechte nach demſelben Princip werde entſchieden werden, wie 1851 über die Pflichten. Statt deſſen beſtimmte die neue Forſtordnung, wenn das Gut ganz parcellirt werde, ſolle die Holzberechtigung ganz erlöſchen, wenn das Gut theilweiſe parcellirt werde, ſolle die Holzberechtigung nur ſo lange noch fortdauern, als ein Gutsreſt „in dem Umfange einer bäuerlichen Nahrung“ übrig bleibe. Das Geſetz von 1851 nahm alſo den Grundſatz an, daß das pflichtige Subject trotz der Parcellirung beſtehen bleibe — und zwar zum Vortheil der Domanialverwaltung. Die Forſtordnung von 1853 nahm das entgegengeſetzte Princip an, daß das berechtigte Subject durch die Zerſtückelung erlöſche — und wiederum zum Vortheil der Domanialverwaltung! Und nun begann mit dem an der Domänenkammer gewohnten Dienſteifer die Ausführung dieſer wunderbaren Beſtimmung. Der vage Begriff eines Gutsbeſtandes „in dem Umfange einer bäuerlichen Nahrung“ konnte die Kammer nur reizen, überall ihr Glück zu verſuchen, und ſo waren denn lange Jahre hindurch die „Holzproceſſe“ der Schrecken der bäuerlichen Bevölkerung. Viele dieſer Proceſſe wurden zu Gunſten, ebenſo viele zu Ungunſten der Domänenkammer entſchieden; vergleichen that ſie ſich aber nie. Erſt durch Geſetz vom 2. December 1870 wurden die betreffenden Paragraphen der Forſtordnung aufgehoben und ſtatt ihrer beſtimmt, daß die

Digitized by Google

Holzberechtigung mit der Parcellirung nicht erlischt, sondern bei dem Hause, eventuell dem Restgrundstück verbleibt.

Ein anderer zur Mehrung des Domanialgebiets beliebter Weg war, Strecken, deren Eigenthumsverhältnisse irgendwie zweifelhaft erscheinen konnten, dem Domanium zu annectiren. Man bewies einfach, daß man seit so und so langer Zeit an dem betreffenden Orte Besitzhandlungen vorgenommen, und sobald die andere Partei nicht im Stande war, diesen Beweis zu übertrumpfen, so war der Streit zu Gunsten des Domaniums entschieden. Dabei wurde von dem Rechtsmittel des „jüngsten Besitzes" in so ausgedehntem Maße und in so eigenthümlicher Weise Gebrauch gemacht, daß es der Regierung selbst zu bunt geworden zu sein scheint; wenigstens hat sie im Jahre 1858 die gesetzliche Aufhebung des possessorium summariissimum bewirkt.

So ist denn das Domanium allmählig bis zu einem Viertel des gesammten Landesareals herangewachsen, und, was das wichtigste ist, die Waldungen sind mit geringen Ausnahmen in seinem Besitz. Die Bevölkerung ist mit ihrem Bedarf an Brennholz — Kohlen werden des theuren Transportes wegen noch wenig benutzt — durchaus auf das Domanium angewiesen. Die Verwaltung, welcher die ärmlichen Verhältnisse des überwiegenden Theiles der Landeseinwohnerschaft nicht unbekannt sind, könnte sich alle Herzen gewinnen, wenn sie zur Bestreitung dieses nothwendigen Lebensbedürfnisses mit einer gewissen Freigebigkeit behülflich wäre. Statt dessen werden die noch bestehenden Berechtigungen mit rücksichtsloser Energie abgelöst und die öffentlichen Holzversteigerungen mit der ganzen Berechnung eines Geschäftsmannes betrieben. Man kann mit Sicherheit im voraus den Umfang der Nachfrage nach Brennholz feststellen, also hat man es in der Hand, durch knappes Angebot den Preis weit über den wirklichen Werth der Waare hinaufzuschrauben. Dazu die bei einer öffentlichen Versteigerung mitwirkenden Leidenschaften in Rechnung gezogen, ist es kein Wunder, daß der Preis des Holzes nicht selten die eigene Taxe der Domänenkammer bis um das Doppelte übersteigt, und es sollen Fälle vorkommen, daß die Förster rundweg den Zuschlag verweigern, wenn das Kaufgebot nicht eine gewisse Grenze über die Taxe hinaus erreicht hat. An diesem einträglichen Geschäft findet die Domanialverwaltung so großes Gefallen, daß man ihr nachsagt — wir wissen nicht, mit welchem Rechte —, sie sträube sich mit Händen und Füßen gegen eine das Land durchschneidende Eisenbahn, weil alsdann durch die erleichterte Kohlenzufuhr die Holzpreise heruntergedrückt werden würden. — Mit der gleichen Strammheit, wie gegen das Land, pflegt die Domanialverwaltung gegen ihre Pächter zu verfahren. Und dabei werden dann die Pachtcontracte noch so eingerichtet, daß bei Streitigkeiten zwischen Pächter und Domänenkammer die Kammer selbst in letzter Instanz entscheidet!

Digitized by

Wie sich unter solcher Verwaltung der Ertrag des Domaniums seit 1868 gestaltet hat, läßt sich, in Ermangelung einer öffentlichen Rechnungslegung, leider nicht feststellen; aller Berechnung nach in einer für den glücklichen Besitzer höchst günstigen Weise. Freilich, der Fürst hat den Mitgliedern seines Hauses die Apanagen erhöht, er hat seinen Domanialbeamten Gehaltsaufbesserungen gewährt; auch wird viel Geld auf die bereits erwähnten Ablösungen verwandt. Nichtsdestoweniger ergibt sich von selbst: während das Land — noch dazu in einem Augenblicke, da es neue Lasten zu übernehmen hatte — des bisher aus den Domanialeinkünften bezogenen Beitrags verlustig ging, hat der Fürst seine finanzielle Lage bedeutend verbessert.

Von der fürstlichen Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten ist rühmend hervorzuheben, daß eine auf freisinnigen Grundsätzen beruhende Synodalordnung geschaffen worden ist. Aber was nützt die beste Verfassung der Kirche, wenn ihre materiellen Existenzbedingungen mehr und mehr dahinschwinden! Die vor Kurzem abgehaltene erste Session der Landessynode hat auf diese Dinge ein grelles Licht geworfen. Schon längst hat die waldeckische Geistlichkeit nicht mehr von fetten Pfründen reden können. Die althergebrachten Dotationen der Pfarrstellen sind niemals erhöht, wohl aber durch die Ablösungen bedeutend beeinträchtigt worden. Unter dem Drucke der Vertheuerung aller Lebensbedürfnisse endlich hat sich die dürftige Lage vielfach zu einem wahren Nothstande gesteigert. Die Folge davon ist, einmal, daß einem großen Theile der Geistlichen die Freudigkeit der Berufserfüllung, ja die Möglichkeit ersprießlichen Wirkens verloren geht, sodann, daß für die Neubesetzung erledigter Stellen fast kein einziger Candidat mehr vorhanden ist. Angesichts dieser schreienden Uebelstände ist Abhülfe dringend nothwendig. Aber die Gemeinden sind zu arm, dieselbe zu gewähren und an die Staatskasse wird nach dem oben Gesagten niemand denken; würde doch Preußen, das nach dem Accessionsvertrage mit der waldeckschen Kirchenverwaltung gar nichts zu thun hat, die Petenten mit vollem Recht an ihren summus episcopus verweisen. So haben denn die Nothleidenden ihre ganze Hoffnung auf das Stift Schaaken gesetzt, dessen Verwaltung, wie oben erwähnt, ebenfalls dem Fürsten belassen ist. Mit diesem Stift hat es eine gar eigene Bewandtniß. Darum wolle der Leser nicht zürnen, wenn wir auf dasselbe etwas ausführlicher eingehen; er wird sich selbst überzeugen, daß diese Angelegenheit eine wahre Perle kleinstaatlicher Cabinetspolitik ist.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Nochmals der Staat und das allgemeine Concil.

In No. 28 d. Bl. habe ich eine Schrift besprochen, die im Juli dss. J. unter dem obigen Titel bei Duncker und Humblot erschienen war. Es wird gut sein, jetzt auf diese Schrift noch einmal zurückzukommen. Dieselbe stellte sich den Nachweis zur Aufgabe, daß das vaticanische Concil dem gerechtesten Zweifel unterliegt in Bezug auf die Rechtmäßigkeit seiner Berufung und Zusammensetzung. An der Hand der Kirchengeschichte wies die Schrift nach, wie die ältesten Concilien der christlichen Kirche fast ohne Ausnahme von den oströmischen Kaisern berufen und geleitet wurden, welche auch auf die Beschlüsse der Concilien einen tiefgreifenden und nicht selten den ausschlaggebenden Einfluß geübt haben. Als dann später die abendländische Kirche von der morgenländischen sich trennte, welche Trennung wesentlich bedingt war durch die mehr und mehr sich herausbildende Suprematie des Bischofs von Rom über die abendländische Christenheit, da hat das Papstthum dennoch nicht vermocht, die Gewalt über die allgemeinen Concilien, über die Repräsentation der Christenheit an sich zu reißen. An der entsprechenden Lehrmeinung haben es die Parteigänger der Curie nicht fehlen lassen und in den bekannten Fälschungen des Pseudo-Isidor wurde die Lehre den ältesten Päpsten in den Mund gelegt. Aber niemals hat die abendländische Kirche sich dazu zwingen lassen, den Papst in dem Sinne über die Christenheit zu stellen, daß er die Repräsentation der Christenheit nach seinem Willen modeln könne wie Wachs. Die großen Concilien des 15. Jahrhunderts zu Costnitz und Basel haben die Autorität der Concilien über den Papst festgestellt und zur Geltung gebracht. Das letzte allgemeine Concil vor dem Vaticanum, das zu Trient, auf dessen Beschlüssen der Katholicismus beruht, wie er sich im Gegensatz zur Reformation zusammengefaßt und neu constituirt hat, dieses Concil wurde zwar vom Papst berufen, aber im Einverständniß mit dem deutschen Kaiser Karl V. weltliche Mitglieder, die Gesandten der katholischen Regierungen, nahmen an einen Berathungen und Beschlüssen Theil, in voller Freiheit wurde durch die weltlichen katholischen Regierungen den Beschlüssen des Concils die Zustimmung ganz oder theilweise gegeben, ganz oder theilweise versagt. Die Disciplinardecrete des Concils durften in Frankreich nicht verkündigt werden und sind niemals ein Bestandtheil des französischen Kirchenrechts geworden. Sogar Philipp II., man höre, Philipp II. zögerte die Beschlüsse des Concils anzunehmen, und als er es endlich that, wahrte er dabei das Recht des Königs über die Kirche. Die österreichischen Prälaten wagten die Beschlüsse des Concils nicht ohne die Genehmigung des Kaisers zu verkündigen.

Mit diesem Zustand vergleiche man den heutigen, und man wird sich des

Digitized by Google

größten Erstaunens nicht erwehren. Heute ist nicht die Rede von einem Einverständniß, geschweige denn von einer Zuziehung der weltlichen Regierungen. Der Papst versammelt seine Untergebenen in Rom, verkündet ihnen seinen unbeschränkten Willen, und das soll ein Concil sein. Kaum der äußere Anstand einer freien Berathung ist gewahrt worden.

Was frommt es an diese Dinge zu erinnern? Es frommt sehr viel. Es ist nicht mehr Katholicismus, wenn der Papst an die Stelle der Kirche tritt. Die Repräsentation der Kirche kann nur gebildet werden durch die Gesammtheit der christlichen Obrigkeiten. Immer haben zur Zeit des mittelalterlichen Katholicismus Staat und Kirche sich bemüht, im Einverständniß zu handeln, unbeschadet des Streites, wessen Recht das ältere und vornehmere sei. Das moderne Papstthum dagegen nimmt die ausgedehntesten Rechte einer christlichen Obrigkeit auf den Gebieten aller Staaten in Anspruch und verweigert den staatlichen Obrigkeiten jede Mitwirkung vorher oder nachher zu seinen unfehlbaren Entscheidungen. Wenn das Papstthum diesen Anspruch durchsetzte, so würde es entweder der Obersouverain aller Fürsten oder es entrisse wenigstens allen Regierungen einen wesentlichen Theil ihrer Souveränität. Das mittelalterliche Papstthum war gewissermaßen das Familienhaupt der europäischen Staatenwelt, das moderne Papstthum stößt die weltlichen Regierungen wie Fremdlinge aus und möchte sie des wirksamsten Theiles ihrer Gewalt, der moralischen Gewalt über Herz und Geist der Staatsbürger, berauben. Kein Staat kann eine solche Institution wie das moderne Papstthum in ihrer vollen Verwirklichung ertragen.

Die deutsche Staatsleitung hat den Kampf gegen diese Institution aufgenommen, indem sie die Hoheit des Staates auf dem deutschen Boden mit allerlei Schutzwehren zu umgeben sucht. Es wäre die Frage, ob der Kampf nicht auf dem internationalen Boden aufzunehmen wäre, ob nicht der europäischen Staatenfamilie die Frage vorzulegen wäre, ob sie den Papst als den alleinigen Repräsentanten des christlichen Glaubens und seiner praktischen Folgerungen anerkennen will. Die europäische Staatenfamilie ist jedenfalls berechtigt, zu verlangen, daß die Glaubensordnungen von einer wahren Repräsentation der Christenheit beschützt und entwickelt werden. Der Papst kann unmöglich die alleinige internationale Behörde der Christenheit in Glaubenssachen sein. Er ist es nie gewesen.

Käme es jemals zu der Anregung dieser Frage unter den europäischen Staaten, so wäre kaum einer derselben in der Lage, die unbeschränkte Souveränität des Papstes in Glaubenssachen und in den damit zusammenhängenden kirchlichen Einrichtungen auf seinem Gebiete anzuerkennen. Wir reden nicht von den sogenannten ketzerischen Regierungen. Aber Oesterreich hat noch kürzlich bei dem Besuch Kaiser Wilhelms in Wien in seinen halb amtlichen

Digitized by Google

Zeitungen aussprechen lassen, daß es ein jus eminens des Papstes auf seinem Gebiete niemals anerkennen werde. Wie Italien in dieser Beziehung denkt, das zeigt seine neuere Gesetzgebung. Aber selbst Frankreich, das in dem Ultramontanismus heute seinen besten Bundesgenossen zu finden glaubt, selbst Frankreich wäre nicht im Stande, den muthigen Widerstand zu verläugnen, den einst sein Philipp den maßlosen Ansprüchen Bonifacius VIII. leistete, ein Widerstand, mit welchem der weltgeschichtliche Schritt seines Königthums und seines Staatswesens beginnt. Frankreich wäre nicht im Stande, seine gallikanischen Freiheiten zu verleugnen, welche ein Stolz der Regierung Ludwigs XIV. sind und welche im wesentlichen die Selbstständigkeit des französischen Staates gegenüber dem römischen Stuhl bedeuten. Wir werden es erst glauben, wenn wir es sehen, daß eine französische Regierung wagt, zu erklären, sie wolle Frankreich zum Sclaven des römischen Stuhls in dem ganzen Umfang seiner Ansprüche machen.

Es käme auf den Versuch an, das Papstthum in die Gemeinschaft der christlichen Obrigkeiten zurückzuführen, so daß es diese Gemeinschaft anerkennen und ihr praktisch Folge geben muß. Es käme darauf an, dem Papstthum die usurpirte Stellung zu entreißen, die Ansprüche des Christenthums in der europäischen Gesellschaft allein zu vertreten. Diese Usurpation bringt allen Regierungen und allen Völkern gleichmäßig ernste Gefahren und die Phrase der Trennung des Staates von der Kirche ist nichts anderes als leichtsinnige Anerkennung dieser Usurpation. Die Phrase gelangte zur Herrschaft, als eine oberflächliche Afterbildung meinte, mit der Religion sei es in der Welt vorbei und der Staat habe nichts Dringenderes zu thun, als von der Sinkenden sich zu trennen. Heute weiß, wer Augen hat, daß die Macht der Religion nie aufgehört lebendig zu sein und daß von der Concentration der Macht, welche wir Staat nennen, die sittliche Macht ausschließen, so viel heißt, als den Staat aller Macht berauben.

C—r.

Die Russen in Centralasien.*)

Daß mit der Unterwerfung Chiwas Rußlands Vordringen in Mittelasien zum Abschlusse gelangt sei — wer wollte das glauben? Es geht mit den russischen Versicherungen „nun endlich sei das letzte Blatt der Artischoke ver-

*) Eine Studie über die neueste Geographie und Geschichte Centralasiens von Friedrich von Hellwald. Augsburg, Butsch 1873.

Digitized by Google

ſpeiſt" wie mit der Fabel vom Hirten und vom Wolfe. Man glaubt dem Hirten nicht mehr, wenn er ſchreit, der Wolf ſei in ſeine Herde eingebrochen, und in der That hat ſich nach einem ſcheinbaren Stillſtande Rußland ſtets wieder Gelegenheit zu aggreſſivem Vordringen geboten, und dieſe Gelegenheiten werden in Zukunft nicht nur nicht fehlen, ſondern ſich höchſt wahrſcheinlich mehren. Daß die damit zunehmenden Schwierigkeiten in der Beherrſchung eines unterjochten feindlichen Landes von Rußland bewältigt worden, hat die Erfahrung gelehrt und ein Widerſtand gegen ſeine Pläne, komme er nun von Seiten der Einwohner Turkeſtans oder von Seiten der Engländer, hat wenig oder keine Ausſicht auf Erfolg. Wo freilich die Grenze des ruſſiſchen Vordringens liegt, wo ſeine Ländergier geſättigt ſein wird, können wir nicht mit Sicherheit vorausſetzen, wenn wir auch mit Herrn Vámbéry geneigt ſind anzunehmen, daß der Oxus jene Grenzlinie bilden wird, ſo daß Afghaniſtan, ohnehin durch den letzten Vertrag zwiſchen Rußland und England in die „Zwiſchenzone" gelegt, von den Ruſſen verſchont bleiben wird. Für Indien fürchten wir nicht.

Immerhin wird es gut für den Staatsmann, den Politiker, den Geſchichtsforſcher, den Geographen wie Ethnographen ſein, Mittelaſien ſcharf im Auge zu behalten. Wer Neigung verſpürt über die Geſammtheit der Frage vollſtändig orientirt zu werden, die einzelnen Phaſen derſelben kennen zu lernen, dem wird Friedrich von Hellwald's Schrift dazu ſehr ausgiebige Gelegenheit bieten. Der Redacteur des „Auslandes" iſt einer der fleißigſten und gewandteſten Schriftſteller, die wir kennen, er beſitzt eine erſtaunliche Vielſeitigkeit, verſteht es die ſchwierigſten Stoffe zu beherrſchen und überſichtlich zu gruppiren, ſo daß er ſelbſt einen ſo reichen Stoff, wie die Erforſchung und neuere Geſchichte Mittelaſiens, in den knappen Raum von 200 Seiten hineinzupreſſen vermag. Die Quellen, welche der Autor benutzt, ſind nicht ſtets gleichwerthig und namentlich erſcheinen Zeitungen nicht immer genügende Sicherheit und Originalität zu bieten.*) Indeſſen, wo die Tagesgeſchichte im Fluſſe iſt und gleichſam Augenblicksphotographien gegeben werden müſſen, die

*) Wie vorſichtig Zeitungsnachrichten benutzt werden müſſen, erkennt man aus der Annahme, daß die Expedition gegen die Buſchais „gegen den ruſſiſchen Einfluß in China" gerichtet geweſen ſei (S. 199). Dieſe unrichtige Anſicht hat der Trieſter Correſpondent der Allg. Ztg. ſeiner Zeit in die Welt geſetzt und ſeine ungenannte Quelle, die wir controlliren können, war die China-Overland-Mail. Bei der Buſchaiexpedition handelte es ſich nur um die Züchtigung eines raubluſtigen Nachbars, wie der ganze Verlauf der Expedition bewieſen hat. Daß die ganze engliſche Preſſe in mittelaſiatiſchen Dingen ſchlecht unterrichtet geweſen ſei (S. 172) können wir nicht zugeben. Der Berliner Correſpondent der „Times" brachte die gehaltreichſten Revuen über die ruſſiſche, auf Mittelaſien bezügliche Literatur, Auszüge aus allen bedeutenden ruſſiſchen Zeitungen, die Turkeſtanski Wjedowoſti einbegriffen. Auch Saturday Review war ſtets vorzüglich unterrichtet.

Digitized by Google

als Surrogat abgeklärter Geschichte dienen, bleibt oft nichts anderes übrig, als Zeitungen zu benutzen und wir können daraus keinen Vorwurf construiren, zumal sonst alle Werke, die in neuer Zeit über Mittelasien erschienen, benutzt sind und von der Gelehrsamkeit des Verfassers Zeugniß ablegen. Somit gebührt ihm für seine mühevolle Arbeit unser bester Dank.

Während wir in Vámbéry's Schriften überall feindselige Gesinnung gegen Rußland finden und Zweifel an der Culturmission des Zonenreichs gegenüber dem Osten begründet werden, steht Friedrich von Hellwald auf einem andern Standpunkt. Sucht er sich auch volle Objektivität zu wahren und wird diese in der Darstellung selbst nie hintenangesetzt, so erkennt man doch zumal aus dem Kapitel „die Rivalität Rußlands und Englands in Asien", daß der Verfasser auf die russische Seite hinüberneigt. „Es kann keine Streitfrage sein: wer von den beiden, Engländer oder Russen, das größere Culturvolk sei. Ebenso sicher ist aber, daß die hochcivilisirten Briten es nur schlecht verstehn, ihre asiatischen Unterthanen zu ihrer Culturstufe hinanzuziehen, während die Russen mit ihrem weit geringeren Culturstoff viel größere Erfolge bei den asiatischen Völkerstämmen erzielen, die sie sich in merkwürdiger Weise zu assimiliren wissen. Sie können sie natürlich nur auf jene Stufe erheben, welche sie selbst besitzen, das geringe aber, was sie ihnen thatsächlich mittheilen, ist noch immer mehr als das große, was die Engländer nicht an den Mann zu bringen verstehn. Unter der russischen Aegide sind die Culturfortschritte der Asiaten zwar gering und langsam, aber stetig, und ihrer natürlichen Begabung und Racenanlage angepaßt; der britischen Civilisation stehen sie fremd gegenüber und begreifen sie schlechterdings nicht."

Dem Verfasser kommt bei seiner Geschichtsschreibung natürlich zu Gute, daß er Ethnolog ist und eine ethnologische Construction der Geschichte müssen wir hier geradezu verlangen. Nur aus den betonten Racenanlagen heraus läßt sich vieles verstehn und auch die „Assimilirungsfähigkeit" der Russen gegenüber den Centralasiaten begreifen. Der Russe steht dem Asiaten näher als der Engländer und hierdurch erklärt sich der Erfolg. Ein Engländer, Alexander Michie, welcher vor zehn Jahren die Mongolei und Sibirien durchreiste, legt sich das in seiner Weise zurecht und er kommt zu demselben Ergebniß wie Hellwald, wobei Michie freilich zunächst die Chinesen im Auge hat. „Sowohl in politischer, wie in commerzieller Beziehung, sagt er in seinem Werke The Siberian overland route (London 1864), passen Russen und Chinesen außerordentlich gut zusammen. Sie sehen die Wahrheit mit demselben Blicke an; der Russe ist im Grunde genommen, abgesehn von der weißen Farbe mehr als Halbasiate. Diese Bemerkung ist keineswegs neu, aber sie dient zur Erklärung des Umstandes, daß die Russen ihren Weg so ruhig und friedlich nach China gefunden haben, während die Engländer immer mit dem Kopf

Digitized by Google

gegen die Mauer rannten und nie über dieſe wegkonnten, ohne ſie einzureißen.“ Der nicht unbeträchtliche Beiſatz mongoliſchen Blutes, der in den ruſſiſchen Adern fließt, iſt hier der Gehilfe, dem die Erfolge zuzuſchreiben ſind und ſo rächt ſich die ehemalige mongoliſche Unterjochung Rußlands nach Jahrhunderten an Aſien, indem ſich das mongoliſche Erbtheil der Ruſſen gegen die Aſiaten als nützlicher Bundesgenoſſe erweiſt. Indem wir dieſes betonen, bemerken wir ausdrücklich, daß wir den Ruſſen nur mongoliſche Beimiſchung zuſchreiben und keineswegs auf dem polniſchen Standpunkte (z. B. Duchinski's) ſtehen, welcher im Ruſſen nur den ſlaviſirten Mongolen ſieht.

Ein ſorgfältiges Regiſter macht v. Hellwald's Werk ſehr brauchbar. Den Inhalt präciſiren wir durch die Kapitelüberſchriften: Die ruſſiſchen Forſchungen in Mittelaſien. — Die Landſchaften Centralaſiens. — Wüſten- und Steppenbilder. — Die Landſchaften am Syr- und Amu-Darja. — Das centralaſiatiſche Hochland. — Die Völker Turans. — Rußlands erſte Schritte in Centralaſien. — Der Krieg mit Chokan (Kokan). — Die Ereigniſſe bis zur Errichtung des Generalgouvernements Turkeſtan. — Der Kriegszug nach Samarkand. — Die Operationen gegen Chiwa. — Die Ereigniſſe in Afghaniſtan. — Die Rivalität Rußlands und Englands in Aſien. — *a.*

Ein Schmerzensſchrei aus Siebenbürgen.

Mitgetheilt von Karl Braun.

Bis zum Jahre 1848 war Siebenbürgen ein politiſch von Ungarn getrenntes Land. Selbſt vor 1526, als es noch in einem engern Verbande mit letzterem ſtand, hatte es ſeinen beſondern Statthalter, ſeinen beſondern Landtag, ſeine beſondere Verwaltung, Beſteuerung, Rechtspflege, und war es faſt nur die Perſon des Fürſten, welche die Gemeinſamkeit beider Länder äußerlich ſichtbar darſtellte. Siebenbürgen trat in ein engeres Verhältniß zu Ungarn, als es am Ende des 17. Jahrhunderts, ſatt des eigenen Fürſten, neuerdings dem römiſchen Kaiſer und König von Ungarn huldigte. In alten Staatsverträgen, welche bezüglich dieſer bedeutſamen Aenderung abgeſchloſſen wurden, wird der Fortbeſtand der ſiebenbürgiſchen Verfaſſung von Seiten der Stände des Landes gefordert, von Seiten der Dynaſtie Habsburg feierlich gewährleiſtet.

Einen weſentlichen Beſtandtheil dieſer Verfaſſung bildete die Selbſtändig-

Digitized by Google

keit des Landes einerseits, die Gleichberechtigung der drei ständischen Nationen im Lande andrerseits.

Eine dieser drei Nationen war die sächsische.

Sie machte kaum den fünften Theil der Gesammtbevölkerung Siebenbürgens aus, war aber stärker durch ihre Bildung und durch das Recht, welches ihr den nationalen Fortbestand fünf Jahrhunderte lang gesichert hatte, selbst in solchen Zeiten, wo der Türke des Landes strenger Gebieter gewesen war. —

Von nun an beginnt ein eigenthümliches Martyrium dieses Volkes. Jeden politischen Fehler der deutschen Dynastie schreibt der nationale Fanatismus der Magyaren auf Rechnung des verhaßten deutschen Bürger- und Bauernvolkes im Sachsenlande und benutzt jeden Augenblick der Schwäche der Regierung, um an diesem zu rächen, was andere wirklich oder scheinbar gefehlt. So mußte die sächsische Nation 1791 büßen, was Joseph II. am „Genius der magyarischen" verbrochen, und begann damals zum erstenmal der siebenbürgisch-ungarische Adel den bis dahin perhorrescirten Gedanken einer engern Verbindung Siebenbürgens mit Ungarn zu pflegen, weil er seine Ohnmacht fühlte, die nichtmagyarischen Stämme in Siebenbürgen aus eigner Kraft allein zu magyarisiren. Natürlich begegneten diese Gedanken der wärmsten Sympathie von Seiten des Mutterlandes Ungarn, welches sein Anrecht auf Siebenbürgen formell niemals aufgegeben hatte. Leopold II. war noch eigenwillig genug, das Ansinnen einer Unificirung beider Länder zurückzuweisen, weil, wie er sich ausdrückte, auf dem Leopoldinischen Diplom und dem Recht der abgesonderten Gesetzgebung Siebenbürgens die Fundamentalrechte, die Freiheit, ja die Sicherheit der Nation und Religion in Siebenbürgen ruhten und alle Gesichtspunkte der Verwaltung dafür sprächen, jene beizubehalten.

Der Angriff ruhte während der Herrschaft des Metternich'schen Systemes; er war nicht aufgegeben. Ja dieses System selbst mußte den Grimm der Magyaren über das deutsche Regiment steigern, und von der Thronbesteigung Ferdinands „des Gütigen" angefangen, entbrennt der Kampf gegen dasselbe immer heftiger. In Siebenbürgen trifft er in erster Reihe wieder die Sachsen, und zum erstenmal versucht der Adel gegen die Tiefgehaßten die Leidenschaft der bis dahin politisch rechtlosen, in Siebenbürgen zahlreichsten, aber nirgends mehr als durch den Adel niedergehaltenen und gedrückten walachischen Bevölkerung zur Bundesgenossenschaft zu rufen. Die magyarische Sprache wird für die Verhandlungen des siebenbürgischen Landtages allein zulässig erklärt, im ersten Sturm des Jahres 1848 die völlige Vereinigung mit Ungarn beschlossen. Nur zwei Punkte sind während der ganzen Dauer dieses schweren politischen Kampfes außer dem Streite gewesen: das Recht

Digitized by

der Sachsen auf ihr Territorium und auf eine selbständige Ordnung ihrer Innerangelegenheiten innerhalb der Reichsgesetze und unter der Oberaufsicht der Regierung, d. h. das Recht einer historisch-politischen Individualität.

Im Jahre 1848 während der Verhandlungen über die Union gaben die Führer der Magyaren das „heilige Versprechen der Achtung jeder Nationalität" und erklärten feierlich „von einer Verletzung des Sachsengebietes könne keine Rede sein, die Josephinischen Zeiten kehrten nicht zurück." Der vom ungarischen Reichstag 1868 gebrachte Gesetzartikel XLIII über die detaillirte Regelung der Vereinigung Ungarns und Siebenbürgens geht noch einen Schritt weiter und erkennt im § 10 ausdrücklich an, daß die Rechtsstellung der sächsischen Nation in Siebenbürgen nicht bloß auf Gesetzen, sondern auch auf „Verträgen" beruhe und die Sächsische Nationsuniversität in ihrem mit dem siebenbürgischen Gesetzartikel XIII von 1791 im Einklang stehenden Wirkungskreise, mit Ausnahme der Rechtssprechung, welche die Sachsen selbst aufgegeben hatten, zu belassen sei. Selbst der Krönungseid, welchen der König geschworen hat, spricht nicht bloß von der Reichsverfassung, sondern auch von den „Jurisdictionen", deren Rechte Freiheiten, Privilegien, Gesetze, alte und genehmigte gute Gewohnheiten erhalten werden sollen.

Es ist eine traurige Thatsache, daß jede Legislaturperiode Ungarns seit jener Zeit nicht dazu beigetragen hat, die Befürchtung Seitens der Sachsen zu zerstreuen, daß es mit jenen Zusicherungen von vornherein nicht ernst gemeint gewesen sei, oder die politischen Führer der Magyaren die Kraft nicht besitzen, den Unificirungsgelüsten ihres Volkes gegenüber das Recht anderer Nationalitäten in Kraft zu halten.

Die Sachsen haben seit der Königskrönung in Ofen ihre Pflichten dem ungarischen Staate gegenüber in allen Punkten erfüllt; sie haben sich bisher von der Versuchung fern gehalten, in der Nichtausübung staatsbürgerlicher Rechte die letzte Zufluchtsstätte gegen die Theorie zu suchen, daß Gewalt vor Recht gehe, und leider nichts erreicht, als daß jeder magyarische Schulbube heute über ihr Dasein und ihr Recht nur mitleidig lächeln zu dürfen vermeint. Als der Reichstag 1870 ein Gesetz über die Regelung der Municipien beschloß, besaß die Regierung noch so viel Rechtsgefühl, den Zusatz zu beantragen: „Ueber die Regelung des Königsbodens (d. i. des Sachsenlandes) verfügt in Gemäßheit der Bestimmung des § 10 des XLIII. Gesetzartikels vom Jahre 1868 ein besonderes Gesetz", und der Reichstag nahm diesen Antrag in das Gesetz auf. Aber seither zieht sich die Frage über die Modalität dieser Regelung so unmotivirt in die Länge, daß nichts daraus hervorleuchtet, als die Unlust, sie überhaupt ehrlich auszutragen.

Ein ganz einfaches Mittel, ihr auszuweichen, haben die magyarischen

Digitized by Google

Staatskünstler jetzt ausgesonnen, und ihre Fühlorgane sondiren soeben die öffentliche Meinung darüber. Es besteht darin, daß man den reellen Besitzer des Rechtes verschwinden macht; dann ist kein Grund, ja keine Möglichkeit mehr vorhanden, den Inhalt des Rechtes zu formuliren. Auf individuellen Todtschlag ist's nun gerade nicht abgesehen, aber auf vollständige Zerschlagung des „Königsbodens" in vier Theile und eine derartige Untermischung dieser Theile mit magyarischen und walachischen Gebieten, daß von einer moralischen Persönlichkeit der sächsischen Nation, die doch allein nur Träger eines Rechtes sein könnte, nicht mehr zu reden wäre. Daß bei diesem Prozesse das „Recht" in Strömen vergossen, feierliche Zusicherungen Einzelner, die aber damals mehr als Einzelne waren, mißachtet, Gesetze umgestoßen und Königseide gebrochen würden, — nun vielleicht setzt man sich in echtmagyarischen Kreisen auch darüber hinweg. Handelt es sich doch bloß um Deutsche und ist es doch so leicht, diese Deutschen als reactionäre Privilegiumsfanatiker zu denunciren, während, genau beurtheilt, die ganze gegenwärtige, absolut herrschende Stellung der magyarischen Nationalität in Ungarn nichts ist als Autokratie eines einzelnen Stammes über alle übrigen, die das klugberechnete Gesetz vor der Hand zur Bedeutungslosigkeit im öffentlichen Leben verurtheilt, obwol sie fast zwei Dritttheile der Gesammtbevölkerung der im ungarischen Reichstage vertretenen Länder ausmachen.

Aber auf *eines* sind wir doch noch neugierig, so sehr wir auch nach den bisherigen Erfahrungen darauf uns gefaßt halten, daß das Unglaubliche wirklich geschieht. Es handelt sich in dieser Sache nicht blos um Gesetze, über welche, wie es scheint, die Majorität des ungarischen Abgeordnetenhauses das unverantwortliche Verfügungsrecht hat und rücksichtslos verwerthet, sondern eben nach dem Buchstaben des Gesetzes auch um *Verträge*, die nach allen Rechtsgrundsätzen nicht einseitig gebrochen werden dürfen. Diese Verträge sind doppelter Art: einerseits zwischen dem Land und der Dynastie geschlossen; — diese können wol unter dem Einfluß des verantwortlichen Ministeriums leichter auch abgeändert werden, dann aber Verträge zwischen dem Staate und den Sachsen selbst errichtet, auf welche hin deutsche Einwanderung erst erfolgte, Verträge, welche in zahlreichen königlichen Bestätigungen noch vorhanden und summarisch auch in die bedeutendsten Staatsverträge zwischen Siebenbürgen und dem Hause Oesterreich aufgenommen, wenn irgend etwas, *das* unumstößlich beweisen, daß die Sachsen ein Recht haben, ihr Gebiet unzerschlagen zu besitzen und innerhalb desselben und innerhalb des Staatsganzen eine historisch-politische Individualität zu bilden. Ihnen gegenüber, die zu den gehorsamsten und zugleich intelligentesten Bürgern des Staates gehören, ist doch gewiß der Staat nicht zur Selbstvertheidigung genöthigt, so daß er etwa aus diesem Grunde Gewalt über Recht setzen dürfte.

Digitized by

Es bliebe dann eben nichts übrig als die Berufung auf das „Gelüste“ des einen Theiles, neben ſich nichts anderes dulden zu wollen; ein Gelüſte, das freilich trotz ſeiner politiſchen Bedenklichkeit, gerade bei den Rabuliſten der magyariſchen Nationalität zuweilen ſo übermächtig iſt, daß ihnen ſelbſt ein Privatrecht kein Gegenſtand der Achtung mehr bleibt, wo es ſich um Befriedigung ihres nationalen Ehrgeizes oder kleinlicher Rancüne handelt.

Es iſt nur die andere Seite der Frage, die eben jetzt aufgewirbelt worden iſt und alle Sachſen und ſelbſt die vertrauensſeligſten ihrer öffentlichen Blätter in die größte Aufregung verſetzt hat, daß, weil „die ſächſiſche Nation“ auch Eigenthümer eines nicht unbedeutenden Vermögens iſt, deſſen Einkünfte in letzter Zeit hauptſächlich der Pflege von Schulen verſchiedenſter Art gewidmet wurden, jetzt, nach dreihundert und noch mehr Jahren, die Entſtehung dieſes Vermögens unterſucht werden ſoll, ehe man es auftheilt oder incamerirt.

Die Sachſen werden nach beiden Seiten den Schlag nicht ſtillſchweigend und leicht hinnehmen, ſondern rufen und ſchreien und warnen, wo und wie das Geſetz dem Angegriffenen das Recht dazu noch einräumt. Sollte ihre Abwehr auch diesmal fruchtlos ſein, dann hätten ſie im ungariſchen Abgeordnetenhaus ſchlechterdings nichts mehr zu thun und müßten es den alles wagenden Herren dort überlaſſen, mit ihren romäniſchen Nachfolgern beſſer fertig zu werden, als mit den „privilegirten“ Deutſchen.

Als durch die inſpirirten Peſter Blätter die erſten Andeutungen über die Ideen des Miniſters des Innern bezüglich einer neuen Territorialeintheilung Ungarns und Siebenbürgens in die Oeffentlichkeit drangen, wurden ſie namentlich von den Organen der Linken ſehr ungünſtig aufgenommen und auch die Blätter der Rechten konnten ihre Beſorgniß hinſichtlich der Zweckmäßigkeit der Sache nicht verhehlen. Die letzteren merkten bald, daß die Mißliebigkeit des ganzen Gedankens einer grundſätzlichen Neueintheilung des Staates gerade bei der magyariſchen, in ihren Comitatsgränzen lebenden und webenden, Bevölkerung der Linken einen raſch ergriffenen Vortheil biete, und die Regierung beeilte ſich, die beruhigende Verſicherung verbreiten zu laſſen, daß es ſich dabei weniger um eine radicale Aenderung aller politiſchen Eintheilung im Staatsganzen handle als vielmehr nur um Siebenbürgen und einige ganz wenige Comitate und Diſtricte des eigentlichen Ungarns. In welchem Maße dieſes beabſichtigt wird, iſt zur Zeit noch nicht bekannt, da das bezügliche Operat, die Ferienarbeit des Miniſters des Innern, eben erſt dem „Weiſen des Vaterlandes“ zur Correctur eingereicht worden iſt. Aber es iſt kaum daran zu zweifeln, daß gerade diejenigen Partieen, welche uns als Unrecht und Geſetzwidrigkeit erſcheinen, wenigſtens aus dieſem Grunde

Digitized by Google

der geringsten Bedenklichkeit in maßgebenden Kreisen begegnen werden. Man hazardirt in diesen Kreisen in politischen Grundsätzen schon längst bis zu einem solchen Grade, daß man entweder von dem unbegränztesten Vertrauen auf alle Zukunft getragen oder von der fabelhaftesten Angst schon um die nächste Zukunft getrieben erscheint. Es sieht wenigstens oft so aus, als ob man hier meinte, nie mehr die Berufung auf das Recht für sich selbst nöthig zu haben, der man doch allein, neben den siegreichen Waffen Preußens die gegenwärtige Machtstellung verdankt; oder als ob man umgekehrt die Fortschritte des deutschen Reiches nach der untern Donau hin für so unmittelbar bevorstehend hielte, daß man nicht schnell genug diejenigen Elemente vernichten könnte, von denen man besorgt, daß sie dieser Idee günstig gestimmt seien.

Beides mag dem nüchternen Politiker noch so unmotivirt und bedenklich erscheinen, in Ungarn und bei dem magyarischen Charakter hat das Unwahrscheinlichste allemal die größten Chancen und was andere für unmöglich halten, darüber springt seine erregte Einbildungskraft leichten Fußes hinweg.

Daß bei solchem Vorgehen und solchem Regiment gerade das zur Reife gebracht werden muß, was man fern halten will, sehen die Wenigsten ein.

Dieß auf den vorliegenden Fall angewendet, so ist es nach den letzten Erklärungen der Regierungsorgane über den Inhalt des fraglichen Gesetzentwurfes und die wesentliche Beschränkung desselben auf Siebenbürgen, nicht möglich mehr, demselben ein anderes Motiv zu substituiren als das einer Maßregel gegen die nichtmagyarischen Nationalitäten in Siebenbürgen. Was ehedem dafür geltend gemacht wurde: die bald zu große bald zu kleine Ausdehnung der einzelnen Comitate, durch welche eine geregelte Verwaltung erschwert werde, wird hinfällig, wenn man bedenkt, daß in Ungarn, wo die Verwaltung am meisten darniederliegt und die öffentliche Sicherheit schon längst zum öffentlichen Scandal geworden ist, in Ungarn mit seinen Monstrecomitaten, die ein halbes Dutzend deutscher Fürstenthümer an Größe übertreffen, aber hinter den kleinsten an materieller und sonstiger Cultur weit zurückbleiben, Alles beim Alten bleiben und nur Siebenbürgen, wo zwar auch Vieles besser sein könnte, was jetzt von Tag zu Tag schlimmer wird, ohne Rücksicht auf geschichtlich Gewordenes und innerlich Zusammengehöriges, ja selbst ohne jede Rücksicht auf die vor ganz kurzer Zeit eingeführte gerichtliche oder finanzielle Eintheilung, politisch neu gegliedert werden soll und zwar so gegliedert werden soll, daß Niemand in Zweifel darüber bleiben kann, daß die Wirkung dieser neuen Eintheilung nicht eine bessere Verwaltung, sondern der entsetzlichste nationale Hader innerhalb jedes einzelnen neuen Kreises und in Folge dieses Haders der vollständige materielle und moralische Ruin der Bevölkerung

Digitized by

sein muß. Bisher hatte es sich historisch so gemacht, daß in einigen Kreisen die Magyaren, in anderen die Sachsen das unbestrittene politische Uebergewicht hatten, in noch anderen die Romanen (= Walachen) wenigstens in solcher Ueberzahl vorhanden waren, daß sie dadurch allein schon vielgeltend waren und ihr politisches Ueberwiegen kaum mehr eine Frage der Gerechtigkeit sein konnte. Nach den in die Oeffentlichkeit gedrungenen Grundsätzen der neuen Eintheilung würde dieser, doch immerhin naturgemäßere, Zustand sich dahin ändern, daß ein oder zwei Kreise rein magyarisch blieben, dagegen die bisher rein sächsischen durch walachische und die walachischen durch sächsische Beigaben zersetzt würden, endlich wo bis jetzt schon beide in nahezu gleicher Kraft beisammen gewesen die zweiköpfige Hyder durch Hinzufügung magyarischer Gebiete zur vollständigen dreiköpfigen ergänzt würde. Das zweisprachige Kreistagsprotokoll würde damit ein dreisprachiges werden und für Kreisamt und Kreisvertretung selbstverständlich der Brotneid, die nationale Eifersucht und Prätension bis zu einem Maße gesteigert, daß nur der Händel mehr an der Tagesordnung blieben, aber jeder wirkliche Fortschritt auf irgend einem Lebensgebiete und jeder fruchtbare politische Kampf für lange Zeit davon abgesetzt würde. Allerdings würde der Regierungseinfluß dabei zunehmen, da das Ministerium oft genug in die Lage kommen müßte, das letzte Wort zu sprechen; ob aber gerade auf diesem Wege die innere Gewinnung der Nationalitäten für die Idee des ungarischen Staates möglich und zu empfehlen sei, möchte billig bezweifelt werden.

Es ist nicht klug gehandelt, ein Glied am Staatskörper von der Größe und Bedeutung Siebenbürgens so zu behandeln, daß drei Viertheile der Bevölkerung das Gefühl gewinnen müssen, man werde nur als Stiefkind behandelt. Jedes Eisenbahngesetz, das bis jetzt auch Siebenbürgen berührte, hatte diesen Beigeschmack; von der Gerichtsorganisation spürt der gemeine Menschenverstand hier neben der Verlängerung der Procedur und der Vermehrung der Kosten nichts, als daß er jetzt mit Richtern zu thun hat, von denen ein Theil seine Sprache nicht spricht, und Urtheile ausgefertigt erhält, die nicht nur der Einzelne, sondern häufig in der ganzen Gemeinde keine Seele versteht; wenn er dazu den Szekler unter dem Schutze des Gesetzes wohlfeilern Tabak rauchen, unversteuerten Branntwein brennen sieht und der Edelmann allein frei von der Brückenmauth dahinsprengt, so würde, auch abgesehen von dem, was über den Inhalt des neugeplanten Gesetzes verlautet, das Mißtrauen in der Vergangenheit voll begründet sein, daß man es auch hier nur mit einem jener kleinlichen und hochbedenklichen Versuche zu thun habe, das Wenige, was der Staat in einer Anwandlung von Rechtsgefühl den nichtmagyarischen Nationalitäten im sogenannten Nationalitätengesetze vor kaum vier Jahren gelassen, auf anderem Wege wieder zurückzunehmen.

Digitized by Google

Bei den zahlreichen und großen Culturaufgaben, welche dem jungen Magyarischen Staate in der Gegenwart gestellt sind, und bei den bedeutenden Schwierigkeiten, die gerade es in dieser Richtung in seinem Innern zu überwinden hat, halten wir es für nichts weniger als gut gethan, durch solches Vorgehen die Gedanken aller nichtmagyarischen Nationalitäten dieses Staates in Bahnen zu drängen, die für beide Theile unheilvoll, nur die Frage allgemeiner anregen würden, ob sich dieser Staat überhaupt jener Culturaufgabe, die ein europäisches Interesse ist, gewachsen zeige.

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 30. November.

Als eine der Hauptannehmlichkeiten des großstädtischen Lebens habe ich immer — wie wenig auch Mancher mir darin beistimmen mag — den lärmenden Straßenverkehr betrachtet. Das Bewußtsein, in dem großen Strom ungekannt und unbemerkt einherzuschwimmen, gewährt ein ganz eigenthümliches Gefühl der Ungenirtheit und Sicherheit. Man geht und steht nach Belieben, besieht, was Einem gefällt, trällert ein Liedchen, wenn's Einem just in die Kehle kommt, kurz, wenn man nur mit der nöthigen Geschicklichkeit den Ellbogen der Mitbürger und Mitbürgerinnen auszuweichen versteht, ist man der freieste Mann von der Welt. So in Leipzig auf der Grimma'schen Straße und in Frankfurt auf der Zeil. Aber die Behaglichkeit des Gewühls hat ihre Grenzen und Berlin hat sie längst überschritten. Wer bei schlechtem Wetter, wo der Boden unsicher, die Aussicht getrübt und das Vorwärtskommen noch obendrein durch die ewige Carambolage der Regenschirme gehemmt ist, den Kreuzungspunkt der Friedrichs- und Leipzigerstraße, den Potsdamer Platz, die Umgebung des Brandenburger Thors, die Linden an der Mündung der Friedrichsstraße, die Kurfürstenbrücke und Königsstraße zu passiren hat, thut wahrlich wohl, vorher sein Testament zu machen. Die Bewohner des „Rheinischen Hofes" an der Ecke der Friedrichs- und Leipzigerstraße haben unausgesetzt Gelegenheit, alle Aufregungen des Sports zu genießen. Aus allen vier Himmelsrichtungen prallen ohne Unterbrechung Wagen und Menschen zu einem dichten Knäuel auf einander: eine kleine Verwicklung, der Sturz eines Droschkengauls — und das Unglück ist geschehen. Von Jahr zu Jahr

Digitized by

hat sich dieser Zustand verschlimmert; in der jüngsten Zeit ist es dergestalt unleidlich geworden, daß die Polizei sich endlich zu außerordentlichen Schritten entschlossen hat. Seit Kurzem sieht man an jeder der gefährlichen Stellen einen Schutzmann hoch zu Roß, der wie der rocher de bronze aus der Fluth hervorragt und die Wogen zu beiden Seiten ruhig abfließen läßt. Weitere Maßregeln stehen in Aussicht; vor Allem hat man eine Beschränkung des Lastwagenverkehrs auf bestimmte Tagesstunden im Auge. Die Interessenten werden freilich nicht ermangeln, über Ungerechtigkeit zu klagen; dennoch ist die Beschränkung grade eine Forderung der Gerechtigkeit. Denn die trägen und schwerfälligen Lastwagen tragen an allen Stockungen des Straßenverkehrs notorisch die Hauptschuld; es ist aber durchaus unstatthaft, daß einem Bruchtheile zuliebe der ganze Verkehr geschädigt werden soll. Und was diese Schädigung besagen will, begreift Jeder, der den Werth der Geschwindigkeit bei Zurücklegung großstädtischer Entfernungen zu schätzen weiß. Gründliche Abhülfe freilich wird auch durch dies Mittel nicht geschaffen; sie kann nur von der Erschließung neuer Verkehrswege, d. h. nur von der Anlegung von die Stadt quer durchschneidenden unterirdischen oder über die Dächer führenden Eisenbahnen erwartet werden. Vor einigen Jahren noch hätte der Berliner Philister diese Idee für den Scherz eines Witzbolds gehalten; heute liegen bekanntlich längst derartige Pläne vor und ihre Ausführung ist nur noch eine Frage der Zeit, hoffentlich einer recht kurzen.

Mit diesen Plänen in Zusammenhang steht die Aufgabe einer zweckmäßigen Verknüpfung der inneren Stadt mit den Vorstädten, resp. der umliegenden Ortschaften. Die bisher vorhandenen Verbindungsmittel, sämmtlich noch sehr jungen Datums, genügen bei weitem nicht dem Bedürfniß, einem großen Theile des in der Stadt beschäftigten Publikums die Möglichkeit des Wohnens außerhalb der Stadt zu verschaffen und dadurch das Uebel der Wohnungsnoth endlich an die Wurzel zu treffen. Man begreift nicht, wie in Berlin das Verkehrsmittel der Pferdebahn, abgesehen von der einzigen Strecke Berlin-Charlottenburg, bis in die jüngste Zeit so vollständig unausgenutzt bleiben konnte. Die Eile, mit welcher man jetzt bestrebt ist, das Versäumte nachzuholen, ist nur zu sehr berechtigt.

Ad vocem Wohnungsnoth ist übrigens die erfreuliche Thatsache zu constatiren, daß dieselbe sich im Vergleich zum vorigen Winter erheblich gemildert hat. Natürlich, denn mit der Katastrophe des Bauschwindels mußten auch die schwindelhaften Wohnungspreise sinken. Trotzdem sind wir noch keineswegs zu normalen Zuständen zurückgekehrt. Bekanntlich hat man vor etwa 1½ Jahren als die Wohnungskrise so recht augenfällig ihre bedenkliche Gestalt annahm, Asyle für Obdachslose errichtet. Leider findet sich immer, daß der Zuspruch zum Asyl für Männer grade jetzt so stark ist, wie kaum je zuvor,

Digitized by Google

namentlich jüngere Männer ſtellen ſich in auffallend großer Zahl ein. Eine direct entgegengeſetzte Bemerkung freilich wird bei dem Aſyl für obdachsloſe Frauenzimmer gemacht; dort hat man ſogar infolge mangelnden Bedürfniſſes einen Theil des Hauſes vermiethet. Leider iſt es nur nicht geſtattet, dieſe Erſcheinung ſchlechtweg als ein günſtiges Zeichen der Zeit zu begrüßen. Zu bekannt ſind die Verlockungen, welchen hülfloſe Mädchen in einer Großſtadt ausgeſetzt ſind, und nur zu gewiß iſt, daß ſie ihnen noch immer in ungemeſſener Zahl unterliegen. Man bedenke, welch einen beſtrickenden Reiz dieſe feenartig prunkenden Tanzſäle mit ihren Bachanalien auf ein unbewachtes, durch kein Mutterwort mehr gewarntes Weſen unter allen Umſtänden ausüben müſſen; wievielmehr nun, wenn es ſie eintauſchen kann gegen die kummervolle Lagerſtatt im Aſyl! Auf die moraliſche Widerſtandskraft dieſer Bedauernswerthen zu rechnen hat unſere Zeit kaum ein Recht. Wenn in der ſogenannten guten Geſellſchaft die unerſättliche Gier nach Genuß das Alles beherrſchende Lebensprinzip geworden iſt, mit welchem Rechte will man verlangen, daß die dienende Claſſe vor dem Vorbilde der Herren die Augen verſchließe? Man wird gewiß nicht fehlgehen, wenn man jenes erſchrecklich üppige Emporwuchern der öffentlichen Sittenloſigkeit, über welches im Frühjahr des vorigen Jahres ganz Berlin die Hände rang, auf die moraliſchen Gebrechen der beſitzenden Klaſſe als ſeinen wenn nicht einzigen, ſo doch weſentlich mitwirkenden Urquell zurückführt. Inzwiſchen iſt freilich einigermaßen Wandel geſchaffen. Strenge Polizeimaßregeln haben jenen übertünchten Auswurf der Geſellſchaft, der mit empörender Frechheit die Straße beherrſchte, mehr und mehr in ſeine Schranken zurückgewieſen. Aber zur gründlichen Bekämpfung des in Rede ſtehenden ſocialen Uebels bedarf es anderer Mittel, als gewaltſamer Repreſſion. Es handelt ſich um vorbeugende Maßregeln, und dieſe kann im Weſentlichen nicht die Stadtpolizei, ſondern nur die Geſellſchaft ſelbſt in freier Thätigkeit ergreifen.

Auf ein in dienender Stellung in ein Haus eintretendes Mädchen wird eine humane Herrſchaft jederzeit in erſprießlicher Weiſe einzuwirken verſtehn; in ihre Hand iſt es gegeben, durch richtige Behandlung und gutes Beiſpiel es vor manchen Gefahren zu behüten. Ungleich bedenklicher iſt die Lage aller anderen auf ſich ſelbſt angewieſenen Mädchen. Vergangene Woche hörten wir im hieſigen Rathhauſe einen Vortrag über die Frage, wie die Frau zum ſelbſtändigen Erwerbe gelangen ſolle. Es wurden Provinzialgewerbeſchulen für junge Mädchen, mit unentgeltlichem Unterricht, vorgeſchlagen. Nun gut, allen in derartige Anſtalten eintretenden Mädchen würde damit zugleich ein bedeutender ſittlicher Halt geboten ſein. Aber wie ſteht es um Jene, welche um zu leben, ihre mehr oder minder qualificirte Arbeit ſofort im Tagelohn verwerthen müſſen, die Fabrikarbeiterinnen, Wäſcherinnen, Nätherinnen? Un-

Digitized by Google

sere ganze Weisheit hat bisher darin bestanden, sie womöglich in sog. Frauenvereine, Arbeiterinnenbildungsvereine und wie sie sich sonst nennen, hereinzuziehen, um dort Verstand und Herz zugleich zu veredeln. Leider ist mit dieser Wirksamkeit — wodurch sich übrigens Niemand entmuthigen lassen darf — im Vergleich zu der ungeheuren Ausdehnung des Arbeitsfeldes noch gar wenig erreicht worden. Ein lösbares, gradezu verhängnißvolles Problem in diesen Vereinen ist das der Vergnügungen. Die „Abendunterhaltungen" mit allerlei geistigen Genüssen reichen nicht aus. Wie die menschliche Natur einmal ist, verlangt sie, wenigstens in den Jugendjahren, von Zeit zu Zeit einen Ausbruch rein materieller Freude: das Tanzen ist eine psychologische, oder wenn man will, eine physiologische Nothwendigkeit. Wo aber fände sich in dem Rahmen unserer Frauenvereine auch nur die Möglichkeit eines Balles? Man ist also gezwungen, die Arbeiterinnen hinsichtlich dieser Vergnügungen sich selbst zu überlassen, d. h. sie grade im gefährlichsten Momente aus der Hand zu geben. Und wie verhält es sich mit jener Klasse von Mädchen, welche man sich als das Contingent der weiblichen Gewerbeschulen zu denken haben würde? Gewiß der Gedanke dieser Schulen ist gut, aber wie steht's um seine Ausführbarkeit, wie um die Lebensfähigkeit derartiger Institute? Mir wenigstens ist sehr zweifelhaft, ob dieselben auf genügenden Besuch zu rechnen haben würden. Man erwäge wohl, die Gewerbeschülerinnen würden sich schon zum großen Theil aus den Töchtern armer oder verarmter Familien der sog. besseren Stände recrutiren müssen.

Leider aber würde dort nur zu oft das thörichte Vorurtheil gegen solche praktische Beschäftigung des Weibes sich als unübersteigliches Hinderniß in den Weg stellen. Haben wir nicht soeben erst ein klassisches Beispiel erlebt? Wie man weiß, soll fortan eine gewisse Anzahl unverheiratheter oder verwittweter Frauenzimmer im Alter von 18—30 Jahren, und mit der Bildung einer höheren Töchterschule im Telegraphendienst angestellt werden; für Berlin sind deren 90 bestimmt. Man hätte erwarten können, daß die Hauptstadt nicht allein ihren eigenen Bedarf, sondern auch noch zum Theil denjenigen der Provinz decken würde. Statt dessen haben sich hier nur 40 junge Damen gemeldet. Traurige Wahrnehmung: während diesen „gebildeten" Mädchen die Gelegenheit entgegengetragen wird, sich in der Freude am eigenen Thun, in der Unabhängigkeit durch die eigene Kraft des Lebens bestes Glück zu schaffen, ziehen sie es vor, bei Verwandten eine abhängige, wenig beneidenswerthe Stellung zu suchen, oder aber, auch sie verlieren das moralische Gleichgewicht und rennen ins Verderben. Nicht, daß sie sich graden Weges auf den offenen Markt begäben; so tief pflegen sie, bei einiger Klugheit, selten zu sinken. Aber aus ihnen werden jene Abenteurerinnen, die so manchen

Digitized by Google

jugendlichen Dandy an den Bettelstab und ins Zuchthaus bringen, oder, schlimmer noch, so manches eheliche Glück auf immer zerstören.

So bleibt die betrübende Erkenntniß, daß der Demoralisation der alleinstehenden Mädchen zu wehren, eine Aufgabe ist, zu deren Größe die uns zu Gebote stehenden Mittel durchaus nicht im Verhältniß stehen. Auf Einem Wege jedoch wäre es vielleicht möglich, den schlimmsten Gefahren vorzubeugen: wenn es gelänge, die Massen, die gebildeten wie die nichtgebildeten, wieder mit wahrer Religiosität zu durchdringen. Noch ist eine derartige Hoffnung nicht ganz aufzugeben. Wie bekannt, finden zur Zeit in Preußen die Vorbereitungen zu den kirchlichen Gemeindewahlen auf Grund der im September octroyirten evangelischen Kirchenverfassung statt. Erfreulicherweise zeigt sich für diese Angelegenheit gerade hier in Berlin eine weit größere Theilnahme, als selbst die Optimisten vielleicht erwartet haben. Gelänge es wirklich, die „moderne Cultur" mit dem religiösen Sinn zu versöhnen, dann würde ohne Zweifel für die fernere sittliche Entwicklung unseres Volkes ein neues, verheißungsvolles Fundament gewonnen sein.

Um übrigens an das Asyl für Obdachlose wieder anzuknüpfen, sei zum Schluß noch eines Vereines erwähnt, der sich in anderer Richtung ebenfalls um das leibliche Wohl der ärmeren Bevölkerungsklasse wohlverdient gemacht hat: des im Jahre 1866 gegründeten Vereines für Volksküchen. Er hat, wie in einer dieser Tage gehaltenen Versammlung constatirt wurde, im vorigen Jahre 2,315,637 Portionen verkauft und hofft, am Schlusse des laufenden Jahres ein noch erfreulicheres Resultat aufweisen zu können. Diese bescheidene Wohlthat der Beschaffung wohlfeiler und guter Kost in theuerer Zeit ist freilich nicht die Lösung der socialen Frage; aber sie ist doch unendlich viel mehr werth, als all' die tönenden Phrasen, welche unsere Weltbeglücker in ihren Volksversammlungen zu serviren gewohnt sind.

Nach Erwähnung dieser verschiedenen humanen Bestrebungen darf ich nicht schließen, ohne desjenigen Vereins zu gedenken, der früher unter Lette's, jetzt unter Gneist's Leitung, seit beinahe einem Menschenalter eine Hauptquelle der socialen Hilfs- und Reformthätigkeit in Preußen gewesen ist, des „Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen." Von seiner am 26. d. M. abgehaltenen Jahressitzung konnte die erfreuliche Mittheilung gemacht werden, daß die Mitgliederzahl seit der vorjährigen Generalversammlung von 183 auf 461 gestiegen ist, unter welch letzterer sich auch 36 aus dem nichtpreußischen Deutschland befinden. Ein hervorragendes Verdienst hat sich der Verein in diesem Jahre durch die Entsendung kleinerer Gewerbtreibenden und Arbeiter zur Wiener Ausstellung erworben. Im Uebrigen verfolgt der Verein hauptsächlich die Aufgabe, durch seine Zeitschrift „der Arbeiter-

Digitized by

freund" der ſocialen Bewegung gedeihliche Anregung und Richtung zu geben. Seitdem es gelungen, dies Unternehmen unter die bewährte Leitung Victor Böhmert's des bekannten volkswirthſchaftlichen Profeſſors der Züricher Hochſchule zu ſtellen, darf ihm eine erſprießliche Wirkung mehr als je geſichert gelten. X. X.

Herrn Ruſſell's Kriegstagebuch.*)

Der Timescorreſpondent, der im Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen den deutſch-franzöſiſchen Krieg mitmachte, Herr W. H. Ruſſell, iſt uns Deutſchen aus ſeinen damaligen Berichten bekannt. Wir ſind ein ſehr genügſames Volk und beſitzen ſehr wenig große Zeitungen, welche wirklich „unſere Spezialcorreſpondenten" überall hinſenden könnten, wo es intereſſant iſt, und außerdem waren ja zufällig die Herren Engländer im letzten Kriege in den deutſchen Hauptquartieren weit beſſer behandelt und angeſehen, als irgend einer der deutſchen Berichterſtatter, Herr Leopold Kayßler, der offizielle, vom König ins Große Hauptquartier berufene Berichterſtatter der geſammten Berliner Preſſe, keineswegs ausgenommen. Herr Ruſſell und die übrigen Engländer — zuletzt war ihre Zahl keine ganz unbedeutende — verfügten bedingungslos über den deutſchen Feldtelegraphen für politiſche und Privatmittheilungen, während kein deutſcher Berichterſtatter jemals auch nur eine einzige Depeſche aufgeben durfte. Die Herren Engländer bezogen eine Art von Majorsverpflegung in partibus infidelium und waren namentlich in Bezug auf Neuheit und Intimität ihrer politiſchen Nachrichten auf durchaus große Rationen geſetzt, welche ſich zu den harmloſen Novitäten der deutſchen Reporter etwa verhielten wie ein engliſches Lendenbeefſteak zu einer deutſchen Erbswurſt. Warum ſollten alſo deutſche Zeitungen ſich nicht der Berichte des Timescorreſpondenten erfreuen, die ausſchließlich aus deutſchen Quellen, aus deutſcher Gunſt für das engliſche Weltblatt gefloſſen waren, und die außerdem den großen Vorzug hatten, in Deutſchland nichts zu koſten als den Satz und Druck.

Wir ſind ſehr gutmüthig, wir Deutſchen, und haben uns von dieſen

*) Mein Tagebuch während des letzten Großen Kriegs. Von W. H. Ruſſell, Verf. der Britiſchen Exped. nach der Krim; Mein Tagebuch in Indien, ꝛc. London u. New-York, George Routledge u. Son. 1874.

Digitized by Google

Männern und andern so lange unsern großen Krieg erzählen lassen, bis wir die ernsten Berufsarbeiten unserer hohen Offiziere und unseres Generalstabes erhielten, welche die Frische und Unmittelbarkeit von Augenzeugen verbinden mit der strengen Objectivität und Gründlichkeit sachverständiger Forscher, die über das gesammte Quellenmaterial gebieten. Und seit dieser Zeit — das ist ein günstiges Zeichen für unsere Kritik — ist in Deutschland das Unternehmen eines bloßen „Schlachtenbummlers", seine Kriegsmemoiren der Mitwelt aufzuzeichnen, als ein entschieden verfehltes zu prognostiziren und erfahrungsmäßig auch immer verfehlt gewesen!

In England scheint der Weg der öffentlichen Meinung und Kritik, wenn wir dieselben nach dem vorliegenden Werke beurtheilen dürfen, gerade der umgekehrte zu sein. Zuerst hatte England, während des Krieges, die verhältnißmäßig vortrefflich instruirten Berichte seiner von unseren Hauptquartieren gehätschelten Reporter und nahm diese doch stellenweise so skeptisch auf, daß z. B. ein Londoner Witzblatt damals Herrn Russell abbildete, wie er knieend dem König von Preußen die Stiefel wichst.

Jetzt, wo die Sammlung des historischen Materials, die Ausbeute des großen Krieges auf Grund der Archive und Acten für die historische und militärische Wissenschaft beginnt, und auch in England Uebersetzungen des deutschen Generalstabswerkes und der aus den Quellen geschöpften Spezialwerke des Mittler'schen Verlags erscheinen, veröffentlicht der Timescorrespondent ein leichtes gossip über Krieg und Kriegsgeschrei in Tagebuchform, und ganz England ist entzückt. Das Weltblatt, die „Times" kommt nach einer diesem Tagebuche gewidmeten Besprechung von drei ihrer enormen Spalten zu dem Resultate: „Es ist überflüssig, über das Interesse eines solchen Buches viel zu sagen. Wir können versichern, daß selbst unsere schönen Leserinnen, deren einzige literarische Freude ein funkelnagelneuer Roman ist, Herrn Russell's Erlebnisse in dem Hauptquartier siegreicher Armeen fesselnder finden würden, als die Entwickelung aller der eingebildeten Schicksale, die jemals in dem Gewebe von drei Bänden ein- und abgesponnen wurden." Das ist viel gesagt und viel erwartet von diesem Buche, welches z. B. mit den gräßlichsten Bildern des Schlachtfeldes (von Sedan) nicht sparsamer umgeht, als die Erfinder der katholischen Legenden mit den Marterqualen ihrer Heiligen.

Wir sind so frei, einer andern Meinung über das Buch zu sein, als das Cityblatt. Wenn die „schönen Leserinnen" der Times wirklich von dem interessanten Stoff gepackt werden können, welchen Herrn Russell's Kriegstagebuch verarbeitet, so werden sie ihn in seinen bewegenden Kräften und Motiven viel reiner und großartiger erfassen in unsern offiziellen Werken, z. B. in Moltke's Einleitung zum Generalstabswerk, als in dem Tagebuch ihres berichtenden Landsmannes. Namentlich wird in den ersteren die „gesunde

Digitized by

und heroiſche Erregung", welche als die Mutter der Ruſſell'ſchen Tagebuchblätter in der Times geprieſen wird, bei weitem mächtiger und doch beſcheidener zum Ausdruck gebracht, als in den Aufzeichnungen des Engländers. Und daſſelbe, was von den Ideen gilt, gilt auch vom Detail der Thatſachen. Unwillkürlich drängt ſich uns die Frage auf: was bezwecken dieſe Tagebuchblätter?

Ueber alle Thatſachen von hiſtoriſchem und politiſchem Intereſſe, über alle ſtrategiſchen und taktiſchen Probleme, über alle Plane und Fehler unſerer Leitung, wie der feindlichen, ſprechen ſich die Quellen- und Acten-Werke unſerer Offiziere und unſeres Großen Generalſtabes mit einer Offenheit und Vollſtändigkeit aus, die bis dahin, ſo kurze Zeit nach den Ereigniſſen ſelbſt, beiſpiellos iſt in der Geſchichte. Wir können dreiſt behaupten: bis vor wenig Jahren ſind uns gewiſſe Actionen des dreißigjährigen Krieges dunkler geweſen, ſind uns noch heute Vorgänge des vorigen und der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts zweifelhafter als die innere und äußere Geſchichte der Ereigniſſe des letzten Krieges. Herr Ruſſell wird ſich wohl ſelbſt nicht anmaßen, über dieſe Seite der Sache Neues und Glaubwürdigeres berichten zu können, als unſere amtliche und halbamtliche Literatur; ſo ſehr auch die Times ſich beſtrebt, ihren Leſern und ihren ſchönen Leſerinnen glauben zu machen, daß Herrn Ruſſel's Tagebuch in Betreff der geheimen Geſchichte des Krieges empochemachend ſei. Im Gegentheil, ein großer Theil von dem, was Herr Ruſſell uns als hochwichtige Staatsgeheimniſſe oder als Schlachtepiſoden eigenſter Wahrnehmung mit dem vollen Gefühl ſeiner eigenen Bedeutung vorträgt, iſt als abſolut falſch zu bezeichnen. So z. B. die angebliche Vernichtung preußiſcher Tirailleurketten durch franzöſiſche Küraſſiere vor Floing in der Schlacht von Sedan u. ſ. w.

Da wir alſo hiſtoriſche Belehrung von dem Ruſſell'ſchen Tagebuch nicht zu erwarten haben, ſo ſind wir, wenn wir das Buch leſen wollen, darauf angewieſen, die perſönlichen Erlebniſſe des Herrn Ruſſell intereſſant zu finden: die Schilderung ſeiner Quartierwirthe und Quartiere, ſeiner dem Majorsrang in partibus mehr oder minder entſprechenden Verpflegung, ſeiner Beobachtung von Land und Leuten, Freund und Feind — wobei er eine bemerkenswerthe Unkenntniß der franzöſiſchen Sprache zu Tage fördert, — endlich ſeine ſehr oberflächlichen politiſchen Raiſonnements und Betrachtungen, ſein Stallgeſpräch mit dem Herzog von Coburg und andere Kleinigkeiten. Wir glauben, es wird in Deutſchland kaum jemand aufzutreiben ſein, der für ſolche Schilderungen, drei bis vier Jahre nach dem Kriege, einen Schilling ausgäbe.

Wenn die Times ſolche Koſt dem beſten neueſten Roman vorzieht, ſo iſt zur Ehre des engliſchen Geſchmackes hinzuzuſetzen, daß andere engliſche Blätter ſehr abweichender Anſicht ſind. Aber auch die Times empfiehlt das

Digitized by Google

Ruſſell'ſche Tagebuch nicht ſowol als Quelle geſchichtlicher Belehrung, oder weil das Intereſſe an den perſönlichen Erlebniſſen des Verfaſſers ein unüberwindliches wäre, ſondern in erſter Linie, weil das Tagebuch alles dasjenige enthält, was Herr Ruſſell während des Krieges im kronprinzlichen Hauptquartiere nicht zu ſchreiben wagte. Klar genug bezeichnet die Times dies als ihr Hauptintereſſe an Ruſſell's Buch. Sie ſchreibt: „Während der ganzen Dauer „des letzten großen Krieges" war Mr. Ruſſell dem Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen als Correſpondent d. Bl. beigegeben. Er ward ſo in Berührung gebracht mit den Führern der ſiegreichen Armeen, eine Stellung, die zweifellos als Beobachtungspunkt die größten Vortheile bot, die aber zugleich voller Schwierigkeiten für einen Zeitungsreporter war. Die deutſchen Führer waren außerordentlich empfindlich gegen Kritik und unſer Correſpondent war genöthigt, behutſam zu ſein in ſeinen Commentaren. Gleichwol wurde ihm im Allgemeinen frank und frei Information gegeben und dieſer Umſtand, ſowie die übrigen Vortheile ſeiner Stellung wogen die Zurückhaltung, die ſie ihm auferlegte, mehr als auf. Vorfälle und Meinungen, welche discreter Weiſe nicht in eine Depeſche an die Times gebracht werden konnten, oder perſönliches Geplauder und Abenteuer, die nicht für einen Zeitungsbericht ſich eigneten, ſchrieb Herr Ruſſell nach ſeiner Gewohnheit in ſein Privattagebuch, und dieſes beſitzt daher ein beſonderes und eigenthümliches Intereſſe durch ſich ſelbſt." Man ſollte denken, das Cityblatt fühlte vielleicht an dieſer Stelle das Bedürfniß, ſeinen Correſpondenten gegen den naheliegenden Verdacht grober Taktloſigkeit und eines ungewöhnlichen Vertrauensbruches in Schutz zu nehmen, indem es etwa alſo fortführe: „Unſer Correſpondent, verehrte Leſer und ſchöne Leſerinnen, iſt ein ehrenwerther Mann! Er war der Gaſt des deutſchen Kronprinzen während des Krieges. Er gehörte zur Familie des kronprinzlichen Hauptquartiers, und dieſer Eigenſchaft weit mehr, als ſeiner Qualität als unſer Reporter, hatte er zu danken, daß in ſeiner Gegenwart manches geſprochen wurde, was nicht geſagt worden wäre, wenn man hätte annehmen können, daß Mr. Ruſſell um einige Grade weniger taktvoll ſei, wie er als ehrenwerther Gentleman zu ſein erzogen iſt. Wenn daher Mr. Ruſſell die Geſpräche und Privaterlebniſſe, welche ihm jeder Tag beſcherte, in ſeinem ſtillen Kämmerlein treulich buchte, ſo verſtieß das noch nicht gegen die Grundſätze unſerer geſegneten Hochkirche. Eine Art von Ehrenminderung hätte Herr Ruſſell nur dann auf ſich geladen, wenn er dieſe Tagebuchblätter etwa ohne Genehmigung derjenigen, die darin vorkommen, herausgegeben hätte. Aber es bedarf nicht erſt der Verſicherung, daß dieſer ehrenwerthe Gentleman, der Correſpondent des erſten britiſchen

Digitized by

Blattes, dieſem Erforderniß des Anſtandes vollkommen genügt hat. Er beſitzt von allen Betheiligten die ſtricteſte Erlaubniß zum Abdruck. —"

Nichts derart findet ſich in der Times. Im Gegentheil, das indirecte Eingeſtändniß, daß Herr Ruſſel die Betheiligten vor Veröffentlichung des Tagebuchs nicht um Erlaubniß gebeten hat. Nur ſei Alles ſo unverfänglich, daß ein ſolcher Schritt dem Leſer der Times als überflüſſig erſcheinen muß. „Nichts iſt geſagt", — verſichert die Times treuherzig — „das nicht mit vollkommener Ehrlichkeit (fairness) allen Betheiligten hätte geſagt werden können." Der Verfaſſer dieſer Recenſion im engliſchen Hauptblatt muß ein kurzes Gedächtniß haben. Unmittelbar vorher hat er uns erzählt, Herr Ruſſell habe alles dasjenige in ſein Tagebuch geſchrieben, was „discreter Weiſe in eine Depeſche an die Times nicht hätte gebracht werden können" oder was „zu einem Zeitungsbericht ſich nicht eignete", und nun iſt all das ſo unverfänglich und nett für die Betheiligten, daß Herr Ruſſell ohne jede vorherige Anfrage bei denſelben, die Veröffentlichung ſeines Tagebnchs ins Werk ſtellen konnte, ohne von irgend wem eines Mangels an fairness geziehen zu werden.

Nun, ſehen wir uns einmal einige der Anektoden und Behauptungen an, welche „mit vollkommener fairness allen Betheiligten hätten geſagt werden können." Wir folgen, um dieſe Begriffe von fairness getreu wiederzugeben, überall wörtlich dem Times-Recenſenten: „Unſre Leſer werden ſich an den genauen Bericht erinnern, der wenige Tage nach dem Ereigniſſe ſelbſt in unſern Spalten erſchien über die berühmte Unterredung zwiſchen dem König von Preußen und dem Kaiſer Napoleon und wie kurze Zeit ſpäter unſre Colleginnen das Vergnügen hatten, ein Telegramm abzudrucken, an deſſen Fuße der gewaltige Name „Bismarck" prangte, das aller Welt erzählte, unſer Bericht über die Unterredung entbehre jeder Begründung. Nun traf ſich's aber, daß die Erzählung, wie wir ſie brachten, unſerm Correſpondenten vom Kronprinzen mitgetheilt worden war, der an der Thüre des Zimmers geſtanden hatte, in welchem der König und Kaiſer ſprachen, und dem der König wiederholt hatte, was unmittelbar nachher geſchah. Der Kronprinz hatte Mr. Ruſſell nicht nur die Geſchichte der Unterredung erzählt, ſondern hatte ſie in einer Weiſe erzählt, welche keinen Zweifel darüber zuließ, daß Se. Königl. Hoheit beabſichtigte, Mr. Ruſſell die Veröffentlichung derſelben frei zu ſtellen, wenn er Luſt dazu hatte. Aber es paßte nicht zu Graf Bismarck's Abſichten, daß der Bericht erſcheinen ſollte, und ſo kam es dazu, daß unſrer Darſtellung einer ſehr intereſſanten und wichtigen Epiſode der Geſchichte, die unſer Correſpondent in einem Tone der Zuverſicht gegeben hatte, den er nur dann annahm, wenn er auf Grund zweifelloſer Autorität ſchrieb, im Angeſicht von ganz Europa dreiſt widerſprochen wurde durch eine Anzahl von

Digitized by Google

Journalen, welche fröhlich und eifrig auf des Staatsmannes Falle reinfielen."

Wir machen hier Halt, denn die weitere Behauptung Mr. Ruſſel's welche die gute Times ihrerſeits für baare Münze nimmt, daß das böſe Gewiſſen des „Staatsmannes" ſeither dem biedern Briten ausgewichen ſei, daß er auf den Schloßterraſſen von Verſailles eine förmliche Jagd hinter dem Kanzler angeſtellt habe, und dieſer zuerſt nur durch die Dazwiſchenkunft eines amerikaniſchen Generals, andern Tags nur durch eine Fülle brillanter Anekdoten ſich vor dem beſchämendſten pater pecavi habe retten können — das Alles bietet für deutſche Leſer ſoviel unfreiwilligen Humor, daß es in ein ernſtes Blatt überhaupt nicht gehört. Der Schreiber dieſer Zeilen hat außerdem den deutſchen Kanzler bei jener Gelegenheit, wo Mr. Ruſſell ihn gejagt haben will, etwa eine Stunde ſehr nahe geſehen und durchaus nichts von jener Jagdſcene bemerkt, obwohl ihm Mr. Ruſſell's Figur ſehr bekannt war. Auch die Begleitung des amerikaniſchen Generals nahm Bismarck bei jener Gelegenheit keineswegs, wie der beſcheidene Brite meint — der nur auf Grund „zweifelloſer Autorität" zuverſichtlich urtheilt — um den fürchterlichen Gewiſſensmahnungen des Letzteren zu entgehen, ſondern weil der Amerikaner bekanntlich damals (Anfang Oktober 1870) der einzige Vermittler zwiſchen dem Großen Hauptquartier und der Regierung der nationalen Vertheidigung in Paris war, und dieſe Unterhandlungen damals einen ſehr lebhaften Charakter hatten.

Zu Ehren von Mr. Ruſſell faſſen wir ſeine Geſchichte nur ins Auge, ſoweit ſie Anſpruch auf Ernſthaftigkeit macht, d. h. ſoweit das obige Citat reicht. Er behauptet alſo, der Kronprinz habe ihm ein Staatsgeheimniß — denn das iſt eine Unterredung zwiſchen Staatsoberhäuptern ohne Zeugen, unter ſolchen Verhältniſſen, wie König Wilhelm und Napoleon ſich auf Schloß Bellevue trafen — mit der ſtillſchweigenden Erlaubniß mitgetheilt, es der Times zu offenbaren, aber Bismarck habe das nicht gepaßt und er habe die hübſche Geſchichte für erfunden erklärt. Die Veröffentlichung dieſes angeblichen Zuſammenhanges der Sache nennt die Times fairness. Nach unſern beſchränkten Continentalbegriffen von Anſtand enthält die Veröffentlichung dieſes angeblichen Zuſammenhanges der Dinge im Gegentheil ein Maß von Taktloſigkeit, für welches die deutſche Sprache kaum ein Wort hat. Hätte Mr. Ruſſell wirklich Recht, ſo hätte er als vergewaltigter Freund der Wahrheit zunächſt ſofort ſeine Päſſe fordern müſſen und abreiſen und ſich gar nicht mehr zum Empfang der „anderweiten Vortheile" ſeiner Stellung herablaſſen ſollen, nachher aber, und bis heutigen Tages — ſchweigen. Denn ſeine Darſtellung des angeblichen Vorfalles mußte den Prinzen, der ihn ſo gütig aufgenommen, in hohem Grade „Angeſichts von Europa" compromittiren, indem er ihm

Digitized by Google

andichtet, daß er verſchwiegene Dinge einem Fremden offenbart habe und deshalb in Geſtalt von Mr. Ruſſell's Bericht ſpäter indirect durch den Kanzler rectificirt worden ſei. Ebenſo perfid aber iſt Mr. Ruſſell's Darſtellung gegen Bismarck. Die Depeſche des Kanzlers, welche die unbefugte Plauderei des Reporters rundweg desavouirt, erdreiſtet ſich die Times, auf die „zweifelloſe Autorität" ihres Berichterſtatters geſtützt, mit „trap", d. h. als höhere Bauernfängerei zu bezeichnen. Als Ludwig Philipp's letzte Regententage gekommen waren, gerieth er über eine öffentliche Erklärung, die er abgegeben, in lebhaften Widerſtreit mit Guizot. Schließlich ſagte der Letztere: „Sire, wenn Sie Ja ſagen und ich Nein, ſo weiß die Welt, wer die Wahrheit geſagt hat." Daſſelbe dürfen wir, bis zum Beweiſe des Gegentheils, wohl auch annehmen, wenn ſich Mr. Ruſſell's und Bismarck's Veröffentlichungen direct entgegenſtehen. —

In derſelben Tendenz ſind die übrigen Beweiſe von der fairness Mr. Ruſſell's gefärbt. Die große Heldengeſtalt des deutſchen Kronprinzen ſchrumpft unter den Berichten Mr. Ruſſell's zuſammen zu einem Bilde, wie man es vielleicht in England ſich zuſammenphantaſirt und erfreulich findet, nimmermehr aber bei uns für wahr halten wird. Nach Mr. Ruſſell's Tagebuch verſetzten ſchon die Auguſtſchlachten den Kronprinzen in eine ängſtliche Stimmung. „Wie ſoll das Alles enden!" will ihn Mr. Ruſſell rufen hören. Dabei iſt der Kronprinz faſt „entirely English", „er nimmt keinen Antheil an den Gefühlen des Zorns wegen des Verkaufs von engliſchen Kohlen und Flinten an die Franzoſen, die während der Belagerung von Paris die deutſche Bruſt erfüllten." Der Kronprinz iſt ferner, nach Herrn Ruſſell, von einer unüberwindlichen Abneigung gegen das Bombardement von Paris beſeelt und muß deshalb ſein Commando über die Belagerungsartillerie abgeben. Solche Vorſtellungen hat man in England drei Jahr nach dem großen Krieg von dem Pflichtgefühl eines Hohenzollern, dem Sieger von Königgrätz! Und ein ſolches Buch wird über die beſten engliſchen Romane geſtellt — mit Grund, wie wir meinen, was die Kühnheit der Erfindung betrifft. —

In China ſagt man: Der Bonze kann ſo bleiben. In Deutſchland wird man hoffentlich aus dieſem Anlaß ein treues Gedächtniß für die fairness engliſcher Correſpondenten bewahren, ſo treu wir andererſeits die erhebenden Sympathiebeweiſe des engliſchen Volkes in unſerem Kampfe gegen Rom uns merken werden.

Digitized by Google

Vom preußischen Landtag.

Berlin, den 30. November 1873.

In der ersten Sitzung dieser Woche gelangte eine Interpellation des Abgeordneten Duncker bezüglich der Reichstagswahlen zur Verhandlung. Herr Duncker wünschte Mancherlei zu erfahren, er wollte nicht nur über den Zeitpunkt der Reichstagswahlen, sondern auch über die unentgeltliche Beförderung der Reichsboten auf den Eisenbahnen belehrt sein. In Bezug auf den Zeitpunkt der Reichstagswahlen hatte er jedoch seine Anfrage falsch gestellt. Er wollte wissen, ob der Bundesrath darüber bereits Beschluß gefaßt habe. Der Bundesrath aber muß zwar bei der Auflösung des Reichstages um Zustimmung angegangen werden, die Bestimmung des Wahltages innerhalb der gesetzlichen Frist fällt jedoch ausschließlich der kaiserlichen Prärogative zu. Es war daher auch falsch, wenn Herr Duncker in seine Interpellation die Frage aufgenommen hatte, für welchen Wahltag die preußischen Bevollmächtigten zu stimmen instruirt worden seien. Demgemäß mußte der Interpellant von dem Vicepräsidenten des Staatsministeriums die Belehrung hinnehmen, daß die preußische Staatsregierung seine Frage hinsichtlich des vom Kaiser zu bestimmenden Wahltages nicht beantworten könne. Was die Instruction der preußischen Bundesbevollmächtigten hinsichtlich der den Reichsboten zu gewährenden freien Eisenbahnfahrt anlangt, so erklärte der Minister-Vicepräsident, der Bundesrath habe sich bezüglich einer deshalb vorzubringenden Gesetzvorlage noch nicht entschieden, über Verhandlungen aber, welche im Bundesrath schweben, Auskunft zu geben, lehne die preußische Regierung ab.

In derselben Sitzung kam der Gesetzentwurf über den Staatshaushalt für 1874 zur ersten Berathung. Der Abgeordnete Miquel hatte die Einzelberathung des Staatshaushaltgesetzes wiederum im ganzen Hause beantragt, mit Ausnahme der Ausgaben des Kultusministeriums, der Eisenbahnverwaltung und der außerordentlichen Ausgaben des Handelsministeriums. Die Annahme dieses Antrages war das Ergebniß der ersten, die weitere geschäftliche Behandlung zu regeln, bestimmten Berathung. Wenn es sich um das Gesetz über den Staatshaushalt handelt, pflegt die erste Berathung außer den Vorschlägen zur geschäftlichen Behandlung auch noch allgemeine Herzensergießungen hervorzurufen über das Gesammtbild der Finanzlage, über die allgemeinen Grundsätze und Ziele der Finanzverwaltung u. s. w. Herr Eugen Richter, der in der Fraction der Fortschrittspartei die Palme des ersten Finanzkenners Herrn Virchow streitig macht, der seinerseits alle Palmen auf seinem Scheitel zu vereinigen strebt, beschenkte uns diesmal mit einer besonders ausführlichen Herzensergießung. Der Finanzminister hatte in seinem

Digitized by Google

vorwöchentlichen Vortrag ein so glänzendes Bild der preußischen Finanzlage hingestellt, daß eine Opposition um jeden Preis die Farben nothwendig dämpfen mußte, um nicht etwa der Regierung ein Verdienst zu gönnen, wie es einer Regierung schon darum niemals zukommen darf, weil sie Regierung ist. Der Redner befleißigte sich diesmal einer großen Reichhaltigkeit der Ausstellungen, um durch die Menge der Tadelsgründe das Gewicht derselben zu ersetzen. Wir heben nur diejenigen hervor, die wenigstens den Schein einer Begründung erwecken konnten. Herr Richter tadelte zuerst die beständigen Ueberschüsse der preußischen Budgetjahre. Zwar war er so freundlich, dem gesunden Menschenverstande einzuräumen, daß in der Regel ein Ueberschuß besser sei als ein Deficit, aber er meinte doch, dieser Grundsatz gehöre nur in die Privatwirthschaft, nicht in die Staatswirthschaft. Denn ein Finanzminister, der etwas übrig behalte, zeige damit nur, daß er den Steuerzahlern mehr abgenommen, als er ihnen hätte abnehmen sollen. Hier erkennt man wieder einmal deutlich das Ziel von Richter und Genossen: die beständige Abhängigkeit des Staates in jeder kleinsten Bewegung von den Steuerzahlern oder vielmehr von der angeblich alleinigen Vertretung derselben, von den zufälligen Majoritäten der Wahlkammer. Alle Kraft und Sicherheit der Staatsverwaltung wäre mit diesem System augenblicklich aufgehoben. Genau das ist es, was Herr Richter erstrebt, was in seinen Folgen der Tod der deutschen Nation wäre, was eine lebendige Nation nie und nirgend ertragen hat, noch ertragen kann. Im weiteren Verlauf seines Vortrags rühmte der Abgeordnete sogar sich der Einsicht, die freilich längst auf allen Straßen liegt, daß das deutsche Reich neue Finanzforderungen stellen werde, für welche die Bundesstaaten aufkommen müssen, sei es durch Abtretung von Finanzquellen, sei es durch Aushändigung von Finanzverträgen. Und in diesem Augenblick, wo der preußische Staat weder an der Steigerungsgrenze der in den neuen Verhältnissen bedingten Ausgaben für sich, noch an der Grenze der Leistungen für das Reich angekommen ist, da soll derselbe, um nur ja keinen vorübergehenden Ueberschuß zu erleiden, den Bürgern die illusorische Freude eines Steuererlasses bereiten, für den sie alsbald die Taschen zweimal öffnen müßten. Das ist radikale, d. i. die Auflösung des Staates bezweckende Finanzpolitik.

Weiterhin tadelte Herr Richter den Finanzminister, daß er nicht mit einer umfassenden Steuerreform, sondern bisher nur mit „kleinen Flickarbeiten" hervorgetreten sei. Nun, die Basis einer preußischen Finanzreform, nämlich das deutsche Reich, erlebt in zwei Monaten etwa seinen 3jährigen Geburtstag. Eine Fülle von Aufgaben drängte sich in dieser kurzen Zeit zusammen, wie sie eine Nation nachzuholen genöthigt ist, die lange, nachdem sie ihre Culturreife erreicht, noch den natürlichen Lebenszustand entbehren mußte.

Digitized by Google

Und da wird der Finanzminiſter angeklagt, daß er nicht die allerſchwierigſte Aufgabe eines einheitlich und grundſätzlich vollkommenen Steuerſyſtems gelöſt. Als ob ſich das aus dem Aermel ſchütteln ließe, als ob dazu nicht der Fluß der Dinge wieder einigermaßen zu ſeinem ruhigen Lauf zurückgekehrt ſein müßte, als ob die Parlamente, über deren Ueberbürdung allerſeits geklagt wird, nur annähernd die Zeit gefunden haben würden, auch noch ſolche Aufgaben zu bewältigen! Solch ein Tadler um jeden Preis verpufft Euch Sonne, Mond und Sterne zum Zeitvertreib dem ....munde in die Luft.

Wer könnte das Meer des Richter'ſchen Tadels ausſchöpfen! In der Erhöhung der Schulaufſichtskoſten erblickte er eine verſteckte Dotation der Geiſtlichen; in der ausgeſprochenen Dotation eines altkatholiſchen Biſchofs eine ungerechtfertigte Erhöhung der Staatszuſchüſſe zu den kirchlichen Zwecken u. ſ. w. Er erklärte weder einen altkatholiſchen noch einen neukatholiſchen Biſchof für ein Bedürfniß zu halten nach ſeiner „proteſtantiſchen Auffaſſung." Wahrſcheinlich will er die Katholiken nicht mit Feuer und Schwert bekehren. Noch weit ſchlimmer iſt es aber, den dritten Theil der Staatsbevölkerung, zuſammengeſetzt aus allen Geſellſchaftsklaſſen von der höchſten bis zur unterſten, in dem einflußreichſten Lebenszug dem Zufall, der Quackſalberei, dem Betrug und wahrſcheinlich der Conſpiration gegen den Staat zu überlaſſen. Dahin geht die Weisheit des Herrn Richter. Wir aber wollen dem Herrn Abgeordneten danken für die Zuverſicht, mit der er dieſe Weisheit ausbreitet. Negativ wird er zur Forderung der politiſchen Einſicht, man darf es hoffen, das Seinige beitragen und uns Allen immer deutlicher vor Augen legen, was die Solidität der Staatsgewalt für des deutſchen Volkes politiſche Fortdauer und Sicherheit bedeutet, und was der Staat bedarf, um das Seinige zu leiſten. —

Am 26. November kam die große Verhandlung über den Antrag Windthorſt auf Einführung der allgemeinen, gleichen, unmittelbaren, geheimen Wahlen für das preußiſche Abgeordnetenhaus. Bekanntlich iſt das Recht zu dieſen Wahlen bis jetzt zwar allgemein, aber weder gleich, noch unmittelbar, noch geheim. Herr Windthorſt verbarg in ſeiner befürwortenden Rede die doppelte Abſicht nicht, in den katholiſchen Gegenden durch die Maſſe der ungebildeten Wähler noch beſſere klerikale Wahlerfolge zu erörtern, zweitens aber die liberale Partei in Verlegenheit zu ſetzen und womöglich zu ſpalten durch Unterlegung eines Steckenpferdes zu ungelegener Stunde. Es bleibt doch eine ſchöne Sache um den Anſtand. Um der Würde des Hauſes Willen hätte man wünſchen müſſen, daß Herr Windthorſt verſucht hätte den Gegenſtand unter den ſachlichen Geſichtspunkten zu erörtern, denen alle Parteien Beachtung zu ſchenken verpflichtet ſind. Aber bei der Kampfweiſe, die zwiſchen klerikal und deutſch, nicht ohne jede Schuld auch von

Digitized by Google

letzterer Seite, nunmehr in unserem Abgeordnetenhause eingeführt ist, hat die Beobachtung des Anstandes aufgehört ein Gebot zu sein. Das ist sehr zu bedauern. Um den großen Gegenstand sollte mit würdigen Waffen gekämpft werden, beide Theile sollten nicht vergessen, daß sie durch ihre Behandlung jeder seine Sache in den Augen der gebildeten Menschheit herabziehen oder erheben. Deßhalb hätte ich eine andere Haltung der Majorität bei der Bildung des Präsidiums gewünscht, weil davon die Tonart der nachfolgenden unvermeidlichen Kämpfe abhing. An Herrn von Mallinkrodt dachte ich nicht als Vice-Präsident, aber das Centrum könnte, wenn in seinen Reihen das ganze Haus einmal den Präsidenten suchen wollte oder müßte, eine für diesen Beruf vorzüglich ausgerüstete Persönlichkeit stellen.

Ich kann mich über den Verlauf dieser Verhandlung kurz fassen. Lasker hielt in vorzüglicher Weise dem Centrum das wahre Bild seiner Bestrebungen vor an der Haltung desselben bei allen politischen Vorgängen der neueren preußischen und deutschen Geschichte. Die Verhandlung erhielt dadurch den Charakter eines jener parlamentarischen Principienkämpfe, wie sie in Frankreich so oft mit unerreichtem dramatischem Geschick aufgeführt werden — und bei denen nichts herauskommt. Ich gestehe, daß ich die Sache viel besser gefördert sehen würde, hätte ein Redner unternommen, die Bildung des Abgeordnetenhauses besser zu beleuchten, die Grundzüge der sehr umfassenden Reform hinzustellen und auf diese Weise die Nothwendigkeit der Verschiebung auf eine spätere Session darzuthun. Die Form der Vertagung auf 6 Monate, um welche Zeit die Landtagssession längst geschlossen sein wird, ist eine der unnützen Heucheleien, welche der Nothbehelf des englischen Staatslebens, d. i. des Staatslebens eines Volkes sind, welches nicht gern den theoretischen Folgen ins Auge blickt. Wann werden wir den englischen Parfüm los werden, der für gesunde deutsche Nerven so widerlich ist?

Am 28. Nov. führte die erste Berathung der Finanzergebnisse des Jahres 1872 wiederum die Herren Richter und Virchow als Kritiker auf den ersten Platz. Gönnen wir diesmal die Palme Herrn Virchow, nachdem sein Rival in der Uebersicht dieser Woche uns schon so ausführlich vorgekommen. Herr Virchow machte wiederum eine von ihm längst aufgestellte Nothwendigkeit geltend: den Erlaß eines sogenannten Comptabilitätsgesetzes. Es handelt sich namentlich um die Feststellung der Grundsätze, nach welchen überschrittene Ausgabeposten zu behandeln sind, um die Uebertragbarkeit einzelner Posten innerhalb derselben Hauptausgabe u. s. w. Mehrere Staaten haben ein solches Gesetz, wenn auch überall zu beobachten ist, daß die eigentliche Finanzpraxis von dem Gesetz abweicht. Ein solches Gesetz ist auch für die Behandlung der Reichsfinanzen bearbeitet und dem Reichstag bei seinem letzten

Digitized by Google

Zusammentreten vorgelegt worden, aber wie so manche Vorlage dieser Session nicht zur Durchberathung gekommen. Für Preußen wird das Comptabilitätsgesetz ersetzt durch die berühmte Instruction für die Oberrechenkammer vom Jahre 1824. Der Inhalt dieser Instruction ist übergegangen in das erst kürzlich vereinbarte Gesetz über die Befugnisse der Oberrechnungskammer. Zu einem vollständigen Comptabilitätsgesetz fehlen also in Preußen nur die näheren Bestimmungen, von wem und auf welche Weise Rechenschaft zu fordern ist für Abweichungen von den Finanzregeln, welche die Oberrechnungskammer monirt und für welche der Landtag die Verwaltung nicht indemnisirt. Das ist es, worauf Herr Virchow eigentlich hinaus will, die Durchführung der ministeriellen Verantwortlichkeit in Finanzsachen. Wir wollen ihm keineswegs völlig Unrecht geben. In der bestimmten Gestalt der wünschenswerthen Einrichtung würden wir freilich mit ihm schwerlich überein kommen. Höchst wahrscheinlich würde er bei jeder Abweichung vom Staatshaushaltgesetz die materielle Entscheidung für das Parlament in Anspruch nehmen, so daß, wenn diesem nicht beliebt, Indemnität zu ertheilen, der Minister oder der betreffende verantwortliche Beamte auf erhobene Klage verurtheilt werden müßte. Wir würden freilich die Untersuchung der materiellen Frage, d. h. die Untersuchung der Rechtfertigung einer Vorschriftsverletzung aus Gründen des Staatswohls, durch einen unparteiischen Gerichtshof für nothwendig halten, und als die richtige Stelle dafür den neu zu schaffenden höchsten Verwaltungsgerichtshof ansehen.

Wenn Herr Virchow beklagte, daß die preußischen Gerichte den Grundsatz nicht anerkennen, daß Staatsverpflichtungen durch parlamentarische Ausgabestreichungen aufgehoben werden, so sehen wir in dieser Rechtsansicht unserer Gerichte vielmehr das Wesen des Staates gewahrt. Das preußische und das deutsche Finanzrecht überhaupt bedarf in doppelter Richtung einer weit schärferen Bestimmung: in der Richtung auf die parlamentarische Befugniß sowohl als auf die Befugnisse der Verwaltung.

Was Herr Virchow über den Mißstand bemerkte, daß die einzelnen Ministerialverwaltungen öfters Staatseigenthum veräußert haben, um gleich Privatspeculanten einen möglichst hohen Erlös zu ziehen, das war durchaus zutreffend. In der Abhängigkeit der Ministerialverwaltungen von der parlamentarischen Bewilligung bei solchen Vorgängen erblicken wir freilich nicht die richtige Abhülfe. Große berathende Körperschaften können niemals gute Verwalter sein, und die Gefahr, daß in die unverantwortlichen Abstimmungen Nebenrücksichten eindringen, muß von den Parlamenten fern gehalten werden. Der Mißstand aber ist vorhanden und die Abhülfe muß gesucht werden, sei es, daß dergleichen Akte an die Zustimmung des Gesammtministeriums, sei es an die Zustimmung einer andern Instanz gebunden werden.

Digitized by

Es ist uns jedesmal eine Genugthuung, wenn wir in den Fall kommen, einer nützlichen Anregung des Herrn Virchow Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Denn da der Herr Abgeordnete durch sein außerordentlich häufiges und vielseitiges Auftreten unsere Berichterstattung so oft in den Fall bringt, sich kritisch mit ihm zu beschäftigen, so ist uns jede Gelegenheit willkommen, den Schein einer vorgefaßten Antipathie zu widerlegen. Möge der vielseitigste aller Gelehrten und Parlamentsredner uns diesmal die folgende Bemerkung noch zu Gute halten. Ist es nicht wünschenswerth, daß diejenige Versammlung, welche die höchste geistige und sittliche Kraft der Nation in sich darstellen und außer sich entzünden soll, in ihren Verhandlungen den Ton der guten Gesellschaft wahrt? Trägt nun Herr Virchow wohl zu dieser Wahrung bei, wenn er vorzugsweise die Berliner Possenredensarten in seinen Stil einflicht? Am 28. Nov. sprach er von dem „verflossenen" Cultusminister. Früher rühmte er sich einmal, einem Minister „den Standpunkt klar zu machen", und so könnten wir eine ganze Blumenlese zusammenstellen. Das gezierte possenhafte Kauderwelsch, was sich bald von dem, bald von jenem Lebenskreis aus verbreitet, ist zu allen Zeiten ein mehr oder minder harmloser Auswuchs der Sprache gewesen. Aber nie hat eine Nation dieses argot, wie es die Franzosen nennen, in ihr Parlament dringen lassen. Herr Virchow scheint es darauf anzulegen, die würdige Behandlung wichtiger Gegenstände in einer ernsten und gebildeten Sprache aus unserm Abgeordnetenhaus zu verdrängen. Wenn ihn die Selbstachtung von diesem Versuch nicht zurückhält, so wünschen wir, daß das Haus selbst auf den Anstand seiner Verhandlungen auch in dieser Beziehung halten möge. C—r.

Weihnachtsbücherschau.

Die deutsche bildende Kunst, die durch Alphons Dürr in Leipzig so verständnißreiche Förderung erfährt, hat auch dieses Jahr seinem Verlag eine der Perlen des Weihnachtsmarktes zu danken: „Das Märchen von den sieben Raben und der treuen Schwester. Bildercyclus v. Moritz v. Schwind, aufgezeichnet v. Julius Naue. In Holzschnitt ausgeführt von H. Günther, H. Käseberg, J. Mehold, K. Oertel, H. Werdmüller und J. Wolf, mit Text von Gustav Flörke. Es hieße, sich versündi-

Digitized by Google

gen an dem großen Genius des Meisters, wollte man den Lesern d. Bl. die Bedeutung und Poesie dieser Composition Schwind's darlegen. Längst dürfen sie als ein hohes Gemeingut deutscher Nation betrachtet werden. Was uns fehlte, war bisher leider nur die Möglichkeit, das Werk des Künstlers in einer Jedem zugänglichen Ausgabe zu besitzen. Es gebrach an einer Holzschnittausgabe. Nun liegt sie vor. Die besten Meister des deutschen Holzschnittes haben sich dazu vereinigt, die wunderbare Feinheit und Milde der Formen und Farbengebung Schwind's im Holzschnitt so treu nachzuahmen, als es das immerhin spröde Material überhaupt zuläßt. Die Aufgabe ist in vollendeter Weise gelöst, die Ausstattung gediegen und reich, des Meisters würdig, der Text von Gustav Flörke steht weit über dem Durchschnitt dessen, was sonst oft zum Geleit berühmter Bilder geboten wird. Sein Text bietet uns zunächst in der Abhandlung „der Meister und sein Werk" ein treues, reines Bild der Eigenthümlichkeit des Lebens und Wirkens Moritz von Schwind's und insonderheit der Entstehung dieser Kunstblätter, dann in Versen den „Eingang" und das Märchen selbst, nach der Auffassung Schwind's in seinen Zeichnungen. Reichen Dank wird sich jeder erwerben, der das herrliche Werk seinen Lieben auf den Weihnachtstisch legt.

Sehr fühlbar ist auf dem Gebiete des deutschen Kunstverlags die Zurückhaltung, welche die schwere Zeit jedem kostspieligen Unternehmen auferlegt. Eine große Anzahl geachteter Firmen, die sonst zur Weihnacht mit „Prachtwerken" debütirten, halten sich diesmal vorsichtig in der Demarcationslinie des nothwendigsten, oder gehören gar zu denen, von denen der Grieche sagt: Ich sehe viele, die nicht da sind. Um so erfreulicher ist die energische Production der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig, die freilich sich aus guten Gründen überzeugt halten mag, daß in bösen wie in guten Tagen „die kleinen Blumen, kleinen Blätter", welche sie alljährlich in meisterhaftem Farbendruck vorlegt, ihrer Liebhaber und ihres Absatzes sicher sind. Die vortrefflichen Blumen- und Fruchtstücke von Marie v. Reichenbach und Marie Remy sind durch eine ganze Anzahl von Lieferungen erweitert. Das berühmte „Steenbock-Album" hat einen Zusatz von drei Blättern erfahren, in denen eine wirklich holländische Hingebung an die Feinheit des Details vorherrscht, wenn vielleicht auch das Grün der Blätter etwas zu kalt und giftig erscheint. Dann folgen aus demselben Verlag die Alpenpflanzen, welche Therese Weber und Théresa Hegg in Vevey behandeln, und von denen die ersteren, sei es im Original, sei es im Druck etwas verblaßt gerathen sind; die Alpenblumen von Théresa Hegg dagegen sind mit einer Kraft der Farbe, einer Plastik der Licht- und Schattenmassen und einer Poesie der Composition gemalt, die als mustergültig gelten kann. Endlich sind in demselben Verlage die höchst werthvollen „Vorlagen für Ornamentmalerei" erschienen, deren Heraus-

Digitized by

gabe der leider so früh verewigte Mitarbeiter dieser Blätter Dr. Albert von Zahn nicht einmal bis zum vierten Hefte erlebte, deren Plan und Anordnung jedoch er dem ganzen Werke nach entworfen hat. Von der Antike bis zur neuesten Zeit sind hier die Motive aller Stile gesammelt und in wahrhaft überraschender Farbenpracht und Correctheit vorgetragen. Der größte Spielraum an Farben und Formen ist nach diesen Vorlagen zweifellos der modernen Zeit einzuräumen, wenn auch kaum der beste Geschmack, ein bestimmter Stil.

Dieselbe Zurückhaltung, die sich dieses Jahr im Kunstverlag offenbart, tritt uns auch auf dem Gebiete der Jugendschriften entgegen. Karl Flemming's Verlag in Glogau bietet unter den wenigen diesjährigen Novitäten an Jugendschriften ein Buch, das wohl bestimmt ist, eine lange rühmliche Laufbahn anzutreten, und sich Tausende von Kinder- und Elternherzen im Fluge zu erobern. Es ist das Märchenbuch von A. Godin (mit 124 Holzschnitten und 1 Titelbild in Farbendruck, nach Originalzeichnungen von Leopold Venus, Holzschnitt von Prof. Bürkner), ein Märchenbuch, welches in Betreff der Auswahl des Inhalts, wie der Ausstattung, zweifellos zu den besten deutschen Märchenbüchern, ja Jugendschriften überhaupt gehört.

Sehr verständigerweise ist es nicht die Absicht des Sammlers gewesen, den Märchenkreis unseres Volkes — auch in seinen weniger anmuthigen, die Seele des Kindes anfröstelnden Bildern und Gestalten — zu erschöpfen, sondern er hat in der That, wie seine Absicht gewesen „aus dem Reichsten und Reinsten, was die Märchenschätze vergangener und gegenwärtiger Zeiten bieten, sogleich das ausgewählt, was ganz eigens für das reiche reine Kindergemüth erschaffen schien. Keine Gestalt des Schreckens wird aus diesen Blättern die heiter verklärte Phantasie mit Grauen erfüllen, nirgend behält das Böse Recht, nirgends wird die Lüge als Klugheit gepriesen." Die alten deutschen Märchen, die kein deutsches Kind missen mag, sind alle auch hier gesammelt. Dagegen sind hinzugefügt die besten Märchen von Hauff, Hackländer, Andersen, Arndt; selbst Goethe, Brentano und Görres haben einzelne Beiträge geleistet, und aus dem duftigen Zaubergarten Tausend und eine Nacht, aus dem französischen und irischen Märchenkreise sind die schönsten Blüten dem deutschen Strauße beigesellt. „Möge die geflügelte Schaar im trauten deutschen Hause eine Heimathsstätte finden," rufen auch wir mit dem Verfasser.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXXII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 50.

Ausgegeben am 12. December 1873.

Inhalt:

	Seite
Antike Dichtung und moderne Kunst. Gustav Wustmann.	401
Accessionserfahrungen im Fürstenthum Waldeck. (Schluß.)	418
Briefe aus der Kaiserstadt.	428
Vom preußischen Landtag.	432
Weihnachtsbücherschau.	437

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.
Literarische Beilage von A. Stuber's Buchhandlung in Würzburg.

Leipzig, 1873.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Zu Weihnachtsgeschenken geeignete Werke

aus dem Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig.

Aus unsern vier Wänden.

Bilder aus dem Jugend- und Familienleben

von

Rudolf Reichenau.

T.-A. Cart. 1 Thlr. Eleg. geb. 1½ Thlr.

Hieraus einzeln:

Aus dem Kinderleben. Min.-Ausg. Cart. 16 Ngr.
Knaben und Mädchen. Min.-Ausg. Cart. 16 Ngr.
Auswärts und Daheim. Min.-Ausg. Cart. 20 Ngr.

Aus unsern vier Wänden.

Aus dem Kinderleben.

Von

Rudolph Reichenau.

Pracht-Ausgabe mit 66 Original-Zeichnungen von **O. Pletsch**, in Holzschnitt von **H. Bürkner.** 2. Auflage. Elegant cart. 4°. 2 Thlr. 10 Ngr., fein geb. in Originalband 3 Thlr. 15 Ngr.

Liebesgeschichten.

Neues aus den alten vier Wänden.

von

Rudolph Reichenau.

2. Auflage. Eleg. cart. Preis 24 Ngr. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

Am eigenen Herde.

Aus den neuen vier Wänden

von

Rudolph Reichenau.

Elegant cart. Preis 24 Ngr. Elegant geb. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

Mancherlei aus des Lebens Mai.

Illustrationen von **O. Pletsch.**
Gedichte von **Pauline Schanz.**
Eleg. cart. Preis 1 Thlr.

Unter uns Kleinen.

Illustrationen von **O. Pletsch.**
Gedichte von **Pauline Schanz.**
Eleg. cart. Preis 1 Thlr.

Gedichte

von

Alfred Meißner.

8°. eleg. cart. Preis 27 Ngr.

Ziska.

von

Alfred Meißner.

8°. eleg. cart. Preis 24 Ngr.

Werinherus.

von

Alfred Meißner.

Miniatur-Ausgabe. Eleg. cart. 16 Ngr. Eleg. geb. Preis 26 Ngr.

Album

plattdeutscher Dichtungen,

Miniaturausgabe.

Eleg. gebunden mit Goldschnitt. 1½ Thlr.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Von den sieben Raben und der treuen Schwester.

Bilder-Cyclus

von

MORITZ VON SCHWIND.

Holzschnitt-Ausgabe.

Mit Text von **Gustav Floerke.**

Gr. 4. Kupferdruck-Velinp. in farb. Umschlag eleg. geb. Preis 5 Thlr. 10 Ngr.

Seit Jahren war der Wunsch ausgesprochen worden, diese berühmten Compositionen des ver ewigten Meisters in einer künstlerisch durchgeführten Holzschnitt-Ausgabe zu besitzen; sicher wird obige Publication von allen Kunstfreunden mit Interesse begrüsst werden.

Verlagsbuchhandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

Digitized by Google

Antike Dichtung und moderne Kunst.

Der Kunsthandel bereitet uns bisweilen Ueberraschungen, von denen kein Menschenkind sich etwas hätte träumen lassen. Allen steht noch in frischer Erinnerung, wie vor zwei Jahren die prächtigen Blätter aus „Hendschel's Skizzenbuche" an den Schaufenstern unsrer Buchhandlungen sich zum ersten Male präsentirten. Niemand hatte je etwas von Hendschel gehört, niemand wußte über ihn Auskunft zu geben, aber seine Bilder eroberten im Fluge die Herzen von Jung und Alt durch die Mannichfaltigkeit und Originalität ihrer Erfindung, durch die Anmuth ihrer Darstellung, durch ihren liebenswürdigen Humor und ihre tiefinnerliche Gemüthlichkeit. Und welches Staunen, als man später erfuhr, daß der Schöpfer dieser Blätter bereits ein Vierziger und daß das, was er veröffentlicht, nur eine kleine, dem anspruchslosen Künstler von Freunden abgedrungene Auswahl aus einem unbeschreiblichen Reichthum von Skizzen sei, der noch in seinen Mappen vergraben liege! — Heute haben wir über eine Ueberraschung ganz ähnlicher und doch ganz anderer Art zu berichten. Vor uns liegt ein vor wenigen Wochen erschienenes Werk, ein einfach, aber äußerst geschmackvoll ausgestatteter Großquartband, der den Titel trägt: Umrißzeichnungen zu den Tragödien des Sophokles. Sechzehn Blätter, mit erläuterndem Text, von Ferdinand Lachmann. Leipzig, 1873. E. A. Seemann.

Zunächst wird mancher mit Befremden fragen: „Illustrationen zu Sophokles? Was ist daran so überraschendes? Hat es denn die nicht längst gegeben?" Vereinzelt allerdings. Aber eine fortlaufende Serie von bildlichen Darstellungen zu allen sieben uns erhaltenen Tragödien des großen griechischen Dichters ist nie von einem modernen Künstler geschaffen worden. Es klingt das fast unglaublich, und doch ist es so. Sophokles ist in dem großen Dichterdreigestirn der griechischen Tragödie für uns moderne Menschen ohne Zweifel der sympathischste. Durch Donner's schöne Uebertragung — eines der wenigen wirklichen Meisterstücke deutscher Uebersetzungskunst — sind seine Dichtungen auch den der classischen Bildung ferner stehenden mit ungewöhnlicher Treue vermittelt worden, und die zwar völlig unantike, aber doch

Digitized by Google

immerhin sehr schöne Musik, die Mendelssohn zu einzelnen Stücken geschrieben, hat sogar ihre Aufführung auf der modernen Bühne, wenn auch nicht erst ermöglicht, so doch die Lust dazu sicherlich öfter erregt, als es ohne sie geschehen wäre. Nur die bildende Kunst ist dem Dichter ziemlich fern geblieben, und Lachmann ist der erste, der hier, man möchte sagen, eine Schuld abträgt.

„Wer aber ist Lachmann?" fragst du weiter. „Ist es ein plötzlich aufgetauchtes, junges, emporstrebendes Talent? Lebt er in München, in Wien, in Rom? Wer ist sein Meister gewesen? Hat er an der Antike oder an den Italienern sich gebildet?" Nichts von alledem. Der Künstler, der hier zum ersten — und vielleicht zum letzten — Male Schöpfungen seiner Hand in die Welt sendet, ist gar kein „Künstler", sondern ein „Dilettant", es ist ein einfacher und bescheidener Schulmann, an Jahren ein hoher Fünfziger, Conrector am Gymnasium in Zittau in der sächsischen Lausitz. Die Originale der sechzehn Zeichnungen, die hier in untadlig schönen Stichen von Schulz' Hand durch die Seemann'sche Buchhandlung veröffentlicht werden, lagen auf der Philologenversammlung in Leipzig zu Pfingsten 1872 in der „archäologischen Section" den Amts- und Berufsgenossen des Zeichners zu weiter nichts als freundlicher und wohlwollender Betrachtung vor. In glücklich angeregten Mußestunden, die das Schulamt ihm gelassen, hatte er sie entworfen; der Gedanke an eine Veröffentlichung, an künstlerische Erfolge, oder gar an Rivalität mit irgend einem auf ähnlichem Gebiete schöpferisch gewesenen Meister hatte ihm fern gelegen.

„Nun, und dennoch veröffentlicht? Sind das die Blätter wirklich werth? Dürfen sie es wagen, aus der Mappe des anspruchslosen Schulmannes in die Welt hinauszuwandern und sich an die Seite der Flaxman, Carstens und Genelli zu stellen?" Auf diese Fragen mag an unsrer Statt der Mann antworten, der auf jener erwähnten Versammlung zuerst nachdrücklich auf die Bedeutung dieser Blätter hinwies und ihre Publication anregte, und der das vollendete Werk nun auch mit einem freundlichen Begleitworte beim Publikum einführt, Prof. Overbeck, der Archäolog der Leipziger Universität. Er sagt, daß damals, als es gegolten habe, sich des Charakters dieser schönen Arbeiten durch die Vergleichung mit Verwandtem bewußt zu werden, „aus mehr als einem Munde der Name Carstens und nur dieser gehört worden sei," und daß damit zugleich „das höchste Lob ausgesprochen sei, welches derartigen Leistungen überhaupt ertheilt werden könne." Hiermit ist nach unsrer Ueberzeugung im Wesentlichen das Richtige getroffen, wenn auch die Dinge nicht ganz so einfach liegen, wie es nach diesem Urtheil scheinen könnte.

Vielleicht ist der Versuch nicht ohne Interesse, den unsres Wissens bisher

Digitized by Google

noch Niemand gemacht hat, einmal die hervorragenderen Leiſtungen auf dem Gebiete der Illuſtration antiker Dichterwerke zu überblicken und mit Hilfe eines etwas eingehenderen Vergleiches Lachmann die Stelle anzuweiſen, die ihm in Wahrheit gebührt.

Es iſt ein Irrthum, wenn man, wie es nicht ſelten geſchieht, behauptet, „illuſtrirte Claſſikerausgaben“ ſeien eine Errungenſchaft der neueſten Zeit. In der deutſchen Literatur hat die erſte Hälfte unſres Jahrhunderts, in der engliſchen und franzöſiſchen ſchon das ganze vorige Jahrhundert genug der Art hervorgebracht. Die Thatſache, daß Engländer und Franzoſen uns darin vorangegangen ſind, hat nichts auffälliges; wie hätten wir koſtbare Claſſikerausgaben publiciren können, da wir noch keine Claſſiker hatten? Was wir aber hatten, eben ſo gut hatten, wie die Engländer und Franzoſen, das waren die Claſſiker des griechiſchen und römiſchen Alterthums. Und da kann es denn Wunder nehmen, daß allerdings auch in der Herſtellung von künſtleriſch ausgeſtatteten Ausgaben antiker Dichter uns andre Völker lange vorausgegangen ſind. Solchen Erſcheinungen z. B., wie dem koſtbaren Pine'ſchen Horaz (London 1733—37), deſſen Text vom erſten bis zum letzten Buchſtaben durchweg in Kupfer geſtochen und mit zahlreichen, nach Antiken gezeichneten Vignetten geſchmückt iſt, dem Sandby'ſchen, ebenfalls nach Antiken illuſtrirten Horaz (London 1749), der Juſtice'ſchen Vergilausgabe (Haag 1757), die Marco Pitteri, der durch ſeine eigenthümliche Technik merkwürdig gewordene venetianiſche Kupferſtecher, mit Abbildungen nach der Antike ſchmückte, und nun gar der prachtvollen vierbändigen Quartausgabe von Ovid's Metamorphoſen, die Baſan und Le Mire 1767—71 in Paris publicirten, und die von einer Reihe der bedeutendſten Zeichner und Kupferſtecher jener Zeit (C. Eiſen, Boucher, Monnet, Moreau le jeune, Choffard u. a.) mit 141 Kupfertafeln und zahlreichen Vignetten geſchmückt iſt, ſolchen Erſcheinungen hat Deutſchland im Laufe des 18. Jahrhunderts unſres Wiſſens nicht das Geringſte an die Seite zu ſetzen. Ein wohlhabender und „eleganter“ deutſcher Gelehrter des vorigen Jahrhunderts, der auf eine auch äußerlich ſchöne und koſtbare Bibliothek hielt, war ſchlechterdings darauf angewieſen, ſich ſeine antiken Claſſiker von England und Frankreich kommen zu laſſen. Erſt im Jahre 1800 erſchienen in Leipzig der Mitſcherlich'ſche Horaz und der große Heyne'ſche Vergil, für welche beiden Fiorillo eine Anzahl von Vignetten, zum Theil nach der Antike, gezeichnet hatte, 1802 die Heyne'ſche Ilias, die auch eine Reihe Vignetten brachte. Aber dieſe Ausgaben ſehen ärmlich aus gegen das von den Engländern und Franzoſen geleiſtete.

Den illuſtrirten Textausgaben antiker Dichter ſtellen ſich nun aber ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts beſondere Bilderkreiſe an die Seite, in denen der Text des Dichters gänzlich zurücktritt und die bildliche Veran-

Digitized by Google

ſchaulichung des Dichterwerkes von der beſcheidenen Stufe der bloßen Illuſtration ſich nun ihrerſeits zum ſelbſtändigen Kunſtwerke erhebt. Von culturgeſchichtlichem Intereſſe iſt es dabei, zu ſehen, wie die Rückkehr zum Hellenenthum, die in der Schiller-Goethe-Periode ſich vollzog, auch hierin zu Tage tritt. Während das achtzehnte Jahrhundert nur römiſche Dichter illuſtrirt hatte, wandte ſich das neunzehnte faſt ausſchließlich den Griechen zu. Der Künſtler, deſſen Name an der Spitze der hier vorzuführenden Reihe ſteht, und deſſen Darſtellungsweiſe — die Umrißzeichnung — alle nachfolgenden Künſtler dieſer Reihe mit gutem Grunde beibehalten haben, iſt wiederum ein Ausländer; es iſt der große engliſche Bildhauer John Flaxman (1755—1826). Dieſer ſchuf während ſeines Aufenthaltes in Rom (1787—94), außer mehreren plaſtiſchen Werken, auch im Auftrage von Mrs. Hare Naylor ſeine berühmten Umrißzeichnungen zur Ilias und Odyſſee, welche, von Thomas Piroli geſtochen, wie es ſcheint, bereits ſeit 1793 in Rom verbreitet wurden. Im Jahre 1795, nachdem Flaxman nach England zurückgekehrt war, erſchienen ſie zuerſt in London in der Buchhandlung von Longman. (The Iliad and Odyssey of Homer, engraved by Th. Piroli, from the composition of Flaxman.) Es waren einſchließlich der beiden Titelblätter im Ganzen 64 Tafeln in Querfolio, von denen 35 auf die Ilias, 29 auf die Odyſſee kommen. Dieſe Ausgabe ſtach C. L. Riepenhauſen in Göttingen in den Jahren 1803 und 1804 genau in der Größe der Originale nach und vertrieb die Abdrücke Jahre lang auf eigene Rechnung. Später kaufte ihm der Buchhändler Enslin — damals in Göttingen — die Platten ab und druckte eine neue Ausgabe, welche 1817 erſchien und von nun an durch den Buchhandel verbreitet wurde. Faſt gleichzeitig mit Riepenhauſen hatte jedoch Ludwig Schnorr von Carolsfeld die ſämmtlichen Umriſſe — mit Ausnahme der beiden Titelblätter — nach dem engliſchen Originale in verkleinertem Maaßſtabe gezeichnet, ſein Vater Hans Veit Schnorr von Carolsfeld ſie geſtochen, und dieſe verkleinerten Nachbildungen erſchienen im Göſchen'ſchen Verlage, die zur Ilias, 34 Blatt, im Jahre 1804, die zur Odyſſee, 27 Blatt, 1807. Sie wurden in doppelter Form ausgegeben, einmal als ſelbſtändige Publication, das anderemal als Illuſtrationen zu dem gleichzeitig erſcheinenden Wolf'ſchen Homer. Mittlerweile war jedoch bei Longman in London 1805 eine neue Originalausgabe erſchienen, die Flaxman um 11 Tafeln — 5 zur Ilias und 6 zur Odyſſee — vermehrt hatte, ſo daß die deutſchen Ausgaben von Riepenhauſen und Schnorr nun unvollſtändig geworden waren. Dieſe zweite, vermehrte Ausgabe wurde aber in Deutſchland von Ed. Schuler wiederum in verkleinertem Maaßſtabe nachgeſtochen, und dieſe Nachbildungen — 75 Blatt mit Einſchluß der beiden Titelblätter — erſchienen 1828 im Kunſtverlage in Karlsruhe. Die Schuler'ſchen Stiche ſind längſt vergriffen, was nicht ſo ſehr um ihrer Vollſtändigkeit willen zu

Digitized by Google

beklagen ist, als deshalb, weil sie nächst denen von Riepenhausen sachlich die treuesten Nachbildungen der Originale sind, treuer noch als die von Schnorr, der zwar stilistisch eine weit richtigere Vorstellung von Flaxman giebt, aber in der Wiedergabe von Nebendingen oft ziemlich flüchtig und willkürlich verfahren ist. Von den Riepenhausen'schen Stichen hat die Enslin'sche Buchhandlung in Berlin seit 1854 wiederholt Neudrucke besorgt, und obgleich die Platten im Laufe der Zeit abgenutzt worden sind, so bilden doch diese Blätter noch immer, namentlich bei ihrem billigen Preise (4 Thlr.), eine sehr beachtenswerthe Publication, — ein Hinweis, der vielleicht dem oder jenem Leser willkommen sein wird. Die Schnorr'schen Stiche wurden von dem Göschen'schen Verlage 1859 gelegentlich der damals in Lieferungen erscheinenden „Volksbibliothek deutscher Classiker" als Illustrationen zur Voß'schen Homerübersetzung ebenfalls neu herausgegeben und seitdem wiederholt gedruckt. Auch auf diese Blätter, die für jede Octavausgabe des Homer einen schönen Schmuck abgeben würden, und auf ihren niedrigen Preis (1⅙ Thlr.) möge hier ausdrücklich aufmerksam gemacht sein. Daß beide Ausgaben, die von Riepenhausen und die von Schnorr, in gewissem Sinne unvollständig sind, daran braucht man sich nicht zu stoßen; die elf von Flaxman später hinzugefügten Blätter sind in jeder Beziehung schwächer, als der ursprüngliche Stamm.*)

Die Umrisse zu Homer hatten Flaxman bald weitere Aufträge eingebracht. Noch während seines Aufenthaltes in Rom zeichnete er auf den Wunsch der Gräfin Dowager Spencer einen ähnlichen Cyclus von Illustrationen zu den Tragödien des Aeschylos, mit dem Titelblatte 31 Tafeln in Querfolio, die gleichzeitig mit denen zu Homer von Piroli gestochen und 1793 in Rom veröffentlicht wurden. Auch sie erschienen dann 1795 in London in der Buchhandlung (?) von Matthews (Compositions from the tragedies of Aeschylus, designed by John Flaxman, engraved by Thomas Piroli.) und wurden nicht selten in die Folioausgabe des Aeschylos, die in demselben Jahre in Glasgow herauskam, eingebunden. Von diesen Umrissen zu Aeschylos ist niemals eine vollständige deutsche Ausgabe in der Größe der Originale veranstaltet worden;**) doch wurde ein Theil von ihnen ge-

*) Der Inhalt der 11 Blätter, um welche die zweite Ausgabe vermehrt ist, möge, da sie weniger leicht zugänglich sind, als das übrige, hier angegeben sein. Ilias: 1. Homer ruft die Muse der Dichtkunst an. 2. Athene besänftigt die Wuth des Achill. 5. Thetis bittet den Zeus, dem Achill beizustehen. 14. Hektor's Abschied. 37. Das Parisurtheil. Odyssee: 1. Zeus und Athene beschließen, den Hermes zur Kalypso zu senden. 3. Phemios singt vor den Freiern. 10. Nausikaa mit ihren Gefährtinnen ballspielend. 15. Der Lästrygonenkönig tödtet einen Gefährten des Odysseus. 19. Die Sirenen. 34. Penelope verläßt ihren Vater Ikarios und folgt dem Odysseus als Gemahlin (nach Pausanias III, 20, 10.).

**) Da auch sie nur für wenige Leser zugänglich sein dürften, so möge ihr Inhalt hier kurz verzeichnet sein. 1. Titelblatt. — I. Der gefesselte Prometheus. 2. Hephaestos,

Digitized by Google

legentlich in verkleinertem Maaßſtabe nachgebildet. Im Jahre 1802 erſchienen in Hamburg bei Fr. Perthes: Vier Tragödien des Aeſchylos überſetzt von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Dieſe Ueberſetzung enthält den „Prometheus", die „Sieben gegen Theben", die „Perſer" und die „Eumeniden" und iſt mit den zu dieſen vier Stücken gehörigen Umriſſen Flaxman's — im Ganzen aber nur 16 Blatt, weil Taf. 4 und 12 übergangen ſind — in verkleinerten Nachbildungen geſchmückt. Die Blätter ſind von Gerdt Hardorf, einem Hamburger Kupferſtecher, mit großer Treue den Originalen nachgeſtochen. Liebhaber können ſich geſagt ſein laſſen, daß in Bücherauctionen die Stolberg'ſche Ueberſetzung bisweilen für ein Spottgeld weggeht, und zwar aus dem wunderlichen Grunde, weil die Flaxman'ſchen Umriſſe nicht auf dem Titel des Buches, ſondern erſt auf dem nachfolgenden weißen Blatte genannt ſind, daher in der Regel überſehen und in den Katalogen nicht mit aufgeführt werden.

Später hat Flaxman dann noch die Werke eines dritten griechiſchen

---

die Kraft und die Gewalt ſchmieden Prometheus an den Felſen. 3. Die Okeaniden kommen und beklagen den Prometheus. 4. Okeanos auf einem Seeungethüm tröſtet den Prometheus. 5. Jo durch Traumgeſichte beunruhigt. (Jo's Erzählung.) 6. Prometheus verſinkt unter Donner und Blitz in den Tartaros. — II. Die Schutzflehenden. 7. Die Danaiden vor den Bildſäulen der argiviſchen Landesgottheiten. 8. Danaos und ſeine Töchter am Altare des Poſeidon. 9. Der aegyptiſche Herold ſchleift eine der Danaiden an den Haaren hinweg; König Pelargos eilt zu ihrem Schutze herbei. 10. Aphrodite von Harmonia und Eroten umſpielt. (Schlußchor). — III. — Die Sieben gegen Theben. 11. Der Eidſchwur der ſieben Heerführer beim Stieropfer (Botenrede). 12. Die thebiſchen Jungfrauen wehklagend im Tempel und vor der Bildſäule des Ares. 13. Zweikampf zwiſchen Eteokles und Polyneikes, der letztere durch Apollon unterſtützt (Botenrede). 14. Die Leichen des Eteokles und Polyneikes werden unter Vorantritt eines Herolds hinausgetragen; Antigone, Ismene und der Chor klagen um die Brüder. — IV. Agamemnon. 15. Aeſchylos ſingend und leierſpielend; Nike bringt ihm den Kranz (mit Bezug auf den vom Dichter durch die oreſteiſche Trilogie errungenen Sieg). 16. Helena, die dem Menelaos im Traum erſchienen, verſchwindet, vom Schlafgott hinweggeführt (Chorlied). 17. Begrüßung Agamemnons und Kaſſandras durch den Chor. 18. Klytaemneſtra mit den Leichen Agamemnons und Kaſſandras; der Chor wehklagt um die Erſchlagenen. — V. Die Choephoren. 19. Elektra geht mit den Frauen von Argos zum Grabe Agamemnons. 20. Elektra erkennt den Oreſtes wieder. 21. Oreſtes vor den Leichen des Aegiſthos und der Klytaemneſtra. 22. Oreſtes von den Erinnyen verfolgt. — VI. Die Eumeniden. 23. Phoebe bringt den delphiſchen Dreifuß dem neugebornen, im Schooße der Leto ruhenden Apollon zum Geſchenk (Gebet der Pythias). 24. Oreſtes, von den Erinnyen verfolgt, fleht Apollon um Schutz. 25. Der Schatten der Klytaemneſtra weckt die ſchlafenden Erinnyen. 26. Die Erinnyen ſtürzen einen Mörder vom Throne (Chorlied). 27. Oreſtes iſt unter Athenes und Apollons Fürſprache von den Richtern des Areopags freigeſprochen worden; Athene beſänftigt die Erinnyen. — VII. Die Perſer. 29. (in der Reihenfolge der Tafeln iſt hier ein Irrthum) Atoſſas Traum: Xerxes ſtürzt aus dem Wagen, vor den er die zwieträchtigen Frauen Perſis und Hellas geſpannt hat; Darius beklagt ihn (Erzählung Atoſſas). 28. Die Göttin des Tages auf einem Viergeſpann, von den Horen begleitet (Botenrede). 30. Kampf auf der Inſel Pſyttaleia; die Perſer werden durch die Hellenen unter Pfeilſchüſſen und Steinwürfen vom Abhange ins Meer geſtürzt (Botenrede). 31. Die trauernde Aſia (Chor).

Digitized by Google

Dichters illustrirt. Er zeichnete noch im Auftrage des Buchhändlers Longman eine Suite von Abbildungen zu Hesiod's „Theogonie" und zu den „Werken und Tagen", 37 Tafeln in Querfolio, welche von Blake gestochen 1817 erschienen (The Theogony, Works and the Days of Hesiod, engraved from the compositions of J. Flaxman by J. Blake). Daß diese Umrisse zu Hesiod je in deutscher Ausgabe erschienen wären, ist uns nicht bekannt. Alle drei Serien aber, die zu Homer, zu Aeschylos und zu Hesiod, wurden in Paris von Netot-Dufresne nachgestochen und als Ganzes publicirt, und eine ähnliche Gesammtausgabe von 140 Tafeln erschien 1826 in Florenz bei Piazzini.

Gleichzeitig mit dem englischen Bildhauer ward der große Vorkämpfer der neudeutschen Kunst, Asmus Carstens (1754—1798) vielfältig durch die Lectüre der antiken Schriftsteller und Dichter zu künstlerischen Compositionen angeregt. Man müßte ihm vielleicht in einer Darstellung, wie der vorliegenden, sogar den obersten Platz einräumen, wenn er erstens in gleichem Maaße wie Flaxman, ganze Cyklen von Zeichnungen zur Veranschaulichung antiker Dichterwerke geschaffen und sich nicht immer — ein einziges Werk ausgenommen — nur auf vereinzelte Blätter beschränkt hätte, und wenn andererseits seine Umrißzeichnungen wirkliche Illustrationen und nicht eben so oft selbständige Schöpfungen wären, bei deren Conception sich der Künstler in freierer und loserer Weise an den Dichter nur angelehnt hat. Die Entstehung der hierhergehörigen Blätter fällt zum Theil noch in die Zeit von Carstens' Lübecker und Berliner Aufenthalt (bis 1792), die meisten jedoch sind erst in Rom entstanden (1792—1798), wo Carstens die ersten beiden Jahre mit Flaxman gleichzeitig weilte. Zu den Blättern, die man kaum als Illustrationen bezeichnen kann, gehören z. B. die „Titanomachie", die „Nacht mit ihren Kindern", „Sokrates im Korbe", „das Gastmahl des Platon", „Phaethon vor Phoebus" u. a. Jeder, der die alten Dichter kennt, wird beim Anblick dieser Zeichnungen an Hesiod's „Theogonie", an die „Wolken" des Aristophanes, an Platon's „Symposion", an Ovid's „Metamorphosen" erinnert werden, aber auch sofort Züge gewahren, die des Künstlers eigene Zuthat sind. Der Ilias entstammen vier Blätter: die sogenannte „Teichoskopie" — Helena mit Priamos und den Aeltesten von Troia auf dem skäischen Thore — die „Bittgesandtschaft" der griechischen Heerführer im Zelte Achill's, „Achill im Kampfe mit den Flußgöttern" und „Priamos vor Achill", um die Auslieferung von Hektor's Leiche flehend; auch von diesen halten sich nur die beiden mittelsten streng an die homerische Erzählung. Gar nicht vertreten ist merkwürdiger Weise die Odyssee. Aeschylos hat zu zwei Darstellungen die Anregung gegeben: „Kassandra vor dem Königspalaste in Argos" nach dem „Agamemnon" und „Eteokles zum Kampfe gegen seinen Bruder Polyneikes eilend", nach den „Sieben gegen Theben",

Digitized by

Fünf Compositionen endlich gehören zu den Tragödien des Sophokles: „Aias mit Tekmessa und Eurysakes", vor dem Aufbruche zum Selbstmord, „Oedipus seinen Frevel entdeckend", „Oedipus von den Erinnyen verfolgt", im Augenblicke vor der Selbstblendung, „Theseus vor Oedipus, Antigone und Ismene" im Haine der Eumeniden in Kolonos und „Philoktet mit dem Bogen des Herakles den Odysseus bedrohend". Auch hier gehört unter anderm wieder die Personification der Gewissensqualen zu Erinnyen auf dem dritten und die Hinzufügung der Ismene auf dem vierten Blatte nur dem Künstler und nicht dem Dichter an. In einem zusammenhängenden Bilderkreise endlich von 24 Tafeln zeichnete Carstens in Rom die Argonautensage nach Pindar's viertem pythischem Siegesgesange, den Argonautica des Apollonius Rhodius und dem unter dem Namen des Orpheus überlieferten gleichnamigen Gedichte aus dem 4. Jahrhundert nach Chr. Diese wurden gleich nach Carstens' Tode von seinem Freunde Joseph Koch radirt — wie Fernow sagt, „nicht glücklich" — und in Rom 1799 herausgegeben. (Les Argonautes selon Pindare, Orphée et Apollonius de Rhodes, inventées et dess. par Carstens, et gravées par Jos. Koch.) Eine Auswahl aus Carstens' übrigen Zeichnungen — einschließlich des von Fernow's Hand herrührenden Portraits des Künstlers 43 Tafeln in Querfolio — wurde auf Schuchardt's Anregung von dem Weimarer Kupferstecher Wilhelm Müller gestochen und erschien im Jahre 1850 im Selbstverlage des Stechers. (Zeichnungen von A. J. Carstens, in der großherzogl. Kunstsammlung zu Weimar, gestochen und herausgegeben von G. W. Müller.) In der Größe sind die Zeichnungen hier reducirt auf ein Maaß, welches etwa dem der Flaxmanschen Umrisse entspricht. Später kaufte der Buchhändler Dürr in Leipzig die sämmtlichen Platten W. Müller's, und in dessen Verlage erschien 1869 eine von Riegel besorgte zweite Ausgabe (6 Thlr.). In den allerletzten Tagen aber ist im Anschluß an diese Publication von derselben Kunsthandlung eine zweite Serie veröffentlicht worden, auf deren Erscheinen die Aufmerksamkeit der Leser bei dieser Gelegenheit lenken zu können uns zu hoher Freude gereicht (Carstens' Werke, herausgegeben von Riegel. Zweiter Band. 8 Thlr.). Diese zweite Sammlung enthält noch weitere 36 Tafeln in gleicher Größe wie die erste, von denen 10 wiederum von W. Müller, 22 nach Müller's Tode († 1869) von Merz in München und eine von Schultz in Leipzig gestochen, 3 von Georg Koch in Kassel auf den Stein gezeichnet sind. Die sämmtlichen oben angeführten Compositionen zur Ilias, zum Aeschylos und zum Sophokles sind ausnahmslos in den beiden genannten Bänden durch den Stich veröffentlicht. Gleichzeitig hat die Verlagshandlung die erfreuliche Mittheilung gemacht, daß sie von den Koch'schen Platten zu den Argonautica die Hälfte, die sich glücklicherweise in Rom noch erhalten hatte, käuflich er-

Digitized by Google

worben habe und beabsichtige, entweder die 12 fehlenden Platten oder die gesammten 24 Blätter neu stechen zu lassen, in jedem Falle aber auch die Argonautica in einer neuen Ausgabe den Kunstfreunden wieder zugänglich zu machen.

Nächst Carstens ist der hannöversche Hofmaler Johann Heinrich Ramberg (1763—1840) zu nennen, der fruchtbare Taschenbuchillustrator und Caricaturenzeichner. Auch er wagte sich an die homerischen Dichtungen und zeichnete in den Jahren 1827 und 28 eine Reihe von Darstellungen zur Ilias, die von ihm selbst radirt, aber erst lange nach seinem Tode, im Jahre 1853 veröffentlicht wurden. (Homers Ilias seriös und comisch von IHRmbg, 1827). Es sind dies, das Titelblatt eingerechnet, 21 Tafeln in Querfolio, auf denen aber nicht mehr als zehn Scenen dargestellt sind; die andere Hälfte der Blätter enthält nur Parodieen der vorhergehenden. Ramberg scheint seiner Arbeit bald überdrüssig geworden zu sein; sie ist thatsächlich nur ein Fragment und entspricht durchaus nicht ihrem Titel: von den zehn Tafeln gehören fünf dem ersten, zwei dem dritten und je eine dem 6., 18. und 22. Gesange der Ilias an. Dankenswerth ist es immerhin, daß die Verlagshandlung von Wedekind in Hannover 1865 eine zweite Ausgabe veranstaltete; diese ging bald darauf in den Besitz von Griesbach in Gera über, von dem sie noch jetzt zu beziehen ist ($2^2/_3$ Thlr.).

Der Vollständigkeit wegen schließen wir hieran eine Publication, die 1840 im Kunstverlag in Carlsruhe erschien: 60 Compositionen zu Virgil's Aeneide, gestochen unter Leitung von Eduard Schuler. Sie war augenscheinlich dazu bestimmt, äußerlich wenigstens ein Gegenstück zu den elf Jahre früher von Schuler selbst gestochenen Nachbildungen von Flaxman's Homer abzugeben. In ihrem künstlerischen Werthe ist sie gar nicht mit jenen zu vergleichen, denn sie enthält lauter Schülerarbeiten von verschiedenen, zum Theil noch unfertigen Händen. Im Buchhandel sind diese Stiche vergriffen.

Der letzte endlich, der wieder Hervorragendes in der bildlichen Darstellung antiker Dichterwerke geschaffen hat, — Prellers „Odysseelandschaften" müssen, da sie einer durchaus andern Compositionsweise und Technik angehören, selbstverständlich in einer Uebersicht, wie der hier gegebenen, unberücksichtigt bleiben — ist Bonaventura Genelli (1798—1868), Carstens' genialer Geisteserbe. Zu den zahlreichen Zeichnungen und Entwürfen, deren Entstehung in die Zeit seines Aufenthaltes in Rom (1822—32) fällt, gehören auch eine Reihe von Umrißzeichnungen zur Ilias und Odyssee, die er eigenhändig radirte. Diese vervollständigte er später in München zu einem Bildercyclus von 48 Tafeln — 24 zu jedem der beiden Epen — und gab diese ganze Serie nebst einem Titelblatte 1844 bei Cotta heraus. (B. Genelli's Umrisse zum Homer mit Erläuterungen von E. Förster.) Das Werk erschien gleichzeitig in zwei Formaten, einmal in Querfolio, das andremal in Querquart. Die später

Digitized by Google

in München hinzugekommenen Blätter sind übrigens nicht vom Künstler selbst, sondern von Amsler in München gestochen. Von diesen Geneli'schen Umrissen gilt dasselbe, wie von den Riepenhausen'schen Stichen zu Flaxman: die Quartausgabe ist oft wieder neu gedruckt worden, so daß einzelne Platten jetzt ein wenig abgenutzt erscheinen, bildet aber doch noch immer, namentlich bei ihrer Wohlfeilheit, eine höchst begehrenswerthe Publication. Die letzte Ausgabe vom Jahre 1866 (3 Thlr.) ist noch von Cotta zu beziehen.

Allen den genannten reiht sich nun Ferdinand Lachmann mit seinen Umrißzeichnungen zu Sophokles an. Die 16 Tafeln, die in dem vorliegenden Bande vereinigt und von einem ausführlichen Texte, der über Sophokles, seine dichterische Bedeutung und seine uns erhaltenen Dramen Auskunft giebt, begleitet sind, vertheilen sich so, daß je zwei auf den „Aias", den „Philoktet", die „Elektra", den „König Oedipus" und den „Oedipus in Kolonos", je drei auf die „Antigone" und die „Trachinierinnen" kommen. Das 1. Blatt zeigt den Aias während seines berühmten Monologes vor dem Selbstmorde; das Schwert, in das er sich stürzen wird, ist, mit der Spitze nach oben gekehrt, vor ihm im Erdboden befestigt; eben fleht er den Todesgott um gnädigen Beistand an und ruft dem Sonnenlichte, der Heimat und den ihn umgebenden troischen Gefilden die letzten Abschiedsgrüße zu. — Auf dem 2. Blatte ist das Ende des Streites dargestellt, der sich über die Bestattung von Aias' Leiche erhoben hat. Der Leichnam liegt am Boden, Tekmessa mit dem kleinen Eurysakes kniet ihm zur Seite, zur andern Seite Teukros, welchem Odysseus, der großmüthige Gegner des Aias, die Hand zur Versöhnung darreicht, während Agamemnon grollend hinweggeht. Der Chor — bewaffnete Jünglinge und Männer mit den Geräthschaften der Bestattung — schließt rings die Gruppe ab. — Das 3. Blatt gehört der „Elektra" an. Elektra und der Chor, Jungfrauen von Mykenä, haben ihre Todesspenden für Agamemnon auf einem vor dem Burgthore stehenden Altare niedergelegt, Klytaemnestra ist dazu getreten und hat ihre Tochter mit Vorwürfen und Drohungen überhäuft; da kommt der greise Erzieher des Orestes und bringt die falsche Nachricht von Orestes' Tode. Elektra folgt mit ängstlicher Spannung seinen Worten, während Klytaemnestra freudestrahlend ihm zuhört. — Die folgende Tafel zeigt den Augenblick des glückseligen Wiedererkennens zwischen Orestes und Elektra; hinter Orestes stehen, an der Freude der Geschwister theilnehmend, Pylades, der Erzieher und andre männliche Begleiter, hinter Elektra wieder der Chor der Jungfrauen, von denen die eine herbeieilt, um ihr die Todenurne, die sie bisher getragen, abzunehmen. Im Hintergrunde über dem Burgthore sind die „mykenäischen Löwen" sichtbar. — Tafel 5 und 6 kommen auf den „König Oedipus". Eben hat Oedipus von dem Boten aus Korinth die Kunde empfangen, daß er nicht

Digitized by Google

der Sohn des korinthiſchen Königs Polybos ſei. Wiewohl Jokaſte, die gräßliche Wahrheit ahnend, ihn flehentlich abzuhalten ſucht, ſendet er doch gebieteriſch einen Diener ab, um den Sclaven zur Stelle zu ſchaffen, der über die wirkliche Abſtammung des Königs Auskunft geben könne. Den Augenblick dieſes Befehls zeigt Tafel 5. Im Hintergrunde zur Linken mit ängſtlicher Spannung Antigone und Jsmene, zur Rechten thebiſche Greiſe. — Auf Tafel 6 ſteht Oedipus, nach der Selbſtblendung, mit verhülltem Antlitz dem ſchwer beleidigten Kreon gegenüber, den er um Verzeihung bittet; Antigone und Jsmene drängen ſich weinend an den blinden Vater. Zu beiden Seiten theilnehmende Zuſchauer in tiefem Schmerze. — Auf dem 7. Blatte ſehen wir Oedipus im Haine der Eumeniden in Kolonos auf einem Felſenſitze ausruhen, wohin Antigone ihn geleitet hat. Jsmene, in Reiſetracht, iſt vom Maulthiere geſtiegen, das am Waldesſaume, von ſeinem Führer behütet, graſt, und eilt auf den Vater zu. Am Horizonte die atheniſche Akropolis. — Dem Theſeus gegenüber erſcheint der blinde König nochmals auf Tafel 8. Kreon hatte dem Vater ſeine beiden Töchter entriſſen und war mit ihnen geflohen; Theſeus war mit Bewaffneten ihnen nachgeeilt und hat ſie zurückgebracht. Zärtlich drängen ſich beide an den Vater, ſo daß er ſich auf ihre Schultern ſtützen kann; Antigone macht ihn auf ihren vor ihm ſtehenden Retter aufmerkſam. Greiſe aus Kolonos und bewaffnete atheniſche Jünglinge ſchließen rechts und links die Scene ab. — Blatt 9 iſt der zweiten Botenrede in der „Antigone“ entnommen und ſtellt dar, wie Antigone im Windesſauſen zum zweiten Male nach der Anhöhe kommt, wo die bereits von ihr mit Erde bedeckte Leiche ihres Bruders Polyneikes liegt, und hierbei von den Wächtern ergriffen wird. Einer derſelben iſt mit drohender Geberde hart an ſie herangetreten, um Hand an ſie zu legen; ſie ſteht ruhig und ſicher und mit dem freien Bekenntniß ihrer That auf den Lippen ihm gegenüber. Ein zweiter iſt beſchäftigt, die Erde wieder von dem Leichnam zu entfernen, die übrigen ſtehen zu beiden Seiten, mit der Geberde des Drohens oder Entſetzens. Jn der Ferne iſt die thebiſche Königsburg ſichtbar. — Der dritten Botenrede deſſelben Stückes entſtammt die 10. Darſtellung. Sie verſetzt uns in das Grabgewölbe, in welches Antigone von Kreon eingekerkert worden iſt. Hämon hat den Leichnam ſeiner Verlobten bereits von dem Nagel, an welchem ſie ſich erhängt hat, herabgenommen und kniet über ihm, während er mit dem Schwerte zum Streiche gegen Kreon ausholt, der eben durch die Pforte der Gruft hereingetreten iſt. Begleitende Geſtalten in den Ecken und am Eingange des Gewölbes. — Das nächſte Blatt führt uns wieder auf die Bühne ſelbſt, und zwar ins Jnnere des Königspalaſtes. Kreon hat, vom Chor begleitet, die Leiche ſeines Sohnes hereingetragen, und während er ſie

Digitized by Google

aus der Rechten herabgleiten läßt, schlägt er sich mit der Linken verzweifelnd gegen die Stirn, denn er erblickt im selben Augenblicke in einem im Hintergrunde offenstehenden Gemache seine Gemahlin Eurydike, von ihren Frauen beklagt, auf dem Lager liegen, wo sie sich den Tod gegeben. — Die folgenden beiden Tafeln, 12. und 13., gehören dem „Philoktet" an. Die eine zeigt, wie Neoptolemos, der gegen Philoktet geübten Verstellung müde, ihm den bereits geraubten Bogen zurückgiebt, während Odysseus hinzutritt und heftig Einspruch erhebt. Die Scene spielt vor der Höhle des Philoktet und in Gegenwart des Chores, der hier aus griechischem Schiffsvolke besteht. — Auf dem andern Bilde ist der in diesem einen Falle bei Sophokles durch den deus ex machina herbeigeführte Ausgang der Handlung dargestellt. Herakles erscheint oben auf einer Wolke und verkündet dem Philoktet, der anbetend aufs Knie gesunken ist, die Erlösung von seinen Leiden. Neoptolemos und der Chor, in der Ferne auch Odysseus, lauschen erstaunt, zum Theil auch sie in betender Stellung, den Worten des Heros. Zur Seite ein Ausblick auf das buchtige Gestade und das vulcanische Land der Insel Lemnos. — Die letzten drei Tafeln fallen auf die „Trachinierinnen". Die erste versetzt uns in das Innere der Königsburg von Trachis. Deianira mit ihren jugendlichen Freundinnen, welche den Chor bilden, empfängt die von ihrem Gemahl Herakles im Kampfe erbeuteten Frauen, die, von Lichas geleitet, hereinziehen, an ihrer Spitze Jole in stummer Trauer und Beschämung. Deianira redet sie freundlich an, wird aber von Lichas, der die Untreue des Herakles zu verbergen bemüht ist, unterbrochen. — Das zweite Bild ist wieder nicht der scenischen Darstellung selbst, sondern dem Berichte Deianira's an den Chor entnommen. Die Königin steht allein in ihrem Gemach. Mit Schaudern gewahrt sie, wie die auf den Boden geworfenen Wollenflocken, die sie benutzt hatte, um das dem Herakles gesandte Gewand mit dem Zaubermittel des Nessos zu bestreichen, im Sonnenlichte sich entzünden und von den Flammen verzehrt werden. Durch das Fenster der Blick auf das Oetagebirge. — Auf dem letzten Blatte endlich sehen wir Herakles vor seinem Feuertode und seiner Verklärung. Vier Männer haben ihn auf einer Bahre nach Trachis gebracht und vor dem Königspalaste niedergesetzt. Hier bricht er noch einmal in schreckliche Zorn- nnd Verzweiflungsrufe aus und verlangt stürmisch nach dem Tode. Sein Sohn Hyllos kniet in Herzensangst an der Bahre, um den Vater zu unterstützen, während ringsum Männer und Frauen den leidenden Heros theilnehmend betrachten.

In einer vergleichenden Charakteristik Lachmann's und seiner Vorgänger wird man Ramberg und die oben erwähnten Umrisse zu Vergil ruhig bei Seite lassen können, die letzteren, weil sie zu unbedeutend sind, den ersteren, weil er nicht bloß in seiner Auffassung der Antike, sondern auch in seiner

Digitized by Google

Darstellungsweise sich gar zu weit von den übrigen hier genannten entfernt. In seinen Parodieen herrscht der Geist Doré's und Offenbach's; sie sind derb und dabei mitunter ziemlich geistlos. Das Titelblatt, auf welchem dargestellt ist, wie der Schalksnarr die Muse an der Fußsohle kitzelt, um ihr ein Lächeln zu entlocken, ist das deutliche Symbol eines mühselig erquälten Witzes; hier spottet der Künstler seiner selbst und weiß nicht wie. Unter den ernsten Blättern aber sehen einzelne in der That so aus, als bedürften sie gar nicht erst einer Parodie. Es wird sich also nur um Flaxman, Carstens und Genelli handeln.

Was zunächst die Wahl der Motive betrifft, so ist Lachmann darin im allgemeinen sehr glücklich gewesen: fast immer hat er es verstanden, den prägnantesten und für die künstlerische Darstellung fruchtbarsten Moment aus der Dichtung herauszugreifen. Er sagt selbst, daß es ihm nicht bloß unbedenklich, sondern sogar gerathen erschienen sei, auch solche Scenen für die künstlerische Darstellung herbeizuziehen, welche nicht auf der Bühne vorgeführt, sondern nur durch Erzählung kundgemacht werden, da gerade sie oft am meisten zur bildlichen Wiedergabe auffordern. Dieser Grundsatz ist gewiß ohne weiteres zu billigen und ist auch schon von Lachmann's Vorgängern in reichlichem Maaße angewendet worden. Nicht nur, daß unter Flaxman's und Genelli's Zeichnungen zum Homer sich oft genug Darstellungen finden, deren Motiv nicht der Erzählung des Dichters selbst, sondern der gelegentlichen Erwähnung in den Reden der auftretenden Personen entnommen ist; vor allem hat Flaxman in seinen Umrissen zu Aeschylos den umfänglichsten Gebrauch von diesem Grundsatze gemacht. Wie die oben gegebene Uebersicht zeigt, hat er unter 31 Darstellungen siebenmal aus den Reden und Erzählungen der auftretenden Personen, viermal sogar — was Lachmann nie gewagt hat — aus den Chorliedern seine Motive geschöpft. Carstens hat gänzlich auf die Anwendung dieses Grundsatzes verzichtet, sich aber dabei — wie er selbst später einräumte — bisweilen auffällig in der Wahl der Motive vergriffen, namentlich indem er dasjenige, was nur als ein zeitliches Nacheinander zu denken ist, in das Nebeneinander einer einzigen Scene zusammenzudrängen suchte. Unter Lachmann's Blättern befinden sich drei, und gerade drei der schönsten und wirkungsvollsten — Taf. 9, 10 und 15 —, deren Gegenstand nicht der scenischen Darstellung angehört. Dagegen sind gerade unter den übrigen einige — Taf. 2, 5 und 12 —, die weniger deutlich sind und sich nicht recht von selbst aussprechen; namentlich das zweite Bild macht etwas den Eindruck des Arrangirten und gleicht eher einer Schlußgruppe auf dem Theater, als einer dramatisch bewegten Handlung. Hiermit berühren wir zugleich einen zweiten Punkt, die Composition.

Was die Lachmann'schen Umrisse namentlich interessant macht, was sie

Digitized by

so ziemlich von allem bisher in dieser Gattung geleisteten unterscheidet und was sie gerade dem modernen Geschmack ungemein nahe bringt — denn wir glauben allerdings, daß selbst der Laie, der Carstens und Genelli fremd gegenübersteht, sich an Lachmann's Bildern innig erfreuen kann — das ist die ganze Art der Composition. Wir meinen hier nicht die Gruppirung. Es ist ja selbstverständlich, daß gerade in einer Technik, die sich auf so bescheidene Mittel beschränkt, wie die Umrißzeichnung, wenn Deutlichkeit und Ruhe erreicht werden soll, eine auch innerlich fest abgeschlossene und einheitliche Gruppirung ganz besonders nothwendig ist, damit nicht erst einfassende Linien und Umrahmungen kümmerlich ersetzen müssen, was in der Darstellung selbst liegen sollte. Auch hierin sind Lachmann's Bilder überaus erfreulich und stehen nicht im mindesten hinter den Leistungen seiner großen Vorgänger zurück; immer sind seine Gruppen straff concentrirt, und nicht selten hat er, um sie nach beiden Seiten hin fester abschließen und auch äußerlich schöner abrunden zu können, Nebenfiguren frei hinzugefügt, die in der Dichtung nicht vorkommen, und diese zur Haupthandlung in der Weise in Beziehung gesetzt, daß in ihren Mienen und Geberden sich der Eindruck dieser Handlung wiederspiegelt. Was wir vor allem meinen, ist das, daß die Composition durchweg bei Lachmann eine rein malerische ist. Flaxman ging bei seinen Umrissen ursprünglich von der griechischen Vasenmalerei aus; später schloß er sich dann auch an die antike Reliefbildnerei an. Daher kommt es, daß seine Zeichnungen entweder im Vasenstile oder reliefartig componirt sind. Die Figuren sind gewöhnlich auf einem einzigen Plane angeordnet, Vorder- und Hintergründe gänzlich vermieden. In vielen Darstellungen findet sich keine Spur von Perspective, und dieser Mangel erstreckt sich sogar nicht selten auf die menschlichen Gestalten selbst, die so glatt und flächenhaft aussehen, wie Ausschneidefiguren. Darstellungen, die nur nach einer Seite hin profilirt sind, machen den Eindruck, als wären sie mitten aus einem Friesstreifen herausgenommen. Etwaige Scenerie ist stets in der skizzenhaftesten Weise angedeutet. Nur dann und wann begegnet eine etwas plastischere Modellirung, und noch vereinzelter — wie in der „Götterversammlung" aus der Ilias, in dem Bilde der „Leukothea" aus der Odyssee, in dem „Kampfe auf Psyttaleia" aus Aeschylos' „Persern" und einigen andern — finden sich Ansätze zu malerischer Darstellung. Ganz anders bei Carstens und Genelli. Hier tritt an die Stelle des Flächenartigen und Reliefartigen überall eine durchaus plastische Durchbildung der Gestalten; sie bekommen alle Körper und Rundung, sie treten vor und zurück auf zwei, drei verschiedene Pläne, und so gewinnt die Darstellung Perspective. Wirklich malerisch gedacht sind aber auch bei ihnen nur wenige Blätter, bei Carstens z. B. die „Titanomachie" und „Achill's Kampf mit den Flußgöttern", bei Genelli „Lykurg den Dionysos verfolgend", „Penelope von den Freiern

Digitized by Google

beim Auftrennen ihres Gewebes überrascht" und noch ein paar andere. Lachmann hat durchzuführen gewagt, was jene nur versucht haben; seine Darstellungen sind von der ersten bis zur letzten alle entschieden malerisch componirt. Die Scenerie ist keine skizzenhafte Abbreviatur mehr, sie ist durchgeführt wie alles übrige, sei sie nun gebildet durch den dichtbelaubten und schattigen Hain der Eumeniden oder durch eine weite Landschaft mit Fernsichten auf Berg und Meer, durch die äußere Architektur eines königlichen Palastes oder durch das Innere eines reich und behaglich ausgestatteten Frauengemachs. Und dennoch kann man auch Lachmann's Bilder als nichts andres bezeichnen, als wofür er selbst sie giebt, als Umrißzeichnungen.

Mit Recht ist, wie wir oben schon sagten, das Beispiel, welches Flaxman durch die Technik seiner Zeichnungen gegeben, auch von seinen Nachfolgern im Wesentlichen befolgt worden. Es ist, als widerstrebe es unserem Gefühl, die Gestalten der antiken Sagenpoesie, die wir mit dem geistigen Auge anzuschauen gewohnt sind, in jener vollen Realität, die die Farbe verleiht, vor uns zu sehen. Sicherlich ist es kein bloßer Zufall, daß gerade Künstler, wie Flaxman, der ja eigentlich Bildhauer war und außer seinen Zeichnungen nur plastische Werke geschaffen hat, Carstens und Genelli, die beide in erster Linie nicht Maler, sondern Zeichner waren, das Hervorragendste auf dem hier besprochenen Gebiete geleistet haben. Carstens wurde von seinen Zeitgenossen verächtlich ein „Skizzirer" genannt. Sehr mit Unrecht; denn zwischen einer Skizze und einer Umrißzeichnung ist ein gewaltiger Unterschied. Die Skizze ist thatsächlich etwas Unfertiges; an ihr hat der Künstler selbst noch innerlich durchzubilden und zu vollenden. Der Umriß aber muß innerlich bereits völlig durchgebildet sein; nur äußerlich kann die Phantasie des Beschauers etwas hinzuthun, nur äußerlich kann sie das Angedeutete sich weiter ausführen. Je geistvoller der Künstler ist, desto mehr wird er die Phantasie zu dieser Thätigkeit anregen, ja zwingen. Allerdings sind nun auch in der Umrißzeichnung verschiedene Grade der Ausführung denkbar, und in dieser Beziehung kann man sich keinen größeren Abstand denken, als zwischen Flaxman und Lachmann. Bei Flaxman ist das Wort „Umrißzeichnung" in den meisten Fällen buchstäblich zu verstehen. Er hat nackte weibliche Gestalten gezeichnet, in denen er — da sie wegen der weichen Rundung ihrer Glieder weniger Modellirung im Detail beanspruchen — thatsächlich sich auf eine einzige Linie beschränkt und jede eingestreute Schattenlinie verschmäht hat. Scheinbar mühelos hat er mit den denkbar einfachsten Mitteln, oft mit wenigen Strichen nur, einen unendlichen Reichthum von Schönheit auf die Fläche gezaubert. Bei Carstens und Genelli tritt uns schon eine weit detaillirtere Ausführung entgegen, und diese überbietet wiederum Lachmann noch um ein beträchtliches.

Die Formgebung Lachmann's bekundet fast durchweg den reinsten und

Digitized by

edelsten Geschmack, sie ist voll Hoheit und doch dabei anmuthig und gefällig. Mitunter nur ein wenig allzumagere, sehnige Gliedmaßen, namentlich an den männlichen Gestalten, hie und da eine Stellung oder Bewegung, die etwas unfrei, gebunden erscheint, bisweilen etwas ängstliche Zeichnung, die nicht an den freien Rhythmus Flaxman'scher Linienführung, an die kühnen, festen und bestimmten Umrisse eines Carstens oder Genelli hinanreicht — im Ganzen aber überall Leben und Bewegung, dabei die edelste, maßvollste Schönheit und jene goldne Mitte, die sich gleichweit entfernt hält von den nicht selten überschlanken und weichlichen, an Canova erinnernden Formen Flaxman's, wie von den michelangeleskeu Uebertreibungen, an denen Carstens' und Genelli's Formgebung in einzelnen Darstellungen unläugbar leidet. Bei Flaxman begegnen einem mitunter Gestalten, die entschieden den Eindruck machen, als kämen sie eben vom Bette des Prokrustes her, bei Carstens manchmal übermäßig breite, massige Formen und gewaltsam verdrehte Stellungen, bei Genelli jene berüchtigten dicken Fuß- und Handgelenke und jene gänzlich unmotivirten Bewegungen, wie das Heraufziehen des einen Kniees in stehenden Figuren. Lachmann hat vorsichtig alle solche Seltsamkeiten vermieden. Damit ist nicht gesagt und soll nicht gesagt sein, daß er etwa jene Künstler übertroffen habe. An das, worin sie ihr Bestes gegeben haben, ragt er entschieden nicht hinan; dafür ist er aber frei von ihren Schwächen. Von großer Schönheit und lebendigem Ausdrucke sind Lachmann's Köpfe. In diesem Punkte entzieht sich Flaxman dem Vergleiche, weil er mit seinen einfachen Mitteln weniger auf den Gesichtsausdruck hinarbeiten konnte; aber mit dem schönsten, was Carstens und Genelli hierin geschaffen haben, kann man Lachmann getrost in Parallele stellen. Genelli hat neben zahlreichen Köpfen von wunderbarster Schönheit doch auch, namentlich in seiner frühern Zeit, viel Häßliches: breite Gesichter, aufgeworfene Lippen, maskenartig offenstehende Münder, geschlitzte Augen, stieren Blick und jene laokoonhaft verzogenen Brauen, die den schmerzlichen Gesichtsausdruck bei ihm so oft begleiten. Nichts von alledem bei Lachmann. Aeltere bärtige Männerköpfe namentlich hat er ungemein schön gezeichnet, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß eine gewisse Monotonie durch sie hindurchgeht, und seine Mädchenköpfe, wie Antigone und Jole, sind von frischester und entzückendster Anmuth. Verfehlt sind auf dem einen Oedipusbilde die beiden Gestalten der Antigone und Ismene; das sind nicht Mädchen, sondern erwachsene Jungfrauen en miniature, ein Fehler, der freilich oft begangen wird. Als eine schwache Partie in Lachmann's Formgebung erscheint die Gewandung. Diese ist im Ganzen zu massig und stoffreich, in den einzelnen Brüchen und Falten zu kleinlich und ängstlich ausgeführt. Flaxman ist hierin wieder nach der andern Seite hin zu weit gegangen; wie die Körperformen, so deutet er auch die Kleidung, namentlich die Männerkleidung, immer nur mit ein

Digitized by Google

paar Strichen an und läßt die Körperformen durchscheinen. Genelli schafft sich die Gewandung, wo es irgend geht, vom Leibe und schwelgt in der Darstellung des Nackten. „Die Lumpen genirten ihn", wie er selber doppelsinnig sagte, im Leben und in der Kunst. Aber von Carstens' Gewandung sollte der Illustrator des Sophokles etwas haben; Lachmann's Kleider verhüllen zu viel, sie sind nicht, wie in der Antike, das „Echo der Gestalt". Wenn man an irgend etwas erkennen könnte, daß Lachmann Dilettant ist, daß er nicht nach der Natur, sondern nach Vorlagen und nach seiner Einbildung gezeichnet hat, so wäre es die Gewandung.

Endlich noch ein Wort über den geistigen Gehalt. Von Flaxman sagte Kugler, daß seine Compositionen „etwas eigenthümlich gehaltenes und gemessenes, man möchte sagen etwas schweigsames haben." Fügt man noch hinzu: eine schlichte Größe und eine unnachahmliche, oft geradezu entzückende Einfalt, so ist der Geist seiner Darstellungen damit ungefähr charakterisirt. Es waltet eine Stille und Unschuld in diesen Blättern, die uns nicht selten ein Lächeln entlockt, aber gewiß nie ein spöttisches. Den Ton der homerischen Dichtung hat keiner wieder so getroffen wie Flaxman. Im griechischen Drama herrscht natürlich ein anderer Geist als in dem homerischen Epos. Trotzdem unterscheiden sich Flaxman's Umrisse zu Aeschylos nicht wesentlich von denen zu Homer. Bei Carstens aber kommt die ganze grandiose Hoheit, die Kraft und Kühnheit der griechischen Tragödie zur Erscheinung, und in seinem Sinne und Geiste hat Genelli sogar seine Homerdarstellungen concipirt. Lachmann hat weniger grandioses, weniger von dem, was man früher den „großen Styl" nannte; wie Sophokles von Aeschylos, so unterscheidet sich Lachmann von Carstens; in seinen Schöpfungen waltet eine durchaus maßvolle, schlichte Hoheit. Selbst freundliche genrehafte Züge verschmäht er nicht, und sie stehen ihm gut. Echt antiker Geist scheint uns am meisten bei Flaxman vorhanden zu sein; Carstens und Genelli sind an Michel Angelo groß geworden. Lachmann's Bilder sind modern im besten Sinne; sie sind genau so griechisch und genau so deutsch wie Goethe's Iphigenie. Stünde seine Antigone, die den Wächtern gegenüber so selbstbewußt ihre That bekennt, allein da, man könnte ihr die Worte des Klopstock'schen Vaterlandsliedes in den Mund legen: „Ich bin ein deutsches Mädchen! Ich hab' ein Herz, das edel ist und stolz und gut." Und das ist es schließlich, was diese schönen und reinen Blätter unsrem heutigen Geschmack nicht minder nahe bringen wird, als ihre malerische Composition.

Länger, als dem bescheidenen Schulmanne vielleicht selber lieb sein wird, haben wir uns mit den Kindern seiner Muße beschäftigt. Aber wir glaubten ein Recht dazu zu haben. „Umrißzeichnungen zu Sophokles" sind in unsrer Zeit der Genrebilder und Landschaften ein künstlerisches Phänomen, an dem

Digitized by

man nicht bloß mit zwei Worten vorübergehen darf. Wir schließen aber im Hinblick auf das bevorstehende Fest mit dem praktischen Wunsche, daß Lachmann's Werk auf dem Weihnachtstische recht vieler, die Sinn und Verständniß für die Schönheit der sophokleischen Dichtung haben, vor allem aber auf dem Weihnachtstische des deutschen Gymnasiasten zu finden sein möge. Der Preis des Buches — 4 Thaler — ist so überraschend niedrig, daß er kaum in Frage kommt. G. Wustmann.

Accessionserfahrungen im Fürstenthum Waldeck.

(Schluß.)

Bis zu der im Jahre 1810 erfolgten Säcularisation war Schaaken ein freiweltliches Fräuleinstift gewesen, ursprünglich zu dem Zwecke der abgesonderten und fortdauernden Religionsübung errichtet. Auch nach der Säcularisation blieb es als Fräuleinstift erhalten, jedoch lediglich mit dem Charakter einer Versorgungsanstalt. Die nach dem Statut berechtigten Personen erhielten bestimmte Präbenden, Adelige doppelt soviel als Bürgerliche; bei Mangel passender inländischer Damen sollten ausländische, jedoch nur Adelige, bedacht werden. Der waldeckschen Volksvertretung des Jahres 1848 dünkte das eine wenig gemeinnützige Einrichtung; sie machte der damaligen Fürstin-Regentin den Vorschlag, das Stift aufzuheben, und faßte zugleich die Verwendung der Einkünfte desselben zur Errichtung einer Irrenanstalt ins Auge. Fürstin Emma, deren Hingebung an die Interessen des Landes die waldecksche Bevölkerung noch lange ein dankbares Gedächtniß bewahren wird, genehmigte die Aufhebung und willigte in die Verwendung zu dem angegebenen Zwecke. Die Einkünfte sollten nunmehr so lange aufgesammelt werden, bis ein zur Ausführung dieses Planes genügendes Kapital vorhanden sein würde. Director und Syndicus des Stifts wurden infolgedessen entlassen, die Einkünfte der Staatsfinanzverwaltung unterstellt. Wiederholt wurde das Stift von der Regierung ausdrücklich als aufgehoben bezeichnet, ja es wurde für ein 1850 aufgenommenes Staatsanlehen verpfändet. Kein Zweifel also, daß es Staatsgut geworden war und als solches behandelt wurde. Allein, es kamen die fünfziger Jahre und mit ihnen die Mode, die Acte des Jahres 48 als illegal darzustellen und, wenn möglich, rückgängig zu machen. So verfiel zunächst das Consistorium auf den Gedanken, in einer Eingabe an den inzwischen zur Regierung gelangten jetzigen Fürsten das Stift frischweg für die

Digitized by Google

Kirche zu reclamiren. Am Hofe aber huldigte man bereits einer sehr anderen Anschauung. Man benutzte die Gelegenheit, ein Rechtsgutachten des ehemaligen Stiftsdirectors einzuholen, welches des Breiteren darthat, daß nicht allein der Kirche kein Eigenthumsrecht am Stift Schaaken zustehe, sondern daß auch die 1848 erfolgte Erklärung desselben zu Staatsgut ungiltig sei. War auch die Beweisführung dieses Gutachtens zum mindesten eine sehr eigenthümliche, so stimmten doch die Resultate mit der an entscheidender Stelle herrschenden Auffassung so vollkommen überein, daß man nicht zögerte, auf Grund desselben das Consistorium abzuweisen. Mittlerweile wurden die Einkünfte ungestört weiter aufgespeichert, bis eines Tages die Regierung die gesammelte Summe für genügend erklärte, um den betreffs Errichtung einer Irrenanstalt gefaßten Beschluß zur Ausführung zu bringen. Die Regierung hielt also an der Rechtmäßigkeit des Actes von 48 fest. Um ihr besser zu imponiren, als mit der obenerwähnten Argumentation des Exstiftsdirectors, provocirte man nunmehr ein Rechtsgutachten der juristischen Facultät der Universität Berlin. Aber, siehe da, diese kam zu dem Ergebniß, daß zwar der Kirche — wenngleich aus durchaus anderen Gründen, als den vom Stiftsdirector geltend gemachten — keinerlei Rechtsanspruch an das Stift zustehe, daß aber die Aufhebung desselben im Jahre 1848 auf vollkommen legalem Wege erfolgt und das Stift unzweifelhaft Staatsgut geworden sei. Für den Hof natürlich keine willkommene Entscheidung; indeß, man ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Möge immerhin, erklärte man jetzt, das formelle Recht auf Seiten des Landes sein, das materielle Recht erheische die Wiederherstellung des Stifts. In der That ergingen nun auch derartige Vorschläge an den Landtag; dieser aber lehnte hartnäckig ab. Abermals wird dann die Rechtsfrage einer Prüfung unterzogen, diesmal in einer großen, vom Fürsten selbst präsidirten Geheimrathssitzung. Die weitaus überwiegende Majorität entscheidet für das Recht des Landes, aber mit keinem anderen Erfolge, als daß nun die Schaaker Frage auf Jahre hinaus gar nicht mehr berührt wird.

Es kam die Accession. Man hätte erwarten sollen, daß, wenn das Domanium ausschließlich der Verwaltung des Fürsten übergeben wurde, das Stift Schaaken als Staatsgut umsomehr der Staatsfinanzverwaltung unterstellt bleiben würde. Allein, die waldeckschen Stände überantworteten auch Schaaken der fürstlichen Verwaltung — vielleicht die unbegreiflichste der verschiedenen Unbegreiflichkeiten des in geheimer Sitzung berathenen und beschlossenen Accessionsvertrags. Freilich, die Einkünfte werden nach wie vor ruhig aufgesammelt, aber die Möglichkeit einer Verwendung zu gemeinnützigen Zwecken ist weiter als je in die Ferne gerückt. Wie leicht könnte heute der dringendsten Noth der Lehrer und Pfarrer gesteuert werden, wenn Landesdirector und Stände über den bereitliegenden Fonds von ca. 84,000 Thlr. frei verfügen

Digitized by

könnten! Allerdings, auch von fürstlicher Seite erging schon 1871 an den Landesdirector, bezw. den Landtag der Vorschlag, einen Theil dieses Fonds zur Verbesserung gering dotirter Pfarrstellen auszuscheiden, aber unter der Bedingung, daß der Rest sammt dem Stammvermögen dem Fürsten zur Restitution des früheren Stifts anheimgestellt werde. So gern der Landtag auf den ersten Theil dieser Proposition eingegangen wäre, den zweiten konnte er unmöglich acceptiren. Er nahm indeß Gelegenheit, in der Session von 1872 nochmals ausdrücklich seine Bereitwilligkeit zur Aufbesserung schlecht dotirter Pfarrstellen aus dem Stiftsvermögen auszusprechen. Und was war die Antwort darauf? Am 2. September d. J., während das Volk da draußen die Gedenkfeier des Sieges von Sedan beging, wurden die Mitglieder des Consistoriums und der Landesdirector ins Arolser Schloß beschieden, um von dem Fürsten, der von seiner Gemahlin, der ältesten Prinzessin und seinem unvermeidlichen Rathgeber Geheimrath v. Stockhausen umgeben war, in feierlichster Weise die bündige Eröffnung entgegenzunehmen, daß Se. Durchlaucht von seinem bekannten Standpunkte in der Angelegenheit des Stifts Schaaken unter keinen Umständen abgehen werde.

Wie also ist die Situation? Es soll dem waldeckschen Lande gestattet sein, seinem Mitleid mit den Drangsalen der zunächst der Fürsorge des Fürsten unterstellten Geistlichkeit Genüge zu thun und einen Theil seines eigenen Vermögens zu diesem Zweck zu verwenden, unter der Bedingung, daß es sich eines noch weit größeren Theiles seines Vermögens zu Gunsten eines ganz speciellen Lieblingsplanes des Fürsten entäußert! Freilich, die Vertreter des letzteren versichern, daß der Idee einer Restitution des Stifts Schaaken ja die edelsten Absichten zu Grunde liegen; nichtsdestoweniger ist es allgemein verbreitete Ansicht, daß die zu gewährenden Präbenden in erster Linie an solche versorgungsbedürftige Personen vergeben werden würden, die einstweilen honoris causa aus der fürstlichen Privatschatulle unterstützt werden müssen. Aber selbst wenn diese Vermuthung unberechtigt wäre, selbst wenn das eventuelle Statut weitere Kreise zur Exspectanz auf die Einkünfte des Stifts Schaaken berechtigte, so weiß man doch nur zu gut, wie leicht derartige Zuwendungen von Unwürdigen oder wenigstens Unbedürftigen erschmeichelt und erschlichen werden. Ein Vortheil für das allgemeine Wohl des Landes wäre aus der Einrichtung zum mindesten *nicht* zu erwarten. Unter solchen Umständen aber Eigenthum des Staates hinzugeben, hat keine Volksvertretung weder ein Interesse noch ein Recht, am wenigsten diejenige eines Landes, dessen Finanzen sich in einem wahrhaft bejammernswerthen Zustande befinden. Die Stände haben ihre Bereitwilligkeit zur Aufbesserung der Pfarrstellen erklärt, ohne allen Rückhalt; wenn von anderer Seite unerfüllbare Bedingungen gestellt werden, wenn die Noth der Geistlichen, wie es fast scheinen will, als

Digitized by Google

Pressionsmittel benutzt werden soll, um die Stände zum Verzicht auf ihr gutes Recht zu bewegen, so ist es sicherlich nicht die Schuld des Landes, wenn seine Seelsorger weiter darben. Diese letzteren haben nun auf der jüngsten Synode das Consistorium nochmals beauftragt, beim Fürsten vorstellig zu werden. Welchen Bescheid dasselbe erhalten wird, kann nach der Erklärung vom 2. September keinem Zweifel unterliegen. Uebrigens sollen dem Consistorium solche Abweisungen nichts Neues mehr sein; man vermuthet sogar, daß der vorige Consistorialdirector wegen derartiger Vorgänge sich habe pensioniren lassen. Inzwischen ist freilich der Director der fürstlichen Domänenverwaltung zugleich zum Director des Consistoriums bestellt worden (!) und damit wird denn einem allzu ungestümen Andrängen auf das landesväterliche Herz wohl ein Riegel vorgeschoben sein.

Das ist die Affaire Schaaken. Die armen waldeckschen Pfarrer! Hatte sich doch Einer, in der festen Zuversicht, daß ihnen die Aufbesserung aus dem jeden Augenblick zur Verfügung stehenden Kapital gar nicht entgehen könne, bereits vor einem Jahre einen neuen Rock machen lassen! Der gute Mann hätte wissen können, daß der zur Unterstützung armer Pfarrer gegründete kirchliche Hülfsverein, als er sich an den Fürsten um einen Beitrag aus den Einkünften des Stifts Schaaken gewandt, bereits 1862 vom Consistorium die Antwort erhalten hatte: „Wir haben zwar Veranlassung genommen, bei Sr. Durchlaucht dem Fürsten einen Ihren Intentionen entsprechenden unterthänigsten Antrag zu stellen, jedoch haben Höchstdieselben dem Collegio gnädigst zu bemerken geruht, daß auf solchen Antrag dermalen und hier nicht eingegangen werden könne." Die Erinnerung an diesen Bescheid hätte unsern Pastor von dem Luxus eines neuen Gewandes einstweilen noch abhalten sollen.

Wir würden übrigens nicht gewagt haben, den Leser mit dieser Angelegenheit so lange zu behelligen, wäre sie nicht zur Zeit die cause célèbre im Lande Waldeck, bei deren Erwähnung, wie man erzählt, selbst die zarteren Elemente des Hofes sich einer gewissen Erregung nicht erwehren können. Das Ganze beweist indessen nur, daß auch in dem idyllischen Stillleben des Arolser Schlosses in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhört. Fremde Augen mögen diese Dinge freilich mit einiger Verwunderung betrachten, die Waldecker selbst, die Bewohner der Residenz wenigstens, können darin nichts Ueberraschendes finden. Die Letzteren kennen längst, wie folgendes Beispiel zeigt, den eigenthümlichen Geist, welcher die fürstliche Revenüenverwaltung durchweht. Die Stadt Arolsen, auf einem quellenlosen Plateau gelegen, unterhält eine Wasserleitung, zu deren Kosten neben der Stadtkasse auch diejenigen Bewohner besonders beizutragen haben, welche Wasser aus der allgemeinen Leitung vermittelst Privatleitungen in ihre Häuser entnehmen. Mit der fürstl. Revenüenverwaltung wurde für die

Digitized by Google

Leitung in das Residenzschloß ein jährlicher Beitrag von 40 Thaler verabredet, im Vergleich zu den Beiträgen anderer Privaten ein sehr geringer Preis. Plötzlich verlangte die Revenüenverwaltung Unkündbarkeit dieses Verhältnisses, ein Recht, welches keinem einzigen Privatmann gewährt worden war. Als nach längerem Sträuben der Gemeinderath auf dies Verlangen einzugehen sich bereit erklärte, trat die Revenüenverwaltung mit der weiteren Forderung hervor: die Stadt solle sich verpflichten, dem Schlosse stets das erforderliche Wasser zu liefern. Nach wasserrechtlichen Grundsätzen ist die Stadt berechtigt, bei eintretendem Wassermangel jede Privatleitung zu schließen; hier sollte sie nicht allein auf dies Recht verzichten, sondern sogar die Verpflichtung übernehmen, wenn nöthig, selbst die öffentlichen Brunnen zu schließen, sobald die Schloßverwaltung die „erforderliche" Quantität Wasser verlangte; ja bei einer etwaigen Stockung der Hauptleitung wäre die Stadt gezwungen gewesen, das Schloß auf ihre Kosten anderweitig mit Wasser zu versorgen. Natürlich ging sie auf solch' exorbitante Forderungen nicht ein. In Folge dessen besteht gar kein Vertrag: seit 1867 bezieht das Schloß das städtische Wasser, und die verabredeten 40 Thaler pro Jahr werden mit bewundernswerther Consequenz — nicht gezahlt. Was soll nun die loyale Residenz beginnen? Soll sie der fürstlichen Kasse ohne alle Veranlassung die 40 Thaler jährlich schenken, oder soll sie, wozu sie durchaus das Recht hätte, dem Hofe das Wasser abschrauben? —

Doch genug des grausamen Spiels; kommen wir zur Sache zurück! Nach den obigen Ausführungen steht fest, daß sich der Accessionsvertrag bisher schlecht bewährt hat. Und es ist gar keine Garantie vorhanden, daß er sich in der Folge nicht noch schlechter bewähren wird. An der Möglichkeit dazu fehlt es wenigstens nicht. Dem Fürsten sind nicht nur die oben genannten Verwaltungen belassen worden, sondern es ist ihm auch das Begnadigungsrecht, sowie das Recht der Zustimmung zu Verfassungsänderungen und Gesetzen, insoweit sie nicht die Organisation der Justiz und Verwaltungsbehörden betreffen, und endlich die Vertretung nach Außen verblieben. In den Diensteid des Landesdirectors wird das Gelöbniß aufgenommen, dem Fürsten in Bezug auf sämmtliche demselben in dem Accessionsvertrage vorbehaltenen Rechte treu und gehorsam zu sein. Gleich auf den ersten Blick erkennt man das Bedenkliche dieser Bestimmungen. Freilich, in Art. 2 des Schlußprotokolls heißt es: „Der Fürst wird von dem ihm im Art. 4 des Hauptvertrags vorbehaltenen Zustimmungsrechte zu den Gesetzen keinen der preußischen Verwaltung hinderlichen Gebrauch machen." Aber damit ist schwerlich allen Collisionen vorgebeugt, ganz abgesehen davon, daß dem Lande gar nicht damit genügt sein kann, wenn der Fürst mit seinem Vetorechte nur „der preußischen Verwaltung" nicht hinderlich werden darf. Jedenfalls wird kein Un-

Digitized by Google

befangener eine derartige Theilung der Staatsgewalt für ein auf die Dauer ersprießliches Verhältniß halten wollen.

So ist denn klar, daß mit dem Accessionsvertrage höchstens eine verschwindend kleine Partei, die waldeckſche Hofpartei, zufrieden sein kann. Auch sie aber scheint von der Unmöglichkeit, diesen Zwitterzustand auf längere Zeit aufrechtzuerhalten, überzeugt zu sein, und so werden sich schließlich wohl alle Betheiligten in dem Entschlusse begegnen, den Vertrag spätestens ein Jahr vor seinem Ablauf zu kündigen. Denn selbst wenn die preußische Regierung, was nicht leicht denkbar ist — an der Fortsetzung der Accessionsverwaltung Freude fände, der preußische Landtag wird sich das theure Vergnügen, dem Kleinstaat Waldeck das Leben zu erhalten, schwerlich zum zweiten Male machen. Und daß die waldeckſche Landesvertretung der unleidlichen Lage lieber heute als morgen ein Ziel setzen würde, ist kaum zu bezweifeln. Kurz, dem mühseligen Werke des Jahres 1867 ist das Grab schon gegraben.

Aber was dann? — Als nächstliegende und einfachste Eventualität erscheint die vollständige Einverleibung des Fürstenthums in den preußischen Staat. In der That wurde — wie aus einer vor Jahren von einem Berliner Blatte veröffentlichten und unseres Wissens niemals dementirten Notiz zu schließen — bereits gleichzeitig mit dem Accessionsvertrage ein geheimer Annexionsvertrag abgeschlossen, wohl in der Absicht, ihn, im Falle der erstere sich gar zu schlecht bewähren sollte, ans Licht zu ziehen. In diesem Vertrage soll dem Fürsten das gesammte Domanium zu eigen gegeben sein. Diese einzige Bestimmung aber würde genügen, dem waldeckſchen Landtage die Annahme des Vertrags unmöglich zu machen. Ueber das Eigenthumsrecht an dem Domanialvermögen haben Fürst und Land lange in Streit gelegen. Schließlich einigte man sich zu dem Receß vom 16. Juli 1853, nach welchem die Einkünfte des Domaniums in der oben bereits angegebenen Weise zwischen dem Fürsten und dem Lande getheilt, die Verwaltung des gesammten Domanialvermögens aber — mit Ausschluß jedoch der der Selbstbenutzung des fürstlichen Hauses vorbehaltenen Vermögensstücke — der Staatsregierung übertragen ward. Der Landesvertretung standen in Bezug auf die Verwaltung des Domanialvermögens dieselben Rechte zu, welche sie gegenüber der Staatsfinanzverwaltung verfassungsmäßig auszuüben hat. Die Einnahmen und Ausgaben der Domanialverwaltung bildeten Positionen des ordentlichen Budgets. Welche Motive den waldeckſchen Landtag bestimmen konnten, sich in dem Accessionsvertrage dieser Rechte zu begeben, hat man niemals erfahren. Selbstverständlich lebt aber das Recht des Landes nach Ablauf des Accessionsvertrags ungeschwächt wieder auf. Zu allem Ueberfluß enthält das Separatprotokoll zu genanntem Receß noch die ausdrückliche Bemerkung, „daß die Verbindung der Verwaltung des gesammten Domanialvermögens mit der

Digitized by

obersten Verwaltungsbehörde des Landes auf Uebereinkommen beruht und daher nicht einseitig aufgehoben werden kann." Die Parteigänger des Hofes werden vielleicht darauf hinweisen, wie in demselben Separatprotokoll anerkannt werde, „daß die Einkünfte des Domanialvermögens an erster Stelle für den standesmäßigen Unterhalt des Fürsten zu verwenden sind", und aus dem Begriff „standesmäßig", wenn nicht die Nothwendigkeit, so doch wenigstens die Billigkeit einer definitiven Uebertragung des gesammten Domanialvermögens an den Fürsten herleiten. Dem steht aber § 7 des Recesses gegenüber, in welchem es heißt: „Außerdem" — d. h. außer den dem fürstlichen Hause bis zu einem Werthe von 4500 Thaler zustehenden Naturalcompetenzen — „wollen Se. Durchlaucht der Fürst für Sich und Höchstderen Nachfolger in der Regierung ein für allemal eine Grenze bezeichnen, innerhalb welcher es dem Ermessen des regierenden Fürsten vorbehalten bleibt, die jährlichen Baarentnahmen aus den Domanialeinkünften, je nach den Bedürfnissen des fürstlichen Hauses und unter Berücksichtigung der Kräfte des Landes, zu bestimmen." Wenn nun der Fürst selbst 70,000 Thaler als jene „Grenze" bezeichnet hat, woher sollen sich die Stände, noch dazu angesichts der bekannten waldeckschen Finanzlage, berechtigt glauben, ihm einen, nach demnächst vollzogener Abwicklung der Ablösungen und Amortisation gewisser Schulden jedenfalls das Doppelte noch übersteigenden Ueberschuß zu ungetheiltem Genuß zu gewähren? Ein schlechter Trost ist, daß es dem Lande nach der Annexion ja gleichgültig sein könne, wer die Domanialeinkünfte beziehe, da seine Bedürfnisse ja doch aus der preußischen Staatskasse befriedigt werden würden. O nein, es ist für das Land keineswegs gleichgültig, ob es als Bettler an Preußens Pforte klopft, oder ob es ein, wenn auch nur kleines Vermögen mitbringt, das ihm, nach Art der preußischen Provinzialfonds, zur selbständigen Verwaltung überlassen bleiben könnte. — Aber nicht die Geldfrage allein ist ja im Spiele. Es handelt sich darum, ob die waldecksche Bevölkerung in ihren wichtigsten materiellen Interessen abhängig sein soll von einem Großgrundbesitzer, der in Zukunft nicht mehr durch das alte patriarchalische Band mit ihr verbunden sein, sondern ihr mit dem Particularinteresse eines einfachen Privatmannes gegenüberstehen würde; einem Großgrundbesitzer, der, wenn das gegenwärtige Verhältniß fortbestehen bliebe, weder Staats- noch Communalsteuern zahlen würde, dagegen aber die holzbedürftigen Landesbewohner ganz in der Hand hätte und seinen Nachbarn, d. h. sämmtlichen Gemeinden des Landes, tausendfältige Verlegenheiten bereiten könnte.

Preußen freilich würde, unter dem finanziellen Gesichtspunkte betrachtet, auch bei der Einverleibung des Landes ohne die Domänen im Vergleich zu dem gegenwärtigen Zustande nur gewinnen; denn es hat zur Zeit an dem

Digitized by Google

Domanialeinkommen gar keinen Antheil, würde aber bei der Verwandlung des Fürſtenthums in einen gewöhnlichen preußiſchen Kreis die Verwaltung noch bedeutend vereinfachen und demgemäß weſentliche Erſparniſſe erzielen können. Eine andere Frage aber iſt, ob es in Preußens Intereſſe läge, hier einen Staat im Staate zu ſchaffen, der, wenn auch nur wenige Quadratmeilen im Umfange, durch ſeine zahlreichen Beamten auf die waldeckſche Bevölkerung doch von ſehr gewichtigem Einfluſſe bleiben würde. Man rühmt doch ſonſt an der preußiſchen Politik, daß ſie auch in kleinen und kleinſten Dingen mit Vorſicht zu Werke gehe. Jedenfalls aber kann die preußiſche Regierung, nachdem ſie die waldeckſchen Verhältniſſe näher kennen gelernt, keine ſonderliche Luſt mehr tragen, dem Fürſtenthum bei ſeiner Verbindung mit der preußiſchen Monarchie als Morgengabe den Verluſt ſeines Anrechts auf das Domanium entgegenzubringen, und da ſie ſich andererſeits noch gut genug erinnern wird, daß im Jahre 1867 ihre Anerbietungen betreffs einer einfachen Geldabfindung des Fürſten hartnäckig zurückgewieſen wurden, ſo ſcheint das ſtark verbreitete Gerücht nur zu glaubwürdig, nach welchem man in Berlin von Annexion einſtweilen gar nichts mehr wiſſen möge.

Was bliebe alſo Anderes, als die Rückkehr in das alte Verhältniß vor 1868? Man braucht jedoch dieſen Gedanken nur auszuſprechen, um einem allgemeinen Kopfſchütteln zu begegnen. In der That, ein derartiger Schritt würde aller politiſchen Logik zu widerſprechen ſcheinen. Die „Selbſtändigkeit“ des Fürſtenthums wurde im Jahre 1867 aufgegeben, weil ſie finanziell unhaltbar geworden war. Kann man nach dem oben Geſagten erwarten, daß dieſer Grund im Jahre 1878 beſeitigt ſein würde? Ganz gewiß nicht. Uebrigens ſcheint man ſich auch innerhalb der fürſtlichen Partei nicht mit Reſtaurationsgelüſten zu tragen; wenigſtens würde ſich die ganze Weiſe der Domanialverwaltung mit ſolchen Abſichten ſchwer in Einklang bringen laſſen. Wozu aber greifen, wenn weder Acceſſion, noch Annexion, noch Reſtauration möglich iſt? Irgend ein Schlaukopf hat es gefunden, indem er die Parole ausgab: „Werden wir Reichsland! Dann ſind unſre Sorgen auf immer gehoben, wir bleiben Waldecker nach wie vor und unſere Deficits bezahlt das große Reich.“ Fürwahr, es hat der herkömmlichen Confuſion der ſtaatsrechtlichen Begriffe in Deutſchland grade noch gefehlt, daß mit der Erwerbung Elſaß-Lothringens ein ganz neues Weſen, ein „Reichsland“ geſchaffen wurde! Die Noth zwang zu dieſer Schöpfung, und ſicherlich haben Deutſchlands leitende Staatsmänner nicht beabſichtigt, mit ihr ein nachahmenswerthes Beiſpiel für unſere innere ſtaatliche Entwicklung zu begründen. Staatsweiſe Leute deduciren freilich, daß Preußen das größte Intereſſe daran habe, Waldeck in irgend einer Form als Particularſtaat erhalten zu ſehen, weil es die

Digitized by Google

Stimme desselben im Bundesrath nicht entbehren könne. Nun mag freilich staats- und völkerrechtlich zweifelhaft sein, ob Preußen bei einfacher Annexion berechtigt wäre, diese Stimme mitzuannectiren; jedenfalls würden, da diese Annexion eine Abänderung der Reichsverfassung involviren würde, die bekannten 14 Stimmen im Bundesrath es kurzweg daran verhindern können. Aber bei der Reichslandfrage kann es sich nur um folgende noch unentschiedene Alternative handeln: entweder die Reichslandsvertreter im Bundesrathe werden durch den Kaiser ernannt und dann gewinnt Preußen in den voraussichtlich 3 Stimmen von Elsaß-Lothringen für die waldecksche Stimme reichlich Ersatz; oder jene Vertreter werden durch den Bundesrath als die Repräsentation sämmtlicher Fürsten des Reichs ernannt, und dann wäre die Stimme des „Reichslandes" Waldeck für Preußen ebensowenig unbedingt sicher, als diejenigen von Elsaß-Lothringen. Also liegt für die Constituirung Waldecks zum Reichslande nach dieser Seite gar kein Grund vor. Andererseits ist zu bedenken, daß, wie wenig auch das Verhältniß des Reichslandes zum Reiche bisher noch präcisirt sein mag, soviel doch bereits vorherzusehen ist, daß dem ersteren die finanzrechtliche Selbständigkeit nicht wird vorenthalten werden können. Grade das aber ist der Punkt, um den es sich bei Waldeck dreht. Ohne die Aussicht, daß sämmtliche Ausgaben des Landes aus der Reichskasse bestritten werden würden, wäre die Reichslandsqualität ohne allen Werth für dasselbe. Daß aber die gesetzgebenden Factoren des Reichs, nur zu dem Zwecke, ein „Reichsland" mehr zu haben, durch einen besonderen Beschluß die Erbschaft des Accessionsvertrags in dieser Richtung übernehmen würden, ist in einer Zeit, der das Verständniß für den „Segen der Vielgestaltigkeit des Staatslebens" mehr und mehr abhanden kommt, schwerlich zu erwarten.

Man sieht, die Aussichten in die Zukunft sind vollkommen geeignet, den waldeckschen Staatsbürger zur Verzweiflung zu bringen. In der That hat bereits der trübste Pessimismus die Stimmung des Ländchens vergiftet. Dazu kommt, daß sich das Gros der waldeckschen Bevölkerung in einer außerordentlichen Unkenntniß über die wahre Natur der eigensten Angelegenheiten befindet. Es gibt ja innerhalb der Landesgrenzen nicht einmal ein Blatt, weder ein unabhängiges, noch ein abhängiges, zur Besprechung der politischen Fragen des Landes und so kann von einer klaren und entschlossenen öffentlichen Meinung nicht die Rede sein. Was Wunder da, daß man der künftigen Entscheidung im Allgemeinen mit dumpfer Resignation, ja theilweise wie der Vogel Strauß entgegengeht! Umsomehr ist es Pflicht der wenigen Beherzten, den Dingen fest ins Gesicht zu sehen. Da irgend ein Ausweg ja doch gefunden werden *muß*, so wird man zunächst immer wieder auf die natürlichste und wünschenswertheste Lösung, die Annexion, zurückkommen, selbstverständlich aber die Annexion unter für das Land annehm-

Digitized by Google

baren Bedingungen. Eine derartige Annexion wird aber — so paradox es auch klingen mag — kaum anders, als durch ein entschieden waldeckisch-particularistisches Auftreten erreicht werden. Die Auffassung, als sei der Accessionsvertrag nur ein Uebergangszustand zur vollständigen Uebertragung des Domaniums an den Fürsten, muß mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen und jedem in dieser Richtung gemachten Vorschlage das feste Verlangen nach Wiederherstellung des Zustandes vor 1868 entgegengesetzt werden. Der waldecksche Landtag hat im Jahre 1867 aus unbekannten Gründen in eine zehnjährige Suspension sehr wesentlicher Vermögensrechte des Landes gewilligt; seine erste Pflicht ist jetzt, diese Rechte allen ferneren Abmachungen gegenüber wieder zur Geltung zu bringen. Nur von diesem Standpunkte aus wird er unterhandeln können. Selbstverständlich wird kein verständiger Waldecker daran denken, einem Fürstenhause, mit welchem das kleine Völkchen lange Jahrhunderte hindurch in gemüthlichem Einvernehmen gelebt, vorenthalten zu wollen, was es billigerweise beanspruchen kann; nie und nimmer aber kann die Landesvertretung zugeben, daß bei der Lösung des alten Verhältnisses der materielle Vortheil ausschließlich der einen, der materielle Nachtheil ausschließlich der andern Partei zufalle. Warte man also, auf das gute Recht des Landes gestützt, ab, ob Propositionen zu einem billigen Vergleich gemacht werden. Vielfach wird vermuthet, daß die fürstliche Partei beabsichtige, einen solchen Vergleich dahin vorzuschlagen, daß das Land das Stift Schaaken, d. h. sein unbestreitbares Eigenthum, erhalten, dagegen aber auf seine Anrechte am Domanialvermögen verzichten würde. Natürlich würde der Landtag einen solchen Vorschlag als einen billigen nicht betrachten — vorausgesetzt, daß er sich durch keine falsche Rücksicht beeinflussen, durch keine unbegründete Befürchtung einschüchtern läßt. Wir zweifeln nicht, daß die „Annexion um jeden Preis" im geeigneten Augenblicke geradezu als nationale Pflicht gepredigt werden wird, hoffen aber, daß sich kein Verständiger dadurch bethören läßt. Für die Befestigung und Entwickelung des deutschen Reiches ist es wahrlich höchst gleichgültig, in welcher Form das Fleckchen Erde, das man Waldeck nennt ihm angehört. Ebensowenig wird man den unausbleiblichen Ausmalungen der Schrecken des Staatsbankerotts irgendwelches Gewicht beizulegen brauchen. Wenn wirklich die feste Haltung des waldeckschen Landtags zur Folge hätte, daß nichts Anderes übrig bliebe, als zur alten „Selbständigkeit" zurückzukehren, d. h. einen Zustand herzustellen, welcher in kurzer Zeit die Reichsexecution heraufbeschwören müßte, würde das Land dieser Eventualität immerhin mit dem Troste entgegengehen dürfen, daß seine Lage zum mindesten nicht unerquicklicher werden könne, als sie gegenwärtig ist.

Das sind die praktischen Wirkungen und Consequenzen einer Accession.

Digitized by

Angeſichts dieſes Bildes, denken wir, werden die Anfangs ſo zahlreichen Lobredner des Experiments wohl verſtummen. Möchte Waldeck wenigſtens die Genugthuung beſchieden ſein, mit ſeinen ſchlimmen Erfahrungen Anderen als warnendes Beiſpiel gedient zu haben.

Briefe aus der Kaiſerſtadt.

Berlin, 7. December.

Es war doch eine kleine Ueberraſchung, als uns der „Reichsanzeiger" am letzten Montag die Auflöſung des Reichstags und die Anberaumung der Neuwahlen auf den 10. Januar verkündete. Gerade in den letzten Tagen vorher war noch vielfach der Wunſch laut geworden, dieſen Termin bis nach dem Schluß der gegenwärtigen Seſſion des preußiſchen Landtags verſchoben zu ſehen. Ohne Zweifel wäre den liberalen Parteien damit ſehr gedient geweſen. Wer ſich auf den Mechanismus des ſtaatlichen Verwaltungsapparats oder auf die noch wirkſamere Organiſation der ecclesia militans ſtützen kann, mag freilich in jedem Augenblicke zur Aufnahme des Wahlkampfs bereit ſein. Wo aber die Bewegung lediglich durch die Selbſtthätigkeit der Staatsbürger in Gang gebracht werden muß, bedarf es erfahrungsgemäß ziemlich langwieriger Arbeit um die mannichfachen Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, Hinderniſſe, die ſich verdoppeln und verdreifachen, wenn die Kräfte ſoeben erſt in einem aufregenden Wahlkampfe ermüdet und die Hauptmotoren durch die Theilnahme an den Einzellandtagen ihren heimiſchen Wirkungskreiſen entrückt ſind. Dennoch wird zugegeben werden müſſen, daß, wenn man auf eine Reichstagsſeſſion im bevorſtehenden Frühjahr nicht überhaupt verzichten wollte, ein anderer Weg, als der von der Regierung eingeſchlagene, kaum übrig blieb. Angeſichts der großen Aufgaben, welche der gegenwärtigen Tagung des preußiſchen Landtags zugedacht ſind, deren Inangriffnahme jedoch durch unabänderliche Hinderniſſe über alles Erwarten verzögert wird, iſt kaum abzuſehen, wie unſre Landboten vor Mitte, früheſtens Anfang März in die Heimath ſollten entlaſſen werden können. Alsdann aber erſt eine mehrwöchige Wahlagitation beginnen, hieße unter allen Umſtänden: die Reichstagsſeſſion wieder in den Beginn des Sommers hinein erſtrecken, wogegen bekanntlich der allgemeinſte Widerwille beſteht. So wird man ſich denn bequemen müſſen, diesmal in den Weihnachtsferien den behaglichen Frieden des Hauſes mit dem Getümmel der Mobilmachung zu vertauſchen. Der Umſtand, daß die Ver-

Digitized by Google

tagung des Landtags jedenfalls bis über den 10. Januar hinaus andauern muß, wird freilich noch das ganz besondere Uebel im Gefolge haben, daß auch diesmal wieder die Geschäfte der Landtagssession vor dem Zusammentritte des Reichtags nicht zur Erledigung gelangt, beide Körperschaften also gleichzeitig zu tagen gezwungen sein werden. Dies Kreuz werden aber die zwiefältigen Parlamentarier wohl mit der festen Zuversicht tragen dürfen, daß es ihnen jetzt wirklich zum allerletzten Male aufgebürdet wird; denn bekanntlich sollen ja die ordentlichen Sessionen des Reichstags für die Zukunft in den Herbst verlegt werden.

Wenig erfreulich sind leider die Nachrichten, die über die Candidaturen insbesondere der nationalliberalen Partei einlaufen. In den Mittel- und Kleinstaaten hat eine ganze Reihe grade der intelligentesten Männer und zuverlässigsten Patrioten, die eine Zierde des ersten deutschen Reichstags gewesen, die Wiederwahl abgelehnt. Kein Zweifel, daß in ihrem Wahlkreise meistens Männer werden aufgestellt werden, welche sich zu gleichen Anschauungen bekennen. Ob diesen aber die Wahl gesichert ist? und ob sie, wenn gewählt, wirklich auch Alle halten, was man von ihnen erwartet? Wahrhaftig, das allgemeine, gleiche und directe Wahlrecht ist in seinen Wirkungen schon an sich unberechenbar genug; wie bedauerlich ist es da, daß der Rücktritt in ihren Wahlkreisen festgewurzelter Männer die Ungewißheit noch vergrößert! Wie, sollte den hervorragenden Patrioten des Südens die vaterländische Begeisterung in der prosaischen Wirklichkeit der Hauptstadt so bis zum Gefrierpunkt erkaltet sein, daß sie den Ruf der Nation aus bloßer Gleichgültigkeit zurückwiesen? Ganz gewiß nicht. Seie man gerecht: seit langer Zeit wird den deutschen Politikern gepredigt, die staatlichen Aufgaben mit Nüchternheit zu erwägen. Nun, eine solche nüchterne Erwägung ist es auch, wenn unsere Reichstagsmänner — gar Manche wohl nicht mit leichtem Herzen — sich gestehen, daß sie die schweren materiellen Opfer, die sie drei Jahre hindurch gebracht, zum zweiten Male nicht übernehmen können. Und damit stehen wir vor dem leidigen Kapitel der Diätenlosigkeit.

Behüte mich der Himmel, die böse Frage, die den Zorn der Olympischen mehr als einmal wachgerufen, hier bis in ihre tiefsten Tiefen aufzuwühlen! Theoretisch ist in den verschiedenen Sessionen des norddeutschen und des deutschen Reichstags sehr viel für und eben so viel gegen die Diäten vorgebracht worden. Mich dünkt, unser Reichsparlamentarismus ist bald alt genug, um den Streit aus der praktischen Erfahrung zu entscheiden. Trügt nicht Alles, so werden uns die bevorstehenden Wahlen mehr als genügende Beweise liefern, daß die Diätenlosigkeit eher alles andere bewirkt, als das, was sie in erster Linie bewirken *soll*: die Fernhaltung der staats- und gesellschaftsfeindlichen Extreme. Die Verminderung der Zahl der aus dem Mittelstande hervorge-

Digitized by Google

gangenen Vertreter wird allen Anzeichen nach weit weniger den aristokratischen und plutokratischen, als vielmehr dem socialdemokratischen Elemente zu gute kommen. Freilich dem Schöpfer unseres Reichsparlaments hat als eigentliches Recrutirungsfeld der Volksvertretung offenbar auch nicht der Mittelstand, sondern eine Klasse reicher Leute vorgeschwebt, welche die politische Thätigkeit als Selbstzweck, gewissermaßen zu ihrem Vergnügen treiben würden. Diese Klasse müßte mit der ganzen Bevölkerung in lebendigem Zusammenhange stehen, müßte ihren Gemeinsinn und ihre politische Befähigung in den Aemtern der Selbstverwaltung längst praktisch erprobt haben, müßte von allem Volk als das naturgemäße leitende Element anerkannt und geachtet sein. Ob unsere weitere wirthschaftliche Entwicklung eine derartige Gesellschaftsschicht ausgestalten wird, bleibt abzuwarten; Thatsache ist, daß sie heute noch nicht existirt, auch noch nicht sobald existiren wird. Ist es aber nicht ein auf die Dauer ganz unmöglicher Widerspruch, daß der größte Realpolitiker, den Deutschland seit langer Zeit gesehen, in diesen Dingen die blanke Idealpolitik treiben kann?

Offenbar ist man denn auch im Reichskanzleramt bereits ein wenig ins Schwanken gerathen. Das Auskunftsmittel der freien Eisenbahnfahrt, sodann die Weise, wie die Nothwendigkeit der Diätenlosigkeit neuerdings begründet wird, lassen darauf schließen. Man pflegt gegenwärtig zu bekennen, daß der Mangel an Tagegeldern eine rasche, ausschließlich nach den wirklichen Erfordernissen der Lage eingerichtete Abwicklung der parlamentarischen Aufgaben bewirke und damit den Gang der Staatsgeschäfte überhaupt fördere, während im andern Falle einer nörgelnden Kritik und der direct feindseligen Chicane Thür und Thor geöffnet werden würde. Dem vorzubeugen bietet sich indessen ein einfaches Mittel. Man bestimme mit Hülfe des Maßstabes der Erfahrung die zur ersprießlichen Erledigung der Arbeiten erforderliche durchschnittliche Dauer einer Session und setze jedem Abgeordneten eine hiernach bemessene Pauschentschädigung aus; alsdann ist man vor einer durch die Diäten begünstigten unnöthigen Hinausziehung der Session jedenfalls gesichert.

In welcher Form indessen immer, auf die eine oder die andere Weise wird man sich den in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen begründeten Bedürfnissen fügen müssen. Und zwar ohne daß man deshalb die Idee jener Parlamentsaristokratie aufzugeben brauchte. Zum mindesten darf man überzeugt sein, daß die Entschädigungsgelder den Werdeproceß dieser Klasse nicht unterbrechen oder auch nur hindern würden. Ueberall, wo reiche Großgrundbesitzer, Fabrikanten und Rentiers entschlossen sind, ein Mandat zum Reichstag zu erwerben, da wird der simple Kreisrichter mit ihrem Einflusse nicht concurriren können; vorausgesetzt natürlich, daß sie wirklich die Achtung der

Digitized by Google

Menge verdienen. Und Unwürdige auf den Parlamentssitz zu erheben, wird schwerlich Jemand ein Bedürfniß haben.

Einen ganz eigenen Weg zur Beschleunigung der Reichsgesetzgebung scheinen die Freunde in München einschlagen zu wollen. Fast sollte man glauben, sie wollten die Vorbereitung der legislativen Arbeiten des Reichs durch die Einzellandtage zur staatsrechtlichen Institution erheben, so lustig sprießen die Völk-Herz'schen Anträge, welche die künftige Civilrechtsgesetzgebung des Reichs zu beeinflussen suchen. Die Absicht dabei ist unzweifelhaft die beste von der Welt, aber wohin der Weg führt, das hat die Abstimmung der bairischen Ersten Kammer am Donnerstag gezeigt. Die Herren Reichsräthe beliebten eben in der Aufforderung an die Regierung, sie möge der Ausdehnung der Reichscompetenz auf das gesammte bürgerliche Recht ihre Zustimmung ertheilen, einen Antrag auf Abänderung der bairischen Verfassung zu erblicken und die Folge war, daß sie wegen Mangels der für solche Anträge erforderlichen Zweidrittelmajorität abgelehnt wurde. Damit haben die Herren Völk und Herz so ziemlich das Gegentheil von dem erreicht, was sie gewollt hatten. Der Gedanke, einem ähnlichen Manöver der bairischen Regierung, wie dasjenige, welches jüngst die sächsische Regierung in Bezug auf dieselbe Frage unternommen hatte, durch Stellung dieser Aufforderung zuvorzukommen, dürfte höchstens dann ausgeführt werden, wenn man des Erfolges in beiden Kammern durchaus sicher war. Ganz besonders mußte man sich vorher vergewissert haben, daß die Verfechter der Theorie, als bedürfe eine die Verfassungen der Einzelstaaten tangirende Erweiterung der Reichscompetenz der Sanction durch die Einzellandtage, eine unzweifelhafte Niederlage erleiden würden. In der Abgeordnetenkammer trat die Niederlage ein; in dem Votum der Reichsräthe dagegen hat jene Theorie implicite gesiegt. Damit ist ein Präcedens geschaffen, auf welches der bairische Particularismus immer zurückkommen wird. Und was ist die unmittelbar praktische Folge des ganzen Verfahrens? Die beiden gleichberechtigten Factoren des bairischen Landtags haben die Regierung beim Arme gefaßt: der eine zieht sie vorwärts, der andere hält sie zurück. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge hieße das entweder die Regierung vernichten, oder sie zur Unthätigkeit verdammen. Glücklicherweise hatte das Ministerium schon vorher seine Position genommen, so daß in dieser Richtung eine unheilvolle Wirkung des Beschlusses der Reichsräthe überhaupt nicht zu befürchten war. Genützt hat also der Völk-Herz'sche Antrag gar nichts, wohl aber muß er zur Folge haben, daß die verfassungsmäßige Ministerverantwortlichkeit verdunkelt und das Ansehen des Landtags geschädigt wird. Und damit ist das Verfahren der Instructionsertheilung seitens der Landtage an die Regierungen, resp. der Instructionseinholung seitens der Regierungen von den Landtagen, in Betreff

Digitized by

der Abstimmungen im Bundesrathe, in seiner ganzen Unzuträglichkeit gekennzeichnet. Da diese Instructionen nicht bindend sein können, so unterbleiben sie besser ganz. Das Ministerium wird sein Verhalten im Bundesrathe eben nach den Rathschlägen seines Gewissens einzurichten haben. Im Uebrigen ist es auch eine erst noch gründlicher zu erörternde Frage, ob denn wirklich die einzelne Regierung ihrem Landtage für die von ihren Vertretern im Bundesrathe vollzogenen Abstimmungen in der Weise verantwortlich ist, daß wegen derselben die Ministeranklage gegen sie erhoben werden könnte. Mir dünkt die Frage rechtlich zum mindesten controvers, praktisch aber geradezu unmöglich. Um sich aber wegen ihrer, wie H. v. Pfretzschner sich ausdrückt, „blos moralischen Verantwortlichkeit" zu decken, ist es sicherlich nicht wohlgethan, wenn die Regierungen Landtagsgutachten provociren, die sie, je nachdem sie ausfallen, nicht befolgen können, ja vielleicht nicht zu befolgen bereits von vornherein entschlossen sind. Um ein ungefähres Bild der Ansicht des Landes zu gewinnen, gibt es für einen Minister auch andere Wege, als die öffentliche parlamentarische Debatte mit feierlicher Beschlußfassung.

Hoffen wir, daß der unselige Gedanke einer Beeinflussung der Reichsangelegenheiten durch die Einzellandtage nach dieser ersten kläglichen Probe wenigstens von den reichsfreundlichen Parteien für immer aufgegeben wird. Möchten die Männer des Südens, welche in der ersten Legislaturperiode so wacker an dem Grundbau des Reiches geholfen, nur recht vollzählig wieder in unserer Mitte erscheinen: Hier ist das Feld für ihre Thätigkeit.

X. X.

Vom preußischen Landtag.

Berlin, den 7. Dezember 1873.

Das parlamentarische Ereigniß dieser Woche ist die Verhandlung vom 3. Dezember über den Antrag des clericalen Abgeordneten Bernards auf Beseitigung der Zeitungssteuer vom 1. Januar 1874 ab. Um zunächst bei dem Resultate stehen zu bleiben, so ist der fragliche Gesetzentwurf bekanntlich in namentlicher Abstimmung mit 351 gegen 6 Stimmen angenommen worden. Unter der sechsstimmigen Minorität befanden sich die Minister Falk und Graf Eulenburg neben den wenigen hochconservativen Mitgliedern des Hauses. So glänzend aber der Ausspruch der Abgeordneten zu Gunsten der

Digitized by Google

Befreiung der Presse von jedweder Steuer ausgefallen, ein praktisches Resultat wird dieser nahezu einstimmige Ausspruch unmittelbar nicht haben.

Es wäre unrecht, daraus einen schweren Vorwurf für die Staatsregierung herzuleiten. Die Staatsregierung hat erklärt, daß sie dem deutschen Reichstag spätestens in der Herbstsession des kommenden Jahres den Entwurf eines Reichspreßgesetzes vorlegen wird, welcher die Besteuerung der Presse dem Reiche und allen Reichsgliedern verbietet. Nun erscholl freilich von allen Seiten die Frage: wieso kann dieser Plan ein Hinderniß sein, die Abschaffung der Zeitungssteuer in Preußen auf landesgesetzlichem Wege schon jetzt zu beschließen? — Darauf ist die Antwort, daß man der Presse ein Privilegium von solcher Bedeutung, wie die reichsgesetzlich verbürgte Steuerfreiheit und überdies die Aufhebung der präventiven Preßpolizei doch nur gewähren darf um den Preis eines wirksamen Repressivsystems. Ohne ein solches System erhalten wir die amerikanischen Preßzustände, die aber für unsern Staat weit Schlimmeres bedeuten, als auf dem heimathlichen Boden. Doch sei sofort bemerkt, daß, wenn es nicht anders ist, wir auch die amerikanische Preßfreiheit in den Kauf nehmen wollen, wenn sie von ihrem dortigen Correctiv begleitet ist, von der Selbsthülfe der Gesellschaft gegen die Presse. Beides sagt uns sehr wenig zu: das Uebel und das Heilmittel. Aber auf keinen Fall könnten wir das Heilmittel entbehren, wenn wir das Uebel bekommen sollten.

Wie steht es nun mit den Aussichten eines wirksamen Repressivsystems im deutschen Reichstag? Die deutsche Staatsleitung scheint zu denken, daß ein solches System nur dann Aussicht auf Annahme hat, wenn das Zugeständniß desselben die Presse von drückenden Uebeln befreit. Dieser Gedanke wird allgemein der deutschen Staatsleitung zugetraut, und darob herrscht großer Unwille. Man hört bereits zahlreiche Stimmen Solcher, die sich an die Brust schlagen mit dem Rufe: nie wird der Reichstag ein reaktionäres Preßgesetz bewilligen! Es kommt darauf an, was man unter einem reaktionären Preßgesetz versteht. In Sachen der Preßjustiz ist der Liberalismus noch nicht zur Revision des Dogma von 1848 gelangt: die Presse darf nur den allgemeinen Strafgesetzen unterliegen. Und doch ist dieses Dogma der hellste Unsinn. Die Preßvergehen und ihre Ahndung müssen ein besonderes Kapitel des Strafrechts bilden.*) Den Mangel dieser Einsicht scheint die deutsche Staatsleitung zu fürchten, und nach den Erfahrungen des letzten Reichstags, wo die liberalen Fraktionsberathungen einen ganz auf dem Dogma von 1848 ruhenden Preßgesetzentwurf zu Tage gefördert hatten, mit

*) Wir theilen die nachstehenden Aeußerungen unsres Correspondenten durchaus nicht. D. Red.

Digitized by Google

Recht. Deshalb will die Staatsleitung die Presse bis zur betreffenden Reichstagsverhandlung unter ihren jetzigen Beschwerden lassen, um gegen jenes Dogma eine praktische Waffe in Händen zu haben, das unbegreiflicherweise theoretisch noch nicht erschüttert ist. Oder sollte es im Stillen vielfach erschüttert sein und nur die Unpopularität der Lossagung gescheut werden? Dann wäre die Staatsleitung völlig im Recht, die Mittel in Händen zu behalten, das Richtige und Nothwendige auf dem Wege des Druckes durchzusetzen.

Sehen wir uns einmal jenes Dogma an. Es beschädigt vor allem die Presse selbst, deren Wesen es auf das Gröbste mißversteht. Die allgemeinen Strafgesetze kennen nur individuelle Vergehen, die in einem großen Theil der Presse nicht vorkommen. Eine Zeitung ist etwas durchaus anderes, und selbst eine periodische Schrift ist noch etwas anderes, als ein Mosaik individueller Autorenerzeugnisse. Jeder Arbeiter an einer Zeitung steht unter dem Einfluß einer moralischen Atmosphäre, die er erzeugen hilft, die ihn aber in jedem einzelnen Falle weit über seinen individuellen Antrieb hinaus bestimmt. Dieses Verhältniß macht sich in jedem Preßprozeß so unwiderstehlich geltend, daß der Schuldige fast niemals zu ermitteln ist, und daß der klägliche Nothbehelf des Regresses vom Redacteur zum Schriftsteller, zum Drucker, zum Verleger u. s. w. eintritt. Weil in diesem Nothbehelf eine mit aller wahren Justiz unvereinbare Härte liegt, so endigen die Preßprozesse zuweilen mit Martyrien, meist aber mit Freisprechungen oder illusorischen Strafen. Da haben wir die Straflosigkeit der Presse, verbunden mit widerlichen Chicanen derselben, bei welchen dem Staat eine unwürdige und lächerliche Rolle zufällt.

Es giebt nur Ein wahres Repressivsystem. Alles andere ist entweder die amerikanische Straflosigkeit oder die künstlich herbeigeführte Verkümmerung der Presse durch Erschwerungen welche vornehmlich die ernste und vaterlandsliebende Presse beschädigen und in ihrer Entwickelung zurückhalten. Das wahre Repressivsystem aber ist die Aufhebung der individuellen Verantwortlichkeit, die alleinige Verantwortlichkeit der Institute, die alleinige Anwendung der Geldstrafe, die Hinterlegung der Caution oder die Bezeichnung einer bürgschaftgebenden Person für die Entrichtung der Strafen.

Die Anwendbarkeit der individuellen Verantwortlichkeit auf die Presse ist aber nur der eine grobe Irrthum der einfachen Subsumtion der Preßvergehen unter die allgemeinen Strafgesetze. Ein zweiter Irrthum ist, daß die allgemeinen Strafgesetze gar nicht die richtige Aufstellung der Preßvergehen enthalten. Eine Beschimpfung im Privatkreise und in den Spalten einer Zeitung ist ein himmelweiter Unterschied. Die Beschimpfung in der Zeitung ist beides: weniger und mehr. Mehr in der Wirkung, weniger im Affect, mehr im Vorbedacht. Ein Vertrauensbruch durch Mittheilung an eine Privat-

Digitized by Google

perſon iſt ein himmelweiter Unterſchied von der Mittheilung durch eine Zeitung. Wiederum weniger und mehr. Daſſelbe gilt von der Aufforderung zu ſtrafbaren Handlungen, ferner von der Verbreitung unwahrer Thatſachen, ferner von ſittenverderblichen Darſtellungen u. ſ. w. u. ſ. w. Alle dieſe Verbrechen ſind an den Individuen pädagogiſch zu beſtrafen; an Collectivunternehmungen, aus denen die Preßerzeugniſſe hervorgehen, ſind dieſe Vergehungen nur nach dem Geſichtspunkt der Abſchreckung zu beſtrafen.

Doch genug von dieſem Thema. Es iſt unerfreulich, daß es noch nicht ſorgfältiger durchgedacht worden iſt, während doch die Erfahrungen handgreiflich ſprechen, um die Natur der Sache erkennen zu laſſen. Will man es der Regierung ſo ſehr verargen, wenn ſie die öffentliche Meinung in einem der verkehrteſten Dogmen von 1848 befangen ſieht, daß ſie in der Ueberzeugung ihres Rechtes und im Zweifel ihres theoretiſchen Sieges ſich die praktiſchen Handhaben ſichern will?

Genug auch hiervon. Herr Windthorſt wollte die Zeitungsſteuer beſeitigen, damit eine Preſſe beſtehen könne, die nicht aus dem Reptilienfonds lebe. Das war zu dick, Herr Windthorſt. Weniger wäre mehr geweſen. Sie fanden die Spuren des Reptilienfonds bereits in allen großen Ländern Europas. Sie ſehen alſo ſelbſt, daß der Reptilienfonds auch ohne Zeitungsſteuer die Welt verheert. Geben Sie auch zu, daß trotz der Zeitungsſteuer in Preußen nicht alle Zeitungen Producte des Reptilienfonds ſind!

Wie die Preßfreiheit mit dem Syllabus zu vereinigen ſei, darüber wußten die Herren Clericalen keine Auskunft zu geben. Herr Reichensperger behauptet immer, dort ſei nur die ſchrankenloſe Preßfreiheit verdammt. Aber darüber braucht die Welt kein Unfehlbarer zu belehren, und vergeblich wird man behaupten, daß der Unfehlbare dazu den Mund aufgethan habe. So viel über den 3. Dezember.

In dieſer Woche hat die zweite oder Einzelberathung des Staatshaushaltes begonnen. Wir folgen der Berathung nur, wo wichtige Fragen zur Erörterung kommen. Dies war der Fall am 4. Dezember, wo die Einnahmen aus den Staatsdomänen zur Sprache kamen. Als Commiſſar des Hauſes für dieſen und die damit zuſammenhängenden Poſten hatte der Abgeordnete Miquel und Genoſſen fungirt. Derſelbe hatte den Antrag geſtellt, die Regierung möge, anſtatt auf dem Wege der Domänenverpachtung im Großen zu beharren, mindeſtens in gewiſſen Landestheilen, wo faſt nur noch großer und kleinſter Grundbeſitz vorhanden iſt, wie in Neuvorpommern, darauf Bedacht nehmen, durch Veräußerung der Domänen einen mittleren bäuerlichen Beſitzſtand herzuſtellen. — Der Antrag iſt trefflich gemeint, und enthält überdies im Weſentlichen nur eine Ermuthigung der Staatsregierung auf einem Wege, zu deſſen Betretung, wenn auch in vorſichtiger Weiſe, ſie

Digitized by

bereits entschlossen ist. So hatte wenigstens der Finanzminister bei der ersten Berathung des Staatshaushaltes erklärt. Der Antrag Miquel's wurde indeß einer besondern Commission überwiesen, in der richtigen Erwägung, daß er als bloßer frommer Wunsch der wichtigen Frage gegenüber nach der Zukunft des ländlichen Grundbesitzes zu wenig bedeutet hätte, als ernsthafte Direction aber vielleicht zu viel. Die Commission hat nun die Verhältnisse des Grundeigenthums zunächst statistisch zu prüfen.

Aus dem Vortrage Miquel's, womit er seinen Antrag befürwortete, sind noch einige Punkte zu erwähnen. Miquel leitete das Auswanderungsfieber in den Küstenprovinzen mit Recht aus dem Verschwinden des mittleren Grundbesitzes, zum Theil wenigstens, ab. „Wo mittlerer Grundbesitz besteht, da fühlt sich auch der Arbeiter besser und heimisch." Deshalb wollte Miquel auch nicht in erster Linie die Zerschlagung der Domänen in Colonien von kleinen Leuten empfehlen. Im Interesse der Erhaltung eines mittleren Grundbesitzes bedauerte er mit Recht die Aufhebung der Erbpacht, welche dem Pächter die Vortheile des Eigenbesitzes nahezu gewährt, und ihn doch in der Disposition wohlthätig beschränkt. Die unmittelbare Rückkehr zur Erbpacht wollte Redner zwar nicht empfehlen, aber doch bei Ueberlassung von Domänenland an mittlere Grundbesitzer die Anlegung der dazu nöthigen Gebäude durch den Staat gegen eine dreißigjährige Rente. Der Redner will dadurch die Ueberschuldung des mittleren Grundbesitzes vermeiden, welche zum Ruin führen muß, wenn sie gleich bei seiner Entstehung eintritt. Es wird dann unmöglich, einen solchen Grundbesitz zu erhalten, dessen Eigenthum sofort wieder an die großen Gütercomplexe übergeht oder in ganz kleine Parzellen zerschlagen wird. Aber auch auf die Bildung kleiner Stellen, d. h. solcher, welche nicht die ganze Arbeitskraft des Besitzes erschöpfen, will der Redner Bedacht genommen wissen. Nur nicht auf dem Wege der Neucolonisationen. Zunächst soll der Staat als Domänenbesitzer mit dem Beispiel vorangehen, dem besitzlosen Arbeiter Wohnungen zu geben, welche dem menschlichen Bedürfniß entsprechen. Daran soll sich die Ausstattung mit kleinem Besitz unter geeigneten Bedingungen allmählig schließen. Soweit Miquel. Anzuführen ist noch die Aeußerung des Abgeordneten Graf Königsdorff, welcher das Verschwinden des mittleren Bauernstandes im östlichen Pommern lediglich auf den Mangel an Verkehrsmitteln schiebt, durch welchen es dem mittleren Grundbesitzer unmöglich sei, die Produkte zu verfahren. Es ist zu hoffen, daß der Beschluß des Hauses, die ganze Frage durch eine besondere Commission prüfen zu lassen, gute Früchte tragen wird. C—r.

Digitized by Google

Weihnachtsbücherschau.

Unser letztes Heft brach mitten ab in den Jugendschriften aus dem Verlage von Carl Flemming in Glogau. Wir hatten der schönsten seiner Novitäten in diesem Fache, des Märchenbuchs von Godin eingehend gedacht. Unter seinen übrigen Jugendschriften nennen wir einen neuen Band des bewährten Freundes der reiferen Jugend: Hermann Wagner's „Hausschatz für die deutsche Jugend (eine Fortsetzung von der Jugend Lust und Lehre)"; er vereint, wie immer, unterhaltende Erzählungen mit gutgeschriebenen belehrenden Aufsätzen aus der Geschichte, Erd-, Natur- und Völkerkunde. Das „Töchter-Album" von Thekla v. Gumpert erfreut auch im diesjährigen 19. Jahresband mit seiner leicht und gefällig gefaßten Lektüre alle jungen Damen unter 14 Jahren, während „Herzblättchens Zeitvertreib" von derselben Verfasserin noch Jüngeren die seit Jahren bekannten Vorzüge bietet. Dem Töchter-Album ähnlich gehalten sind die Erzählungen von Rosalie Koch, die sich unter dem anspruchslosen Titel „Veilchenmoos" vereinigen; und recht glücklich trifft Heinrich Smidt mit seinem „Hinter Thor und Wall" den gutmüthig biedern Volkston und das eigenthümliche Gepräge des Bürgerthums von Hamburg in früherer, langvergangener Zeit. Hübsche Oeldruckbilder zieren alle diese Bücher.

Auch der Verlag von Otto Spamer in Leipzig bezieht den diesjährigen Weihnachts-Büchermarkt nicht mit einem so reichhaltigen Vorrath, wie in früheren Jahren. „Unsere Zeit" hält eine vielumfassende Schau im Natur- und Menschenleben, und während Oberländer's Werk über „Westafrika" der Jugend die bittere Pille zu überzuckern sucht, die in der Geographiestunde mit so viel Wüstensand, Krokodilen, Dromedaren und pechschwarzen Negern servirt und oft nur mit Widerstreben geschluckt wird, bieten die beiden Bücher „Die Franklin-Expedition und ihr Ausgang" und „Kane, der Nordpolfahrer", dem allgemeinen Interesse an diesen arktischen Fahrten, das in neuester Zeit durch die Expedition des Kapitain Hall mit Recht so lebhaft gesteigert worden, reichliche Nahrung an nordischen Schilderungen und gefahrvollen Abenteuern. All' diese belehrend-schildernden Bücher sind mit Karten und Illustrationen aufs Vollständigste versehen, nur geht es uns bei Betrachtung vieler der Bilder, wie bei einer unerwarteten Begegnung auf der Straße; man greift sich an die Stirn: „Den Menschen hast du doch schon mindestens ein Dutzend Mal gesehen, aber wo?"

Ein Geschichtswerk für die Jugend, „Der siebenjährige Krieg" von Archenholz, Leipzig, Amelang's Verlag, führt die jungen Leser in Preußens Vergangenheit und leitet sie wohl zum Verständniß, wie der gesunde, straffe

Digitized by Google

Geist des preußischen Volkes das Land vom unbedeutenden Anfang zur Bedeutung des heutigen Tages führen mußte. Illustrationen und eine gute Karte des Kriegsschauplatzes erläutern auch dieses sehr empfehlenswerthe Werk und geben im Verein mit dem geschmackvollen Einbande den Wink, daß auch dies Buch den Schein der Wachskerzen am Christbaum für eine nicht ungünstige Beleuchtung hält. In demselben Verlage ist der „Landprediger von Wakefield", das unsterbliche und deshalb immer von neuem aufgelegte und gelesene Werk von Goldsmith in einer sehr lesbaren Uebersetzung, illustrirt, in einer Ausstattung erschienen, die vollkommen salonfähig genannt werden kann.

Wir können aber das Kapitel der Jugendschriften nicht verlassen, ohne immer von neuem der Monatsschrift „Deutsche Jugend" im Verlage von Alphons Dürr in Leipzig freudig zu gedenken, die nun bis zu dem begonnenen dritten Bande vollständig vor uns liegt und alle Concurrenten an periodischen Jugendzeitungen weit hinter sich läßt; in jedem Hefte tritt das redliche Bestreben hervor, das vorangangene in Text und Bild womöglich noch zu überbieten, und die etwaigen kleinen Schwächen, welche wohlmeinende Kritiker zu vermeiden riethen, zu beseitigen. Als eine solche möchten wir im neuesten Hefte das Loblied der „Bavaria" bei München bezeichnen. Der klobige Particularismus, der sich in diesem übermenschlichen Götzenbild ausprägt, drängt sich dem Erwachsenen noch zeitig genug auf, die Jugend kann seiner völlig entrathen. — Und noch mit einer andern köstlichen Gabe hat uns Alphons Dürr beschenkt. Oscar Pletsch ist wieder da! Dießmal er selbst, „der alte Bekannte." „Eine Maler-Reise in Bildern" will uns der liebe Hausfreund vorführen, aber er wird darin entschiedenem Unglauben begegnen. Jeder wird ihm sagen, er sei nicht weiter herumgekommen als Peter in der Fremde, denn jedes dieser Bilder gemahnt uns, als sei es unsrem eigenen Kindertreiben entnommen. Aber das schadet auch gar nichts, denn wo geht es lustiger und höher her als hier. Die Fiction der Malerreise hat indessen einen unleugbaren Vortheil im Gefolge gehabt. Eine weit reichere landschaftliche Umrahmung umgiebt dießmal die Genrebilder aus dem Kinderleben, die Oscar Pletsch in der neuen Sammlung uns bietet, als wir sonst an ihm gewohnt sind. Die kleinen Denkverse, welche die Bilder als Text begleiten, sind so herzig und kräftig, wie fast alle Texte dieses Verlages, welche den Bildern von Oskar Pletsch beigegeben sind.

Die Mode der Nipptische mit ihren zierlichen Kunstwerkchen aus Meißner Porzellan, jedes ein kleines Meisterstück, für sich aber eben doch eine Nippesfigur, ist vorüber; eine Art geistiger Nipptische aber hat sich erhalten im

Digitized by Google

Boudoir und Salon. Es sind dies die kleinen, goldgepreßten Bände, in die sowohl Schriftsteller von Beruf, als Dilettanten, im Verein mit dem Verleger die lyrischen Erzeugnisse ihrer Feder zu hüllen lieben, um sie in dem schimmernden Kleide wenigstens auf alle Fälle salonfähig zu machen. — Seit Shakespeare in seinem Sommernachtstraum den Blumenelfen Bürgerrecht in der Literatur ertheilt, seit Weber und Mendelssohn das Schweben und Huschen der duftigen Wesen in Töne gekleidet, wispern fast aus allen diesen goldgerandeten Blättern die Stimmen oder Stimmchen (denn es sind meistens Stimmchen) von Bäumen, Gräsern, Eulen, Wasserrosen, Irrlichtern und Wellen, ja, selbst die alte Verheißung wird wahr: Es sollen Steine reden. — Mag die Kritik mit Recht diese Ueberfluthung des literarischen Marktes mit Mondscheinempfindung und Elfenlyrik verurtheilen, die einfache Thatsache, daß immer wieder Sänger erstehen, die den angeschlagenen Ton variiren, daß immer wieder Leser sich finden, allerdings meist Leserinnen, aber gewiß nicht nur Backfische, die an diesen duftigen Blüthen ihre herzliche Freude haben, diese Thatsache besteht und ist nicht wegzuleugnen. Woher kommt diese nieversiegende Anziehungskraft? Sie liegt gerade in der oft getadelten Beseelung der Natur.

Etwas vom Kinde, das sein lebloses Spielzeug und das todte Hausgeräth belebt, das durch das Volksmärchen in ein Wunderreich mit redenden Pflanzen und Thieren, mit guten und bösen Feen eingeführt wird, lebt auch im Erwachsenen fort. Wir hören aus dem Lerchenschlag den Jubel des eigenen Herzens, wir sehen über dem unbewegten Spiegel des dunkeln Waldsees die stumme Klage unsres Wehs zittern, wir verstehn im Brausen des Sturmes den Kampf jener Elemente, die in unsrer Brust getobt. Der Künstler, Bildhauer, Maler, Dichter und Musiker, wirkt wohl durch seinen Stoff und die schöne Form desselben, aber das charakteristische Gepräge erhält sein Kunstwerk durch seine, des Künstlers eigene Stimmung, in die er sein Gebilde zu tauchen weiß. Und wenn uns Worte treffen, die lieblich, anspruchslos plaudernd, unser menschliches Denken und Fühlen in ein ätherisches Reich übertragen, so sagen wir uns vielleicht, diese kleinen Geisterchen sind in ihrem ewigen Mondschein etwas blaß und sentimental geworden, aber einen verwandten Ton in unserm Innern treffen sie doch, der freudig Antwort gibt. Einige Blüthen aber dieser „Lovely-Poesie", wie Gutzkow die ganze Richtung getauft hat, beweisen durch ihre oft wiederholten Auflagen, wie dauernd sie sich die Gunst der Leser zu erwerben gewußt. Die Verlagsbuchhandlung der Gebrüder Paetel in Berlin bietet auch zum diesjährigen Weihnachtsfeste eine Anzahl solcher Miniaturausgaben, die, bei wahrhaft künstlerisch geschmackvoller Ausstattung auf ihren Titelblättern uns alt-

Digitized by

bekannte Freunde, zum Theil auch einzelne neue Erscheinungen vorführen. Da ist Putlitz' liebliche Naturpoesie: Was sich der Wald erzählt in 33ster Auflage! Ob des Waldes jüngeres Schwesterchen „Vergißmeinnicht" auch von G. v. Putlitz ebenso viele Auflagen erleben wird? Wir wagen es nicht zu prophezeihen. — Zwar lieblich muthet uns die Erzählung an, welche die kleine Else aus den verwehenden Blättern eines Vergißmeinnicht dem Heinzelmann erzählt, aber als das jüngere Kind desselben Genres und derselben Muse zeigt das Vergißmeinnicht weniger Originalität als der märkische Wald, von dem uns erst Putlitz erzählen muß, wie mancherlei Wunder er auf dem seinem Sandboden birgt. In der „Walpurgis" desselben Verfassers schlägt mehr reales Leben als in den beiden erstgenannten Werkchen; eine klare Schilderung von Zeit, Stand und Sitten; die durchaus auf der Wirklichkeit fußenden Charaktere würden vielleicht die Erzählung ganz aus dem Märchenrahmen herausheben, wenn nicht die geheimnißvolle Gestalt des Armeniers, der zuerst dem überlustigen Bürgermädchen das Lachen, dann der heimwehkranken Frau die Thränen abkauft, wie ein Schatten durch die Blätter des Buches wandelte. — Ein anderer Repräsentant der Lovely-Poesie ist Theodor Storm. In seinen „Zerstreuten Kapiteln" auf der Fahrt nach der Hallig finden wir eine feine, stimmungsvolle Landschaftsmalerei, die in ihrer genauen Detailbehandlung viel Verwandtschaft mit Wilhelm Jensen zeigt, wie denn auch diese beiden Schriftsteller mit Vorliebe die deutschen Nordküsten zum Schauplatz ihrer Erzählungen wählen. Aber während Jensen's Pantheismus gern mit dem Sturm über das aufgewühlte Meer braust, versenkt sich Storm in die tiefen, friedlichen Naturtöne, und ein Hauch stiller Resignation liegt über den Tagebuchblättern des alten Onkels auf der Hallig, über dem einsamen Kirchhofsgang bei der Heimkehr sowohl wie über „Immensee", dem bekanntesten Werk des Dichters, das schon die 17. Auflage erlebt hat. Mit Storm's „Geschichten aus der Tonne" sind wir wieder mitten drinnen im Märchenreich. Diogenes in seiner Tonne setzte sich einst durch äußerste Bedürfnißlosigkeit über die Gebrechen der schlimmen Welt hinweg, zwei muntre Knaben in ihrer Tonne aber vergaßen die Welt umher über die Wundergeschichten, die sie einander erzählten. Da wurde die sagenhafte Gestalt der Regentrude heraufbeschworen, dem ausgedörrten Land Wachsen und Gedeihen zurückzugeben, da wurde der Wucherer Bulimann für den verschuldeten Tod des kleinen Knaben von den Katzenungeheuern bestraft, da giebt's zum Unterschied von der althergebrachten bösen Stiefmutter neben dieser auch einmal eine gute. In all diesen Erzählungen aber bewährt sich Storm wieder als sorgfältiger Miniaturmaler, der die ganze Umgebung trefflich dem Charakter der Situation anzupassen weiß, die kleinen Naturgeister lauschen wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und in den zwei bekannten Büchern von Marie Petersen in „Prinzessin Ilse" und in den „Irrlichtern" sind sie so vollzählig versammelt, als sollte Königin Titania Revue halten. Mit ihrer lieblich anmuthigen Naturschilderung sind gerade diese beiden Bücher das Entzücken jenes Alters, dem noch die Werke von Shakespeare, dem Stammvater aller Elfenpoesie, und die meisten von Goethe unverstandne Größen sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXXII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 51.

Ausgegeben am 19. December 1873.

Inhalt:

	Seite
Geschichte der Französischen Literatur seit Ludwig XVI. von Julian Schmidt. Georg Zelle	441
Die renitenten Geistlichen in Hessen. I. Von Dr. Karl Wippermann	452
Karl Braun's neuestes Werk. Hans Blum	462
Vom preußischen Landtag	468
Pariser Briefe	473
Briefe aus der Kaiserstadt	477

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von Fues's Verlag (R. Reisland) in Leipzig.

Leipzig, 1873.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Zu Weihnachtsgeschenken geeignete Werke

aus dem Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig.

Aus unsern vier Wänden.

Bilder aus dem Jugend- und Familienleben

von

Rudolf Reichenau.

T.-A. Cart. 1 Thlr. Eleg. geb. 1½ Thlr.

Hieraus einzeln:

Aus dem Kinderleben. Min.-Ausg. Cart. 16 Ngr.
Knaben und Mädchen. Min.-Ausg. Cart. 16 Ngr.
Auswärts und Daheim. Min.-Ausg. Cart. 20 Ngr.

Aus unsern vier Wänden.

Aus dem Kinderleben.

Von

Rudolph Reichenau.

Pracht-Ausgabe mit 66 Original-Zeichnungen von **O. Pletsch**, in Holzschnitt von **H. Bürkner.** 2. Auflage. Elegant cart. 4°. 2 Thlr. 10 Ngr., fein geb. in Originalband 3 Thlr. 15 Ngr.

Liebesgeschichten.

Neues aus den alten vier Wänden.

von

Rudolph Reichenau.

2. Auflage. Eleg. cart. Preis 24 Ngr. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

Am eigenen Herde.

Aus den neuen vier Wänden

von

Rudolph Reichenau.

Elegant cart. Preis 24 Ngr. Elegant geb. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

Mancherlei aus des Lebens Mai.

Illustrationen von **O. Pletsch.**
Gedichte von **Pauline Schanz.**
Eleg. cart. Preis 1 Thlr.

Unter uns Kleinen.

Illustrationen von **O. Pletsch.**
Gedichte von **Pauline Schanz.**
Eleg. cart. Preis 1 Thlr.

Gedichte

von

Alfred Meißner.

8°. eleg. cart. Preis 27 Ngr.

Ziska.

von

Alfred Meißner.

8°. eleg. cart. Preis 24 Ngr.

Werinherus.

von

Alfred Meißner.

Miniatur-Ausgabe. Eleg. cart. 16 Ngr. Eleg. geb. Preis 26 Ngr.

Album

plattdeutscher Dichtungen,

Miniaturausgabe.

Eleg. gebunden mit Goldschnitt. 1½ Thlr.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Von den sieben Raben und der treuen Schwester.

Bilder-Cyclus

von

MORITZ VON SCHWIND.

Holzschnitt-Ausgabe.

Mit Text von **Gustav Floerke.**

Gr. 4. Kupferdruck-Velinp. in farb. Umschlag eleg. geb. Preis 5 Thlr. 10 Ngr.

Seit Jahren war der Wunsch ausgesprochen worden, diese berühmten Compositionen des v ewigten Meisters in einer künstlerisch durchgeführten Holzschnitt-Ausgabe zu besitzen; sich wird obige Publication von allen Kunstfreunden mit Interesse begrüsst werden.

Verlagsbuchhandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

Digitized by Google

Geschichte der Französischen Literatur seit Ludwig XVI. 1774 von Julian Schmidt.*)

Georg Zelle.

Schon während des Kaiserthums machen sich die Strömungen in der französischen Literatur bemerklich, deren lebhafte Kämpfe der geistigen und literarischen Bewegung der beiden Abschnitte des bourbonischen Königthums ihren Stempel aufdrücken. Frau von Staël's schriftstellerische Thätigkeit fällt fast ganz in die napoleonische Zeit; Chateaubriand war am Ausgange derselben bereits der gefeiertste Schriftsteller Frankreichs; die jüngere historische Schule, deren Arbeiten einen der Glanzpunkte der folgenden Periode bilden, hatte angefangen, sich zu sammeln, ihre Blicke auf die ältere Geschichte Frankreichs zu richten und die Siegel von dem noch unerforschten, reichen Quellenschatze zu lösen, dessen emsige, rastlose Durcharbeitung nicht nur der Kenntniß der Vergangenheit zu Gute kommen, sondern auch neue und ungeahnte Streiflichter auf die Zustände der Gegenwart werfen sollte. Die Geister waren erregt, auf Forschung und Hervorbringung gerichtet. Die Revolutionszeit, selbst arm an literarischen Productionen, hatte den Gedankenkreis erweitert und Fesseln abgestreift, deren Druck man selbst in der Zeit der gewaltigen aufklärerischen Thätigkeit des achtzehnten Jahrhunderts nicht empfunden hatte. Die sorgfältig gehütete und von den künsten Geistern des vorigen Jahrhunderts heilig gehaltene akademische Regel wurde als ein Druck empfunden, dessen das aufstrebende, unter Stürmen und Kriegen aufgewachsene Geschlecht sich zu entledigen trachtete. Auch wer gegen die Grundsätze der Revolution ankämpfte, stand unter ihrem Bann; wer für Königthum und Legitimität, wer für Thron und Altar in die Schranken trat, mußte bald erkennen, daß seine Ideale der Wirklichkeit, welche die Revolution umgerissen hatte, wenig entsprachen: es war ein Neues, welches er suchte; auch der begeistertste Legitimist war ein Kind der Revolution und fühlte sich als solches, wenn auch mit innerem Widerstreben. Was Form,

*) Zweiter Band. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. Leipzig. F. W. Grunow 1874.

Sprache, Denkweise betrifft, so fanden sich unter den Vorkämpfern der conservativen Sache die kühnsten Neuerer. Der classischen Regel vermochte der neue Geist sich ebenso wenig unterzuordnen, wie den traditionellen Vorstellungen und Ideen, in denen sich die Literatur des vorigen Jahrhunderts, gleichviel welcher Richtung die einzelnen Erscheinungen angehören mochten, bewegte und mit denen sie operirt hatte.

Wenn es auf dem Gebiete des Staatslebens Napoleon gelungen war, die Ergebnisse der Revolution zu einer Verschärfung der Centralisation und einer Steigerung der Regierungsgewalt zu benutzen, und so das Werk zu vollenden, das die Könige consequent angestrebt hatten, ohne es vollständig zum Ziele führen zu können, so war es auf geistigem Gebiete schwerer, die Ideen an bestimmte Formen zu binden. Auf dem Gebiete des Staates fand die Regierung stets in dem Selbsterhaltungstrieb der Nation, die eben wegen ihrer anarchischen Neigungen Nichts so sehr fürchtete, als die Anarchie, einen Verbündeten. Der kurze Freiheitsrausch der ersten Revolutionsjahre hatte die Dictatur des Wohlfahrtsausschusses gezeitigt, der die Nation sich unterwarf, weil ihr der blutigste Despotismus ein geringeres Uebel schien, als der zügellose Individualismus, in dem die Regungen des Freiheitstriebes umzuschlagen waren. Auch der Sturz des Schreckensregiments brachte nicht das Reich der Freiheit, sondern ein Regiment, dessen Bestrebungen nicht minder despotisch waren, als die des Wohlfahrtsausschusses, das sich aber zugleich durch seine Schwäche verächtlich machte, und von neuem die Anarchie entfesselte, bis Napoleon der aus der Revolution hervorgegangenen Gesellschaft die feste und straffe Organisation gab, die sie trotz aller politischen Veränderungen, deren Frankreich in diesem Jahrhunderte unterworfen gewesen ist, im Wesentlichen bis auf den heutigen Tag behalten hat.

Aber auf dem Gebiete der Kunst, Literatur und Wissenschaft sträubte sich der Geist gegen die Fesseln, die der Imperator ihnen anzulegen bemüht war. Napoleon war aus Geschmack und Politik Anhänger der classischen Richtung; den gewaltigen Einfluß der Literatur wußte er vollkommen zu würdigen, er erkannte sie als eine Macht an, der die Staatsgewalt nicht neutral gegenüberstehen dürfe, als eine Macht, die, wenn sie in seinem Sinne heilsam wirken sollte, dem Organismus seines Systems eingeordnet werden müsse. Dazu war aber nöthig, daß sie selbst in der Unterordnung unter die akademische Regel gehalten würde. So begreift es sich, daß Napoleon die Erscheinungen der romantischen Schule, wie weit sie auch untereinander abweichen, durchweg mit Mißtrauen betrachten mußte. Er stand einer Macht gegenüber, die sich nicht reguliren ließ, die ihren eigenen Antrieben folgte, die sich über die akademischen Gesetze hinwegsetzte, die wohl gar daran dachte, die Eigenart des französischen Genius durch Aufnahme fremdartiger Bestandtheile zu entstellen.

So mußte zwiſchen Napoleon und den neuen Richtungen der Literatur ſich ein geſpanntes, ja feindſeliges Verhältniß entwickeln. Es gab kaum eine Richtung der Romantik, die ſich nicht bald in entſchiedenen Gegenſatz zu dem Kaiſer und ſeinem Syſtem befand. Mochten in den einzelnen Vertretern der neuen Strömung mittelalterliche und legitimiſtiſche, mochten demokratiſche und weltbürgerliche Tendenzen vorherrſchen, mochte der Geiſt der Forſchung ſich auf conſtitutionelle Theorien, auf Abwägung der Rechte des Volkes und der Regierung werfen, oder mochten in den Erzeugniſſen der Literatur den tiefen inneren Gegenſätzen zwiſchen Gegenwart und Vergangenheit, zwiſchen Ideal und Wirklichkeit, zwiſchen unbefriedigter Glaubensſehnſucht und nagendem, ja der inneren Sicherheit entbehrendem Zweifel, zwiſchen den Geſetzen der Geſellſchaft und den Regungen und Gelüſten eines alle Schranken der Sitte leugnenden und doch durch ſeine Schwäche in den Staub gezogenen, zwiſchen glühender Sinnlichkeit und raffinirtem geiſtigem Genuß hin- und hergezerrtem Individualismus zum Ausdruck kommen: wie verſchiedenartig und einander widerſprechend, ſich gegenſeitig bekämpfend alle dieſe Richtungen waren, in dem Gegenſatz gegen das kaiſerliche Syſtem und die traditionelle akademiſche Regel laufen ſie zuſammen. Die geiſtigen Strebungen, welche den Erſchütterungen der Revolution ihren Urſprung verdankten, waren in ihrem innerſten Kern oppoſitionell gegen den Herrn, welchem die Revolution ſich ergeben hatte, oppoſitionell gegen alle Ueberlieferung in Sitte, Kunſt, Wiſſenſchaft, oppoſitionell gegen den geſellſchaftlichen Zuſtand, aus dem die Revolution hervorgegangen war, unbefriedigt von den gegenwärtigen Zuſtänden, und dabei doch unfähig, ein neues Princip des geſellſchaftlichen, geiſtigen und politiſchen Daſeins aufzuſtellen.

So hatte die Romantik bereits unter dem Kaiſerthum in dem Kampfe ums Daſein ihre Kräfte erprobt und geſtärkt. Ihr ſchloß ſich die überwiegende Mehrzahl der hervorragendſten aufſtrebenden Talente an; ſie wurde getragen von der öffentlichen Meinung, die Allgemeinheit und Unbeſtimmtheit ihrer Tendenzen, die Unklarheit ihrer Grundſätze, die Mannigfaltigkeit der in ihr waltenden und wirkenden Strömungen, geſtattete es den verſchiedenartigſten Richtungen, ſich der neuen Schule anzuſchließen. Zu einem Abſchluß war die geiſtige Bewegung an keiner Stelle gelangt. Man ſuchte nach neuen Formen, aber gerade der Reiz des Suchens zog an, die Unſicherheit der Wege, und die Unklarheit der Ziele verlockten; man fühlte ſich wohl in der neuen kräftigen Luftſtrömung und bemerkte kaum, daß dieſelbe nicht bloß ein friſches Lebenselement in ſich trug und verbreitete, ſondern auch mit den Miasmen, die ſich aus den vermoderten Geſellſchaftszuſtänden reichlich entwickelt hatten, geſchwängert war.

Zu voller Entwickelung gelangten alle dieſe Keime nach dem Sturze des

Kaiserthums, in der so geistig mächtig bewegten Periode der Restauration und des Julikönigthums. Diesen Abschnitt (1815—1848) behandelt Julian Schmidt in dem zweiten Bande seiner ausgezeichneten Geschichte der französischen Literatur seit Ludwig XVI. Ueber die wissenschaftliche Tendenz des Werkes spricht der Verfasser sich in der kurzen Vorrede folgendermaßen aus: „Mein Augenmerk bei dieser Geschichte war nicht, zu allgemeinen Urtheilen, sondern zu wirklicher Einsicht in den Inhalt, die Vorgänge und den Zusammenhang der neueren französischen Literatur anzuleiten; ich hoffe, daß auch der wirkliche Kenner manches Neue daraus erfahren wird. Natürlich soll die Literaturgeschichte nicht etwa die wirkliche Lecture ersetzen, sondern vielmehr dazu anregen, und zum Orientiren behülflich sein."

Ich lasse hier gleich die Schlußworte der Vorrede folgen, die uns zugleich eine Andeutung darüber geben, wie der Verfasser die gegenwärtigen politischen Verhältnisse Frankreichs auffaßt:

„Ich hoffe dem vielen Großen und Schönen, das die französische Literatur bietet, gerecht geworden zu sein. Wir vermissen doch sehr die Mitwirkung dieses bei allen Schwächen so hoch begabten Volks in unserer geistigen Arbeit. Es wird sich wohl wieder ordnen; vorläufig ist alles im Dunkel. Noch vor wenigen Tagen konnten wir glauben, die alte traditionelle Monarchie werde der vorläufige Abschluß sein: heute steuert das Staatsschiff wieder dem Unbekannten zu.

Möchten die Geburtswehen der neuen Zeit nicht zu lange dauern!"

In der That nöthigt die Darstellung des Verfassers den Leser, sein Augenmerk unausgesetzt und gespannt auf den wirklichen Zusammenhang der Literatur zu richten und zwar nicht bloß auf den zwischen den einzelnen Richtungen derselben bestehenden Zusammenhang, sondern zugleich auf den Zusammenhang der Literatur mit dem gesammten Geistesleben, mit den politischen und socialen Zuständen der Nation. Ich kann mich hier auf das beziehen, was ich bei der Besprechung des ersten Theils über Julian Schmidt's literar-historische Methode und seine Auffassung des Verhältnisses der Literaturgeschichte zur allgemein politischen und Culturgeschichte bemerkt habe. Diese Methode, über welche der Verfasser in der Vorrede zum ersten Theil mit überzeugender Klarheit sich ausspricht, wird auch in dem vorliegenden Theil in voller Strenge zur Anwendung gebracht. Julian Schmidt's Darstellung ist durchaus das Gegentheil der biographischen oder monographischen Darstellung. Die einzelne Erscheinung, wie bedeutend und hervorragend sie sein mag, muß sich stets in den gesammten geschichtlichen Zusammenhang einfügen. Es erfordert für den Leser natürlich einen nicht geringen Grad von Aufmerksamkeit und geistiger Spannkraft, bei dieser Behandlungsweise die Entwickelung der einzelnen literarischen Individuen durch alle Wechsel zu

verfolgen und in dem großen Gange der Gesammtentwickelung die einzelnen Fäden festzuhalten. Aber ganz dieselbe Anstrengung wird dem Leser eines jeden geschichtlichen Werkes von nicht ausschließlich biographischem Charakter zugemuthet. Die Aufgabe wird aber sehr erleichtert durch die Energie, mit welcher die einzelnen Erscheinungen zur Darstellung kommen. Die Eigenthümlichkeit der hervorragendsten Werke tritt so scharf hervor, daß sie sich der Vorstellung des Lesers unauslöschlich einprägt. Einer kurzen und treffenden Charakteristik der einzelnen Werke schließen sich, oft in wörtlicher Anführung, die Hauptstellen an, welche den Schlüssel zum Verständnisse des Werkes und des Schriftstellers selbst in seinem augenblicklichen Entwicklungsstadium bieten. Erscheint uns nun derselbe Schriftsteller in einem neuen geschichtlichen Zusammenhange, in einem weiter vorgeschrittenen Entwicklungsstadium, so wird der aufmerksame Leser — und aufmerksame Leser setzt der Verfasser allerdings voraus — ohne allzugroße Mühe den Faden wieder aufnehmen, den er an einer andern Stelle hat liegen lassen; und so ist er im Stande, in dem großen Zusammenhange stets die individuelle Erscheinung als solche festzuhalten und in ihrer lebendigen Totalität aufzufassen.

So kommt also auch bei der Methode des Verfassers die einzelne Individualität vollkommen zu ihrem Rechte, und wir werden zugleich in den Stand gesetzt, die einzelne Erscheinung in ihrem geschichtlichen Zusammenhange, das heißt in ihrer Abhängigkeit von den allgemeinen geistigen und politischen Strömungen aufzufassen, und andererseits ihren Einfluß auf diese zu erkennen. Denn hier wie überall in der Geschichte wird ja das Bedingte auch immer wieder zum Bedingenden. Und diese gegenseitige Bedingtheit aller Entwicklungsfactoren ist vielleicht in keiner Zeit größer gewesen, als in der im vorliegenden Werke geschilderten; der Einfluß der politischen Strömungen und Stimmungen, der wechselvolle Verlauf der politischen Parteikämpfe, die Haltung der Partei der Regierung gegenüber findet stets ihren Wiederhall in der Literatur, und nicht etwa bloß in den politischen Tendenzschriften, sondern in der gesammten literarischen und geistigen Bewegung, in der Poesie wie in der Geschichtschreibung, die selbst, wo sie sich mit glänzenderem Erfolg in die Vergangenheit der Nation vertieft, vielfach ihren Antrieb von der Gegenwart empfängt und mächtig auf die Gegenwart zurückwirkt. Es dient also nicht blos zur chronologischen Orientirung, wenn der Verfasser stets den Faden der politischen Ereignisse in kurzem zusammenfassendem Ueberblicke der Hauptbegebenheiten festhält; sondern die politische Entwicklung zeichnet in gewissem Sinne der geistigen Gesammtentwickelung ihren Weg vor, so daß diese ohne jene gar nicht in ihrer ganzen Bedeutung verstanden werden könnte. Die Wechselbeziehungen zwischen Politik und Literatur, zwischen allen einzelnen Richtungen des nationalen Lebens sind vielleicht in keiner

Periode so eng und nahe als während der Restauration und des Julikönigthums. Es ist eine sehr merkwürdige Erscheinung. Ueberall, auf allen Gebieten sehen wir einen Kampf gegen das Hergebrachte, überall ein Streben nach schrankenloser Individualisirung und daneben die unbedingteste Abhängigkeit des Individuums von den allgemeinen Strömungen der Zeit, von den politischen Ereignissen, von den Elementen, welche die ganze Gesellschaft bald zu zerstören und zu zersetzen, bald neu zu beleben trachteten.

Am Eingange der Periode treten uns sofort die schärfsten politischen und gesellschaftlichen Gegensätze entgegen. Die Kluft zwischen den Ueberlieferungen des Ancien Régime und die Grundsätze von 1789, die, da die Demokratie vorläufig zum Schweigen verurtheilt war und der Bonapartismus nach seiner letzten Niederlage zu Boden lag, in dem Bürgerthum ihre Vertretung fanden, standen sich unversöhnt gegenüber. Wohl suchte die Gruppe der Doctrinärs Männer, wie Royer-Collard, Guizot, Broglie, zu vermitteln, die Herrschaft einer Classe zu beseitigen und alle Classen am Staate zu betheiligen, aber trotz einzelner Erfolge dieser Männer entwickelten sich im Laufe der Zeit die politischen Gegensätze zu immer größerer Schärfe, zumal da bald doch auch die Demokraten und die Bonapartisten auf den Kampfplatz traten.

Von großer Bedeutung war die Wirksamkeit der Doctrinärs für die Literatur. In ihrer Gruppe, sagt Julian Schmidt, vollzog sich nun hauptsächlich die literarische Wandlung, welche das 19. Jahrhundert vom 18. trennt: der Uebergang von den mathematisch-physischen zu den historischen Studien, der alle Disciplinen trifft. Zwar leisteten die französischen Gelehrten auch in jenem Fache fortdauernd Vorzügliches — eben begründete Broussais durch das „Examen de la doctrine medicale généralement adoptée“ die physiologische Schule der Medicin — aber das allgemeine Interesse wandte sich den Wissenschaften des Geistes zu: man wollte nicht mehr aufräumen, einreißen, sondern verstehen, schonen und aufbauen. So entsprach der politischen Gruppe der Doctrinärs die philosophische der Eklektiker.

Unter dem Einfluß des historischen Geistes entwickelte sich die Kritik, die alles in ihren Bereich zog und nicht am wenigsten die Sprache selbst; und zugleich wandte man sich mit erneutem Eifer dem Studium der fremden Literatur, besonders der deutschen und englischen, zu. Die Formen wurden freier, das geistige Leben bereicherte und vertiefte sich. Mit einem wie lebhaften Interesse Goethe grade 'diese Erscheinungen, die später im „Globe“ ihren Mittelpunkt fanden, verfolgte, wie er in ihnen Bausteine zu der Weltliteratur sah, die damals seine Gedanken so lebhaft beschäftigte, ist bekannt.

Die Kritik wirkte auflösend und zersetzend und zugleich schöpferisch. Sie öffnete aber auch, da sie alles Ueberlieferte in Frage stellte, den verwegensten

Stimmungen, den abenteuerlichſten Ideen freien Spielraum. Die ſocialiſtiſchen Syſteme, die meiſt in den ſchroffſten Dogmatismus ausliefen, nehmen doch auch ihren Ausgang von der Kritik, und merkwürdig iſt es, daß wir immer den größten unter den franzöſiſchen Geſchichtsſchreibern jener glänzenden Periode, Auguſtin Thierry, eine Zeitlang als Anhänger des Grafen St. Simon finden.

Es iſt nun von höchſtem Intereſſe, im Einzelnen zu verfolgen, wie bald von einem Ausgangspunkt verſchiedene Aeſte ſich abzweigen, kräftig aufwachſen, friſch entwickeln, und dann wieder zuſammenlaufen, um ſich bald wieder zu trennen. Es iſt ein farbenreiches, lebensvolles Bild, welches ſich vor unſern Augen entfaltet. Nach allen Richtungen ſind die geiſtigen Kräfte des Volkes geſpannt; die Romantik in den verſchiedenſten Formen, von entgegengeſetzten Ideen getragen, entfaltet ihre ſchönſten Blüten; aber leider um nach einer kurzen Zeit des Glanzes ſich den wildeſten Ausſchweifungen einer krankhaften Phantaſie hinzugeben und in der ungeſunden Atmoſphäre des ſittlich und äſthetiſch Häßlichen ihre beſten Kräfte zu verſchwenden. In den letzten Jahren der Reſtauration ſtand ihr gefeiertſtes Haupt, Victor Hugo, auf ſeinem Höhepunkte; Alexander Dumas, deſſen außerordentliches Talent von vornherein durch eine eben ſo große Frivolität in falſche Bahnen getrieben wurde, fing an, die Bühne zu beherrſchen. Aber auch Victor Hugo hatte Bahnen eingeſchlagen, die ihm mannichfache Metamorphoſen, aber keine normale Entwickelung zu höheren Zielen, zu einer Läuterung ſeiner Kunſtform und einer Vertiefung ſeiner dichteriſchen Individualität geſtatteten. Daß in ſeinen Erſtlingswerken der Kultus des Ungeheuerlichen ſich üppig entfaltete, war vielleicht an ſich nicht bedenklich; auch die Ueberſchwenglichkeit ſeiner einſtigen royaliſtiſchen Begeiſterung mochte dem jungen Dichter hingehen. Aber verhängnißvoll war es, daß er in dieſer Richtung fortdauernd während ſeiner ganzen Laufbahn verharrte, daß er in jeder regel- und zügelloſen Laune eine neue und höhere Manifeſtation ſeines poetiſchen Genius erblickte. Victor Hugo wollte Realiſt ſein, er wollte hiſtoriſche Dramen, hiſtoriſche Romane ſchaffen, und das hiſtoriſche Coſtüm weiß er allerdings wiederzugeben, nicht aber den Geſammtcharakter der Zeit, die er verſinnlichen will. Es ſind faſt immer durchaus abnorme Erſcheinungen, die er uns vorführt, wodurch auch das Zeitgemälde bei aller Treue im Einzelnen, meiſt zum Zerrbilde wird. Alle außerordentlichen Vorzüge ſeiner Technik wurden, wie unſer Verfaſſer ſagt, aufgewogen durch einen Mangel, den keine Technik zu erſetzen vermag, durch den Mangel einer unbefangenen Lebensanſchauung und eines poetiſchen Gewiſſens. Victor Hugo ſchöpft ſeine angeblichen hiſtoriſchen Vorausſetzungen rein aus der Phantaſie. „Was ſeine Figuren denken, reden und thun, muß

der Dichter jeden Augenblick mit Willkür erfinden; ein Zuſammenhang, eine Nothwendigkeit der Fortbewegung findet nicht ſtatt."

„Der Grund iſt," führt der Verfaſſer aus, „daß Victor Hugo im Hiſtoriſchen lediglich das Fremde und Erſtaunliche ſucht. Er hat in der That einige Studien gemacht, und zuweilen, freilich meiſt nur aus der dritten Hand, eine hiſtoriſche Curioſität aufgeſtöbert, welche die gewöhnliche Geſchichtsſchreibung unbeachtet läßt; aber irgend ein hiſtoriſches Zeitalter in ſeinem Sinn und Zuſammenhang zu begreifen, hat er ſich nie bemüht. Daher bringt er es nur zu unverſtändlichen Handlungen, die weiter keinen Zweck haben, als das Werk des Maſchiniſten und Decorateurs einigermaßen zu illuſtriren. Indem er ſich die Aufgabe ſtellt, in jedem Punkt neu zu ſein und zu blenden, widerfährt ihm grade das Entgegengeſetzte: er wird in ſeinen Paradoxien banal und wiederholt ſich beſtändig. Wenn man ſich durch die bunte Maskerade des hiſtoriſchen Coſtüms nicht täuſchen läßt, ſo entdeckt man bald in der Erfindung eine gewiſſe Armuth. Abgeſehen von den Quaſimodo's und Esmeralda's kehren in Victor Hugo's Stücken, gleichviel in welcher Zeit ſie ſpielen, überall vier leicht erkenntliche Masken wieder: René, der Burggraf, der Diplomat und der Cavalier aus der Comedia di capa y espada."

Victor Hugo iſt aber keineswegs der Einzige unter den Romantikern, in denen ſich der Auflöſungsprozeß der Richtung vollzieht. Von allen Seiten wurde das Raffinement auf die Spitze getrieben. Das Abnorme, ja das Häßliche erſchien als der wahre Vorwurf der Kunſt. Gewiß war Balzac ein ebenſo ſcharfer Beobachter des menſchlichen Herzens, wie ein vollendeter Meiſter in der Darſtellung. Aber auch er verirrt ſich unausgeſetzt ins Ungeheuerliche, Abſcheuliche. Das Gräuliche, ja, das Unmögliche, erſcheint zuletzt als das Gewöhnliche. Wie tief und zart vermag Georges Sand die Regungen des menſchlichen Herzens zu erfaſſen! Und doch wie gering iſt verhältnißmäßig die Zahl ihrer Werke, die wir als wahrhaft erfreulich bezeichnen können! Die Analyſe der Leidenſchaften, der wildeſten und unnatürlichſten, wie oft auch der zarteſten, gelingt allen dieſen Dichtern vortrefflich. Aber außerordentlich gering iſt im Verhältniß dazu die Ausbeute an abgeſchloſſenen, plaſtiſch vollendeten, in ſich wahren Charakteren, die das Intereſſe des Leſers feſſeln könnten. Die Richtung auf das Unnatürliche, das der Wirklichkeit Widerſprechende macht ſich mehr und mehr geltend. Dazu tritt denn noch unter dem Einfluſſe der communiſtiſch ſocialiſtiſchen Schule die ſociale und politiſche Tendenz, welche grade die bedeutendſten und hervorragendſten Geiſter mehr und mehr von der wahren Quelle der Kunſt ablenkt, und nur immer tiefer in Irrpfade verlockt.

So drängt ſich namentlich während der ſpäteren Periode des Julikönigthums die politiſche und ſociale Tendenz in faſt allen Zweigen der Literatur

in den Vordergrund. Louis Blanc's „Geſchichte der zehn Jahre“ war nichts als eine tendenziöſe Oppoſitionsſchrift gegen das Julikönigthum, das conſtitutionelle Syſtem, die Bourgeoiſie, als ſolche aber ein Meiſterwerk erſten Ranges, ein Werk, das noch jetzt in weiten, hochgebildeten Kreiſen das Urtheil über Ludwig Philipp und ſeine Regierung beherrſcht, während Guizot's im Ganzen ſo überaus zuverläſſige und wahrheitsgetreue Denkwürdigkeiten verhältnißmäßig wenig beachtet werden. Auch Lamartine's Geſchichte der Girondiſten war eine halb romanhafte, halb geſchichtliche Oppoſitionsſchrift, deren Wirkung die „Geſchichte der zehn Jahre“ noch übertraf. Der einſt dynaſtiſche Romantiker war zum Volkstribunen geworden, und von dem Eindruck, den ſeine berauſchende Beredſamkeit machte, legt die Rolle Zeugniß ab, die ihm während und nach der Februarrevolution zufiel.

Begreiflicher Weiſe bemächtigte die Tendenz ſich auch des Dramas und Romans, die, da mit der ſocialiſtiſchen Tendenz die Richtung auf das Ungeheuerliche und das ſtets wachſende Senſationsbedürfniß zuſammenliefen, einer immer wüſteren Entartung verfielen. Wenn George Sand durch die Kraft ihres Genies davor bewahrt blieb, in dieſem wilden Treiben zu Grunde zu gehen, ſo verloren ſich minder energiſche Naturen ins Maß- und Sinnloſe, dazu kommt nun aber noch, daß die Tendenz vielfach nur der Deckmantel für die ausſchweifendſten Exceſſe einer theils krankhaft überreizten, theils frivol auf den Beifall des nervöſen Publikums ſpeculirenden Phantaſie war. In Eugen Sue's Roman iſt die ſocialiſtiſche und philoſophiſche Tendenz nichts als eine Decoration, die oft genug mit langweiliger Breite den Gang der Erzählung unterbricht. Die wirklichen Tendenzen des Verfaſſers ſpiegeln ſich in dem zum Theil mit großer Kunſt dargeſtellten ſpannenden und aufregenden und auf die Aufregung des Leſers berechneten Scenen. Und dieſe aufregende Wirkung wird erhöht durch die nahen Beziehungen, in welche in ſeinen Werken die Welt des Laſters und des Verbrechens mit der ehrbaren bürgerlichen Geſellſchaft und den höchſten Kreiſen tritt. Eugen Sue war nicht der erſte, der die Halbwelt in die Literatur einführte; ſchon Alexander Dumas hatte ſie auf die Bühnen gebracht. Aber bei Sue iſt das Laſter und Verbrechen der eigentliche Gegenſtand der Darſtellung, um den ſich alles Intereſſe dreht. Eine wirklich ehrenhafte Geſellſchaft exiſtirt bei ihm kaum noch. Die reicheren Claſſen ſind verderbt durch das Raffinement des Genuſſes, der bei Sue doch zugleich wieder als das höchſte und berechtigtſte Ziel alles menſchlichen Strebens erſcheint; hinter der einfachen bürgerlichen Moral verſteckt ſich heuchleriſche Selbſtſucht. Es iſt begreiflich, wie er auf dieſem Wege ſchließlich zur Apotheoſe der Sünde ſelbſt gelangen kann, wie er kräftiges Wollen, hingebende Aufopferung nur in den Kreiſen findet, die von äußerlich unbeſcholtener Geſellſchaft ausgeſchloſſen ſind, wie ihm

Sünde und Verbrechen zuletzt faſt nur noch als natürliche Manifeſtation energiſcher Naturen erſcheinen. Wir haben es hier mit einer vollſtändigen Auflöſung aller ſittlichen Begriffe zu thun; die anſtändige Geſellſchaft verſchwindet, die Kreiſe, welche mit Geſetz und Sitte in offenem Widerſpruch ſtehen, drängen ſich in den Vordergrund, das Publikum wird förmlich angeleitet, die abnormſten Zuſtände als die natürlichen zu betrachten, und das Publikum iſt gelehrig, es gewöhnt ſich daran, die Zuſtände in der verzerrten Geſtalt anzuſehen, wie der Schriftſteller ſie ihm vorführt; es gewöhnt ſich als Regel zu betrachten, was doch ſelbſt in verderbten Zuſtänden nur Ausnahme iſt, und eben dadurch erleidet nicht nur der äſthetiſche Geſchmack, ſondern auch die öffentliche Sittlichkeit den härteſten Stoß, der ihnen überhaupt zugefügt werden kann. Es ſind dies vereinzelte extreme Erſcheinungen, die aber deshalb eine allgemeine Bedeutung haben, weil die geſammte Romantik in ihren letzten Ausläufern ſich wenigſtens in ähnlicher Richtung auf das der Regel und der Sitte Widerſprechende bewegte. Dieſe verhängnißvolle Wendung mußte das Bildungsniveau der Nation herabdrücken, das Höhere in die Tiefe ziehen, ſtatt das Niedere emporzuziehen.

So war der Zuſtand eines großen und grade des auf die weiteſten Kreiſe einflußreichſten Theiles der Literatur am Schluß des Julikönigthums. Das vergißt nur allzu leicht, wer für die ſittlichen und geiſtigen Zuſtände Frankreichs in den letzten zwei Jahrzehnten ausſchließlich das Kaiſerthum verantwortlich machen will, und daſſelbe beſchuldigt, Frankreich corrumpirt, und ſyſtematiſch das geiſtige Leben in der Nation erſtickt zu haben. Frankreich war politiſch und ſittlich corrumpirt, als die Februarrevolution ausbrach, die mindeſtens ein ungeheurer Fehler war, da in keiner Weiſe eine zwingende Nothwendigkeit zu ihr vorlag. Und wenn Frankreich nicht politiſch und ſittlich corrumpirt geweſen wäre, wie hätte da Napoleon die kaum begründete Revolution umſtürzen, und ſich der Herrſchaft bemächtigen können? Aber unter den obwaltenden Umſtänden war ſeine Herrſchaft eine Nothwendigkeit geworden. Alle Kräfte waren durch Ueberſpannung abgenutzt, ſo daß die Dictatur der einzige Zufluchtshafen für die Nation war, die nicht die Fähigkeit beſaß, ſich aus eigener Kraft vor anarchiſchen Zuſtänden von der Art der ſpaniſchen zu retten. Die Erſchlaffung des öffentlichen Geiſtes auch auf dem Gebiete der Literatur war nicht eine Wirkung der napoleoniſchen Herrſchaft, ſie war die Folge einer fieberhaften Ueberreizung, die der Wiederherſtellung des Kaiſerthums vorherging und ſie allein möglich, weil nothwendig gemacht hatte. Uebrigens darf man auch nicht außer Acht laſſen, daß während der verhältnißmäßig ruhigen und ſichern Zeit des Kaiſerthums die erſchlafften Kräfte wieder angefangen hatten, ſich zu ſammeln und zu ſtärken, als der Krieg von 1870—1871 die Nation von neuem in einen verzehrenden Fiebertaumel ſtürzte. Zum Schluß berührt Julian Schmidt noch eine der edelſten literariſchen

Schöpfungen, die unter dem Kaiserreiche, freilich im schärfsten Gegensatze zu dem herrschenden System, das Licht erblickt hat: Tocqueville's Meisterwerk „Das alte Staatswesen und die Revolution." Er schließt mit der herrlichen Schilderung, welche Tocqueville von seiner Nation entwirft.

„Betrachte ich diese Nation, so finde ich in ihrer Geschichte nichts, was so erstaunlich wäre, wie sie selber. Sah man je auf Erden ein Volk so reich an Contrasten, so leicht von einem Extrem zum andern getrieben, so oft durch augenblickliche Eindrücke, so selten durch feste Grundsätze geleitet, so daß es bei all seinen Handlungen stets sich schlimmer oder besser bewährte, als man vermuthete? Bald unter dem allgemeinen Niveau der Menschheit, bald wieder über demselben stehend; ein Volk, das in seinen Grundsätzen so veränderlich blieb, daß man es noch aus Schilderungen wieder erkennt, die zwei Jahrtausende alt sind, und zugleich so beweglich in seinen täglichen Gesinnungen und Gedanken, daß es manchmal sich selbst zu einem unerwarteten Schauspiel wird, und was es eben gethan, mit demselben Staunen betrachtet, wie das Ausland; ein Volk, das an seinem Zwecke und seinen Gewohnheiten mehr als alle andern hängt, so lange man sich es selbst überläßt, und das, so bald man es seiner Heimath und seinen Gewohnheiten unfreiwillig entrissen hat, bis ans Ende der Welt vorzudringen und Alles zu wagen vermag, seinem Temperamente nach ungern gehorchend, jedoch der willkürlichen und sogar tyrannischen Herrschaft eines Fürsten lieber sich fügend, als der regelmäßigen und freien Regierung seiner angesehensten Bürger; heute ein geschworner Feind alles Gehorsams, morgen entflammt von einer Art Leidenschaft zu dienen, die auch von den für die Knechtschaft begabtesten Nationen nicht erreicht wird; an einem Fädchen geführt, so lange niemand widerstrebt, unregierbar, sobald das Beispiel des Widerstands irgendwo gegeben ist; seine Herren auf solche Weise immer täuschend, die es entweder zu sehr oder zu wenig fürchten; niemals in dem Maße frei, daß man es aufgeben müßte, es zu knechten, und nie in dem Maße geknechtet, daß es nicht seine Fesseln noch sprengen könnte; für Alles begabt, aber nur im Kriege ausgezeichnet; dem Zufall, der Gewalt, dem Erfolg, dem Glanz und Geräusch mehr als dem wahren Ruhm leidenschaftlich ergeben; mehr mit Heldenmuth als mit Tugend, mehr mit Genie als mit gesundem Menschenverstand begabt; eher geeignet, ungeheure Pläne zu entwerfen, als große Unternehmungen nach allen Seiten hin auszuführen; die glänzendste und gefährlichste Nation Europas, bestimmt, allen übrigen abwechselnd ein Gegenstand der Bewunderung, des Hasses, des Mitleids, des Schreckens, aber nie der Gleichgültigkeit zu werden."

Wird Frankreich jemals dahin gelangen, die Mahnungen und Lehren des reifsten und tiefsten seiner politischen Denker der neueren Zeit zu verstehn und zu beherzigen?

Die renitenten Geistlichen in Hessen.

Von Dr. Karl Wippermann.

I.

Die hessischen Renitenten verursachen in neuester Zeit durch ihr seltsames Benehmen ungebührlich großen Lärm. Man scheint ihnen gemeinhin eine Wichtigkeit beizulegen, welche sie an und für sich durchaus nicht besitzen. Die Berichte über ihr Verhalten pflegen in der Tagespresse auf gleicher Stufe mit denen über Ungehorsam, Uebergriffe und Ausschreitungen der Ultramontanen zu rangiren. Mit diesen haben die Vilmaraner allerdings große Aehnlichkeit, auch geht ihr ganzes jetziges Gebahren aus staatsfeindlichem Sinne desselben Grades wie bei jenen hervor; nur thut man unrecht, ihnen eine besondere politische Bedeutung beizumessen. Unter den Gegnern des deutschen Reichs nehmen sie zwar ein kleines Plätzchen, und nicht in letzter Reihe, ein; doch wird dadurch die Gefährlichkeit der feindlichen Linie kaum merklich erhöht, höchstens letztere etwas bunter gefärbt. Sie haben nicht, wie die Ultramontanen, einen Theil der Bevölkerung hinter sich: es gibt in Hessen keine in kirchlicher oder politischer Beziehung dem kleinen Häuflein anhängende eigentliche Partei; die Vilmaraner sind von Haus aus nichts als kirchenpolitische Sonderlinge, die freilich im früheren Kurhessen, in Folge ganz absonderlicher Verhältnisse dieses Kleinstaats, auf längere Zeit zu vielem Einflusse gelangten, seit 1866 aber auf ihr eigentliches Wesen als hierarchische Carricaturen beschränkt und gegenwärtig von dem Gefühle durchdrungen sind, daß ihnen nichts Besseres mehr übrig bleibe, als zur Auflehnung der katholischen Kirchenorgane gegen die Staatsgesetze wichtigthuerisch ihr Scherflein beizutragen.

Es herrschen über diese „Renitenten" mehrfach Irrthümer; nicht selten findet sich z. B. die Meinung, man habe es mit Strenglutheranern, wie etwa im Hannöverschen, zu thun, und es scheint dieser von ihnen selbst nicht genügend bekämpfte Irrthum u. A. zur Vergrößerung des Fonds beigetragen zu haben, welchen sie zur Stütze ihres „Verfassungskampfes" sich anzulegen verstanden. Sogar das Organ der Renitenten, die „Hessischen Blätter", klagte noch am 24. Oct. d. J., daß jedes Verständniß für ihre jetzigen Bestrebungen selbst den übrigen hessischen Pfarrern abgehe. Es erscheint angemessen, die Anschauungen und das Verhalten der Renitenten grade im jetzigen Augenblicke einem größeren Publikum etwas näher vorzuführen und zu zeigen, welche Bewandtniß es mit diesen jedenfalls höchst seltsamen Erscheinungen hat.

Mit Recht werden die hessischen Geistlichen der in Rede stehenden Richtung nach August Vilmar benannt, denn von diesem ist die Lehre, welcher sie huldigen, hauptsächlich ausgebildet und vertreten. Vilmar, als Literarhisto-

riker bekanntlich von Bedeutung, war schon in den 1830- und 40er Jahren, als Gymnasiallehrer zu Hersfeld, seit 1833 als Director des Gymnasiums zu Marburg, von hierarchischen Vorstellungen erfüllt. 1832 trat er als Abgeordneter der liberalen Stadt Hersfeld in der kurhessischen Ständeversammlung eifrig für den Anspruch des Bischofs von Fulda auf, daß die katholisch-theologische Facultät nicht als Staats-, sondern als rein kirchliche Anstalt behandelt werde. Bei dieser Gelegenheit entwickelte er ganz dieselben Grundsätze, welche jüngst die katholischen Bischöfe gegen die im Auftrage des Staates zu übende Schulaufsicht geltend gemacht haben. In den 1840er Jahren zeigte Vilmar sich eingenommen von der Idee eines Versuchs zur Heranbildung hierarchischer Bestrebungen auf dem Boden der evangelischen Kirche. Das Vorbild der katholischen Kirche allein würde ihm diese Idee nicht haben eingeben können; bestimmend waren die Zeitverhältnisse und ein außerordentlich verlockender Anhaltspunkt in Hessen. Es war die Zeit, da in Preußen unter Friedrich Wilhelm IV. der katholischen Kirche staatsseitig von freien Stücken weitgehende Zugeständnisse gemacht wurden, deren schwere Nachtheile zu entfernen eben die Gegenwart ihre liebe Noth hat. Besonders entscheidend aber war das Regierungssystem in Hessen. Hier herrschte, zunächst nicht ohne Nachahmung der Zustände in Preußen, der Einfluß einer frömmelnden Richtung, hauptsächlich wohl deshalb, weil diese sich als geeignet erwies, dem Regenten die geduldigsten Minister zu liefern, solche, die sich sehr viel gefallen ließen, und deren religiöse Richtung Sinn für constitutionelles Wesen und dergleichen schwer aufkommen ließ. Gleichwohl würde Vilmar es nicht für möglich haben halten können, einer Ausführung seiner Idee näher zu treten, wenn nicht der staatliche Bezirk, um den es sich handelte, so klein gewesen wäre. Hierarchische Bestrebungen wurden ja von jenen Zeitverhältnissen in der evangelischen Kirche Deutschlands mehrfach hervorgerufen; so bestimmt, offen und entschieden grundsätzlich aber mit einem System oder Gebäude derselben hervorzutreten, war nur möglich in den von aller frischen Luft abgeschlossenen Sumpfstellen des hessischen Kleinstaats.

Die Bahn für jene hierarchischen Bestrebungen wurde nicht von Vilmar eröffnet, sondern 1843 von einem Theile der Mitglieder des hessischen Zweigvereins des Baseler Missionsvereines. Dieselben waren noch keineswegs von jenen Bestrebungen selbst durchdrungen; sie zeigten vielmehr blos, auf Anregung aus Leipzig, eine auffallende Hinneigung zum exclusiven Lutherthum. Dies trat besonders 1846 hervor, als der Vorstand jenes Zweigvereins, worunter der Justizminister Bickell und der Oberappellationsrath Elvers, sich zu Gunsten der Concordienformel aussprach, obwohl diese zu Ende des 16ten Jahrhunderts von der evangelischen Kirche Hessens zurückgewiesen war. Die Thatsache dieser Zurückweisung konnten die Männer jener Richtung nicht

in Abrede ſtellen; einer derſelben hatte daher ſchon 1843 in einem Schriftchen dieſe Thatſache zu übertünchen geſucht. Er bemühte ſich, nachzuweiſen, daß die Concordienformel eigentlich überhaupt „ein Feldzeichen der proteſtantiſchen Kirche gegen die katholiſche“ ſei, welche jedoch „der verborgene Feind des Unglaubens in den Koth geriſſen und triumphirend gerufen habe: Die lutheriſche Theologie und Kirche exiſtirt nicht mehr!“ Der dies alſo auszuſprechen die Kühnheit hatte, war der damalige Pfarrer W. Vilmar zu Rotenburg, Bruder des ſpäteren Propheten, jetzt Metropolitan in Melſungen und Führer der „Renitenten“. Seine Anſicht fand unter den Mitgliedern der reformirten Kirche Heſſens mehr Anhänger, als man nach dem geſchichtlichen Verlaufe hätte annehmen ſollen. Doch iſt es erklärlich, daß dieſe der Geſchichte widerſprechende Anſchauung vorwiegend bei Geiſtlichen Anklang fand, welchen die Lehre der Concordienformel wohl ſchmeicheln mochte, wonach das gläubige Leben durch die zwiſchen Chriſtus und die Gläubigen tretenden äußeren kirchlichen Mittel bedingt ſei. Nun kam das Jahr 1848, deſſen Ereigniſſe ermuthigend für weitere Fortſchritte dieſer Richtung waren. So ſprach der jetzige Renitentenführer damals in der „Zeitſchrift für die geſammte lutheriſche Theologie und Kirche“ die Anſicht aus, in dem mittelſt der ſymboliſchen Bücher der lutheriſchen Kirche ausgebauten Tempel der Reformation Luthers ruhe die Gemeinde, und nur Diejenigen, welche auf dieſem Tempel ſtänden, gingen mit froher Gewißheit in die Ewigkeit; der eigentliche Vertreter dieſes Bekenntniſſes ſei Luther, in welchem „aller irdiſche Verſtand geſchwunden war vor dem ewigen Lichte.“ Im Herbſt 1848 war dieſe Richtung bereits ſo weit verbreitet, daß der Vorſtand des Miſſionsvereins auf einer kirchlichen Conferenz gradezu die Ueberzeugung geltend zu machen ſuchte, daß die altheſſiſche Kirche trotz ihrer Verwerfung der Concordienformel von Anfang an weſentlich lutheriſch ſei und dieſen Charakter auch ungeachtet der 1607 erfolgten Einführung der ſog. Verbeſſerungspunkte bewahrt habe.

Wie befremdend dieſe Anſchauung von der Mehrzahl der Bevölkerung Heſſens aufgenommen wurde, mag Angeſichts der folgenden Thatſachen ermeſſen werden:

Während ſeit 1561 viele evangeliſche Reichsſtände zu dem Lutherthum übergingen, wie es in der Concordienformel feſtgeſtellt iſt, blieb die evangeliſche Kirche Heſſens als Theil der fortwährend reformirt genannten deutſch-proteſtantiſchen Kirche bei der der Luther'ſchen entgegenſetzten Anſicht Melanchthon's über die kirchlichen Gnadenmittel als blos begleitende Zeichen der Heilsſpendung. Von dieſem Geiſte iſt daher die heſſiſche Kirchenordnung von 1566 erfüllt, welche auch Melanchthon's Variata von 1540 anerkennt; auch wurde die Concordienformel und der unveränderte Text des Augsburger Religionsbekenntniſſes mit der lutheriſchen Abendmahlslehre ſowohl 1576

Seitens der hessischen Generalsynode, als auch 1577 vom Generalconvente zu Treysa und in Folge dessen von den vier Landgrafen (den Söhnen Philipp's des Großmüthigen, unter welche dieser das Land getheilt hatte) in einem gemeinsamen, an den Kurfürsten von Sachsen gerichteten Schreiben zurückgewiesen. Indessen machte sich seit 1578, wenngleich äußerlich das Ansehn der Variata noch allgemein galt, die von der Luther'schen Auffassung abhängende Richtung in Oberhessen thatsächlich immer mehr geltend. Dies veranlaßte den 1592 zur Regierung gelangten Landgrafen Moritz, zum Schutze und zur Erhaltung der evangelischen Kirche Hessens in ihrer ursprünglichen, Melanchthon'schen (reformirten) Auffassung „drei Verbesserungspunkte" einzuführen. Dieselben bestanden in der Beseitigung der Bilder, dem Brodbrechen und der Vereinfachung der Liturgie. Das demgemäß von der hessischen Generalsynode aufgestellte Bekenntniß der reformirten Kirche Hessens beruft sich ausdrücklich auf die bisherige Kirchenordnung und enthält die Melanchthon'sche Auffassung vom Abendmahl. Als nun im 30jährigen Kriege Landgraf Georg von Darmstadt Oberhessen und Schmalkalden besetzt hatte, führte er daselbst 1624 mit Gewalt ein Bekenntniß ein, in welchem der mündliche Genuß des Leibes Christi, die communicatio idiomatum und die „Allenthalbenheit" des Leibes Christi enthalten war; in Uebereinstimmung damit waren in den Religionsreversen der dortigen Geistlichen als Bekenntnißschriften die Invariata, die Apologie und die Concordie genannt. Um ihren Gegensatz hierzu hervorzuheben, wiesen dagegen die Theologen des reformirten Niederhessens auf der Synode zu Dordrecht und 1631 in dem „Gespräche" zu Leipzig auf das deutsch-reformirte Bekenntniß der Kirche Niederhessens hin. 1648, bei der Wiedervereinigung Oberhessens mit Niederhessen, wurde beiden Theilen ihr Bekenntniß durch den Westphälischen Friedensschluß garantirt. Niederhessen blieb auch bei seinem reformirten Namen, der Heidelberger Katechismus ward hier 1657 und durch eine Verordnung von 1726 bestätigt; die 1657 vorgenommene neue Redaction der Kirchenordnung endlich trug ganz den antilutherischen Charakter. Seitdem war keine Aenderung eingetreten, als plötzlich die oben erwähnte Ansicht, wonach Niederhessen eigentlich lutherisch sei, 1848 vom Vorstande des Missionsvereins offen aufgestellt wurde.

Mit Aufstellung dieser Ansicht war für den Gymnasialdirector Vilmar in Marburg der Punkt gefunden, an welchem er seine hierarchisch-politischen Ideen glaubte anknüpfen zu können. Es war verlockend für ihn, zu sehen, wie die Ultramontanen die damalige Bewegung mit großem Erfolge ausbeuteten; warum sollten nicht auch ihn diese günstigen Zeitumstände der Ausführung seiner Idee um einen wirklichen Schritt näher bringen? Entschluß und Waghalsigkeit zu solchem Vorgehen fehlte dem sehr leidenschaft-

Digitized by

lichen Manne nicht, auch neigte derselbe vermöge eines eigenthümlich phantastischen Wesens sehr dazu, sich von vorgefaßten Meinungen beherrschen und vorwiegend vom Gefühle tragen zu lassen. Die Hauptsache bei seinem Plane, die Frage über dessen Begründung und Anknüpfung an das Vorhandene, war nach seiner Meinung gefunden. Es handelte sich nun um die Ausführung.

Vilmar begann damit, daß er am 14. Febr. 1849 auf der geistlichen Conferenz zu Insberg in Niederhessen einen Vortrag über die Bedeutung des von Gott gestifteten geistlichen Amtes hielt. Mit diesem Vortrage fand er vielen Beifall; etwas Verfängliches schien niemand darin zu erblicken. Gleichwohl war dies die Einleitung zum hierarchischen Systeme, und noch am 11. Oct. 1873 schwelgte das Organ der jetzigen Vilmaraner in der Erinnerung an „das Zukunftsprogramm der Kirche", welches Vilmar damals zuerst „in kühnen und großartigen Zügen" entworfen habe. Seine die Sache weiter führenden Aussprüche erfolgten in dem „Hessischen Volksfreund", einem der Politik, den Schul- und Kirchenangelegenheiten gewidmeten Blatte, das er in den Märztagen von 1848, unter Schwenken der schwarz-roth-goldenen Fahne, zu Marburg gründete und welches später amtliches Blatt des verfassungstürzenden Hassenpflug wurde. In diesem Blatte predigte er bald nach jener Conferenz die Ansicht, daß das geistliche Amt allein noch göttliches Mandat habe und ein „Amt der That und Kraft, nicht der bloßen Mittheilung und Verkündigung von Dingen" sei, „die wir sonst schon wissen oder haben;" die Träger des Amtes seien im ausschließlichen Besitze unmittelbarer göttlicher Heilmittel, und niemand könne auf dem Wege zum ewigen Leben des geistlichen Amtes und seiner Heilsvermittelung entbehren. Hierauf wandte sich Vilmar an den hessischen Missionsverein mit dem Rathe, seinen Sendboten auch das sündenvergebende Amt mitzugeben. Der Vorstand des Vereins erwiderte, daß er dieses gethan und gab zu erkennen, daß er in Vilmar's Lehre eine richtige Fortbildung des von ihm verkündigten „Lutherthums" sehe. Infolge dessen kam es zu einer gewissen Vereinigung dieses Vorstandes mit Vilmar, welcher seinerseits der Lehre vom eigentlich lutherischen Charakter der reformirten Kirche Niederhessens beitrat. Seitens der also Verbündeten wurde auf dem Boden der dogmatischen Anschauungen des Lutherthums die Lehre vom absolut-mittlerischen Amte in der Art geltend zu machen gesucht, daß dadurch die Aufrichtung einer wirklichen Hierarchie unter jener protestantischen Fahne gerechtfertigt erscheine. Bei der am 8. Juli 1851 zu Marburg stattgehabten Missionsfeier wiederholte Elvers als Vereinsvorstand die Lehre, daß die hessische Kirche, obwohl sie sich dem Namen nach in eine lutherische und eine reformirte spalte, ihren ursprünglichen lutherischen Grundcharakter auch nach den Verbesserungspunkten beibehalten habe. Nähere

Begründungen wurden nicht geliefert, höchstens brachte letzterer als Stützen weitgehende Auslegungen und Entstellungen herbei. An diesen hielt er dann ohne weiteres mit dem Fanatismus eines eingebildeten Propheten fest. Und so steht die Lehre vom Bekenntniß der niederhessischen Kirche, welche nun vorwiegend auf Vilmar zurückgeführt zu werden pflegte, an Bodenlosigkeit der Erfindung der Lehre Joë Smith's gleich. Die Mormonen sind jedoch insofern besser daran, als ihre Lehre gleich codificirt vom Himmel fiel. Solches ging jedoch in Hessen nicht gut. Man ist daher genöthigt, die Einzelnheiten von Vilmar's Lehre aus seinen Reden und Schriften zusammenzusuchen. Bis jetzt hat niemand die Mühe angewandt, die einzelnen Körner dieser Lehre zu einem heiligen Buche zusammenzustellen, sie lebt daher nur als Tradition im Kreise seiner Anhänger. Zu einer gewissen Befestigung derselben trug der Umstand das Meiste bei, daß Vilmar grade um jene Zeit, 1850, von seinem Freunde Hassenpflug als vortragender Rath im Ministerium des Innern an die Spitze der Kirchen- und Schul-Angelegenheiten gestellt wurde. Das Bekennen zu jener Lehre wurde Empfehlung, ja thatsächlich Bedingung für die Anstellung in jenen Fächern. Entsprechende Verfügungen thaten das ihrige. In einem Ausschreiben vom 20. Dec. 1851 machte Vilmar als Verweser der General-Superintendentur die Pfarrer der Diöcese Kassel u. A. darauf aufmerksam, daß die Handauflegung der eigentliche Mittelpunkt und Zweck der Confirmation sei. Am 5. März 1854 verfügte das Ministerium, der Heidelberger Katechismus habe nicht als Bekenntnißschrift der reformirten Gemeinden zu gelten u. s. w.

Versuchen, die neue Lehre zu bekämpfen, wurde von Vilmar mit Heftigkeit entgegengetreten. Eine geistliche Conferenz wagte am 22. Juli 1852, eine Fassung des Bekenntnisses festzustellen, welche wenigstens zur Erhaltung des kirchlichen Friedens dienen sollte; allein Vilmar's „Volksfreund", nun redigirt vom Gymnasiallehrer Piderit, eiferte dagegen mit Schmähungen und Entstellungen; er suchte glauben zu machen, die Reformirten strebten die Union an, sagte: Hessen ist lutherisch, und das so recht aus tiefster hessischer Brust heraus und drohte, die Friedlichen wolle man schon zum Schweigen bringen.

So kam es, daß eine an Vilmar, seinen „Volksfreund" und den hessischen Missionsverein sich anlehnende kirchliche Partei in Hessen entstand, deren Ziel der auf geschilderte Art unter protestantischer Firma in die Kirche einschleichende Hierarchismus war. Der wesentlichste Punkt der Vilmar'schen Lehre oder Richtung besteht daher in demselben Grundgedanken, von welchem die seit geraumer Zeit die katholische Kirche beherrschende und gegenwärtig mit den Staatsgewalten hierüber in heftigstem Streit liegende Partei ausgeht: dem Gedanken der absoluten Selbständigkeit der Kirche und folgeweise ihrer

Digitized by

Ueberordnung über den Staat. Während nun den Ultramontanen eine Begründung dieser Auffassung insofern niemals besondere Schwierigkeiten bereitete, als ihnen der Mittelpunkt, um welchen sich, ohne Rücksicht auf staatliche Interessen, Alles zu drehen habe, der römische Bischof, durch lange geschichtliche Entwicklung gegeben war, kam für Vilmar's Nachahmungslehre Alles darauf an, einen ähnlichen Punkt außerhalb der Staatsgrenzen ausfindig zu machen. Der archimedische Punkt ist ihm kurzer Hand — Christus. Dieser selbst mußte die Kirche, für welche in Hessen die hierarchischen Bestrebungen in Anspruch genommen werden sollten, besonders gegründet haben, ja er mußte als fortwährender Leiter derselben und ihrer Verfassung aufgestellt werden. Ein Stellvertreter Christi, wie ihn die katholische Kirche hat, ließ sich beim besten Willen nicht schaffen. Thatsächlich versah Vilmar selbst eine Zeitlang gewissermaßen die Rolle eines Papstes in Hessen; es war dies eben jene Zeit, als er mit Hassenpflug das durch die Strafbaiern niedergetretene Land beherrschte. Abgesehen hiervon, mußte jeder Geistliche Vilmar'scher Richtung selbst zusehen, wie weit er der letztern Geltung zu schaffen vermochte. So sah sich jeder dieser Pastore darauf angewiesen, nach Kräften gleichsam Papst zu spielen. Und das ist, was diesen geistlichen Herren so ausnehmend gefällt, dessen Erhaltung ihre ängstlichste Sorge ist, um dessen Willen sie gegen Zeitereignisse, Zeitgeist, Vernunftgründe und die einfachste Logik blind und gegenwärtig so obstinat sind, um dessen willen, noch im Sept. d. J. einer der Renitenten sich öffentlich bereit erklärt hat, sich sogar „gliedweise zu Tode martern zu lassen". Mit jener Aufstellung Christi erschien die Quelle der hierarchischen Bestrebungen staatlichen Einwendungen noch weiter entrückt als bei der römischen Kirche; diese war gewissermaßen übertroffen. Daher ein auffallendes, unverhältnißmäßiges, dogmatisch selbst bei den Anfängern dieser Richtung nicht begründetes Verherrlichen Christi unter Zurücksetzung Gottes zu den bezeichnendsten Eigenthümlichkeiten der Vilmaraner gehört. Gott ist von denselben, wie ein einfacher Mann einst einem ihrer Häupter gegenüber vorwurfsvoll sich ausdrückte, auf die Leibzucht gesetzt. Christus mußte, ohne Vermittlung eines Stellvertreters, dazu dienen, die Unnahbarkeit und staatliche Unantastbarkeit des Pfarramtes zu begründen. „Das Pfarramt", lehrte Vilmar 1853 als Superintendentur-Verweser von der Kanzel der Martinskirche zu Kassel, „ist die lebendige und leibhaftige Fortsetzung des Amtes unseres allerheiligsten Erlösers, also, daß dasselbe alle Thaten, welche Er vollbracht, aus seiner Kraft fortführt und wiederholt," während Luther gesagt hatte: „Das Amt in Gottes Wort ist allen Christen gemein; was ist denn das Amt des sonderlichen und äußerlichen Priesterthums? Ist es nicht: die Tugend verkündigen?"

Die hierarchiſche Richtung der Vilmaraner trat noch mehr hervor in dem am 6. November 1850 zur beſonderen Stütze und Verherrlichung des Kurfürſten errichteten Treubunde. Dieſen begrüßte der Kurfürſt in einem am 16. Nov. 1850 an deſſen Vorſtand gerichteten Schreiben als „erſten Lichtſtrahl, der eine beſſere Zukunft verheißt.“ Der Treubund ſeinerſeits begrüßte die Haſſenpflug'ſche proviſoriſche Verfaſſung von 1852 mit dem Ausrufe: „Es werde Licht! ſprach Gott, und es ward Licht!“ Als dieſer Verein ſich am 9. Nov. 1853, wie er ſelbſt ſich ausdrückte, „nach ſeiner irdiſchen Seite“ auflöſte, „zeugte er ein Zeugniß“, in welchem es hieß: „Der Gott, welcher mit uns iſt, welchen wir erkennen und von welchem wir bekennen, daß er in den Tagen der Revolution das Zeugniß von den Fürſten von Gottes Gnaden erzeugt hat, iſt Jeſus Chriſtus, die alleinige Quelle des heiligen Geiſtes ... Wir glauben und bekennen, daß dieſer unſer Gott Jeſus Chriſtus das große Zeugniß von dem wahren geiſtlichen Amte durch Luther in der Reformation ſelbſt gezeugt hat;“ das Amt des geiſtlichen und das des leiblichen Schwerdts „ruhen beide in gleich unabhängiger Weiſe in der ewiglebenden Perſon Jeſu Chriſti, des allein wahrhaftigen Gottes.“ Hiernach war alſo Chriſtus als Sohn völlig verſchwunden und das geiſtliche Amt jeder Annäherung des Staates entzogen.

Der Fanatismus des Propheten ging bald auf ſeine Jünger über. Der reformirte Pfarrer Rudert zu Willingshauſen z. B. erklärte es auf einer geiſtlichen Conferenz für eine Schmach ſeiner Kirche, wenn man ſie ferner als eine reformirte anſehen wolle. Seine Beförderung zu einer Stelle in der Hauptſtadt folgte bald nach. Auf der anderen Seite fehlte es nicht an Gegnern der neuen Richtung. Der bedeutendſte derſelben war Prof. Heppe in Marburg, der mit den gründlichſten Nachweiſungen in ſeinen Schriften die ganze Bodenloſigkeit jener Lehre aufdeckte und noch während der ärgſten Reactionszeit von den „unerhörten Schmähungen“ ſprach, welche die reformirte Kirche erfahren habe „indem ihr Bekenntniß und guter Name verläugnet und zum Hohne und Spott vor aller Welt gemacht“ ſei. Auch die theologiſche Facultät der Univerſität zu Marburg ſprach ſich, Heppe zum Ehrendoctor ernennend, in dieſem Sinne aus und die Geiſtlichen der reformirten Kirche Oberheſſens richteten am 20. Oktober 1852 auf einer Conferenz zu Ziegenhain an den Vorſtand des Miſſionsvereins das Erſuchen, ſeine einſeitige confeſſionelle Stellung zum Heile der Kirche aufzugeben. Endlich wies auch der Kirchenrechtslehrer Prof. Richter zu Berlin, früher in Marburg, in einem Gutachten die Grundloſigkeit der Vilmar'ſchen Lehre nach. Unter dem Eindrucke dieſes Gutachtens ſchien endlich dem auf die Bewahrung ſeiner vollen Souveränität eiferſüchtigen Kurfürſten ein Licht über die Staatsgefährlichkeit der Vilmar'ſchen Beſtrebungen aufzugehen. Er zeigte große Abneigung ge-

Digitized by Google

gen dieſelben und verſagte dem zum Generalſuperintendenten gewählten Vilmar die Beſtätigung. Dieſer Vorgang führte, Mitte 1855, Haſſenpflug's Sturz herbei. Vilmar wurde als Profeſſor an eben jene theologiſche Facultät verſetzt, welche über ihn den Stab gebrochen.

Im Sinne ſeiner Anhänger galt es nun erſt recht, für die Lehre einzuſtehen. Dazu bot ſchon jene Verſetzung einen Anlaß. Im Verfolge ihrer Grundanſchauungen waren ſie der Anſicht, daß der mit Mehrheit zum Superintendenten Erwählte dadurch eo ipso als von Gott zu dieſem Amte berufen gelte, ſodaß die landesherrliche Beſtätigung nur eine Anerkennung dieſer Thatſache ſei, alſo vom Landesherrn nicht verſagt werden könne. An dieſer Anſicht, wonach letzterer faſt ganz bei Seite geworfen war, hielten die betreffenden Geiſtlichen ſo ſehr feſt, daß ſie in einer am 6. Dezember 1855 beſchloſſenen Adreſſe an Vilmar ſagten, ſie wären, nachdem ſie in ſeiner Ernennung zum Profeſſor den höheren Willen des Herrn hätten erkennen müſſen, wohl bereit, ihre Gedanken den Gedanken Gottes nachzuſtellen, allein der thatſächlichen Durchführung dieſer ihrer Unterordnung unter den göttlichen Rathſchluß ſtehe in dem, durch die Wahl Vilmar gegebenen Rechte an das Superintendentur-Amt noch ein Hinderniß entgegen; ſolange er nicht darauf verzichtet, würden ſie durch Betheiligung an einer Neuwahl ſich „verſündigen", deshalb bäten ſie um ſeinen Verzicht. In dieſer Kundgebung kam der ganze Dünkel, die ganze Künſtlichkeit und Verſchrobenheit jener hierarchiſchen Anſchauung in unvergleichlicher Weiſe zum Ausdruck. Die Nichtbeſtätigung Seitens des Landesherrn, deſſen bloßen Willen dieſe Herren ſonſt ſelbſt über Verfaſſung und Recht zu ſetzen pflegten, ſollte an einer von ihnen vorgenommenen Wahl nichts ändern dürfen; aus der deshalb aufgeſtellten Behauptung aber, daß dieſe Nichtbeſtätigung einen unſtatthaften Eingriff in eine Anordnung des göttlichen Leiters der Kirche enthalte, folgte nothwendig, daß an dieſer Anordnung ſelbſt ein Verzicht des Gewählten nichts hätte ändern, ſondern daß etwa nur durch eine Wiederabwählung Seitens der Geiſtlichkeit eine Aenderung des göttlichen Willens hätte eintreten können. Die Anſicht von der Erhabenheit jenes Actes der äußeren Kirche über alle menſchlichen Dinge ließ ſich mit deſſen Abhängigmachung vom Willen des Gewählten um ſo weniger vereinigen, als die Herren doch auch ſchon in der landesherrlichen Nichtbeſtätigung den Rathſchluß Gottes anerkannten. Genau genommen, behaupteten ſie eine Auflehnung Gottes gegen Chriſtus als Leiter der Kirche. Freilich lag auch wiederum jene treubündleriſche Läugnung von Chriſti Sohnesſchaft vor, doch iſt es innerhalb der Secte zu keiner Auseinanderſetzung gekommen. Die Lehre ſelbſt wurde ja überhaupt nur je nach Bedürfniß zur Stütze der hierarchiſchen Idee benutzt. Die Leichtigkeit, mit welcher die Vilmaraner ſich über Widerſprüche hinwegzuſetzen pflegen, haben

Digitized by Google

ſie ebenfalls von ihrem Propheten geerbt. Wie leicht dieſer Anſichten wechſelte und wie leicht er ſich in Phantaſiegebilde einzureden liebte, zeigen folgende Beiſpiele.

Während er 1846 in ſeinen „Schulreden über Fragen der Zeit“ ſich ſehr entſchieden gegen jede Berückſichtigung von Zeitideen ausſprach, welche er als „borſtige Rüſſelheerde“ bezeichnete, erklärte er ſich im März 1848 im Programme des „Volksfreunds“ ſehr entſchieden für die damaligen Zeitideen. Während er 1848 in demſelben Blatte das Recht zur Revolution grundſätzlich vertheidigte und vergleichend ausrief: „Hätte man den Formalismus des äußern Rechts ſtreng feſtgehalten, die Reformation wäre nie zu Stande gekommen!“ bezeichnete er 1852 die Erhebung von 1848 als „die nichtswürdigſte aller Revolutionen.“ Während er im „Volksfreunde“ ſogar ſeine Stellung als Redacteur als „ein göttliches Amt“ oder als einen ihm „von Gott auf die Schultern gelegten Zeugenberuf“ bezeichnete, ſtellte er am 16. Juli 1851 eine beſondere Eidestheorie auf, der alles Göttliche fern liegt; behufs Rechtfertigung der vom Verfaſſungseid entbindenden unrechtmäßigen Verordnungen erklärte er nämlich den Landesherrn als den Herrn über alle politiſchen Eide, ihm würden dieſe Eide geſchworen und er trage ſie „auf ſeiner Seele.“ In ähnlichem Lichte erſchien das „göttliche Amt“ dieſes Redacteurs, als derſelbe zur Dienſtentlaſſung der eidestreuen Richter, an deren Ausſprüchen die ungeſetzlichen Verordnungen 1850 zu Schanden wurden, mit dem Ausſpruche hetzte, „das göttliche Recht“ könne denſelben, „da ſie es als Recht nicht wollten,“ auch ferner nicht anders entgegentreten als in der Form der Gewalt.“

Dieſelbe Art der Behandlung heiliger Dinge, dieſelbe Stärke in der Auslegung, dieſelbe Nichtachtung ihnen nicht paſſender vollendeter Thatſachen findet ſich bei jedem ſpäteren Auftreten der Vilmaraner. Sie erreichte eine gewiſſe Vollendung in der „Heſſenzeitung“, in welcher Vilmar mit Erfolg den Kurfürſten zu der Rolle brachte, die Verfaſſungsherſtellung, zu der er 1862 genöthigt war, als eine illuſoriſche erſcheinen zu laſſen, und ſie macht ſich gegenwärtig breit in dem Organe der „Renitenten“.

Der Grund, aus welchem der heſſiſche Staat der Ausbildung der Vilmar'ſchen Lehre keine Hinderniſſe entgegenſetzte, hing mit ſeinen politiſchen Verhältniſſen zuſammen. Beim Kurfürſten hatte nach Vilmar's Entfernung aus dem Miniſterium die Idee der Staatsgefährlichkeit der Lehre nicht weiter Raum gewonnen und er benutzte die Männer dieſer Richtung nach wie vor zu ſeinen Zwecken.

So überkam Preußen 1866 mit Heſſen dieſe kirchenpolitiſche Abnormität einer kleinen, ausgebauten, mittelalterlichen Kirchenfaſſung unter einer weſent-

lich katholiſchen, proteſtantiſch beklebten Fahne. Ueber die Zinnen dieſer Feſtung ſchauen die reformirten, aber ſich für lutheriſch haltenden Päpſte wunderlich, fremdartig, feindlich mit ſtolzeſter Verachtung der in den vollendeten Thatſachen liegenden Rathſchlüſſe Gottes in das neue Reich aus.

Karl Braun's neueſtes Werk.*)

Es gehörte eine zeitlang in Deutſchland zu dem Kennzeichen eines kritiſchen Kopfes, jede im Börſenblatt angezeigte Novität Karl Braun's mit dem Bemerken abzuthun: „Der Mann ſchreibt zu viel." Von welcher Zeit an das zuviel datirte, oder welche Doſis Schriftſtellerei dem Autor allenfalls zu geſtatten ſei, ſagte uns dagegen kein Kritikus. Auch jener Staatsanwalt, der ſein Plaidoyer mit dem Satze begann: „es lägen abermals viel zu viel Meineide zur Aburtheilung vor," blieb dem Vertheidiger die Antwort ſchuldig auf die Frage: „wie viele Meineide denn der Staatsanwalt für wünſchenswerth halte." Diejenigen, welche ſich dieſes unvollkommene Urtheil über Braun's Schriftſtellerei erlaubten, zerfielen in verſchiedene Klaſſen, von welchen jede aus verſchiedenen Gründen zu Braun's Schriften ſich ungefähr in daſſelbe Verhältniß gedrängt ſah, wie der Staatsanwalt zu den vielen Meineiden. Die erſte Klaſſe von Kritikern beſtand aus ſocialen und politiſchen Gegnern. Ihnen erſchien Braun's Schriftſtellerei überhaupt von Uebel, ſtellenweiſe ſogar verbrecheriſch. Denn ſie wußten genau, auch ohne Braun geleſen zu haben, daß jede ſeiner Schriften verſchiedene tödtliche Waffen gegen ſie ſchwinge, welche ſie ſelbſt in ihrer Rüſtkammer in dieſer Schärfe und Geſchliffenheit nicht beſaßen. Aber von den Freunden geſellte ſich mancher unter die Warner vor weiterer Production; auch unter ihnen mancher, der Braun's Sachen *nicht* geleſen hatte. Wohl aber war die Warnung pro aris et focis erlaſſen. Jeder hat nämlich nur ein beſtimmtes Maß von Freunden. Auch Karl Braun. Feinde hat mancher mehr als Freunde. Die Feinde haben aber die ungemüthliche Eigenthümlichkeit, lieber zu tadeln als zu loben. Auch das Gute iſt vor ihrem Tadel nicht ſicher, und wenn es ſo gut iſt, daß es nicht getadelt werden kann, ſo ſind ſie ſo unartig, Moltke's Strategie zu copiren: ſie ſchweigen es todt. Der Schriftſteller, der Freunde

*) Aus der Mappe eines deutſchen Reichsbürgers. Kulturbilder und Studien, 3 Bände. Carl Rümpler, Hannover, 1874.

Digitized by Google

und Feinde hat, ist also in Betreff des Lobes — abgesehen von dem neutralen Publikum — lediglich auf seine Freunde angewiesen; der Tadel kommt ihm ganz ohne sein Zuthun, namentlich dem politischen Schriftsteller, der mit der Rechten auf die Schwarzen, mit der Linken auf die Rothen oder auf irgend eine sonstige politische oder wirthschaftliche Abnormität losgeht. Die Freunde aber, namentlich diejenigen, die mit der Feder zu secundiren verstehen, die Einfluß haben in der Presse, sie haben wieder für jeden ihrer Freunde bei der colossalen literarischen Production in Deutschland nur einen bestimmten Raum, eine bestimmte Zeit zu vergeben, denn die Feinde wollen sie doch auch abthun. Wenn da ein einziger Freund des Jahres zu oft kommt mit lobesbedürftigen Anliegen — da geht's dem befreundeten Kritiker wie dem soliden Staatsanwalt, der mehr Meineide vor sich sieht, als absolut wünschenswerth sind. —

So menschlich dieser Standpunkt sein mag, dem ideellen Recht und Beruf der Kritik entspricht er nicht. Sie mißt nicht die Person, sondern die Sache; nicht das Quantum, sondern das Quale, das geboten wird. Und sie wird billig Den am höchsten schätzen, der in beiderlei Hinsicht das meiste bietet. Unter denjenigen, die auf volkswirthschaftlichem und auf politisch-nationalem Gebiete schriftstellerisch thätig sind, wird nun aber kaum irgend einer bessere Vorbedingungen besitzen, um mit Leichtigkeit eine Menge guter Schriften hervorzubringen, als derjenige, der vor und nach der Neugestaltung Deutschlands seit 1866 im Vordergrunde des parlamentarischen Lebens, unter den nationalen Parteien gestanden ist. Diese Grundlagen gedeihlichen und erfreulichen Schaffens vereinigt kaum ein Anderer so sehr in seiner Naturanlage, seiner Vergangenheit, seiner gegenwärtigen Stellung, als Karl Braun. — „Ich habe die schönste Zeit meines Lebens und vielleicht auch den bessern Theil meiner Kraft im Kampfe wider die Zersplitterung Deutschlands verwendet," schreibt er im Vorwort zu dem vorliegenden Werke. Ja, wer in dem harten, die Besten ermattenden, tagtäglichen Kampfe mit dem unter des Durchlauchtigsten Deutschen Bundes allergnädigsten Privilegio allmächtigen Particularismus seine parlamentarischen Sporen verdient und einen über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinausreichenden Ruhm sich erworben, der wird sicherlich auch einem spätern Geschlecht die Fülle des Lesenswerthen zu berichten haben. Aber mehr als das. Seine Augen sind in ganz anderer Weise, als diejenigen des preußischen Politikers selbst, geschult, inmitten der auf- und niederwogenden Leidenschaften und Tagesinteressen der Parteien, den nationalen Standpunkt und Plan der deutschen Vormacht zu erkennen. Und aus dieser Fähigkeit ergibt sich in einer parlamentarischen Thätigkeit, die auch nur das letzte Jahrzehnt, geschweige denn die doppelte Frist umspannt, wiederum eine ungewöhnliche Fülle höchst nützlicher und lehrreicher Wahr-

nehmungen. Last not least tritt dazu die Thätigkeit in den norddeutſchen Parlamenten ſeit dem Frühjahr 1867, dann im deutſchen Reichstag ſeit 1871. Wer einmal dem parlamentariſchen Leben dieſer letzten Periode angehört hat, und dann ſein otium cum dignitate außerhalb genießt, wird ſich allerdings ſehr wohlthuend berührt fühlen von der fröhlichen Objectivität, die ihm, fern von der Zinne der Partei, daheim ermöglicht iſt. Aber dennoch fühlt er auch wie eine Art von Heimweh und capitis deminutio den weiten Abſtand des Privatlebens von dem hohen Beruf, den die unzufriedenen Journaliſten Deutſchlands „die deutſche Geſetzesmacherei" nennen. Welche reiche Quelle des modernen Lebens unſeres Volkes fließt aus den Arbeiten der geſetzgeberiſchen Factoren des Reiches! Wie vertraut wird auch dem geringſten der Abgeordneten die Thätigkeit, in welcher Regierungen und Volk den Forderungen der Zeit wetteifernd gerecht zu werden trachten. Der Abgeordnete lernt Tag für Tag die Stimmungen kennen, welche die Vorlagen der Regierungen bei den Vertretern des Volkes wecken. Jedes wichtige Argument, das in dem vertrauten Kreiſe der Kommiſſionen, in der geheimen Berathung der Parteigenoſſen, jedes treffende Wort, das im offenen Parlament geſprochen wird, vernimmt er in dem Moment ſelbſt, da es zu Tage tritt, als das lebendige Wort des lebendigen Geiſtes. Er lernt vor Allem ſchätzen die diplomatiſche Arbeit des Abgeordneten, den Werth der Compromiſſe zwiſchen ſcheinbar unverſöhnlichen Gegenſätzen; er erkennt, daß auch in der praktiſchen Politik der Satz von dem Parallelogramm der Kräfte gilt, und die Diagonale die richtige Linie iſt zwiſchen zwei excentriſchen Kräften und Richtungen. Mit einem Worte: denjenigen halten wir am geeigneteſten, unſer öffentliches Leben der Gegenwart fruchtbringend zu ſchildern, dem ſein Geſchick eine ſo ehrenvolle und erfahrungsreiche Betheiligung an der Bewegung unſerer Tage angewieſen. —

Wenn Jemand behauptet, Karl Braun ſchreibe zu viel, ſo ſtreitet die Vermuthung dafür, daß er die Bedeutung der angeführten Momente unterſchätze. Er nimmt nämlich an, Braun habe das betreffende Werk in der letztvergangenen Friſt zu Stande gebracht. Allein das iſt — man darf wohl ſagen immer — unrichtig. Kein einziges Werk des fruchtbaren Politikers veröffentlicht Studien und Gedanken, welche aus der Welle des Tages geſchöpft ſind. Alle Werke Braun's, auch diejenigen, welche ſcheinbar nur einem Tagesintereſſe dienen, wie die „Vier Briefe eines Süddeutſchen" oder der „Frankfurter Schmerzensſchrei", „Während des Krieges" u. ſ. w. enthalten Material, das der Verfaſſer aus zeitlich ſehr entlegenen Erfahrungen und Studien entnimmt: bald aus ſeiner fachphilologiſchen Zeit, die faſt dreißig Jahre zurückliegt, bald aus ſeiner Thätigkeit im Volkswirthſchaftlichen Congreſſe, bald aus ſeinen ſpäteren parlamentariſchen Erinnerungen und

Studien. Rechnet man zu alledem ein unleugbares Geſchick in der Kunſt, die ſcheinbar trockenſten Stoffe in anſprechend-feſſelnder Weiſe zu behandeln: ſo iſt Karl Braun's Berechtigung und Bedeutung als Schilderer und Kritiker der bewegenden Ideen unſerer Zeit in einigen der Hauptbeziehungen dargelegt.

Dieſe reiche Kraft und Erfahrung beſchenkt uns am Ausgang des Jahres abermals mit einem dreibändigen Werke: „Aus der Mappe eines deutſchen Reichsbürgers." Aber wiederum nicht ſeit heute und geſtern war der Inhalt dieſer Mappe geſammelt. Die ſtattlichſten Arbeiten, die aus Braun's öffentlichem Wirken gefloſſen, ſind hier vereinigt. Längſt erfreuen ſie ſich der hohen unbeſtreitbaren Autorität, welche Reichsgeſetze genießen: ſo ſeine warmherzigen, warnenden Worte, die auf die Beſeitigung der polizeilichen Ehehinderniſſe abzielen, „das Zwangscölibat der Mittelloſen" in ergreifenden Farben ſchildern.*) Der Einwand iſt zu erwarten, warum Braun in ein Werk, das die Jahreszahl 1874 trägt, dieſe Arbeit aufgenommen habe, die Ende 1867 geſchrieben iſt. Doch dieſer Einwand, wenn er erhoben wird, zeugt nicht von großer Sachkenntniß. Die humanen Grundſätze, für welche der annectirte Neupreuße des norddeutſchen Bundes 1867 eintrat, ſind heute allerdings Gemeingut der Reichsgeſetzgebung — aber immerhin mit Ausnahme von Bayern. „Die bayriſche Regierung", ſagt der Verfaſſer in ſeinem „Nachwort von 1873", „bedang ſich in dem Schlußprotocoll vom 23. Nov. 1870 ausdrücklich aus, daß das Geſetz vom 4. Mai 1868 jedenfalls nicht zu denjenigen Geſetzen gehört, deren Wirkſamkeit auf Bayern ausgedehnt werden könnte." Und wenn auch die Härten der früheren bayriſchen Geſetzgebung ſeit 1869 vielfach gemildert ſind, ſo „genießt doch Bayern auch hier das bedauerliche Privileg, an der Spitze des Separatismus und an dem Schwanz der Civiliſation zu marſchiren." Andere der von Braun zuerſt in der Preſſe, und ſpäter theilweiſe in dem Referat der Reichstagscommiſſion begründeten wirthſchaftlichen Rechts- und Kulturreformen ſind glücklicherweiſe allgemein im deutſchen Reiche durchgegangen, ſo die Aufhebung der Wuchergeſetze und der Schuldhaft, welcher die Aufhebung der Lohnbeſchlagnahme auf dem Fuße folgte. Daß Braun auch dieſe Arbeiten hier wieder abdruckte, wird für Viele Intereſſe haben, welche ſich nicht blos über die lex, ſondern über die ratio legis orientiren wollen, und außerdem zeigen alle dieſe Abhandlungen**) recht deutlich, wie wenig die neue Schule der Katheder-ſocialiſten ein Monopol auf „ethiſches Pathos" hat, und wie lebhaft bei der, jetzt geringſchätzig mit „Nichts als Freihändler" bezeichneten volkswirthſchaft-

*) 2. B. S. 218—302.

**) ebda. S. 304—375.

lichen Richtung dasselbe ethische Pathos in bei weitem werkthätigerer Liebe und Hülfe für die Leiden des kleinen Mannes zu einer Zeit sich äußerte, wo diese geringgeschätzte Partei noch ausschließlich die öffentliche Meinung in Deutschland beherrschte. In diesem fröhlichen Bewußtsein ist wohl der Hauptgrund zu finden, welcher den Verfasser veranlaßte, diese Arbeiten hier nochmals zu reproduziren. Denn er sagt selbst in dem Vorwort an Eduard Lasker: „Das Erreichte bedarf der Abwehr gegen Rückströmungen, welche jeder großen Reform zu folgen pflegen und sie mit Untergang oder mit Verstümmelung bedrohen."

Eine dritte Gruppe der Rechts- und Kulturstudien Braun's, welche diese drei Bände enthalten, plaidirt für die Zukunft, wo es ein bürgerliches Recht geben wird im deutschen Reiche vom Fels zum Meer. Da werden alle diese Untersuchungen, die ein volles Jahrzehnt anhäufte in der Mappe des deutschen Reichsbürgers, uns zeigen, welch unzerstörliches Leben in ihnen kreist. Denn all die Probleme, welche er hier anregt und zu lösen sucht: „Die Vaterschaftsklage"*), „Die Wirthschafts- und die Rechts-Kultur" (1869), „Die Physiologie des Eigenthums und Erbrechts" (1865), „Zur Geschichte des deutschen Waldes" (1872), „Die Geschichte des Rheingauer Markwaldes" (1873),**) alle diese Fragen harren der Entscheidung durch das künftige deutsche Reichscivilgesetzbuch. Beiläufig bemerkt, steckt auch in allen diesen Arbeiten, namentlich in den letztgenannten, eine so achtungswerthe Fülle von Quellen- und Geschichtsstudien, daß kein zünftiger Gelehrter am Beginn des kathedersocialistischen Zeitalters unserer Tage sich ihrer zu schämen brauchte.

Wenn man versuchen will, den geehrten Leser über den sonstigen Inhalt der starken drei Bände kurz zu orientiren, so geschieht es wohl am raschesten nach dem topographischen oder internationalen Gesichtspunkt. Im ersten Band sucht der Verfasser die Beziehungen zu unsern Nachbarn aus eigenem Augenschein und eigener Erfahrung zu erörtern und zu klären (zunächst zu den Franzosen und Holländern); nur eine Abhandlung „auf dem Memeler Leuchtthurm" (1872) ist dem Entwicklungsgang der deutschen Geschichte in den letzten Jahren gewidmet; der zweite und dritte Band spielt auf heimischem Boden; der zweite verweilt bei der deutschen Küche, dem deutschen Wein und den deutschen Eigennamen, der dritte behandelt pathologisch und therapeutisch einige der vornehmsten unserer centrifugalen Gewalten, die Demokratie und den Ultramontanismus, die Rothen und die Schwarzen in auserlesenen Exemplaren: Johann Jacoby und Bischof Ketteler.

Es wäre nutzlos viel im Einzelnen über diese Abhandlungen zu sagen.

*) 2. Bd. S. 1873—218, geschrieben 1864.

**) Die letztgenannten Arbeiten Bd. 3, S. 119—293.

Digitized by Google

Denn ſo bunt und mannigfaltig die Reihenfolge der Bilder iſt, welche die drei Bände vereinen, ſo vielſeitig und anmuthend iſt jeder der einzelnen Stoffe behandelt. Selten iſt das franzöſiſche Volks- und Familienleben, namentlich die eigenthümliche Stellung der franzöſiſchen Frau im Hauſe, im Geſchäft, lebendiger und wahrer charakteriſirt worden, als in der dem Titel nach ſcheinbar nur zu einer Reiſeſkizze angelegten Arbeit „Dreimal in Nancy.“*) Bei dieſer Gelegenheit erhalten wir auch einen ſtattlichen Beitrag zur Geſchichte Altlothringens. Namentlich die Geſchichte des „Notars von Metz“ **) iſt höchſt lehrreich für die Leiſtungsfähigkeit des franzöſiſchen Glaubensfanatismus und der franzöſiſchen Glaubenseinheit. Daſſelbe Streben, ſich in die volle Eigenthümlichkeit, in die Vorzüge und Fehler eines benachbarten und obendrein uns ſtammverwandten Volkes einzuleben, begegnet uns in der erſten Studie „Bei Mynheer und ſeinem Nachbar.“ ***) Dieſe Studie verweilt mit gleicher Freude und Schärfe der Beobachtung bei den Eigenthümlichkeiten niederländiſcher Geſellſchaftsſitte und bei dem Bilde niederländiſcher Städte und Landſchaften wie bei den Sonderbarkeiten der holländiſchen Sprache und den hervorragendſten Erzeugniſſen holländiſcher Literatur — auch die albernen Deutſchfreſſereien des ſchwäbiſchen Renegaten und holländiſchen Schulmeiſters Herrn Sicherer bekommen dabei ihr Theil ab, ohne daß Herr Sicherer etwa befürchten müßte, bei dieſer Gelegenheit unter die holländiſchen Klaſſiker geſteckt zu werden. Wenn Braun ſelbſt in ſeinem Vorwort an Lasker die Befürchtung ausſpricht, ſein Streben nach Gerechtigkeit werde ihn „nicht vor Vorwürfen ſchützen gegenüber einer Nation, welche ſo außerordentlich empfindlich iſt, wie unſere Vettern in Holland“, ſo kann eine Thatſache doch ihm mildernde Umſtände bei dem Völkchen an der Schelde eintragen, die nämlich, daß die erſte Hälfte ſeiner Arbeit im Jahr 1869, die zweite im Jahr 1872 geſchrieben iſt, die dunkeln Punkte Hollands von 1870/71 alſo mit dem Mantel der Liebe bedeckt ſind. Wir Journaliſten wiſſen ebenſo wie z. B. die Militäriſchen Blätter von der holländiſchen Verwandtſchaft in dieſen kritiſchen Tagen ſo viel zu erzählen, daß wir kaum ſo glimpflich geurtheilt hätten, wie der Verfaſſer.

Was nun die Artikel Braun's aus der Heimath anlangt, über die deutſche Küche, den deutſchen Wein, von deutſchen Eigennamen, ſo möchten wir darüber, obwohl wir ganze Seiten mit den ſpannendſten Auszügen füllen könnten, doch am wenigſten verrathen und durchaus auf das Original verweiſen. So ſelten iſt bei vorwiegend politiſchen Schriften die Gelegenheit zu der Verſicherung gegeben, daß auch die Frauen großes Behagen bei der Lectüre em-

*) Bd. 1. S. 1—105.
**) ebda. S. 106—161. Geſchrieben 1866.
***) ebda. S. 169—314.

pfinden werden, daß der Fall, der die erwünschte Gelegenheit bietet, doppelt willkommen geheißen werden muß. Hier ist sie gegeben — man benutze sie, man wird es nicht bereuen!

Von den heiteren Wandelbildern endlich, welche unter dem schwermüthigen Titel „Centrifugale Gewalten" uns vorgeführt werden, um uns die wohlgetroffenen Charakterbilder Johann Jacoby's und des Bischofs Ketteler mit Humor und Freimuth zu zeichnen, verbietet uns theilweise die angeborene Bescheidenheit viel rühmendes zu sagen. Denn der Artikel über Johann Jacoby hat in der Hauptsache etwa vor Jahresfrist in den Grenzboten gestanden, anonym, weil er durch das Geheimniß des Verfassers doppelt wirken sollte, was in seltenem Maße gelungen ist. Denn Jedermann hat damals den Verfasser für ein wohlmeinendes Mitglied der Fortschrittspartei gehalten. Und zu dem Artikel über Ketteler ist vielleicht die erste Triebkraft auch aus dem Stamme hervorgegangen, auf dem die „grünen Blätter" wachsen!

So haben wir denn einen, freilich in dem harten Drange des letzten Quartals sehr flüchtigen Umblick auf den reichen Inhalt des neuesten Werkes Karl Braun's geworfen, und wir meinen diese Umschau nicht besser schließen zu können, als mit den Worten des Verfassers selbst in seiner Vorrede, die in tiefernster, bescheidener Weise eine bessere captatio benevolentiae an die Gunst des Lesers enthalten, als lange Auszüge sie werben könnten. „Es geht Einem" sagt Braun, „wie es Friedrich Rückert in jenem schönen Gedicht schildert. Man strebt seinem Sterne zu und hofft ihn zu erreichen. Solange er vor uns steht, ist es der Morgenstern. Aber auf einmal wird man gewahr, daß man schon an ihm vorbei ist und daß aus dem Morgen- der Abendstern geworden. Da sucht man denn bei diesem abnehmenden Glanze zu sammeln, was man etwa errungen; zu sammeln nicht für sich und die Seinen, sondern vor Allem für die Freunde und Gesinnungsgenossen, welchen man ohnehin von dem, was man etwa geleistet, den besseren Theil verdankt."

Möge den Verfasser, der so anerkennend die Beihülfe der Freunde bei seinem Thun würdigt, die Theilnahme der Freunde auch bei diesem neuesten Werke begleiten.

Hans Blum.

Vom preußischen Landtag.

Berlin, den 13. Dezember 1873.

Zeitungsleser und Berichterstatter sollten den Ultramontanen eine Dankadresse votiren. In dieser Landtagszeit der Berathung des Staatshaushalts mit ihren technischen Einzelheiten, für die man doch selbst von dem Leser kein

Intereſſe verlangen kann, der ſonſt den parlamentariſchen Verhandlungen gründlich folgt, da ſorgen die Ultramontanen jeden Mittwoch für einen ſchönen Principienkampf nach franzöſiſcher Art, wobei nichts herauskommt, der aber die Leidenſchaften aufregt und die perſönlichen Talente ins Licht ſtellt. Letzten Mittwoch war es die Diätenfrage, wohlgemerkt, die Frage der Diäten für die Reichstagsmitglieder; denn die Landtagsabgeordneten haben ſolche immer bezogen und in der letzten Legislaturperiode ſind dieſelben auf 5 Thaler pro Tag erhöht worden. Aber die Reichstagsmitglieder allerdings beziehen keine Diäten. Dafür gehen ſie aus dem allgemeinen, gleichen, unmittelbaren, geheimen Wahlrecht hervor. Man könnte fragen, was hat der preußiſche Landtag ſich um die Diäten des Reichstags zu kümmern? Aber das iſt ja gerade ultramontane Manöverkunſt, einer populären Frage ſich ſo zu bemächtigen, daß man dem gehaßten Reich zugleich formell und materiell einen Schlag verſetzt. Der Antrag des Centrums, das Abgeordnetenhaus wolle auf Einführung von Diäten für die Reichstagsmitglieder hinwirken, wurde indeß mittelſt einer von Lasker eingebrachten motivirten Tagesordnung abgelehnt, welche die formelle Incompetenz des Landtags betonte. In ſeinem Vortrag freilich wollte Lasker dem Landtag die Competenz wahren, in Sachen des Reiches mitzureden, wenn auch nicht als entſcheidender Faktor, und ſuchte nur auszuführen, daß im vorliegenden Fall der Gebrauch dieſer Competenz nicht zweckmäßig ſei. Die Ausführung fiel aber etwas geſchraubt aus. Die Sache iſt doch die, daß, wenn das Reich in das Gebiet der Einzelſtaaten eingreift, wenn auch auf Grund einer ihm bereits zuſtehenden Competenz, die Aeußerung der Einzelſtaaten einen natürlichen Anſpruch auf Gehör hat, und zwar ebenſowohl mittelſt der Landesvertretungen als mittelſt der Regierungsvertretung im Bundesrath. In das Gebiet ſeiner eigenſten Thätigkeit aber darf ſich das Reich nicht hineinreden laſſen, und dürfen die Freunde des Reichs nicht von außerhalb hineinreden wollen, ſonſt ſind wir am Anfang des Endes. Das heißt, wir würden da ſein; glücklicherweiſe ſind wir nicht da und brauchen nicht zu fürchten, dahin zu gelangen. Natürlich wurde wieder die Rede des Reichskanzlers aus dem conſtituirenden Reichstag des norddeutſchen Bundes angerufen: über die Verantwortlichkeit der Einzelregierungen gegen ihre Landesvertretungen für die Inſtruction der Bundesbevollmächtigten. Ich habe hier ſchon mehrmals bemerkt, daß das deutſche Reich mit dem norddeutſchen Bund ſtaatsrechtlich nicht zu identificiren iſt, daß die Verfaſſungen beider bei aller Aehnlichkeit doch einige Merkmale von durchgreifender Verſchiedenheit aufweiſen. Außerdem aber kann wenigſtens nicht unbedingt widerlegt werden, daß der Fürſt Bismarck auch damals nur an die Veränderung der Grenzen zwiſchen Bund und Bundesgliedern gedacht hat, nicht aber an die Leitung des Bundes ſelbſt. Zum Ueberfluß hat man die Verantwortlich-

keit des Bundeskanzlers vor dem Reichstag trotz jener Rede in die Verfassung aufgenommen und damit die Idee beseitigt, als bildeten die Landesvertretungen das Gesammtforum für den in seine einzelnen Bevollmächtigten zerlegten Bundesrath. Was die Diätenfrage selbst betrifft, so habe ich sie an dieser Stelle schon mehrfach behandelt. Da den Reichstagsmitgliedern nunmehr die freie Eisenbahnfahrt durch einen Beschluß des Bundesrathes zugesichert worden, so ist wenigstens ein oft geltend gemachter Grund für die Diätenbegehr erledigt. Sollte die Forderung dennoch wieder und wieder angeregt werden, so wird schließlich die Reichsregierung wohl gut thun, dem Verlangen des Reichstags und der öffentlichen Stimme nachzugeben. Aber nur um den Preis einer Revision des Reichswahlgesetzes. Unter Beibehaltung des allgemeinen Wahlrechts und vielleicht auch der unmittelbaren Wahl wird man die geheime Wahl und die gleiche Bedeutung aller Wahlstimmen einer Prüfung unterwerfen müssen, und sich schlüssig zu machen haben, ob dafür nicht bessere Einrichtungen zu finden sind, welche die Bürgschaften ersetzen, und womöglich vollkommener ersetzen, die in der Ausschließung gewisser Elemente von der Wahlbewerbung lagen.

In der Mittwochsitzung vom 10. Dezember war die Berathung über den Diätenantrag des Centrums indeß nur das Vorspiel zu einer weit großartigeren Initiative derselben Fraktion. Es handelte sich um die Reichensperger'sche Resolution: der Staatsregierung die Aufhebung der seit dem Jahr 1871 eingeschlagenen Kirchenpolitik anzurathen.

Ein solcher Antrag, den man eine großartige petitio principii nennen konnte, lief Gefahr, einen lächerlichen und rein provokatorischen Eindruck zu machen. Um diesen Eindruck abzuwenden, bedurfte es einer von ungewöhnlichem Talent und ungewöhnlicher Wärme der Ueberzeugung eingegebenen Befürwortung. Und eine solche Befürwortung fand der Antrag. Wenn man bedenkt, daß die klerikale Fraktion in ihrer Mitte in der That sehr bedeutende Talente zählt, — wer wird leugnen, daß Windthorst ein parlamentarisches Talent ersten Ranges ist? — so kann man vielleicht schwanken, den Abgeordneten Peter Reichensperger das erste Talent seiner Partei zu nennen. Dafür ist er ohne Frage die durchgebildetste und vornehmste Persönlichkeit derselben. An ihn konnte ich nur denken bei dem Wunsche, das Centrum wäre bei der Bildung des Präsidiums berücksichtigt worden.

Peter Reichensperger ist ein homo liberalis im Sinne der lateinischen Sprache. Er hat ein Verständniß für alle großen und wahren Ideen, und wenn er demungeachtet einer Sache anhängt, die ihn zur Verleugnung mehr als einer fruchtbaren und für die Menschheit unentbehrlichen Idee zwingt so liegen solche Stellungen ja oft über dem Wahlkreis der einzelnen Persönlichkeit hinaus. Bei einem Mann von wahrhaft liberaler Geistesanlage aber

Digitized by Google

wird dann immer die Folge eintreten, daß er die einseitige Idee, in deren Dienst er steht, fort und fort bemüht ist, vor sich und vor Anderen in das Licht der wahrhaften Liberalität zu stellen; mit anderen Worten, diese Idee so darzustellen, daß sie alle Wahrheiten in sich begreift. So verfährt Reichensperger mit der katholischen Idee. Bei der schwierigen Aufgabe, der er sich am 10. Dezember unterzogen hatte, mitten im Kampfe dem einen kämpfenden Theil die Umkehr anzurathen, wählte er den ganz richtigen Ausgangspunkt, daß unter Umständen die Staatsweisheit gebietet, eine Maßregel zurückzunehmen, wenn ihre Folgen gegen alle Erwartung ausfallen. Er suchte dann die Reichstreue der klerikalen Partei nachzuweisen, und konnte es seinerseits mit vollem subjectivem Rechte. Mit einer Bildung und Geistesanlage, wie sie Reichensperger besitzt, wird man bis zu einem gewissen Grade ein deutscher Patriot sein, wenn man die deutsche Nation und ihren Geist kennt. Reichensperger — wir würden es glauben, ohne daß er es ausspräche — hat seinerseits nicht auf den Sieg der Franzosen gehofft, sondern das Seinige gethan, die Theilnahme des katholischen Süddeutschland am Nationalkampfe herbeizuführen. Mit Recht konnte er auch an seine conservative Haltung zur Zeit der preußischen Nationalversammlung von 1848, greulichen Andenkens, erinnern. Mit Recht auch an die Todfeindschaft, die im Grunde trotz aller theilweisen Bundesgenossenschaft zwischen dem Katholicismus und der materialistisch cynischen Internationale besteht.

Aber was folgt aus dem Allen? Sind das alles Gründe, die Wahrung der Staatshoheit über alle Confessionen zu vernachlässigen? Die Politik dieser Vernachlässigung hat unter einer romantischen Regierung in Preußen geherrscht und die bösesten Früchte getragen! Denn — und das vergaß Reichensperger zu beachten — auf dem Boden dieser Politik hat die römische Kirche Anstalt gemacht, den protestantischen Staat aus den Angeln zu heben, seine äußere Politik zu bestimmen, seine Unterwerfung unter Oesterreich dauernd zu machen und seine ganze Geschichte rückgängig. Indem der Redner versuchen mußte, den angreifenden Theil als den schuldlos angegriffenen darzustellen, konnte er mit aller seiner Bildung und aufrichtigen Ueberzeugung den Mitteln der Parteisophistik nicht entgehen. Als auffallende Beispiele heben wir die folgenden hervor. Der Redner entlehnte einem Schreiben des Erzbischofs Ledochowski die Wendung, der Heiland und die Apostel hätten das Evangelium gepredigt ohne Erlaubniß des Staats. Nun denn, weiß Herr Reichensperger nicht, daß die Stiftung des Christenthums die größte Revolution war, die je vollzogen worden, die Lossagung des zur himmlischen Reinigung aufgerufenen Gemüths von der ganzen bestehenden Welt mit ihrer sittlichen Fäulniß? Seitdem hat aber das Christenthum, nach dem evangelischen Wort, sich als der Sauerteig bewährt, der eine Welt

Digitized by Google

durchdrungen und neu gebildet. Das ist gerade die ungeheure Anmaßung, um nicht zu sagen, der Aberwitz der römischen Hierarchie, daß sie mit unerhörter Ueberhebung auf den Alleinbesitz des Christenthums pochend, das Recht der permanenten Revolution gegen die gesammte weltliche Ordnung in Anspruch nimmt, welches Christus nicht einmal in seiner Zeit den Seinigen erlaubt hat, weil er ihnen einmal die Gewalt verbot, und zweitens sie aufforderte dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, was damals allerdings nur äußerliche Leistungen bedeuten konnte.

Der Redner steigerte sich zu der geistreich anzüglichen Wendung, daß einen Kampf, wie den jetzt vom Staat geführten, nur ein Titane unternehmen könne, mit dem Bewußtsein: après moi le déluge. Die anderen Sterblichen, so meinte der Redner, hätten jedoch die Pflicht, sich auf den Fortbestand der Gesellschaft einzurichten und an deren Frieden zu denken. Als ob dieser Friede anders zu gewinnen stände, als durch Unterwerfung unter oder durch Sieg über den römischen Theil! Sehr effectvoll schloß der Redner mit dem patriotischen Wunsch, daß der Staat Preußen die Erfahrung nicht machen möge, an dem unzerstörbaren Eckstein zu zerschellen.

Der Kultusminister Falk antwortete stark, nüchtern und wirksam, sich der handgreiflichen Thatsachen bedienend, welche der kämpfende Ultramontanismus zum Vorschein bringt. Am wirksamsten aber war die Einbringung des Gesetzentwurfs über die bürgerlichen Standesregister und über die Bekundung der gesetzlichen Eheerfordernisse vor dem bürgerlichen Forum. Denn darum, und um weiter nichts, handelt es sich bei der sogenannten Civilehe. Nicht der Geistliche, sondern die bürgerliche Obrigkeit sagt fortan zu den Brautleuten: Eurer Ehe steht von Rechtswegen nichts entwegen, und sie wird auf Grund Eurer Erklärung in allen rechtlichen Folgen geschützt sein. Das sittliche Bedürfniß, die Ehe als ein hoch sittliches Band, als einen heiligen ewigen Bund durch die Kirche geweiht zu sehen, wird durch die Civilehe nicht ersetzt, nicht gehindert und hat mit derselben gar nichts zu thun. Die rechtliche Sicherheit des Ehebundes kann aber in einer Zeit des confessionellen Streites durch die Civilehe nur gewinnen, wenn er gegen die verderbliche Benutzung zur Proselytenmacherei und Gewissensbedrückung dadurch gesichert wird.

In der Sitzung vom 13. Dezember sollte die definitive Wahl des Präsidiums stattfinden. Man hatte Weiterungen seitens des Centrums gefürchtet. Statt dessen beschämte namens desselben der Abgeordnete Windthorst die Majorität durch den Antrag, das Präsidium mit Acclamation wiederzuwählen, in welchem der zahlreichen Fraktion des Centrums eine Vertretung versagt worden.

C—r.

Digitized by Google

Pariſer Briefe.

Paris, 13. Dezember.

Es iſt vollbracht! Schweigend verließ die Menge, die dem Schluſſe des Prozeſſes Bazaine angewohnt, den Saal von Trianon; ſchweigend hörte ſogar die Bevölkerung der Hauptſtadt das entſetzliche Verdict. Einen Augenblick lang ging das dunkle Gefühl einer erdrückenden Verantwortung durch die Maſſen; erſt den republikaniſchen Blättern des folgenden Morgens war es beſchieden, das ganze Land erleichtert aufathmen zu hören. Nun ward der tapfere Bürger wieder ſtark, und begann die laute Bewunderung der ewigen Gerechtigkeit, nun ballten ſich bereits die Fäuſte bei dem Gedanken der Begnadigung, und in dieſem Augenblicke iſt kaum noch ein Zweifel, daß ein großer Theil des franzöſiſchen Volkes wirklich nach dem Blute des Marſchalls gelechzt hat. Sprechen doch die republikaniſchen Blätter der Provinz unumwunden ihre Unzufriedenheit mit dem Gnadengeſuche des Kriegsgerichts und mehr noch mit der Gnadenertheilung Mac Mahon's aus. Und iſt, im Grunde genommen, dem großen Haufen dieſe Stimmung zu verargen? War Bazaine wirklich ſchuldig der ungeheuren Verbrechen, deren die „öffentliche Regierung", wie der Regierungscommiſſar General Pourcet ſich einmal ausdrückte, ihn anklagte, wie wollte man dann dieſe Strafumwandlung rechtfertigen, nachdem man der Mitglieder der Commune mehr als ein Dutzend erſchoſſen? Die Menge verſteht eben nicht, daß es nur galt, einen Sündenbock zu finden, auf deſſen Haupt alle Schmach, die Frankreichs Glanz ſeit drei Jahren verdunkelt, abgewälzt werden könnte; ſie iſt mit einem Worte zu naiv, um den eminent politiſchen Charakter des Prozeſſes Bazaine zu begreifen.

Und doch liegt dieſer Charakter ſonnenklar zu Tage. Man höre Gambetta's „Republique française": „Der Tag der Gerechtigkeit iſt da," jubelt ſie. „Von allen Franzoſen haben ihn unſere unglücklichen Brüder in Elſaß und Lothringen mit größerer Ungeduld als ſonſt Jemand erwartet. Nun dieſer Tag gekommen, ſind ſie unſer erſter Gedanke. Welch ein Troſt in ihrem Unglück, ihre Blicke nach Frankreich richten und es als ihrer Achtung und Liebe noch immer würdig erkennen zu können!" Und das „Avenir militaire", ein mehr oder weniger officiöſes Organ der Armee, indem es das Verdict von Trianon als den „Anfang der Wiedergeburt eines ganzen Volkes" feiert, bricht in die ſublimen Worte aus: „Turenne, Fabert, Richelieu, Mazarin können zufrieden ſein; ſie haben ihre Nacheiferer gefunden. Einem Prinzen von Orleans war es beſchieden, im Namen des Kriegsgerichts, den unumſtößlichen Prinzipien, den herrlichen Reglements von 1832 und

1833, mit welchen die Juliregierung und die gelehrten militärischen Deputirten jener Epoche Frankreich beschenkt haben, die Weihe zu geben." Wem käme da nicht der Gedanke, daß der Besiegte von Metz dem Herzog von Aumale nur als Piedestal für seinen Wiedereintritt in die Armee gedient habe? Sei dem wie ihm wolle, Thatsache ist, daß der erste Gedanke der Blätter aller Parteien beim Ausgange des Prozesses den politischen Folgen desselben galt. Und ist er nicht das Signal zu einer neuen Entfesselung der wüthendsten Parteileidenschaften gewesen? Haben nicht die Einen sofort die Verurtheilung von Bazaine's „Helfershelfern", die Anderen die Köpfe der Septembermänner verlangt? Und dennoch ist das der Tag der „Wiedergeburt" des französischen Volks!

Man hat den Prozeß Bazaine eine Komödie genannt. Ich fürchte, die Geschichte wird ihn als eine der traurigsten und abstoßendsten Seite der großen Tragödie verzeichnen, welche sich „der Verfall der französischen Nation" benennt. Ein Volk, dessen Parteien seit drei Jahren täglich bereit sind, ihrem egoistischen Interesse zuliebe das Vaterland in das Chaos zu stürzen, verdammt einen Feldherrn, weil er, als Alles verloren schien, auch auf die politische Rettung des Staates bedacht war! Der Angehörige einer Prätendentenfamilie bricht den Stab über einen Soldaten, der gegenüber der Anarchie festhielt an der Dynastie, welcher er Treue geschworen! Ein Marschall, der nur durch eine zufällige Verwundung vor dem Schicksale bewahrt wurde, eine Capitulation vollziehen zu müssen, die mit ganz anderem Rechte, als die Bazaine'sche, den Charakter einer Capitulation im freien Felde trug, der von dem Vertheidiger Lachaud deutlich genug einer Intrigue beschuldigt ward, die gegen ihn die Anklage politischer Kriegführung ebenso rechtfertigen würde, wie gegen den unglücklichen Befehlshaber der Rheinarmee — er degradirt einen Marschall, weil derselbe Frankreichs letzte Armee nicht nutzlos hinschlachten oder Hungers sterben ließ! Ja, hätte sich wenigstens die Anklage des Verraths aufrechterhalten lassen, wie sie der wahnsinnige Dictator von Tours gegen Bazaine geschleudert und wie sie das bis zur Tollheit eitle Volk ihm seitdem nachgebetet hat! Aber nicht einmal der Regierungscommissar hat gewagt, auf ihr zu bestehen, und es ist eine grobe Unwahrheit des Gambettaschen Organs, das berüchtigte Manifest von Tours durch das Urtheil des Kriegsgerichts für gerechtfertigt zu erklären. Bazaine ist lediglich aus jenen Paragraphen des Militärstrafgesetzbuchs verurtheilt worden, aus denen man bei einigem guten Willen jeden capitulirenden Festungscommandanten verurtheilen kann. Das aber stand im Voraus fest: sobald er aus diesen Motiven verurtheilt wurde, war die Umänderung der Strafe eine unumgängliche Nothwendigkeit. Und dadurch mußte das Verdict des Kriegsgerichts in seiner eigentlichsten Bedeutung vernichtet werden. Herr Thiers hatte dies

Digitized by Google

längſt vorhergeſehen, vielleicht nicht er allein, aber jedenfalls war er der Einzige, der den Muth hatte, nach dieſer Einſicht zu handeln: er iſt bekanntlich ſtets ein Gegner des Prozeſſes Bazaine geweſen. Daß man ſeine Warnung überhörte, war ein ſchwerer politiſcher Fehler. Wo iſt die Volksgunſt wandelbarer, als in Frankreich? Bazaine hat durch ſeine Haltung in dem dramatiſchen Abſchluß ſeines Prozeſſes den unſchätzbaren Vortheil gewonnen, daß er mit heldenmüthiger Würde von der Bühne abtreten konnte. Das wird ihm in der Nation unvergeſſen bleiben. Wer bürgt dafür, daß ſie ihn nicht eines Tages als Retter des Vaterlandes aus ſeinem Kerker zurückruft?

Unter dem alles Andere überwiegenden Eindrucke der Entſcheidung in Trianon iſt den Vorgängen im Verſailler Theaterſaale in jüngſter Zeit wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt worden. Ohnehin pflegen ſich die Budgetdebatten, wie überall, ſo beſonders in Frankreich nicht der Vorliebe des Publikums zu erfreuen. Auch die Nationalverſammlung ſelbſt ſucht über das nüchterne Geſchwätz möglichſt ſchnell hinwegzukommen. Nichtsdeſtoweniger war die Berathung des Etats der Ausgaben für das Miniſterium des Auswärtigen auch diesmal nicht arm an intereſſanten Zwiſchenfällen. Lebhafter als ſonſt wurden die enormen Gehaltsſätze der einzelnen Botſchafter bemängelt und zugleich laute Klage über die Aemterſucht geführt. Natürlich bedurfte Herzog Decazes nur eines einzigen Fingerzeiges auf die Pflichten, welche das Preſtige der großen Nation auferlegt, und das Reſſort war mit impoſanter Majorität geborgen. Doch hatte ihm Herr Gambetta vorher ein Verſprechen abgepreßt: er ſoll innerhalb 14 Tagen ein Gelbbuch vorlegen, wie das unter dem Kaiſerreich üblich war. Wir werden alſo in kürzeſter Zeit Aufſchluß erhalten, wie Mac Mahon's Regierung das Werk der Rehabilitirung Frankreichs in Europa bisher betrieben hat, d. h. ſoweit es ihr gefällt, Herrn Gambetta und uns in ihre Karten ſehen zu laſſen. Und allzu freigebig wird ſie in dieſem Punkte nicht ſein. Von größerer Bedeutung iſt das Hinderniß, welches der klerikale Heißſporn du Temple mit der Interpellation über die Wiederbeſetzung des Geſandtſchaftspoſtens beim Könige von Italien dem Miniſterium zwiſchen die Füße geworfen hat. Die Vertagung dieſer Anfrage auf 6 Monate — das bekannte Mittel zur Beſeitigung mißliebiger Anträge — wurde abgelehnt; ſie ſoll nach Erledigung des Budgets zur Verhandlung gelangen. Die Schildknappen „Heinrich's V." ſcheinen wirklich der Meinung geweſen zu ſein, daß, nachdem bei der jüngſten Kriſe der ihnen ſo verhaßte Fournier endlich zurückgetreten war, das Miniſterium Broglie die ungeheuere Thorheit begehen und jenen Poſten nicht wieder beſetzen würde. Um ſo begreiflicher ihre Wuth, als der freiſinnige Noailles zu Fournier's Nachfolger am Quirinal ernannt und dort als persona gratissima acceptirt wurde. Jetzt riß ihnen die Geduld; ſie wollen endlich wiſſen, ob unter dem Regime des „ordre moral"

die zweideutige Politik des gottlosen Thiers fortgesetzt oder ob Frankreich seine nur zu lange verleugnete „Mission zum Heile der Christenheit“ wieder aufnehmen soll. Herzog Decazes, oder wer sonst zur Zeit der Beantwortung der Interpellation das Portefeuille des Aeußern innehaben mag, wird freilich die Klippen mit mehr oder weniger Geschick zu umschiffen wissen. Nichtsdestoweniger darf man gespannt sein, in welchem Tone, mit welchem Grade von Wahrheit und Wärme die dermalige Regierung Frankreichs ihre „guten Beziehungen“ zu Italien darlegen wird.

Etwas weniger glatt, als die Berathung des Ausgabeetats, scheint diejenige des Einnahmeetats von Statten gehen zu wollen. Das große Problem der Erfindung neuer Steuern, welche dauernde Sicherheit vor dem Deficit gewähren würden, ist noch immer ungelöst. Thiers ist an ihm gescheitert; ob dem gegenwärtigen Finanzminister Magne die Lösung gelingen wird, steht bei der Zukunft. Sein Vorschlag, den Frachttransport und die Checks zu besteuern, stößt auf starken Widerspruch. Und nicht mit Unrecht. In einem Augenblick, wo über die Verödung der Französischen Häfen geklagt wird und die Regierung alle möglichen Anstrengungen zur Abhülfe verspricht, ist zum mindesten die Besteuerung des Waarentransports eine seltsame Idee. Oder liegt nicht etwa auf der Hand, daß alle näher an der Grenze, als an der Küste liegenden Punkte ihren überseeischen Waarenbedarf, um den Transport auf französischem Gebiete soweit wie möglich zu vermeiden, über ausländische Häfen beziehen würden? — Macht aber Herr Magne mit seinen Vorschlägen kein Glück, dann dürfte der Quell von allerlei möglichen und unmöglichen Steuerprojecten, welcher in Frankreich die letzten Jahre hindurch so lustig gesprudelt hat, wohl endlich einmal bis auf den Grund erschöpft sein. Und dann? Die ganze Bourgeoisie, Herrn Thiers an der Spitze, überläuft es kalt, wenn sie immer von Neuem das Gespenst der Einkommensteuer auftauchen sieht.

Aber so weit sind wir noch nicht. Einstweilen beschäftigt die französische Legislative die große Sorge um die „starken Garantieen der Ordnung“. Wie „ernst“ die Regierung ihre Aufgabe nimmt, zeigt ihre Gesetzvorlage betreffs der Ernennung der Maires. In den Departements-, Arrondissements- und Cantonshauptorten, also so ziemlich in sämmtlichen Städten, sollen die Maires durch den Präsidenten der Republik, in allen übrigen Gemeinden durch den Präfecten ernannt werden. Seltsam, dieselben Conservativen, welche vor zwei Jahren die Decentralisation als Frankreichs einziges Rettungsmittel priesen, rufen heute nach einem Centralismus, wie ihn der Bonapartismus straffer nicht gekannt. Schon die ersten Anfänge der Selbstverwaltung haben ihnen ein wahres Grauen eingeflößt. Welch ein Triumph für den Cäsarismus, daß man so bald in sein Geleise zurückkehrt! Freilich, die Republika-

ner werden sich sträuben gegen den Entwurf, aber schwerlich mit besserem Erfolge, als er ihrem Ankämpfen gegen die Reaction bisher beschieden war. Ein rettender Balken nach den andern, an den sie sich angeklammert, geht zu Grunde, und es gehört wahrlich eine ganz eigene Sorte von Selbstvertrauen dazu, die Aussichten der Republik unwandelbar als hoffnungsvoll zu schildern. Der Dreißigerausschuß, welcher die zur Befestigung der Republik nothwendigen Gesetze vorberathen soll, ist bis auf wenige Mitglieder aus Monarchisten zusammengesetzt. Er hat seine Arbeit damit begonnen, daß er seine Aufgaben auf den Kopf stellte. Statt mit der Berathung der sog. constitutionellen Gesetze den Anfang zu machen, hat er sich mit aller Macht auf das Wahlgesetz geworfen, in der Absicht, das allgemeine Wahlrecht zu beschneiden; die constitutionellen Gesetze sind einer Untercommission zum „Studium" übergeben, d. h. ad calendas graecas verschoben. Kurz, wir stehen vor dem verewigten Provisorium. Und leider auch vor den schlimmsten Folgen desselben. Handel und Wandel stocken mehr als je. Schon hat der Minister des Innern eine Unterstützung von 40.000 Frcs. für das darbende Proletariat der Hauptstadt gefordert. In der That, es sind alle Aussichten vorhanden, daß die Regierung Mac Mahon's dereinst als die Aera der sieben mageren Jahre in der Geschichte verzeichnet stehen wird.

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 14. Dezember.

An dem Tempel, aus dem ich eben zurückkehre, sind die Hände der Menschen noch in voller Arbeit begriffen. Ich meine den Neubau von Sachse's „Internationalem Kunstsalon". Ein nothdürftig hergerichtetes, bei Weitem nicht hinreichend tiefes Zimmer ist zur Aufstellung von Hans Makart's kolossalem Gemälde „Caterina Cornaro in Venedig" schwerlich ein sonderlich geeigneter Ort. Indeß, wir müssen schon dankbar sein, daß uns dies Paradestück der Wiener Ausstellung hier überhaupt vorgeführt wird. Und in der That, die Zahl der Beschauer beweist, wie wenig die Berliner es an dieser Dankbarkeit fehlen lassen. Unablässig strömen sie herzu, und ihr Urtheil ist eitel Lob und Bewunderung.

Nicht ganz mit Unrecht. Das Bild enthält eine Mannigfaltigkeit, und vor Allem eine Kraft des Colorits, wie sie in solchem Maße nur selten gesehen wurden. Man tritt an Makart'sche Schöpfungen mit großen Erwartungen in dieser Richtung heran; trotzdem ist man hier im ersten Augenblick wie betäubt von der Gewalt der Farbenpracht, wie von der Großartigkeit der Combination. Aber das coloristische Moment macht auch die ganze Bedeutung des Bildes. Wir sehen ein historisches Gemälde vor uns, aber ohne

eine weltgeschichtliche Idee, ohne eine große Situation. Die Königin von Cypern ist zu Besuch in ihrer Vaterstadt und empfängt die Begrüßungen ihrer in großer Menge herandrängenden Landsleute — das ist Alles. Wer in Caterina's Zügen nach einem bedeutenden Gedanken, ja überhaupt nach Ausdruck sucht, müht sich vergebens. Dem Künstler diente das historische Sujet offenbar nur als Gelegenheit, in einer reichen Composition der Trachten und Menschen der Lagunenstadt die Genialität seines Colorits einen alle seine bisherigen Erfolge übersteigenden Triumph feiern zu lassen. Dabei ist anzuerkennen, daß er die Manier der Glanzepoche der Italiener historisch getreu, hie und da vielleicht mit etwas gesuchtem Realismus nachgeahmt hat. Aus welchem Grunde man aber dies Bild als speciell der venetianischen Schule nachgebildet, ja unmittelbar an Tizian erinnernd, bezeichnet und bewundert, ist schwer einzusehen. Wo fände sich auf diesem ganzen Gemälde jener unbeschreiblich zarte und doch so lebenswahre und so lebenswarme Farbenton des Fleisches, der jedem Beschauer von Tizians Lavinia unvergeßlich bleibt? Nein, die weiblichen Hauptfiguren erinnern, dünkt mich, weit eher an Giulio Romano. Indeß, der Künstler hat offenbar keine Schule vorwiegend nachahmen wollen, er ist eklektisch verfahren und hat dadurch seiner Schöpfung eine lebensvolle Abwechselung verliehen. Unter den männlichen Nebenfiguren begegnen wir mehr als einer trefflich charakterisirten, lebensvollen Gestalt. Nicht das Gleiche läßt sich von den Frauen sagen; nur zwei Weiber aus dem Volke sind anmuthige Erscheinungen. Die Kinderfiguren endlich sind fast durchweg mißlungen. Auch die Zeichnung erweist sich bei näherer Prüfung keineswegs tadellos. Alle diese Bedenken indeß thun der Thatsache keinen Eintrag, daß hier, vom coloristischen Standpunkte beurtheilt, eine wahrhaft großartige Leistung vorliegt. Welch' eine reichhaltige Scala von Nüancen der rothen Farbe wird da vor unsern Blicken entfaltet! Welch weiter Spielraum vom hellsten Licht bis zu den dunkelsten Farbentönen, deren Makart's Pinsel ja in ganz besonderem Grade Meister ist! Mag immerhin der Vorwurf laut werden, daß hier die Virtuosität auf Kosten der wahren Kunst sich breitmache, etwas Außerordentliches bleiben dieses Künstlers Schöpfungen doch.

Zum mindesten hat die Berliner Malerwelt der „Caterina Cornaro" nichts zur Seite zu stellen. Wer die „Permanente Ausstellung des Vereins Berliner Künstler" durchwandert, wird sich leicht davon überzeugen, ohne daß jedoch diese Sammlung irgendwie unterschätzt werden soll. Das historische Gemälde fehlt so gut wie ganz in derselben, es sei denn, daß man zwei im Charakter der Genremalerei gehaltene, im Uebrigen mit guter Charakteristik und bemerkenswerther coloristischer Technik ausgeführte Rococobilder von Golmberg und Kloys, oder die in etwas übertrieben romantischer Färbung

Digitized by Google

gehaltene und nicht grade besonders fein ausgeführte Composition von Tschautsch „Schneewittchen" hierher rechnen will. Auffallend ist, daß die Scenen des letzten Krieges so wenig benutzt worden sind. Die beiden einzigen in diese Kategorie gehörigen Stücke legen größeren Werth auf das landschaftliche Moment, als auf die kriegerische Action. Zum mindesten gilt dies von Kolitz' „In der Gegend von Le Mans" — eine unheimlich düstere sehr wirkungsvolle Winterlandschaft. Auch über L. Braun's „Befreiung bairischer Kriegsgefangener" liegt ein eigenthümliches Zwielicht, in welchem die bairischen Chevauxlegers wie rächende Schatten daherfahren, um einer französischen Colonne die gefangenen Brüder abzujagen. Im Ganzen macht sich in dem Bilde doch ein zu großer Mangel an Klarheit bemerklich.

Bei weitem die Oberherrschaft hat in der Ausstellung die Landschafts- und die Genremalerei. In letzterer sehen wir namentlich von O. Becker und A. Lüben Treffliches geleistet. Von welch drastischer Lebenswahrheit ist Becker's „Nach der Zeche"! Ein biederer Bauersmann hat sich beim Glase gütlich gethan, und zwar recht gründlich; wollte er's leugnen, seine Nase würde ihn unbarmherzig Lügen strafen. Nun geht's ans Bezahlen: mit welch hochernster Miene 'er die Westentasche bis in die kleinsten Falten durchsucht; aber da will sich kein Kreuzer mehr finden. Halb wartend, halb drohend hat sich die Kellnerin an ihn herangedrängt, derweil der wohlsituirte Förster, behaglich vor seinen Bierkrug hingepflanzt, der Entwicklung der Dinge schmunzelnd zuschaut. Dasselbe thun wir; nur daß wir nicht das Glück haben, die Lösung des Knotens mit ansehen zu dürfen. Von gleicher Naturwahrheit, nur ein wenig gar zu derb realistisch, ist Lüben's „Aschermittwoch". In einer engen mittelalterlichen Straße lehnt am frühen Morgen eine stark derangirte Maske an einer Hausthür, vergebens das Schlüsselloch suchend und mit jenem Ausdruck in den Zügen, den nur der zu würdigen weiß, den auch einmal der Menschheit ganzer Jammer angefaßt. Neben dem Unglücklichen erblicken wir den treuen Hund, doch nicht als fürsorglichen Wächter, auch nicht als mitleidigen Freund, sondern auch ihn offenbar in ganz ähnlicher Verfassung wie seinen Herrn. Was Wunder, daß die zur Frühmesse vorüberschreitende Matrone sammt ihrem Diener starr dasteht vor „Horreur" über diese scandalöse Scene; auch die Bauersfrau schüttelt bedenklich den Kopf und selbst der Junge, den sie an der Hand führt, schaut ganz verdutzt drein und wagt nicht zu lachen. Möge den frischwangigen Bengel mit dem geflickten Kittel und der gewirkten Zipfelmütze der Seelenzustand der seltsamen Erscheinung dort stets ein eben so unlösbares Problem bleiben, als welches er ihm in diesem Augenblick erscheint! — Ein recht anmuthiges Bild ist eine „Marktscene" von Knorr. Den Mittelpunkt bildet ein alter Wallnußhändler, eben damit beschäftigt, einer kleinen Käuferin die Waaren abzuzählen. Wie schlau und doch wie gutmüthig der Graubart lächelt und wie sorglich ernst das herzige Blondköpfchen ihm zuschaut! — Von beneidenswerther ethnographisch-charakteristischer Bedeutung sind Suhrlandt's „Russische Pferdehändler". — Eine Mischung von Landschafts- und Genrebild ist Karl Arnold's „Abgefaßt": ein Wilddieb wird vom Förster ertappt, als er ganz sorglos daran ist, seine Beute auf dem Schlitten heimzuziehn. Den gleichen gemischten Character trägt Th. Schütz' „Sonntagabend im Dorfe." Der ganze Zauber der Dorfidylle liegt über dieser Composition von weiter Perspective, trefflicher Gliederung und edlem Realismus. Im Vordergrunde die ganze Familie eines alleinstehenden Bauernhauses in ungezwungenster Gruppirung: die Großmutter in der Bibel lesend, der Vater behaglich sein Pfeifchen rauchend, die Mutter des

Kleinsten wartend, während die größeren Kinder sich spielend tummeln. Weiter hinaus die prächtige Dorflinde und der Blick auf das bunte sonntägliche Treiben der Landstraße.

Unter den eigentlichen Landschaftsgemälden sind weitaus die wirkungsvollsten die im Calame'schen Style gehaltenen. So das Bild von v. Kamecke „St. Bartholomäi am Königssee" und dasjenige von O. Preß „der Kofftafall." Mehr in das idyllische Genre schlägt Schnee's „Mühle im Jura", eine durch klare Zeichnung, namentlich durch schönen Baumschlag bemerkenswerthes Bild. Die Hermes'schen Landschaften, denen man in dieser Ausstellung wiederholt begegnet, leiden meines Erachtens an Eintönigkeit, mir kommt bei ihrem Anblick das Schubert'sche Lied von der „bösen Farbe" nicht aus dem Sinne; wohin man sieht — Alles grün. Gar stimmungsreich ist Lier's „Abendlandschaft": eine weite Haide mit einsamem Bauerhof; vom dämmernden Abendhimmel heben sich die Gestalten der heimziehenden Feldarbeiter ab. Ueber dem Ganzen liegt die volle Weihe des Abendfriedens. Pflugradt's „Abend im Park" umhüllt ein romantischer Duft, während Krause's „Am Abend" die Intensität der abendlichen Farbentöne doch wohl etwas übertreibt. Bemerkenswerth ist übrigens, daß die weit überwiegende Mehrheit sämmtlicher Landschaftsbilder Abend- und Nachtstücke sind. Von letzteren verdienen drei Mondlandschaften Erwähnung, zwei von Douzette und eine von Erdmann; zwei von ihnen, wenn nicht alle drei, spielen an der schwedischen Küste. Alle stimmen darin überein, daß sie den Mond hinter Wolken verstecken; daß die Lichteffecte von magischer Gewalt sind, bedarf kaum erst der Versicherung.

Blumen- und Fruchtstücke sind mehrfach zu finden; als die hervorragendsten unter ihnen werden Baumgärtner's „vier Jahreszeiten" zu nennen sein. Unter den Thierstücken ist eins von O. Becker erwähnenswerth. Ein durch seine harmonische Zusammenstellung sanfter Farbentöne außerordentlich wohlthuend wirkendes Bild ist die von Oscar Begas für einen Festsaal in der Kaisergallerie gemalte weibliche Figur. Endlich verdienen auch zwei Portraits von Mioscheles Beachtung, das eine die Mutter des Malers, das andere Mazzini vorstellend. Von schwarzem Grunde hebt sich das scharfgeschnittene Gesicht des greisen Genuesers ab: diese hohe Stirn, diese eisernen Züge und diese seelenvollen Augen — in der That, das ist das Bild des unbeugsamen Doctrinärs, des fanatischen Verschwörers und des treuen Patrioten.

Zum Schluß sei noch der meisterhaften Blätter zu erwähnen, in denen die „Berliner Photographische Gesellschaft" jüngst die Kunstschätze der Dresdener Gemäldegallerie vervielfältigt hat. Jedes einzelne dieser Bilder ist ein Triumph der photographischen Technik. In der That, wenn die unsterblichen Meisterwerke der bildenden Kunst, zerstreut, wie sie sind, und von verhältnißmäßig Wenigen gekannt, fortan auf diesem Wege zum Gemeingut der Völker werden, dann ist die Photographie mehr als ein Gewerbe, dann ist sie in eminentem Grade ein Hebel der menschlichen Kultur. χ. χ.

Mit **Januar 1874** beginnt die Zeitschrift ein neues Halbjahr, **welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.**

Leipzig, im Dezember 1873.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXXII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 52.

Ausgegeben am 26. December 1873.

Inhalt:

	Seite
Aus den Reiseerinnerungen eines alten Malers. F. D.	481
Die renitenten Geistlichen in Hessen. II. Dr. Karl Wippermann.	489
Ein Schlußwort über Kirche und Staat in den Vereinigten Staaten. Prof. H. Jacoby.	501
In den russischen Ostseeprovinzen. α.	506
Dranmor's Dichtungen. J. B.	509
Heller-Andresen Handbuch für Kupferstichsammler. R. Bergau.	510
Pariser Briefe	512
Vom preußischen Landtag.	517

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von Georg H. Wigand in Cassel.

Leipzig, 1873.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Zu Weihnachtsgeschenk geeignete Werke

aus dem Verlage von **Fr. Wilhelm Grunow** in Leipzig.

Aus unsern vier Wänden.

Bilder aus dem Jugend- und Familienleben

von

Rudolf Reichenau.

T.-A. Cart. 1 Thlr. Eleg. geb. 1½ Thlr.

Hieraus einzeln:

Aus dem Kinderleben. Min.-Ausg. Cart. 16 Ngr.
Knaben und Mädchen. Min.-Ausg. Cart. 16 Ngr.
Auswärts und Daheim. Min.-Ausg. Cart. 20 Ngr.

Aus unsern vier Wänden.

Aus dem Kinderleben.

Von

Rudolph Reichenau.

Pracht-Ausgabe mit 66 Original-Zeichnungen von **O. Pletsch**, in Holzschnitt von **H. Bürkner.** 2. Auflage. Elegant cart. 4°. 2 Thlr. 10 Ngr., fein geb. in Originalband 3 Thlr. 15 Ngr.

Liebesgeschichten.

Neues aus den alten vier Wänden.

von

Rudolph Reichenau.

2. Auflage. Eleg. cart. Preis 24 Ngr. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

Am eigenen Herde.

Aus den neuen vier Wänden

von

Rudolph Reichenau.

Elegant cart. Preis 24 Ngr. Elegant geb. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

Mancherlei aus des Lebens Mai.

Illustrationen von **O. Pletsch.**
Gedichte von **Pauline Schanz.**
Eleg. cart. Preis 1 Thlr.

Unter uns Kleinen.

Illustrationen von **O. Pletsch.**
Gedichte von **Pauline Schanz.**
Eleg. cart. Preis 1 Thlr.

Gedichte

von

Alfred Meißner.

8°. eleg. cart. Preis 27 Ngr.

Ziska.

von

Alfred Meißner.

8°. eleg. cart. Preis 24 Ngr.

Werinherus.

von

Alfred Meißner.

Miniatur-Ausgabe. Eleg. cart. 16 Ngr.
Eleg. geb. Preis 26 Ngr.

Album

plattdeutscher Dichtungen,

Miniaturausgabe.
Eleg. gebunden mit Goldschnitt. 1½ Thlr.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** ist erschienen:

Geschichte der Mauren in Spanien

bis auf die Eroberung Andalusiens durch die Almorawiden

(711—1110)

von

R. Dozy,

Ritter des Ordens Karl III. von Spanien, correspondirendem Mitglied der Akademie für Geschichte Madrid, ausländischem Mitglied der asiatischen Gesellschaft in Paris, Professor der Geschichte an Universität Leyden ꝛc.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen, mit Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers.

I. Band gr. 8°. Preis 3½ Thlr.

Digitized by Google

Aus den Reiseerinnerungen eines alten Malers.

Ich habe manches schöne Fleckchen Erde gesehen, von den sonnenhellen Buchten der südlichen Meere bis hinauf zu den eisumstarrten Fjorden Norwegens, und manchen Sommer in unserm bayrischen Hochlande fröhlich verbummelt; — man nannte das zu meiner Zeit Landschaftsstudien machen, und das waren mir immer von allen Studien die liebsten. Was waren das fröhliche Wanderungen in der eisenbahnlosen Zeit mit leichtem Sinn, leichtem Ränzel und einem, für alles Schöne begeisterten Herzen. Aber so viel ich auch des Herrlichen gesehen, so recht angethan bis ins innerste Herz hinein hat mir's vor Allem ein kleines Felseneiland: die traumhaft schöne Insel Capri im Golf von Neapel. Freilich war es wohl nicht die Schönheit der Gegend allein, es hatte das nebenbei noch seinen Grund in einem Stückchen Jugendgeschichte und davon möchte ich Ihnen erzählen.

Ich war ein junger, fröhlicher Geselle, und genoß damals schon eine Art von Ruf als Portraitmaler, hatte ich doch sogar schon einige Prinzessinnen abkonterfeyen dürfen; man sagte mir aber, um die rechte künstlerische Weihe zu erhalten, müsse man nothwendig nach Italien gehen, und das leuchtete mir ein, konnte ich mir doch keine angenehmere Manier vorstellen, den heiligen Künstlergeist auf mich herabschweben zu lassen, als in dem schönen Italien mit der großen Vergangenheit, den herrlichen Kunstschätzen, dem trefflichen Wein und den schönen Frauen. Ich will es aber ehrlich bekennen, ich verstand Rom und die Alterthümer und die Kunstschätze noch nicht; ich glaubte Raphael und die Antike emsig zu studiren, zeichnete und malte fleißig nach dem Modell, indessen so recht viel habe ich damals wohl kaum profitirt. Sonst aber gefiel mir's über die Maßen, ich fand dort liebe Freunde wieder, mancher neue, innige Freundschaftsbund wurde geknüpft; den großen Thorwaldsen, Overbeck, Koch, Horace Vernet und Andere, zu jener Zeit auf der Höhe ihres Ruhmes stehende Künstler lernte ich damals persönlich kennen. Außerdem schwelgte ich nach Herzenslust in der göttlichen Natur, der Campagna und den Bergen von Albano, Tivoli und Subiaco.

So kam der Mai heran und mit ihm die Zeit, nach Neapel zu gehen.

In Gesellschaft zweier deutscher Maler, Palme und Jäger*), pilgerte ich über Terracina und Gaëta nach der himmlischen Meerbucht. Wer jemals dort war, weiß, wie berauschend der Anblick des blauen Meeres mit seinen entzückenden Ufern, der Duft der Orangenwälder zwischen dem ernsten Dunkel der Cypressen und Pinien auf ein junges empfängliches Gemüth wirkt. Ich war der Wirklichkeit entrückt, denn jede Stunde in diesem Paradiese entfaltete neue, ungeahnte Genüsse, als wir plötzlich aus unserm süßen Taumel durch die Schreckensnachricht geweckt wurden: „Die Cholera ist ausgebrochen!"

Der König und die königl. Familie hatten sich sogleich nach Caserta, die Königin Wittwe gar nach Triest geflüchtet; der größte Theil des Adels, selbst die meisten Aerzte, sich im ersten Schrecken aus dem Staube gemacht. So wüthete die Seuche nun gräßlich, besonders in den untern Schichten des Volkes. Die bekannten Brunnenvergiftungsgeschichten waren in Aller Munde; Leichenzüge, von zerlumptem, wehklagendem Volk begleitet, Prozessionen mit qualmenden Fackeln und schauerlich vermummten Gestalten mit ihrem eintönig plärrenden Gesang zogen unaufhörlich durch die verödeten Straßen und machten das sonst so heitere Neapel zu einem von Tag zu Tag unheimlicheren Aufenthalt. Da war es auch Zeit für uns, wir sagten der verpesteten Stadt Ade und fuhren im leichten Fischerboot hinüber nach dem reizenden Felseneiland.

Wie hob sich uns die beklemmte Brust, als wir den verderbendrohenden Mauern entronnen, das wonnevolle Gestade betraten, wo Alles nur Gesundheit, Frieden und Glück zu athmen schien.

Capri war damals, wo es noch keine Photographien und keinen Bädecker gab, lange nicht so bekannt wie jetzt, und von Fremden nur wenig besucht. Die berühmte blaue Grotte war erst wenige Jahre zuvor von den deutschen Malern Fries und Kopisch entdeckt worden und ihr Besuch galt noch immer für ein gefährliches Wagniß, sowohl wegen der engen Einfahrt, an der man leicht zerschellen konnte, als auch, weil sie im Rufe stand, böse Geister zu beherbergen.

Auch in der Grotte des Mytromaccio, oder, wie die Mädchen sie nannten, „Grotta di Matrimonio" (Heiraths-Grotte) sollte es nicht recht geheuer sein. Wir glaubten ihnen aufs Wort, denn damals hielten wir selbst noch nicht viel vom Heirathen.

Wurden wir auch in den ersten Tagen in Pagari's gastfreundlichem Hause mit etwas scheuen Blicken beobachtet — man fürchtete, wir könnten wohl gar die böse Krankheit mitgebracht haben — so schloß man doch bald aus unserm fröhlichen Sinn und vortrefflichem Appetit auf unzweifelhaftes

*) Gustav Jäger, gestorben 1871, als Director der Academie in Leipzig.

Wohlbefinden, kam uns zutraulich entgegen und bald ſtanden wir mit der Familie auf beſtem Fuß. Der einzige Sohn, ein gutmüthiger ziemlich indolenter Geſelle kümmerte ſich wenig um uns, ſondern lediglich um die Wachteljagd, deren Erträgniſſe einen willkommenen Zuwachs zu unſerer Mittagstafel lieferten. Zwiſchen uns Malern und den drei Töchtern dagegen, ſehr hübſchen Mädchen von 16—24 Jahren, gutmüthig, lebhaft und luſtig, wie es der Charakter des leichtlebigen Volkes mit ſich bringt, knüpfte ſich bald ein gar trauliches Verhältniß, und wenn wir morgens der edlen Kunſt gelebt, und vor dem Mittagstiſch ein erfriſchendes Bad genommen hatten, belohnten uns die flinken Mädchen am Nachmittag durch einen weiten Spaziergang, führten uns auf die ſchönſten Punkte, an denen die Inſel ſo überreich iſt, wo dann eine fröhliche Merenda unter Lachen und Singen eingenommen wurde. Auf der ſteil abfallenden Höhe, welche einſt das gewaltige Schloß des Tiberius trug, hauſte damals ein ſchmutziger Eremit, eigentlich ſeines Zeichens ein Schuſter mit dicker, rother Naſe und liſtigen, verliebten Augen. Mit dem trieben unſere luſtigen Mädchen tauſend Narrenspoſſen, denn mit Hülfe einer Fagliette Wein und einer Wachtel bewogen ihn die Schelminnen die Kutte aufzuſchürzen und uns die Tarantella vorzutanzen, dann trat er ehrbar auf uns zu, ſchlug andächtig ſein Kreuz und bot uns die Blechbüchſe: „Ein Almoſen für die Kirche, Signori.“

Am liebſten aber beſtiegen wir den Monte Solario auf Anacapri, den höchſten Punkt der Inſel. Wie leuchten da oben Luft, Himmel und Meer, wie trunken ſchweift der Blick über die vielbewegten harmoniſchen Linien der Inſel. Da liegt die tiefblaue Fluth mit ihren felſigen Ufern und den weißſchimmernden Städten im weiten Bogen von Cap Campanella und Torrent bis Neapel und Bajä. Darüber ragt mit ſchön geformten Gipfeln der Monte St. Angelo und der dampfende Veſuv, im Vordergrunde Procida und Iſchia und weit im Weſten wie dunkle Punkte in flüſſigem Sonnengolde die fernen Ponza-Inſeln. Dann ſetzte ſich wohl Seraphina, das jüngſte und ſchönſte der drei Mädchen, auf einen der vorſpringenden Felſen, die ihren Fuß in jähem Fall bis hinab in die blauen Fluthen ſenken; dunkel hob ſich die leibliche Geſtalt von dem leuchtenden Abendhimmel und mit fröhlich helltönender Stimme ſang ſie das wunderbare Lied:

„O mare lucida, nastro d'argento“ —

und leiſe rauſchte dazu von unten die Brandung.

Um unſere Dankbarkeit zu bezeugen, lehrten wir abends dagegen den lieben Mädchen Pfänderſpiele mit Küſſen, ſo wie die damals im deutſchen Vaterlande üblichen Tänze und bald walzten und galoppirten die gelehrigen Kinder des Südens gar fröhlich unter der ſchönen ſchlanken Palme, die im Garten vor dem Hauſe ſtand. Wenn dann die breiten mondbeglänzten

Digitized by Google

Blätter über uns rauſchten und die phantaſtiſchen Bergformen über die weißen Mauern hoch hereinſchauten, meinte Seraphina einmal: was die wohl denken mögen! und als ich ſie verwundert anblickte, lachte ſie: ja, ja, des Nachts, da haben die Berge und die Bäume ſo ihre eigenen Gedanken! —

Acht oder zehn glückſelige Tage, von denen uns einer immer wonnevoller dünkte, als der andere, denn unſere Herzen brannten lichterloh, waren vergangen im dolce far niente, als der älteſte und kälteſte, Jäger aus Leipzig, uns Andern ins Gewiſſen redete, daß das Ding unmöglich doch ſo fortgehen könne, und wir nun endlich Entſchlüſſe für die nächſte Zukunft faſſen müßten. Mit ſchwerem Herzen willigten wir andern endlich in ſofortige Abreiſe; den ſchwerſten Stand aber hatten wir bei unſern jungen Freundinnen, welche die Nothwendigkeit des plötzlichen Abſchieds ſchlechterdings nicht einſehen wollten. Indeſſen wir blieben ſtandhaft und traten gar betrübt des folgenden Morgens die Rückfahrt an. Die guten Mädchen zerfloſſen in Thränen, und wir, die eigentlich alle einen größern Hang zum Leichtſinn als zur Gewiſſenhaftigkeit verſpürten, machten unſrer Trauer in Vorwürfen gegen Freund Jäger Luft, der ſo ſehr zur Abreiſe gedrängt hatte.

So kamen wir in Neapel wieder in unſer altes Quartier nach St. Lucia, wo wir ſo recht zum Hohn den ganzen Tag das ſo lieb gewordene Eiland vor Augen hatten. Zudem waren unſere Pläne, Neapel ſogleich wieder zu verlaſſen, zu Waſſer geworden, denn alle Nachbarſtaaten hatten ſich abgeſchloſſen und noch verſchiedene andere Maßregeln ergriffen, deren Weisheit unſer beſchränkter jugendlicher Unterthanen-Verſtand durchaus nicht einſehen wollte.

Eines Morgens in aller Frühe gab's einen wilden Lärm auf dem Flur vor meiner Thür, ein brauner Kerl ſtürmt herein an mein Bett, das war Guiſeppe, der alte Fiſcher unten von der piccola marina in Capri. „Ecco Signor Quattro ochi, da ſeid Ihr ja, was hab' ich Mühe gehabt, Euch aufzufinden; hab' Euch einen Brief zu übergeben, aber leſt ſchnell, ich muß auf Antwort warten, und ſoll in einer halben Stunde ſchon wieder unter Segel ſein!“ Da ſtand nun in den beweglichſten Worten die dringende Bitte an uns alle drei, wir möchten doch vor unſerer gänzlichen Abreiſe noch einmal nach Capri kommen, es ſei gar ſo ſchön geweſen, die luſtigen Tänze und die graziöſen Spiele, und ſie hätten uns außerdem noch gar ſo viel zu ſagen! —

Ja, wer hätte da widerſtehen können! Wir ſahen einander an, brachen alle drei in ein fröhliches Gelächter aus, und eine halbe Stunde darauf ſaßen wir wahrhaftig in Guiſeppe's Boot.

So wurden abermals acht reizende Tage auf der Inſel verträumt, die lieben Mädchen hatten es im Pfänderſpiel und Tanz zu einer nie geahnten Vollkommenheit gebracht, der ewig blaue Himmel ließ uns noch einmal Rund-

Digitized by Google

schau halten auf allen, uns so lieb gewordenen Plätzen — endlich aber mußte doch geschieden sein — wir waren Alle mehr bewegt als wir zeigen wollten. Da beschenkten sie noch Jeden von uns mit einem kleinen Amulet an seidner Schnur um den Hals zu tragen, das würde uns vor der bösen Krankheit schützen, auch wollten sie alle Tage für uns beten, damit wir glücklich wieder in die ferne Heimath zurück kämen! „Gebt mir auch Euer Lied mit auf den Weg," bat ich Seraphinen „singt mir noch einmal „O mare lucida." Sie aber schüttelte traurig das Köpfchen und eilte fort. Betrübt stiegen wir den vom ersten Morgenstrahl erleuchteten Pfad zur Marina hinab, wo Guiseppe's Boot schon unser harrte, Seraphina war verschwunden. Doch als wir vom Lande abgestoßen waren, erschien sie plötzlich auf einem der schönen, malerischen Felsblöcke, wie sie dort zahlreich im Meere liegen, schwenkte grüßend ihr Tuch und sang — O mare lucida, nastro d'argento. — —

Mehr denn dreißig Jahre sind seitdem vergangen. — Und wieder an einem goldenen Maimorgen, diesmal in Begleitung meiner Tochter, stieg ich den steilen Felsenpfad von Sorrent zum Meere hinab, um nach meinem geliebten Capri hinüberzusehen. Die Barke, Tags zuvor schon bestellt, lag segelfertig am Ufer, sechs frische Burschen saßen auf den Ruderbänken, Genaro Coppola, der wackre Patrone des kleinen Fahrzeugs, stand wartend am Ufer und plauderte mit einer schlanken Frauengestalt, die mir den Rücken zuwendete. „Ein herrlicher Morgen zur Ueberfahrt Signor! In einer halben Stunde haben wir Ostwind, dann sollt Ihr einmal sehen, wie Genaro's Lancia über die Wellen tanzt!"

„Wie lange dauert's mit der Ueberfahrt?" fragte ich, das schmale Brett betretend, das vom nassen Ufersand auf den Schiffsrand gelegt war. „Drei Stunden Herr! wenn der Wind gut ist, und es Euch auf eine Schüssel Maccaroni nicht ankommt für die Ruderer. Ihr erlaubt doch, daß ich die junge Donna da mit hinübernehme; 's ist meine Schwägerin, hat's Heimweh bekommen und soll jetzt wieder zur Mutter zurück nach Capri. Ja, ja 's thut nie gut, wenn unsereins ein Mädchen von der Insel holt, sie bekommen Heimweh und werden krank! Dabei wendete sie mir ihr Antlitz zu — Seraphina! rief ich betroffen, die Wirklichkeit versank vor meinem Blick, ich stand wieder auf steiler Felsenhöhe und ließ den Blick über die entzückende Landschaft schweifen, neben mir stand Seraphina und sang ihr Lied zum Preise des Meeres. — „Ihr kennt die Schwägerin Signor?" fragte Genaro's Stimme neben mir.

„Ich glaube, ich kannte vor 30 Jahren ihre Mutter, so sah damals Pagari's, des Wirthes Schwester aus."

„Die ist's, Ihr habt ein gutes Gedächtniß Herr."

Wir waren eingestiegen, Seraphina setzte sich auf den Boden des Schiffes

Digitized by Google

lehnte den Kopf an Genaro's Knie und schloß die Augen. Sinnend betrachtete ich das schöne junge Geschöpf, Seraphina's Tochter. Das waren dieselben trotzigen Brauen mit den schelmischen schwarzen Augen darunter, die vollen, rothen Lippen, das kräftig gewölbte Kinn und die feine, zarte Blässe über das ganze Antlitz.

In unveränderter Schönheit wie damals lag das Meer und seine herrlichen Ufer vor meinen Blicken; in blauen Duft gehüllt, wie ich sie zum ersten Male gesehen, stieg die Märchengestalt der Insel aus den Wassern. Genaro hatte Recht gehabt mit seiner Prophezeihung, der Ostwind hatte sich aufgemacht, unsre Bootsleute legten die Ruder nieder, hißten das Segel auf, und wie ein Pfeil schoß nun die Lancia durch die sonnenglänzenden Wogen, daß der weiße Schaum lustig über Bord spritzte. Die junge Seraphina aber war unterdessen, je mehr wir uns der Insel näherten, immer munterer geworden. Das Schweigen war gebrochen, jetzt sang sie plötzlich: O mare lucida, nastro d'argento! „Das Lied kenne ich", sagte ich zu ihr „Eure Mutter sang es so gern."

„Ja wohl, von ihr hab ich's auch gelernt als Kind, seitdem uns aber das Meer den Vater genommen, darf ich das Lied nicht mehr vor ihr singen."

Genaro war in bester Laune, nannte uns die Namen der Ortschaften und Felsenvorsprünge des Ufers, sang in kräftigem Baß die Anfangstacte des deutschen Liedes: „Du, du licks mir in Ersen," blinzelte dazu aus seinen schlauen schwarzen Augen meiner Tochter zu und legte betheuernd die Hand aufs Herz. Dann ging er sehr geschickt mit diplomatischer Wendung auf die verschiedenen Zubereitungsarten der Maccaroni über, gab für seinen Theil der landesüblichen pomo d'orosauçe den Vorzug und meinte, eine tüchtige Schüssel davon möchte nach der frischen Fahrt nicht übel sein. Schon näherten wir uns dem Landungsplatze. Seraphina war aufgestanden, mit leuchtenden Augen und halbgeöffneten Lippen schaute sie nach dem Ufer hinüber. „Seht Herr, dort wo die Palme steht, ist Pagari's meines Oheims Haus, dort werdet Ihr wohnen, denn mir scheint, daß Ihr ein Maler seid. Dort seitwärts steht das Haus meiner Mutter, besucht uns doch, es wächst ein trefflicher Wein auf unsrer Mastaria."

„Gewiß, aber grüße die Mutter und frage, ob sie sich noch des Signor Quattro ochi erinnert."

Knirschend wühlte sich der scharfe Kiel in den Ufersand, leicht wie ein Vogel glitt Seraphina über den Schiffsrand, leichtfüßig hüpfte sie mit ihrem Bündelchen den steilen Felsenpfad hinauf, noch einen lachenden Gruß, daß die weißen Zähne zwischen den rothen Lippen leuchteten, ein Wink der Hand, dann war sie zwischen den braunen Felsen verschwunden.

Digitized by Google

Lärmendes Gewühl umgab uns alsbald. Von allen Seiten wurden Breter auf den Schiffsrand geschoben, braune Arme streckten sich uns entgegen mit einladender Geberde, sich derselben als Vehikel über das seichte Wasser des Ufers zu bedienen. Schächtelchen mit Muscheln und bunten Steinchen, Korallenstückchen unter lauten Anpreisungen: „Signor', ecco, antichitá" uns entgegengestreckt, ringsum bedeutendes Lärmen und Geschrei. Mit königlicher Grandezza erhob sich Genaro, wehrte mit gebieterischen Handbewegungen dem zudringlichen Gelichter, belud seine Marinari mit unsern Plaids und Taschen und schritt vor uns her nach Pagari's Haus. Es war schöner und stattlicher geworden als zu meiner Zeit, eine helle, geräumige Vorhalle, eine säulengetragene Loggia, hübsche, wohnliche Zimmer, an Wänden und Thüren mit Malereien verschiedener deutscher und französischer Künstler geschmückt, Jacopo aber, den Wirth und Wachteljäger von ehemals, hatte ich trotz seiner grauen Haare auf den ersten Blick wieder erkannt, dasselbe breite, wenig lächelnde Gesicht, die behäbige, untersetzte Gestalt. Ich stieg aufs Dach und schaute mich um — Alles noch wie damals, die kleine Kirche mit der runden Kuppel, die Häuser mit den bauchigen Dächern, die rebenumrankten Loggien, im Garten die Palme, die ihr stolzes Haupt im leisen Winde wiegte.

Am andern Morgen ging ich nach Seraphina's Haus. — Ein altes, gebeugtes Mütterchen stand unter der Thür und hielt sich schützend die runzliche Hand über die Augen. — Das war Seraphina! —

„Ich dacht' es wohl, Signor Quattro ochi, daß Ihr noch einmal kommen würdet," rief sie mir entgegen. „Signor Jenero war auch schon da, nun sind's 3 Jahre, aber Margherita ist lange gestorben und er war an ihrem Grabe drüben auf dem Kirchhof."

„Es freut mich, Donna Seraphina, daß Ihr Euch meiner noch erinnert und der schönen Zeit, da wir jung waren."

„Ach Herr, wie sollt ich nicht! Was waren das schöne Zeiten, welche brave, junge Leute, die Herrn Pittori, welche reizende Spiele, welche lustige Tänze hatten wir zusammen. Seitdem ist alles schlecht geworden, und die Menschen auch." „Nun ich hoffe doch nicht, daß es Euch schlecht ergangen ist, Seraphina?"

„O Herr sehr schlecht und alle Menschen sind schlecht. Sie wollten ihn mir ja nicht lassen, meinen schönen, braven Emanuele," fuhr sie hastig und aufgeregt fort, und ein wilder Ausdruck ging über ihre verwitterten Züge. „Er war Marinar, wie Ihr wißt, und sie wollten, daß ich den Michele nehme, den reichen Wirth droben in Anacapri. Ich ließ mich aber nicht zwingen, stand fest zu meinem Emanuele, und als sein Vater starb und das Häuschen leer wurde, da heiratheten wir uns doch, und zogen hinein. Sie verhöhnten

mich Alle, denn Emanuele war arm und Michele war reich, aber ich ließ ſie reden, hatten wir uns doch, und freuten uns der beiden kleinen Töchter. Emanuele mußte hart arbeiten bei Tag und Nacht, aber eines Tages fuhr er bei hellem Sonnenſchein hinaus und kehrte nicht mehr zurück. Am andern Tage trieben die Trümmer ſeines Schiffes ans Land und die Leute ſagten, er ſei ertrunken, aber ich weiß es beſſer, flüſterte ſie, und ihre Augen blitzten unheimlich! Der Michele iſt hinausgefahren, und hat ihn umgebracht." —

„Und wie ging es weiter?" frug ich, als Seraphina ſchwieg.

„Schlecht genug," ſagte ſie bitter. „Ich und die Kinder hatten erſt kaum das tägliche Brod, aber ich ließ mir von Keinem etwas ſchenken, ſie haben mich verhöhnt und ich haßte ſie Alle."

Sie ſchwieg, und blickte finſter vor ſich hin. Ich hatte tiefes Mitleid mit der alten, verbitterten Frau, die ich als ſorgloſes fröhliches, junges Mädchen gekannt, und überlegte, ob ich ihr nicht in irgend einer Weiſe hülfreich ſein könnte, aber, als ob ſie meine Gedanken erriethe, richtete ſie ſich ſtolz auf und fragte raſch mit einladender Handbewegung auf das morſche Gemäuer deutend: „Wollt Ihr nicht eintreten in mein Haus?"

Sie ſchritt mir voran. Ein dürftiger Raum, zugleich Küche und Wohngemach, nahm uns auf, ein lichter Sonnenſtrahl fiel durch das kleine Fenſter. Meine Tochter ſaß am Tiſche und plauderte lachend mit der jungen Seraphina, die ein Paar wackliche Stühle herbeitrug, und mit der Schürze abwiſchte. „Nun müßt Ihr mir auch Beſcheid thun in feurigem Capriwein," ſagte Seraphina, brachte die Fagliette und ein Paar Gläſer, „und für die Signorina habe ich auch ein Geſchenk in Bereitſchaft."

Sie ging nach dem anſtoßenden Raum, wir hörten ſie Schubfächer auf- und zuſchieben und drin herum kramen. Endlich kam ſie zurück und reichte meiner Tochter ein kleines Muſchelhörnchen an ſilbernem Kettchen.

„Das hat mein Emanuele aus dem Meere gezogen und das Kettlein hat er in Neapel für mich dran machen laſſen. Ihr mögt es künftig tragen, es wird Euch gut thun gegen den böſen Blick, wie mein Amulet Euren Vater geſchützt hat, vor der böſen Krankheit." —

Das war mein Wiederſehen mit Seraphina.

Mancher ſonnige, wonnige Tag folgte dieſem, die Inſel übte auch jetzt wieder ihren alten, feſſelnden Zauber, aber als der ſchwere Tag des Scheidens doch endlich gekommen, ließ ſich's die alternde Freundin nicht nehmen uns zum Boot zu begleiten. Lange ſahen wir ſie noch am Ufer ſitzen; ſie ſchwenkte nicht wie damals das Tuch, und ſang nicht — ſie weinte! Wem galten ihre Thränen, dem Abſchiede vom alten Freunde, oder der Erinnerung an entſchwundene Jugendjahre? Chi lo sà? — F. D.

Die renitenten Geistlichen in Hessen.

Von Dr. Karl Wippermann.

II.

So groß der Schlag auch war, welchen die Sache der Vilmaraner durch Hessens Vereinigung mit Preußen erfuhr, so hatte diese doch zunächst nichts im Gefolge, wodurch sie sich besonders hätten beeinträchtigt fühlen können. Sie schienen sich sogar eines besonderen Schutzes in Berlin zu erfreuen. Als offenes Geheimniß galt, daß der Landesadministrator v. Möller mit Schwierigkeiten in Berlin zu kämpfen hatte, als er im Herbst 1866 gegen Metropolitan Vilmar zu Melsungen wegen Kundgebungen zu Gunsten des Kurfürsten vorging. Es machte dies den unangenehmsten Eindruck in Hessen. Man konnte hier nicht begreifen, wie die Conservativen in Preußen nur in den Wahn gerathen konnten, daß sie einen Zuwachs erhielten durch Personen, welche eine Hauptschuld an Hessens langjährigen Mißverhältnissen trugen und staatsfeindlich gesinnt waren. Kaum schien etwas weniger in Einklang zu stehen mit den Schritten, welche Preußen jetzt endlich in der nationalen Sache that.

Aber trotz jener Protection fühlten die Vilmaraner sich beunruhigt. Sie wurden sich bewußt, daß die ganze Entwicklung, in welche Hessen nun gezogen war, nothwendig auch auf kirchlichem Gebiete zu Gestaltungen führen werde, welche ihrem absonderlichen Systeme die Grundlage entziehen mußten. Daher legten sie seit 1866 ein außerordentliches Mißtrauen in dieser Beziehung an den Tag. Sie konnten sich, wie jedermann, recht wohl vorstellen, daß Preußen nicht darauf ausgehen werde, die Union in Hessen einzuführen. Wenn sie gleichwohl Befürchtungen wegen des Bekenntnißstandes laut werden ließen, so hatten sie damit zunächst und vor Allem Aenderungen der Kirchen-Verfassung im Auge. Diese rechneten sie mit zum „Bekenntnisse", ja es bildete dieselbe, wie oben gezeigt, recht eigentlich die Grundlage ihrer hierarchischen Tendenz. Was sie hauptsächlich fürchteten, das wahr die nunmehr näher gerückte Verwirklichung des schon lange von der hessischen Bevölkerung gehegten Wunsches nach Einführung einer Presbyterial- und Synodalverfassung mit großer Selbständigkeit der Gemeinden. Allerdings bildete dies den geraden Gegensatz zur Vilmar'schen Richtung und gehörte deshalb zum Programm der Liberalen. Diese, in kirchlicher Beziehung vertreten durch die „Guntershäuser Conferenz evangelischer Geistlichen aus beiden Hessen und Nassau", richteten in der That schon im Februar 1867 eine Bitte an den König, wegen Einführung jener Verfassung und zugehöriger Bildung eines einzigen Konsistoriums an Stelle der bisherigen drei. Dies

Digitized by Google

veranlaßte bald darauf die Heißsporne der Vilmaraner, wie zur Belehrung der preußischen Regierung mit einem offenen „Zeugniß" über ihre Lehre aufzutreten. Ferner machte sich im Juli 1867 das Unbehagen dieser Geistlichen wegen Bedrohung der Verfassung geltend, doch wurden sie im August vom niederhessischen Konsistorium zu beschwichtigen gesucht. Zugleich ertheilte dieses einem vom jener Richtung, dem Motropolitan Hoffmann zu Felsberg, wegen Beleidigungen in zwei wider jene angebliche Bedrohung gerichteten Schriften einen Verweis. Als der König um Mitte August 1867 nach Hessen kam, um die durch starke Mißgriffe preußischer Beamten daselbst erregte Verstimmung zu beseitigen, erklärte er u. A., er wisse wohl, daß in manchen Kreisen Besorgnisse wegen Einführung der Union herrschten, er versichere aber, dieselbe solle nicht mit Zwang, ja nicht einmal mit Ueberredung eingeführt werden. Hieraus entnahmen die Vilmaraner keine Beruhigung, da der Gegenstand ihrer Besorgniß zunächst die Verfassung war. Dagegen ließ sich am 9. Nov. 1867 das niederhessische Konsistorium näher auf die Frage wegen dieser Besorgniß ein. Es sagte nämlich: durch die politische Veränderung habe die hessische Kirche in Ansehung ihres Bekenntnisses, ihres Kultus und ihrer Verfassung nichts an ihrem Rechtsbestande eingebüßt, auch beanspruche dieselbe, daß keine Reform ihres organischen Bestandes anders als auf Grund des geschichtlich und rechtlich Gegebenen und auf dem durch die jetzige Kirchenverfassung gewiesenen Wege in Absicht genommen werde; es müsse das Ziel sein, die niederhessische Kirche, mit Vermeidung des Streites, ob lutherisch oder reformirt, „in ihrer Eigenthümlichkeit" zu erhalten.

Das wäre nun wohl eine beruhigende Erklärung gewesen, allein die Vilmaraner wußten sehr wohl, daß ihre Grundbegriffe andere waren. Sie bezweifelten stark, ob das Konsistorium mit dem „geschichtlich und rechtlich Gegebenen" dasselbe wie sie verstanden, wollte dasselbe ja auch jenen Streit vermieden wissen. Das war nicht nach dem Sinne Derer, welche eben noch jenes „Zeugniß" für nöthig gehalten hatten. Sie hielten daher ein bestimmteres Auftreten für angezeigt. Mehrere Superintendenten sprachen am 15. Mai 1868 in einem Erlaß an ihre Diöcesanen die Vilmar'sche Lehre nochmals ausführlich aus. Herausfordernder war die am 23. April 1868 von 70 Geistlichen erfolgte Gründung einer „Allgemeinen niederhessischen Pastoralconferenz". Dieselbe bezweckte, mit allen gesetzlichen Mitteln zur Erhaltung des Rechts der niederhessischen Kirche für deren Bekenntniß und Ordnungen aufzutreten, und sprach ihr Bedauern darüber aus, daß gegen die zur Erhaltung des Bekenntnißstandes unternommenen Bestrebungen eingeschritten sei; auch verhehlte sie die Besorgniß nicht, daß, wie hinsichtlich Hoffmann's geschehen, die Uebung des Rechts, sich für Erhaltung des bestehenden Kirchenwesens öffentlich auszusprechen, „mit bisher noch nicht vorgekommenen

Digitized by Google

Nachtheilen bedroht wird." Das Konsistorium erwiderte erläuternd und beruhigend, die Geistlichen möchten sich doch nicht weiter zu grundlosem Mißtrauen verleiten lassen. An der Pastoralconferenz scheint man in Berlin zuerst die feindselige Richtung der Vilmaraner erkannt zu haben. Der Kultusminister erließ am 28. Mai 1868 eine ernstliche Warnung vor Betheiligung an derselben, ja am 3. Juni erklärte das niederhessische Konsistorium, ein solcher Verein könne nicht gutgeheißen werden, weil er in seinem Statut die gebührende Rücksicht gegen die kirchlichen Oberen hintansetze. Infolge dessen löste sich am 16. Juni der ständige Ausschuß der Conferenz auf.

Am 13. Juni 1868 trat nun das große Ereigniß ein, welches die Vilmaraner in die höchste Aufregung versetzte und von welchem sich die dermalige „Renitenz" datirt: ein königlicher Erlaß verfügte die Errichtung eines einzigen Konsistoriums für Hessen mit dem Sitze in Marburg. Zur Ausführung der einen Hälfte der organisatorischen Neuerung, welche die Vilmaraner fürchteten, war damit der erste Schritt geschehen. Ihr „Bekenntniß" wähnten sie angegriffen, während die Neuerung in Wahrheit nur die äußere Einrichtung der Kirche betraf. Die weiteren Schritte in dieser Richtung verzögerten sich aus fremdartigen Gründen mehrere Jahre, aber schon am 30. Januar 1869 richteten 57 Geistliche jener Richtung, unter Berufung auf den Westphälischen Friedensschluß, die Bitte an den König, der niederhessischen Kirche um ihrer Eigenthümlichkeit willen ihr besonderes Konsistorium zu belassen. Im Anschluß daran gaben am 15. März 1869 wieder eine Anzahl Geistliche ein „Zeugniß" der üblichen Art von sich. Letzterem setzte aber am 29. April die „Evangelische Conferenz" eine den Bekenntnißstand der reformirten Kirche Niederhessens betreffende Erklärung entgegen, auch sprach dieselbe sich am 3. Juni für die beabsichtigte Neuerung aus.

Am 9. August 1869, um dieselbe Zeit, als in Niederhessen eine anonyme Schrift gegen das neue Kirchenregiment verbreitet wurde, von welchem darin gesagt war, daß es der christlichen und der allgemein menschlichen Moral sowie der gesunden Menschenvernunft zuwider sei, wurde die zweite Hälfte jener Neuerung in Angriff genommen: ein königlicher Erlaß berief eine außerordentliche oder Vor-Synode für Hessen. Durch diese Einleitung eines einfachen, zeitgemäßen Unternehmens geriethen die Vilmaraner vollends außer sich. Sechs Superintendenten erklärten am 12. August dem Kultusminister, sie hielten die Rechte der Kirchen, in welchen Gott ihnen das Amt anvertraut, durch Berufung einer Synode nach anderen, als den in den Gesetzen und Ordnungen der hessischen Kirche selbst gegebenen Normen für beeinträchtigt und legten gegen die in Aussicht gestellten Maßnahmen Verwahrung ein. Gleichzeitig beriefen sie die Diöcesan-Versammlungen ein, doch wurde am 22. August deren Abhaltung als ungesetzlich streng verboten. Dem Bei-

Digitized by

ſpiele der Oberhirten folgend, beſchloſſen am 13. Auguſt 32 Geiſtliche Vilmar'ſcher Richtung die Bitte an den König, die Kirchenordnung von 1657 zur Zeit für unverletzlich anzuerkennen und die durch dieſelbe bedingte Selbſtſtändigkeit der Kirche fortbeſtehen zu laſſen; durch die beabſichtigte Neuerung würde nämlich „nicht blos die dem Worte Gottes entſprechende" beſtehende Presbyterial- und Synodalverfaſſung, ſondern auch jene Kirchenordnung vernichtet, welche mit dieſer Verfaſſung ein unauflösliches Ganze ausmache. Es iſt, ſagten die 32, „unſere heiligſte Pflicht, im Namen des Herrn gegen jede derartige Verletzung zu proteſtiren." Als darauf dem Könige am 23. Auguſt 1869 in Kaſſel von anderen Geiſtlichen eine Dankadreſſe für den Erlaß vom 9. Auguſt überreicht wurde, gab er zu verſtehen, daß ihm dies gegenüber der Eingabe der 32 ſehr willkommen ſei, und eine Verſammlung von Freunden der Neuerung ſprach am 25. Auguſt ſich zu Wilhelmshöhe mit dem Bemerken aus, dieſelbe werde „dem Geiſtlichen die Verſuchung zu hierarchiſcher Ueberhebung abſchneiden".

Das zweite Treffen der Vilmaraner, die einzigen weltlichen Mitglieder derſelben, beſtehend aus verbrauchten kurfürſtlichen Miniſtern (Scheffer, Abee, Rohde, Pfeiffer, Harbord) und Mitgliedern des früheren heſſiſchen Oberappellationsgerichts, wandte ſich am 8. September 1869 ebenfalls an den König mit der Bitte, jenen Erlaß nicht zu vollziehen, da derſelbe den Beifall nur Solcher habe, „welche dem Glauben der Väter und dem Leben der Kirche ſeither feindſelig oder gleichgültig gegenüber geſtanden." Gleichzeitig wurde durch eine anonyme Flugſchrift die Meinung verbreitet, die Regierung wolle die Union einführen. Weiterhin ſtellten Metropolitan Hartwig zu Waldkappel und Genoſſen an das niederheſſiſche Konſiſtorium das Anſinnen, ihre Verwahrung gegen den Erlaß vom 9. Auguſt an den König zu ſenden. Das Conſiſtorium lehnte dies mit dem Hinweis ab, daß es ſich nicht um das Bekenntniß, ſondern blos um äußere Verhältniſſe der Kirche handle. Aehnlich beantwortete am 20. September 1869 das marburger Konſiſtorium eine auch von 39 Geiſtlichen der wirklich lutheriſchen Kirche Oberheſſens gegen die Berufung einer Synode erhobene Vorſtellung. Wohl als „Führer" erhob Metropolitan Vilmar in Melſungen, der nach des Propheten am 29. Juli 1868 erfolgten Tode als Vilmar II. zu bezeichnen iſt und die oberpäpſtliche Dynaſtie gleichſam fortſetzt, am 29. September noch mal ganz extra Proteſt; auch an einem Nepoten fehlte es nicht: am 30. September that Pfarrer Vilmar zu Willingshauſen deſſelbigengleichen. Derſelbe hatte die Güte, noch die weitere Aufklärung beizufügen, die neue Verfaſſung entſpreche nicht „dem Geiſte Chriſti".

Der Kultusminiſter v. Mühler wies am 21. Sept. 1869 die Beſchwerde der Diöceſanvorſtände und Anfang Octobers die der oberheſſiſchen Geiſt-

lichen zurück. Gehören diese auch nicht zu den Vilmaranern, so will deren Anschauung über diese Fragen doch mit berücksichtigt sein, weil die thatsächlichen Unterlagen derselben mit der Anschauung Jener zusammenhängen. Die oberhessischen wirklichen Lutheraner hatten geltend gemacht, rechtlich könne eine Veränderung ihrer kirchlichen Verfassung nicht auf die in Aussicht genommene Weise erfolgen; schon diejenige Aenderung derselben, welche das allgemeine hessische Organisationsedict von 1821 herbeigeführt, hätte nur mit Zustimmung der 1648 eingesetzten (Definitorium benannten) Vertretung ihrer Kirche erfolgen können. Dagegen wies der Kultusminister nach, daß das Definitorium damals gar nicht mitgewirkt und deshalb selbst das oberhessische Konsistorium noch in einem 1863 an das hessische Ministerium erstatteten Berichte die Befugniß der gesetzgebenden Gewalt zur Aenderung von 1821 nachgewiesen habe.

Noch grundloser war die Behauptung der Vilmaraner von der rechtlichen Unstatthaftigkeit der Verfassungsänderung. Dieselben bezeichnen als „Rechtsboden", von welchem aus letztere in Niederhessen allein erfolgen könne, die Kirchenordnung von 1657; diese halten sie zudem für eine über jede Besserungs-Bedürftigkeit erhabene Einrichtung, und in allen Versuchen zu deshalbigen Neuerungen, sollten diese auch noch so zeitgemäß oder rücksichtsvoll für die angeblichen Sonderheiten ihrer Kirche sein, erblicken sie einen Angriff auf das Bekenntniß und somit einen Eingriff in Christi fortwährende Leitung ihrer von demselben gegründeten Kirche. Dabei bleiben sie nähere Angaben schuldig, wie es sich zugetragen, daß Christus diese Gründung über 1600 Jahre nach seinem Tode vornahm oder die niederhessische Kirche etwa nach ihrer Gründung jene lange Zeit warten mußte, bis erst der Konsistorialrath Vilmar sie aus latentem Zustande frei machte; sie geben auch nichts an, woraus sich die Ueberzeugung von einer Bevorzugung ihrer Kirche in der Leitung durch Christus entnehmen ließe; sie bleiben endlich der Wissenschaft die Antwort schuldig auf den Einwand, daß der Charakter der 1657 eingetragenen neuen Redaction der Kirchenordnungsgrade ein entschieden antilutherischer ist. Sie haben zwar recht mit der Behauptung, daß letztere ein besonderes Konsistorium für Niederhessen eingeführt, und daß das Edict von 1821 nichts hieran geändert habe; es ist aber thatsächlich unrichtig, hierauf die Behauptung zu stützen, daß dieses Konsistorium lediglich für Reformirte ihrer eingebildeten Gattung begründet sei und bisher gewirkt habe. Diese Gründung sollte vielmehr nach Niederhessens Wiedervereinigung mit dem lutherischen Oberhessen grade als Mittel zur Erhaltung des vorwiegend reformirten Charakters der niederhessischen Kirche dienen, und die Aenderung von 1821 beweist, daß keineswegs eine exclusive Richtung der Konsistorien in Absicht war. Nach dem Edict von 1821 sollte nämlich für jede hessische Provinz, außer für die

Digitized by Google

vorwiegend katholiſche Provinz Fulda, ein beſonderes Konſiſtorium beſtehen, deſſen Bezirke neu abgegrenzt wurden. Es blieben alſo die Konſiſtorien für die Provinz Niederheſſen und Hanau, nur wurde für die Provinz Oberheſſen ein Konſiſtorium geſchaffen. Dieſe drei Behörden waren aber nicht etwa confeſſionell verſchieden, vielmehr übte jede derſelben ihre Befugniſſe über Gemeinden verſchiedener evangeliſcher Bekenntniſſe. So wurden dem Konſiſtorium für das reformirte Niederheſſen auch die lutheriſchen Gemeinden im Schmalkald'ſchen und ſeit 1838 die im Schaumburg'ſchen unterſtellt; im Hanau'ſchen hatten früher ſowohl die Reformirten als auch die Lutheraner ihr beſonderes Konſiſtorium gehabt, bis beide 1818 vereinigt wurden. Dagegen war in jeder Provinz die Bevölkerung eines Bekenntniſſes vorherrſchend, in Niederheſſen und Hanau die des reformirten, in Oberheſſen die des lutheriſchen. Das mit allen Verwaltungsſachen ſich beſchäftigende Edict von 1821 hatte nur die räumliche Abgrenzung des Gebietes im Auge, innerhalb deſſen jedes Konſiſtorium ſeine Wirkſamkeit zu entfalten habe; dieſe Abgrenzung ſollte ſich eben nach den Provinzen richten, die Idee einer Scheidung nach den Bekenntniſſen lag fern, und die Lutheraner Oberheſſens machten dies damals ſogar zum Gegenſtand ihrer Klage. Um Uebrigen wird noch bis heutigen Tags Seitens der Renitenten nicht behauptet, daß 1821 die Kirchenordnung von 1657 verletzt worden ſei, und auf vorſtehend erörterten Einwand haben ſie nichts zu erwidern gewußt, als daß die dem oberheſſiſchen Konſiſtorium zugewieſene reformirte Grafſchaft Ziegenhain ebenfalls in ihrem Sinne eigentlich lutheriſch ſei; hinſichtlich der übrigen Fälle vermögen ſie aber auch dieſe Auslegung nicht aufzuſtellen.

Dagegen behaupten ſie, der königl. Erlaß wegen des Geſammt-Konſiſtoriums ſtelle die Gleichgültigkeit gegen das Bekenntniß gleichſam grundſätzlich hin, während das Edict von 1821 daſſelbe nur thatſächlich mißachte, nämlich inſofern, als es die Superintendentur-Verfaſſung Oberheſſens widerrechtlich aufgehoben habe, was aber gerade ſie, die Vilmaraner, nichts angehe.

Auf dieſe roſtige Nadelſpitze laufen zuletzt die angeführten Gründe der ganzen Oppoſition gegen das Geſammt-Konſiſtorium, ſoweit dieſe ſich nicht in das ihr eigenthümliche unnahbare Gebiet zurückzieht, hinaus, und dieſe Zuſpitzung entbehrt aller und jeder praktiſchen Bedeutung. Was die Renitenten eigentlich im Auge haben, ſcheuen ſie ſich klar auszuſprechen. Es kommt ihnen an auf die Offenhaltung der Möglichkeit, daß innerhalb des Konſiſtoriums, welchem ſie zu unterſtehen haben, ihr „Bekenntniß" vorwiegend oder ausſchließlich berückſichtigt werde. Es iſt der Gegenſatz gegen die Toleranz, welcher ſich in die Worte kleidet, der Erlaß von 1868 habe im Kirchenregimente „das Bekenntniß beſeitigt".

Mit ihren grundloſen Einwänden gegen die beabſichtigten Neuerungen

vom Kultusminiſter abgewieſen, ſuchten die Vilmaraner dem Zuſtandekommen der Synode Schwierigkeiten zu bereiten. Gegen Ende October 1869 wurde auch eine anonyme Schrift gegen letztere verbreitet, welche aus der Umgebung des Kurfürſten zu ſtammen ſchien. Einige der weltlichen Vilmaraner, die Räthe Martin, Pfeiffer, Klingender, erklärten am 17. October in der volksparteilich-kurfürſtlichen „Heſſiſchen Volkszeitung" den Herren Plaut und Trabert demonſtrativ, daß ſie ſich an den Wahlen zur Synode nicht betheiligen würden. Auch kam es wieder zu Ausſchreitungen der Renitentenführer Hoffmann zu Felsberg und Vilmar zu Melſungen, und Metropolitan Hoffmann zu Kaſſel erklärte am 12. Nov. 1869 ſeinen Geiſtlichen, in Folge der „Aufhebung" der zu Recht beſtehenden Kirchenordnung werde ſich früher oder ſpäter mit Nothwendigkeit die Einverleibung in die preußiſche Union ergeben.

Bei Eröffnung der Synode am 8. December 1869 erklärte der königliche Kommiſſar, die Kirchenregierung wolle mit Wiederaufrichtung des den Bewegungen des 17. Jahrhunderts zum Opfer gefallenen Geſammt-Konſiſtoriums und der ſeit faſt 300 Jahren außer Gebrauch gekommenen Synoden den Bekenntnißſtand der verſchiedenen Kirchengemeinſchaften nicht beeinträchtigen. Die Beſchlüſſe der Synode über den ihr vorgelegten Entwurf einer Presb.- und Synodal-Verfaſſung fielen nicht völlig im Sinne der liberalen Partei aus. Generalſuperintendent Martin und Genoſſen wußten in der Synode ſogar eine Dankadreſſe an den König zu vereiteln. Die Schaffung des neuen Konſiſtoriums und gar die Vollendung der Synodalverfaſſung verzögerte ſich aus beſonderen Gründen; die Agitation gegen beide ſchlief aber nicht, ſie begann ſogar einen bedenklicheren Charakter anzunehmen. Im April 1870 wurde eine anonyme Schrift für die Kirchenordnung von 1657 verbreitet; es wurde darin aber auch beklagt, daß das heſſiſche Volk ſeines kurfürſtlichen Hauſes beraubt ſei. Im April 1871 wurde Vilmar II. wiederum wegen Ungehorſams gegen die Anordnungen des Kirchenregiments zur Verſetzung auf eine Stelle mit geringerem Einkommen verurtheilt.

Der Unfruchtbarkeit auch ihrer ferneren Oppoſition ſich bewußt, begannen die Vilmaraner gegen Ende des Jahres 1871, als die Ultramontanen in Deutſchland ſich in ſtaatsfeindlichem Sinne feſter zu organiſiren begannen, ſich den politiſchen Feinden der neuen deutſchen Entwicklung beizugeſellen und den Charakter einer politiſchen Partei anzunehmen. Das Nähere über ihre deshalbigen Beſtrebungen iſt aus den im Juni 1872 zum erſten Male erſchienenen „Heſſiſchen Blättern" zu Melſungen zu erſehen. Dieſes Wochenblatt kündigte die Beſprechung politiſcher Ereigniſſe und der kirchlichen Angelegenheiten des engeren und weiteren Vaterlandes an. In beiden Beziehungen will die „Partei" vertreten „die ausſchließliche Gültigkeit des ewigen und unvergänglichen Wortes Gottes und infolge deſſen die unwandelbare

Digitized by Google

Treue gegen die Bekenntniſſe und Ordnungen der Kirche." Insbeſondere wurde wieder der Hauptſatz aufgeſtellt: „Nicht Menſchen und menſchliche Gedanken, ſondern Chriſtus allein regiert die Kirche durch ſeine Diener und Nachfolger nach Maßgabe ſeiner ewigen Geſetze und Ordnungen." Im Allgemeinen iſt jenes Organ der Meinung, den „kleinen Kreiſen" ſeiner Freunde gehöre „die Zukunft", und aus ihnen werde „ſo Gott will, ein neues Deutſchland emporwachſen." Im Anfang Auguſt 1872 ſprachen die „Heſſ. Blätter" die Sehnſucht nach Herſtellung des Kurſtaates noch deutlicher aus in den Worten: „Warum ſollte es für uns ein Verbrechen ſein, wenn wir eine glückliche Zukunft davon für abhängig erklären und dies als wahrſcheinlich hinſtellen, daß die Throne der vertriebenen Fürſten wieder aufgerichtet und die unterworfenen Stämme in ihre Freiheit zurückverſetzt werden?"

Die Gefährlichkeit dieſer politiſchen Beſtrebungen iſt nicht weit her. Außer den Vilmar'ſchen Geiſtlichen beſteht die ſogenannte „Partei" höchſtens aus Perſonen, die unter dem Kurfürſten hohe Staatsämter bekleideten, und allenfalls einzelnen Lehrern. An die Wiedereinſetzung des Kurfürſten mögen die Herren wohl ſelbſt nicht ernſtlich glauben, aber in politiſcher Beziehung blieb ihnen kein anderes Programm übrig; paßt daſſelbe doch auch zu ihren eigentlichen politiſchen Zwecken: als Hauptſache erſchien ihnen, ihre Sache mit der aller reichsfeindlichen Parteien zu vereinigen. Es iſt der letzte Wurf, es wird va banque geſpielt. Dabei verſteht ſich von ſelbſt, daß Kundgebungen und Oppoſition im Einzelnen fortgeſetzt wird. So erklärten auch am 16. April 1872 40 „bekenntnißtreue" Geiſtliche, daß es ſich mit dem Amte eines treuen Dieners Chriſti nicht vertrage, eine Schulinſpection auf Grund des neuen Schulaufſichtsgeſetzes anzunehmen.

Die Kundgebungen richteten ſich im Sommer 1873 gegen das zunächſt drohende Geſammt-Konſiſtorium. Am 23. Juni beſchloſſen 20 Vilmar'ſche Geiſtliche auf dem niederheſſiſchen Miſſionsfeſte zu Guntershauſen die Erklärung an den Landesherrn, ſie würden jener Behörde den Gehorſam verweigern bei deren erſter Abweichung von ihrem Bekenntniſſe und ihren Kirchenordnungen. Das ſchien, bei aller Oppoſition, faſt der Ausdruck einer milderen Richtung zu ſein, welche den grundſätzlichen Ungehorſam aufgeben wolle. Jene „erſte Abweichung" und noch andere Abweichungen wären freilich nicht ausgeblieben; aber ſich ſelbſt überlaſſen, hätten die 20 vielleicht weitere Schritte in der Einſicht machen können. Doch wie bei den Ultramontanen, ſcheinen ſich hierauf die Führer eingemiſcht zu haben, denen jenes Auftreten doch wohl etwas bedenklich für ihre Sache erſchienen ſein mochte. Auf der niederheſſiſchen Paſtoralconferenz zu Melſungen am 9. Juli 1873 wurde das Verſehen wieder reichlich ausgeglichen. Hier gab es einen Vortrag über „den falſchen Altar und das falſche Prieſterthum", unter Anwendung auf die vom Staate der

Kirche, insbesondere der hessischen, bereitete „Noth“. Ferner vereinbarte man einen Widerstand gegen das Gesammt-Konsistorium. Am folgenden Tage, auf dem Missionsfeste am Lindenberge bei Melsungen, wurden heftige Reden gehalten gegen Alles was sich nicht zum Kurfürsten bekennt; für diesen wurde gebetet zum Gott der niederhessischen Kirche. 43 Pfarrer beschlossen hier ein Gesuch an den König um Wiederaufhebung des Gesammt-Konsistoriums. Sie behaupteten, ihre Stellung zu diesem sei ihnen „vom Herrn der Kirche“ angewiesen, und die niederhessische Kirche sei „eine organische Schöpfung unseres Herrn Jesu Christi, welcher ihr nicht blos durch den heiligen Geist ihr inneres Leben, den Glauben, sondern mittelbar durch diesen auch ihre äußere Gestalt, die Kirchenordnungen“ gegeben habe. Da der König nicht das Recht besitze, ihre Kirche umzugestalten, so sähen sie sich genöthigt, „dem gegen Jesu Willen eingesetzten Konsistorium die Anerkennung um Jesu Willen zu versagen.“ Die Herren waren nunmehr vollständig im Fahrwasser des Ultramontanismus angelangt. Sie stellten hier und in ihrem Organe jene mißbräuchliche Auslegung des Satzes: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“ auf, auf welche die katholischen Bischöfe gleichzeitig ihre Opposition gegen die ihrer Kirche nicht zusagenden Anordnungen des Staats gründeten.

Daß bei Gelegenheit der am 28. Juli 1873 erfolgten Eröffnung des Gesammt-Konsistoriums, welches übrigens auf Wunsch der Synode seinen Sitz nicht in Marburg, sondern in Kassel erhielt, abermals die Versicherung ertheilt ward, der Bekenntnißstand solle nicht geändert und dessen Rechte sollten geachtet werden, machte auf die Renitenten in diesem Stadium begreiflich erst recht keinen Eindruck mehr. Ebensowenig geschah dies durch den Erlaß, mit welchem am 15. August das Kultusministerium jene Eingabe der Renitenten beantwortete. In dieser hieß es, ihre Behauptungen entbehrten jeder thatsächlichen und rechtlichen Begründung, und der das neue Konsistorium schaffende Erlaß berühre den Bekenntnißstand nicht, sondern lasse demselben sogar von neuem Schutz und Pflege angedeihen, insbesondere durch die Anordnung, daß in den das Bekenntniß mittelbar berührenden Dingen die confessionelle Vorfrage lediglich nach den Stimmen der Mitglieder des betreffenden Bekenntnisses zu entscheiden sei; die in dieser itio in partes bestehende neue Garantie habe den bisherigen 3 Konsistorien gefehlt. Grade diese Garantie bildete aber für die Renitenten einen Hauptanstoß; sie *wollen* keine besondere oder gleiche Rücksicht auf andere Bekenntnisse, sondern eine ausschließliche für ihre eigenen. Dagegen sagte der wirklich lutherischen Geistlichkeit Oberhessens die neue Rücksichtnahme zu. Diese macht daher *nicht* gemeinsame Sache mit den Renitenten, welche stark darauf gerechnet hatten. Der Wortführer der Oberhessen, Pfarrer Kolbe in Marburg, erklärte, hier könne

man sich für die Erhaltung der bisherigen Consistorien nicht erwärmen, da ja deren Einführung 1821 ein Rechtsbruch gewesen. Das Gesammt-Konsistorium aber wollen die Oberhessen anerkennen, obwohl nach ihrer Ansicht folgeweise auch dieses durch (fortgesetzten) Rechtsbruch entstanden ist. Der Grund dieser Haltung ist eben jener, daß sie bisher selbst in ihrem eigenen Bezirke sich durch die Vilmaraner gedrückt gefühlt haben; klagend weisen sie darauf hin, daß in ihrem Konsistorium thatsächlich mehr Reformirte als Lutheraner gesessen hätten, obwohl Oberhessen mehr lutherische als reformirte Gemeinden zähle, und daß alle Beschlüsse nach einfacher Mehrheit gefaßt seien. Das solle sich durch die neue Einrichtung bessern.

Gegen Ende August 1873 begannen die Folgen der Renitenz sich zu zeigen. Die Vilmaraner suchten sich jedem amtlichen Verkehr mit dem neuen Konsistorium zu entziehen, schickten dessen Zusendungen zurück und wurden dafür in sich steigernde Geldstrafen genommen, zu deren Eintreibung sie gepfändet werden mußten. Die Hess. Bl. hoben mit Befriedigung den großen Eindruck hervor, welchen diese Pfändungen auf die Gemeinde machten. Wenn dem Pf. Saul eine Kuh, dem Pf. Wolfram ein Rind aus dem Stalle geführt werden mußte, so sehen die Hess. Bl. (v. 11 Oct.) darin „immer deutlicher die Spuren des Herrn, der mit uns ist," und nach renitentlicher Einbildung denken die Bauern beim Anblicke jenes Rindviehs lediglich an die Kirchenordnung von 1657. Das genannte Blatt bezeichnet die Renitenz als „kirchenrechtlichen Verfassungskampf in Hessen" und verhöhnt das Gesammt-Konsistorium, welches im Sept. es noch für angezeigt hielt, den Ungehorsamen in einem langen Schreiben das Ungesetzliche des Widerstands vorzuhalten, wegen der Unwirsamkeit seiner Mittel. Der weltliche Nachtrab der Renitenten hatte nämlich einen Aufruf zur Unterstützung der in diesem „Kampfe" in Bedrängniß gerathenden Geistlichen erlassen. Die unterzeichneten Staatsdiener wurden hierüber in Disciplinar-Untersuchung gezogen, der Aufruf hatte aber wirklich den Eingang verhältnißmäßig vieler Gaben zur Folge, jedoch zum geringsten Theile aus Hessen, das meiste kam von auswärts, wo man höchst wahrscheinlich nur oberflächliche Kenntniß von den Bestrebungen der angeblichen „Lutheraner" hat, so aus Schwerin, Hamburg, Celle, Wolfenbüttel, Braunschweig, Grona, Northeim, Göttingen, Tharandt, Stuttgart, Angermünde u. s. w. Unter den Beitragenden befinden sich Welfengenossen, adelige Freunde der mecklenburg'schen Orthodoxie, Preußenfeinde wie der Darmstädtsche Graf zu Erbach-Fürstenau, jedoch keine Ultramontanen. Diese mögen für die Sache der Renitenten schwerlich Sympathie hegen, aber sie können dieselben, wie alle staatsfeindlichen Elemente, beim allgemeinen Sturmrennen gegen den Staat gebrauchen. Das Beste, was sich zur Beleuchtung der Renitenten ereignen konnte, war denn auch das Anerkennungsschreiben, welches

Digitized by Google

katholiſche Geiſtliche im weſtlichen Sauerlande ihnen zukommen ließen. Dieſe drückten ihre Freude aus über der Renitenten „edle, unumwundene, apoſtoliſche Sprache" und begrüßten dieſelben als ihre „Kampfgenoſſen gegen das heidniſche Prinzip eines omnipotenten Staats". Beſonders ſchien ihnen die Schroffheit des Auftretens und die Beharrlichkeit in der Renitenz zu gefallen. Der ungebührliche Lärm, welchen zur Freude der Renitenten die Nachrichten über ihre Handlungen des Widerſtands machten, fing im Herbſt 1873 ſogar in Frankreich an, Aufſehen zu machen, indem der pariſer „Soir" mit Wohlgefallen von dieſen, wie er meinte „ſeparatiſtiſchen Tendenzen" ſprach. Selbſt liberale deutſche Blätter begannen, ſich durch den Lärm irre führen zu laſſen, und man mußte die Anſicht leſen, durch des Landgrafen Friedrich von Heſſen neuerlichen Verzicht auf ſeine Thronfolgerechte ſei der partikulariſtiſchen Partei in Heſſen endlich der Boden entzogen. Es exiſtirt aber eine ſolche Partei nicht und die in Rede ſtehenden Sonderlinge verdienen kaum die Bezeichnung einer Partei.

Seine Blüthe erreichte der Widerſtand in der Antwort, welche die Renitenten auf den Erlaß des Kultusminiſteriums v. 13. Auguſt ertheilten. Sie blieben bei ihrer Nichtanerkennung des neuen Konſiſtoriums, durch deſſen Einſetzung der Organismus der Kirche völlig zerbrochen, das königliche Amt Jeſu Chriſti aus der Kirche verdrängt und ihr Amt, das ſie allein von Chriſtus erhalten, aus der Unterordnung unter die alleinige Autorität dieſes ihres Herrn gelöſt und in die Unterordnung unter menſchliche Autorität geſtellt ſei; ſie könnten dieſes Amt nur in einer ſolchen Kirche ausüben, in der Alles nach den feſten Ordnungen vollzogen werden dürfe, „die ihren Quell von dem Herrn Jeſus herleiten;" ſie wollten ausharren, ſelbſt wenn der letzte irdiſche Beſitz ihnen entzogen wäre oder Kerkerhaft bevorſtehe, und ſie würden durch williges Erdulden aller Leiden beweiſen, daß ſie Diener „Jeſu Chriſti, des geoffenbarten Gottes" ſeien, der ſie zum Zeugen ſeiner Herrlichkeit gemacht habe. Die „Heſſiſchen Blätter" vom 1. November 1873 bezeichneten gar jenen miniſteriellen Erlaß als „Auflehnung" gegen „die Majeſtät des Gottesſohnes".

In Berlin ſchien man doch nun auch einzuſehen, daß mit dieſen Herren der fixen Idee jede Discuſſion unmöglich iſt.

Als Antwort auf jenes merkwürdige Actenſtück, in welchem der ganze Fanatismus der Sonderlinge ſich ausſpricht, erfolgte zur Ausfüllung einer Lücke der Geſetzgebung am 27. Sept. 1873 ein königl. Erlaß, wodurch das Geſammt-Konſiſtorium in erſter und das Kultusminiſterium in zweiter Inſtanz als Disciplinarbehörde der Geiſtlichen bei auf Amtsentſetzung gerichtetem Verfahren beſtellt wird. Seitdem ſind bis zum 21. Dezember 1873 dreizehn Renitenten ihres Amtes entſetzt, wogegen ihr Führer Vilmar am 7. November „unbedingten Rechtswiderſpruch" erhob. Ihr Organ

Digitized by Google

hat immer noch ſeinen Spott über alle Maßregeln. Es ſtellt ſich ganz auf den Standpunkt der römiſch Hierarchiſchen und lehrt: Der Staat habe durch die Ereigniſſe von 1866 ſeinen Willen an die Stelle des göttlichen geſetzt und Dasjenige, was nach der Offenbarung Sünde war, für ſelbſt das Gute erklärt. Doch, damals habe es ſich immerhin „nur um das durch das Offenbarungs-Inſtitut Gottes vertretene göttliche Geſetz“ gehandelt, jetzt aber handele es ſich um dieſes, die Kirche ſelbſt, und dem Staate komme es bei ſeinem „dermaligen Angehen gegen die Offenbarung“ nicht auf Dogmen-Inhalt an, ſondern auf „die autoritative Mächtigkeit der Kirche“. Das iſt richtig; es handelt ſich, den Renitenten, wie den Ultramontanen gegenüber, um Abwehr hierarchiſcher Uebergriffe; beſonders intereſſant aber iſt ein durch dieſen Ausſpruch hervorgerufenes weiteres Geſtändniß: indem ſich das Organ der Renitenten noch immer alle Mühe giebt, die oberheſſiſchen Lutheraner zur Betheiligung an der Auflehnung zu überreden, eifert es namentlich gegen deren Meinung, man müſſe „mit dem Auftreten gegen den die Kirche bedrängenden Staat ſo lange warten, bis das Bekenntniß in irgend einer Weiſe angetaſtet werde.“ Darauf könne man, ſagen die „Heſſ. Blätter“, lange warten, da es die moderne Staatsidee mit den Bekenntniſſen, möchten dieſelben orthodox oder lax ſein, ganz und gar nicht, „wohl aber mit der Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit der Offenbarung zu thun hat.“ Jenes Warten könne in den meiſten Fällen ſo lange dauern, „bis dem Bekenntniß der autoritative Boden der Offenbarung vollſtändig entzogen, d. h. ſo lange, bis es mit dem betreffenden Kirchentheil überhaupt zu Ende und jeder Widerſpruch zu ſpät iſt.“ Wie ſie alſo Chriſtus ganz gleichbedeutend mit Gott nehmen und wie ſie ihr eigenes Amt mit einem Amte Chriſti identificiren, ſo ſetzen die Vilmaraner hier Offenbarung für gleichbedeutend mit Kirche als äußere Anſtalt, ſie predigen mithin daſſelbe, was ihnen gegenüber ſeitens der Einzel-Konſiſtorien ſo oft (ſ. oben) gepredigt werden mußte. Und während ſie ſonſt ſtets den „Angriff“ auf die Verfaſſung als Angriff auf ihr Bekenntniß hinſtellten, werden jetzt in ihrem Organe dieſe beiden Begriffe getrennt und wird dem Bekenntniß eine Bedeutung erſt in zweiter Linie beigelegt. Die Umſtände drängen ſie zum Ausſpruche ihrer wahren Meinung: iſt das Papſtſpielen wirklich vorbei, ſo kommt es auf das Bekenntniß ſo viel nicht mehr an, wie denn auch einer der Renitenten vor kurzem ſogar eine unirte Pfarrſtelle im Lande der Känguruhs angenommen hat. Die „Heſſ. Blätter“ ſprechen jene Anſchauung mit großer Deutlichkeit aus. Seit der Staat, ſagen ſie, den Anſpruch erhob, die Grenzen des kirchlichen Machtgebiets nach ſeinem Ermeſſen feſtzuſetzen, und ſeit er begann, dieſen Anſpruch durch die Geſetzgebung auszuführen, ſei ein bloßes Reden von Bekenntniß und Glauben nichts als Phraſe; von nun an gelte es, „den Thaten Thaten entgegenzu-

Digitized by Google

ſetzen und vor den mit offener Kriegserklärung in das kirchliche Gebiet eindringenden Gegnern das Heiligthum mit der eigenen Perſon, mit Habe und Exiſtenz zu decken." Das Blatt möchte „erzittern und ſchaudern, wenn der Weg dieſes Geſammt-Konſiſtoriums zu ſeiner Autorität und Geltung von Marksteinen gebrochener Gewiſſen bezeichnet ſein ſollte; da wären ihm und der chriſtlichen Kirche tauſendmal beſſer Steine, blutig wie die Steine des Stephanus." Die Unabhängigkeit der Kirche, „das ſouveräne Königthum Chriſti," das ſei der Mittelpunkt des heutigen kirchenpolitiſchen Streites. Darum hoffen ſie die Rettung ihrer mit ſo viel Aufwand von Auslegung geſchaffenen hierarchiſchen Sonderbarkeiten vom jetzigen Kampfe der Ultramontanen, und tragen dies mit Vorliebe zur Schau, wie ſie auch aus Groll über Gottes Thaten in der neuſten Geſchichte ſich dem Traume von einer Herſtellung des Kurſtaates als der einzigen Unterlage für eine Wiedergeltendmachung ihrer Tendenzen hingeben. Einſtweilen aber verkündet ihr Blatt: „Gottes Wort und Vilmar's Lehre vergehet nun und nimmermehr!" und Vilmar ließ eben „als Weihnachtsgruß" eine Schrift über den „Todeskampf der heſſiſchen Kirche" ausgeben.

Dagegen ſteht feſt, daß bei fortgeſetzt verſchiedenem Auftreten der Regierung der ganze Spuk in nichts verfliegen wird. Jede patriotiſche und kirchliche Partei hüte ſich aber Sympathie mit dieſen Sonderlingen ſich einzureden, vor denen bereits in Hannover, Stade und Braunſchweig die Behörden gewarnt haben. Möge Vorſtehendes zu dieſer Einſicht beitragen!

Ein Schlußwort über Kirche und Staat in den Vereinigten Staaten.

Von Prof. H. Jacoby.

Herr Dr. Thompſon hat in Nr. 45 der Grenzboten theils ſeine Schrift über Kirche und Staat in den Vereinigten Staaten von Amerika zu ergänzen theils mein Referat über dieſelbe zu berichtigen geſucht. In beiden Beziehungen fühle ich mich zu einigen Bemerkungen veranlaßt. Der Referent hatte darauf hingewieſen, daß durch die Sonntagsgeſetze die chriſtliche Kirche privilegirt werde. Herr Dr. Thompſon entgegnet, daß die religiöſen Gebräuche und Feiertage der Juden und Chineſen gleichen geſetzlichen Schutzes genießen.*) Bin ich recht berichtet, ſo hören in den Staaten, in welchen Sonntagsgeſetze beſtehen, am Sonntage alle Geſchäfte auf, ſowohl für Chriſten als auch für Nichtchriſten. Iſt an den Feſttagen der Juden und

*) S. 207.

Chineſen auch den Chriſten verboten, öffentliche Thätigkeiten auszuüben? Schwerlich iſt es ſo, und dann muß Referent bei dem Urtheil ſtehen bleiben, daß Chriſten und Nichtchriſten nicht mit gleichem Maße gemeſſen ſind. Referent hatte ferner nähere Angaben des Herrn Verfaſſers über die amerikaniſche Militärſeelſorge dringend gewünſcht, um zu erfahren, ob ſie ſich mit der behaupteten Gleichſtellung aller religiöſen Gemeinſchaften vertrage. Leider iſt dieſer Wunſch des Referenten nicht erfüllt worden. Dagegen ſind die Bedenken desſelben, ob die Einführung des Nationaldankfeſtes ſich mit der religiöſen Indifferenz des Staats vereinigen laſſe, beſeitigt. Die ergänzenden Mittheilungen des Verfaſſers über die Limitirung des Kirchenvermögens gewähren immer noch nicht völlige Klarheit. Denn wenn er ſagt, es ſeien Geſetze erlaſſen, welche ein Maximum des Vermögens, das religiöſe Corporationen halten dürfen, feſtſetzen, und dann hinzufügt, dieſer Betrag allein iſt ſteuerfrei, ſo wird durch dies Wörtchen „allein" das vorher Geſagte modificirt. Es gewinnt dann den Anſchein, als ob es beſteuertes und ſteuerfreies Kirchenvermögen gebe, und nur für letzteres ein Maximum beſtimmt ſei, ein Anſchein, den wieder andere Stellen ſowohl in der Schrift wie in den Ergänzungen zerſtören. In der Feſtſetzung dieſes Maximums müſſen übrigens ungeheuere Differenzen beſtehen, denn im Jahre 1872 betrug die Kirchſtuhlmiethe in Plymouth-Church 57000 Dollars, und doch ſoll das jährliche Einkommen einer katholiſchen Kirche in New-York nicht mehr als 3900 Dollars betragen.*) Die Erläuterungen des Herrn Verfaſſers in Bezug auf die Frage nach der Beſchaffenheit der kirchlichen Tribunale füllen nicht die Lücken aus, auf welche der Referent hingewieſen hatte. Ihm kam es darauf an, zu wiſſen, was es heißt, wenn von Fällen geredet wird, „wo die eigenen kirchlichen Tribunale ihre Jurisdiction auszuüben berechtigt ſind," und was die Worte beſagen wollen, vorausgeſetzt, daß ihre (d. h. der kirchlichen Gerichtshöfe) Jurisdiction rechtskräftig erworben iſt." Es wird durch dieſe Bemerkungen die Meinung veranlaßt, daß einige kirchliche Tribunale Jurisdiction auszuüben berechtigt ſind, andre nicht. Privilegirt etwa der Staat doch gewiſſe Religionsgemeinſchaften, indem er nur ihren Tribunalen das Recht der Jurisdiction verleiht? Soviel über die Ergänzungen, welche der Herr Verfaſſer mit Rückſicht auf mein Referat gegeben hat. So dankenswerth ſie ſind, ſo genügen ſie doch nicht völlig. Wir wenden uns nun zu den Berichtigungen, welche der Herr Verfaſſer in Bezug auf meine Darſtellung gegeben hat. Referent konnte es nicht billigen, daß die Verbrechen, welche die europäiſchen Einwanderer in Amerika begehen, auf Rechnung des Syſtems privilegirter Kirchen geſchoben wurden. Nach den Erklärungen, welche nun**)

*) Kirche und Staat S. 69. 92.

**) S. 211.

der Herr Verfaſſer giebt, ſcheint dieſer Angriff nicht ſo ernſt gemeint geweſen zu ſein, er ſollte nur eine Revanche auf den Vorwurf bilden, daß das Freikirchenſyſtem die Maſſe der Bevölkerung dem Heidenthum und der Irreligioſität in die Arme triebe. Wir erheben dieſen Vorwurf nicht, weil wir der Meinung ſind, daß über kirchenpolitiſche Syſteme nicht in abstracto, ſondern geſchichtlich zu urtheilen iſt. Ihr Werth iſt zeitlich und örtlich ſehr verſchieden. Von neuem aber müſſen wir es mißbilligen, wenn die Verbrechen der europäiſchen Einwanderer als Früchte des europäiſchen Kirchenſyſtems betrachtet werden. Das Kontingent, welches zu den Einwanderern die Perſonen liefern, welche hier in Europa unmöglich geworden ſind, iſt zu groß, um einen ſolchen Rückſchluß zu geſtatten. In dieſem Kontingent befinden ſich wenige, welche den Katechismus der konfeſſionellen Schule im Kopfe, geſchweige im Herzen haben. Ebenſo müſſen wir von neuem die Mormonen als ein ſpezifiſch amerikaniſches Erzeugniß erklären, trotzdem daß Nord-Europa ihnen viel Rekruten geſandt hat. Und ich befinde mich dabei in Uebereinſtimmung mit Männern, welche als Autoritäten angeſehen werden dürfen. So ſagt Robert von Schlagintweit in der ſo eben erſchienenen Schrift: „Die Mormonen“ *) im Vorwort: „Nur in Nordamerika konnten ſie entſtehen, nur im Yankeethum gedeihen, wo uns neben der größten Solidität der ſtärkſte Humbug begegnet, wo neben vieler Aufklärung und Bildung noch kraſſer Aberglauben herrſcht, wo religiöſe Sekten jeder Art einen überaus gedeihlichen Boden finden, wo der mercantile Geiſt häufig ſogar kirchliche Angelegenheiten in ſein Bereich zieht.“ Auch Mann in Philadelphia ſpricht ſich ſo aus **): „Die religiöſe Erziehung der Maſſe in den Vereinigten Staaten war und iſt entſetzlich vernachläſſigt. Denn die Staatsſchulen nehmen aus Princip den Religionsunterricht nicht in ſich auf, die Sonntagsſchulen aber erſetzen die in den meiſten proteſtantiſchen Gemeinſchaften ſo gänzlich vernachläſſigte Katecheſe keineswegs. Viele aus Europa Eingewanderte werden in dieſem Sektengewirre völlig confus und ſchwimmen zwiſchen den verſchiedenen Kirchenparteien herum, bis ſie endlich in dieſer oder jener — wer weiß von welchen zufälligen Einflüſſen beherrſcht — ſich niederlaſſen. Die Zeit aber, der der Mormonismus ſeinen Urſprung verdankt, war ohnehin karakteriſirt durch jene unter dem Amerika eigenthümlichen Syſtem der „Neuen Maßregeln“ hervorgerufene, religiöſe Aufregung. Das wilde Feuer der methodiſtiſchen „Revivals“ lief damals helle brennend durch das Land. Beinahe alle Secten waren davon angeſteckt; viele ſchwächere Gemüther, aufgeregt durch ein gemüthloſes Stürmen und die grelle Höllenmalerei der ſchwärmeriſchen, auf die

*) Cöln und Leipzig 1874.

**) Herzog, Realencyklopädie, Bd. 10. S. 14. 15.

Digitized by Google

„Angstbank“ die Sünder rufenden Bußprediger, und unbekannt mit der einfachen, innigen Majestät des Evangeliums und der Gnade, waren fähig zu allen Extravaganzen. Auch die Milleriten, die zum Theil in weißen Kleidern auf freiem Felde selbst in der Umgebung großer Städte an bestimmtem Tage die Ankunft des Herrn und ihre Auffahrt mit ihm erwarteten, konnten damals eine Rolle spielen. Das Stiften neuer Secten ist überhaupt in Amerika gar nichts Ungewöhnliches. Man denke an die Otterbeiner, Weinbrennersleute, Albrechtsleute, Lanchybelliten.“ Daß das Sectengewirr Amerikas die begünstigende Bedingung des Mormonismus war, bezeugt das Bekenntniß, welches sein Stifter Joseph Smith in seiner Autobiographie ablegt: „Die Verwirrung und der Kampf unter den verschiedenen religiösen Genossenschaften war so groß, daß es für einen so jungen und mit der Welt so unbekannten Menschen wie ich unmöglich war, zu irgend einem sicheren Schluß zu gelangen, wer Recht und wer Unrecht hatte. Mein Gemüth war mehrmals in großer Aufregung, so gewaltig und so unablässig waren das Geschrei und der Lärm.“ *) Referent hatte die Meinung ausgesprochen, daß in der Urbarmachung des Landes, in der Colonisation, welche die Mormonen hervorgebracht haben, eine bewunderungswürdige, echt amerikanische Arbeitskraft und Anstrengung sich zeige. Darauf antwortet Herr Dr. Thompson**): „Die wirkliche Thatsache ist, daß der Urheber dieses Exodus, der Leiter der Colonie, dessen Schlauheit und Energie in der Wüste eine Oase der Glückseligkeit und des Reichthums für ihn selbst geschaffen hat, daß dieser Brigham Young ein Engländer ist.“ Dieser Angabe widerspricht nicht blos Busch***), sondern auch Schlagintweit, welche ihn beide für einen Amerikaner erklären. Das Zeugniß Schlagintweit's fällt besonders stark in die Wagschale, da er Young selbst gesprochen hat. Wir lassen es wörtlich folgen: „Brigham Young, wie er sich selbst nennt, nicht Braiem Yang, wie er gar häufig ausgesprochen wird, „der Löwe des Herrn“ (lion of the Lord), wie sein kirchlicher Ehrenname lautet, zur Zeit das kirchliche und weltliche Oberhaupt der Mormonen, den ich am 19. Mai 1869 persönlich in der Salzseestadt kennen gelernt und gesprochen habe, ist ein echter Yankee****).“ †) Referent hatte ferner gesagt: „Im christlichen Europa wäre für den Mormonismus keine Freistatt geöffnet worden.“ Er bedauert diesen Ausdruck, weil es scheinen könnte, Referent habe der amerikanischen Gesellschaft Sympathieen für den Mormonismus zugeschrieben. Davon ist er sehr weit ent-

*) M. Busch, Geschichte der Mormonen. Leipzig 1869. S. 2.

**) S. 212.

***) a. a. O. S. 227.

****) a. a. O. S. 209. Hier findet sich die Genealogie Young's genau, statistisch genau aufgezeichnet.

†) Hiermit erklären wir diese Discussion geschlossen. D. Red.

Digitized by Google

fernt, er weiß es sehr wohl, daß das Gegentheil der Fall ist. Nicht die amerikanische Gesellschaft, sondern die äußeren Schwierigkeiten, welche der Unterdrückung des Mormonismus entgegenstehen, zum Theil allerdings auch die amerikanischen Gesetze tragen die Schuld, daß der Mormonismus noch besteht. Die Thatsache allerdings, daß die Union den Mormonen eine Freistätte geöffnet habe, läßt sich nicht leugnen. Das Mormonenland Utah ist ein Territorium der Vereinigten Staaten, ihr Gouverneur und Secretair wird vom Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannt, ebenso wie der oberste Gerichtshof. Die Bevölkerung Utahs schickt einen Delegirten an das Präsidentenhaus in Washington. Am 28. Sept. 1850 ernannte der Präsident der Vereinigten Staaten Brigham Young zum Gouverneur Utahs. Er blieb es bis April 1858. Seit dem Feldzug der Union gegen die Mormonen im Jahr 1858 ist in Utah eine reguläre Bundestruppenmacht. Seit dem Herbst 1871 hat Präsident Grant versucht, ernste Maßregeln gegen die Mormonen zu unternehmen. Allein die schwurgerichtlichen Verhandlungen, welche vom October 1871 bis zum März 1872 stattgefunden hatten, und alle darauf sich gründenden Urtheile mußten für nichtig erklärt werden, weil das Bundesgericht die Jury beliebig zusammengesetzt hatte, während die Lokalbehörden des Territoriums dieselbe zu wählen haben. Aber eine Mormonenjury zusammenzubringen, welche Mormonen wegen Polygamie verurtheilt, ist natürlich unmöglich. So haben vorläufig diese Versuche, dem Unwesen der Mormonen ein Ende zu machen, keinen Erfolg gehabt. Ich habe diese Notizen fast wörtlich der Schrift R. v. Schlagintweit's*) entnommen, ich füge das zusammenfassende Urtheil hinzu, welches er über die Stellung der Union zu den Mormonen fällt**): „Eine zufriedenstellende, schon lange angestrebte Lösung der Mormonenfrage ist besonders deshalb so schwierig, weil von Seiten der amerikanischen Regierung nicht nur Jahre hindurch die anomalen Verhältnisse Utahs geduldet, sondern indirect sogar gutgeheißen wurden. Die langjährige Duldung der Vielweiberei hat die Mormonen geradewegs zur Vermehrung der polygamistischen Ehen ermuntert und namentlich im Auslande der Mormonenpropaganda das Werk der Bekehrung erleichtert. Der praktische Yankee freute sich über das Entstehen eines blühenden Staates inmitten der Wildniß, erkannte sehr wohl den Nutzen an, den derselbe früher oder später bringen müsse, und räumte sogar seinem Vertreter (Delegirten) bereitwillig einen Sitz im Repräsentantenhause ein. Ganz anders lag die Sache, wenn die amerikanische Regierung von Anfang an, wo nur wenige Vielehen zu lösen waren, der Polygamie streng entgegen getreten wäre; nun-

*) Abschnitt X, XI.

**) S. 2741.

mehr aber muß man Verhältnisse dieser Art in Masse zerstören und sieht sich genöthigt, unsägliches Elend über Tausende von Familien zu bringen." So hatte der Referent allerdings Grund, zu behaupten, Amerika habe den Mormonen eine Freistätte gewährt, oder vielmehr im christlichen Europa würde ihnen eine solche nicht geöffnet worden sein. Und Herr Dr. Thompson sollte nicht als europäische Parallele das Regiment der Wiedertäufer in Münster, das vom 8. Februar 1534 bis zum 25. Juni 1535 gedauert hat, herbeiziehen.

Herr Dr. Thompson hat es offenbar dem Referenten sehr übel genommen, daß er Amerika Erzeugnisse von klassischer Originalität auf dem Gebiet der Kirche, Kunst und Wissenschaft abgesprochen hat, und eine Menge von literarischen Werken genannt, welche auf diesen Ruhm Anspruch erheben dürften. Hier liegt offenbar ein Mißverständniß vor. Referent ist weit davon entfernt, zu meinen, daß in Amerika keine ausgezeichneten literarischen Leistungen hervorgebracht seien, das Gegentheil gesteht er gern zu, nur den Gedanken wollte er aussprechen, daß Amerika keine Werke erzeugt habe, durch welche der Wissenschaft und Kunst neue Bahnen zugewiesen wurden, welche das geistige Leben einer Generation bestimmten, deren Verfasser die Geschichte in die Reihe der Classiker aufgenommen hat. An solchen Männern hat es auf den genannten Gebieten Amerikas bis jetzt noch gefehlt und wird es wohl noch einige Zeit ihm fehlen. Die Kultur Amerikas ist noch zu jung, als daß wir andere Erwartungen hegen und höhere Forderungen stellen dürften.

Schließlich bittet der Referent ihm den Flüchtigkeitsfehler zu verzeihen, daß er den Herrn Verfasser als Baptistenprediger bezeichnet hat, während er Congregationalistenprediger ist. Der Referent hat nirgends die Congregationalisten und Baptisten identificirt, der Unterschied zwischen beiden Religionsgemeinschaften ist allgemein bekannt, und der Referent hat auch in einem Citat aus der Schrift des Herrn Verfassers beide von einander gesondert.*)

In den russischen Ostseeprovinzen.**)

Der verdiente magyarische Sprachforscher, deutscher Abstammung (Hainsdorfer), dessen tüchtige Werke über die finnische Sprache, die Wogulen u. s. w. unter allen Fachgelehrten mit Recht großes Aufsehen erregten, führt uns im

*) S. 447 des Referats.

**) Reise in den Ostseeprovinzen Rußlands. Von Paul Hunfalvy. Frei aus dem Ungarischen (sic!). Leipzig. Verlag von Duncker & Humblot. 1874. Preis 1 Thlr. 20 Groschen.

Digitized by Google

vorliegenden Werke auf einen Boden, deſſen Völkergemiſch und Nationalitätsſtreitigkeiten neuerdings beſonders das Intereſſe der Politiker wie der Ethnographen in Anſpruch nimmt. Deutſche und Ruſſen, Lithauer und Letten, endlich die Ehſten ſtehen, kaladeioſkopiſch gemiſcht, in den Oſtſeeprovinzen nebeneinander oder begegnen ſich feindſelig. Zu den nationalen Gegenſätzen geſellt ſich noch der religiöſe, indem hier der Proteſtantismus ſich der Uebergriffe der griechiſch-katholiſchen, von der ruſſiſchen Macht getragenen Invaſion zu erwehren hat.

Während nun die neuerdings im Verlage derſelben Firma erſchienenen Werke von Julius Eckardt, Schirren, Wurſtemberger u. ſ. w. mehr die deutſch-ruſſiſchen Beziehungen im Auge haben, beſchäftigt ſich das vorliegende Buch Hunfalvy's vorzugsweiſe mit den Ehſten. Und in der That iſt der Verfaſſer hier ein competenter Beurtheiler, denn er hat es mit einem den Magyaren, oder, wie er ſchreibt, den Ungarn ſtammverwandten Volke zu thun, deſſen Sprache ein beſonderer Gegenſtand ſeiner wiſſenſchaftlichen Studien war.

Das Buch enthält, namentlich in ſeinen erſten Kapiteln manches, was für einen, der im pannoniſchen Tiefland lebt, von Intereſſe und neu iſt, für uns Deutſche aber wegbleiben konnte, wie namentlich die Schilderungen Danzigs, Königsbergs, die Betrachtungen über den deutſchen Orden und Hermann von Salza. Indeſſen wir hören auch hier den Fremden gern, zumal ſein Urtheil wohlwollend klingt und das ganze Buch überhaupt merkwürdig frei von der pretentiöſen Weiſe iſt, in welcher ſonſt der Magyar Ember zu urtheilen pflegt. Hunfalvy iſt durchaus beſcheiden in ſeinen nationalen Anſprüchen und hält ſeinen Landsleuten gar oft ein Spiegelbild vor, nach dem ſie verlotterte Zuſtände ihrer Heimath zu beſſern unternehmen mögen. Wenn aber der Verfaſſer der Anſicht iſt, der brandenburgiſch-preußiſche Staat ſei eigentlich nur durch das tüchtige Geſchlecht der Hohenzollern zuſammengehalten und würde ohne dieſes in ſeine Theile zerfallen, ſo ſteht ihm das als Ungar nicht gut an. Er überſieht die Gleichartigkeit der Nationalität bei uns; hätte er von ſeinem faſt ein Dutzend Nationalitäten umfaſſenden Vaterlande, in welchem die herrſchende magyariſche Raſſe die Minderheit bildet, geſagt, daß es ohne das Haus Lothringen nicht zuſammengehalten würde, wir würden ihm nicht widerſprochen haben.

Die ethnographiſchen und ſprachlichen Auseinanderſetzungen ſind das werthvollſte an dem Buch und da ſie uns in angenehmer Form, nirgends profeſſorlich langweilig geboten werden, ſo erklären wir freudig das Werk als einen der werthvollſten Beiträge über die Ehſten. Wir können viel daraus lernen, da Hunfalvy vermöge ſeiner gediegenen und gründlichen Vorbereitung auf der kurzen Reiſe tief in das Weſen des ſtammverwandten Volkes eindrang. Heben wir einiges hierauf bezügliche hervor. Der Ehſt nennt den

Herrn, sei er Deutscher, Russe oder anderer Nationalität „Saks", d. h. Sachse, denn die Eroberer stammten aus Altsachsen, dem nordwestlichen Deutschland. Der Ehste erscheint uns überall als der Dienende und ein ehstnischer Geistlicher in Riga konnte sich auf Hunfalvy's Anregung hin nicht einmal zu dem Gedanken emporschwingen, daß in der Stadt, die eine ehstnische Gemeinde besitzt, auch eine ehstnische Elementarschule existiren müsse. „Weil man die Schule nicht braucht," meinte der Geistliche. „Der Ehste wünscht es gar nicht, denn er will, daß sein Kind Deutsch lerne, da es nur so fortkommen kann." Uebersehen wir aber hierbei nicht, daß Riga nicht auf ehstnischem, sondern auf lettischem Boden liegt, im eigentlichen Ehstland, bei Dorpat, Reval u. s. w. ist das anders, und hier entwickelt uns Hunfalvy ein, wenn auch bescheidenes, doch reges und nicht zukunftsloses national-literarisches Streben der Ehsten, in das er liebevoll eindringt, das er gegen russische Vergewaltigungsmaßregeln vertheidigt. Der Russe ist überhaupt der einzige, der im Buche schlecht wegkommt. Man hört den Magyaren reden.

Bis vor Kurzem war die Lage der Ehsten eine sehr üble. Ein Brief, der ehstnisch adressirt war, wurde auf der Post nicht angenommen. Die ehstnischen Bauern hatten nur Tauf- aber keine Familiennamen. Als die Regierung bei der letzten Volkszählung verordnete, daß bei den Ehsten Zunamen eingeführt werden sollten, entstand überall große Verlegenheit, denn die Ehsten hatten von solchen keine Ahnung, wußten nicht, wie sie das anfangen sollten. Unsere Juden verfielen ehedem bei der gleichen Gelegenheit auf ihre Rosenfeld, Lilienthal, Löwenstein und Löwenberg, in Ehstland aber fanden sich alberne Menschen, die allerhand deutsche Spottnamen für die Ehsten einschrieben. Wurde ein Ehste nach seinem Zunamen gefragt, so antwortete er en moista = ich weiß nicht, und nun wurde er als Moista eingeschrieben. Aus diesen Vorgängen erklären sich die sonst auffallend erscheinenden deutschen Eigennamen der Ehsten.

Das ganze Ehstenvolk umfaßt nur 600—700,000 Seelen, die trotz ihrer geringen Zahl unter eifrigen Führern, unter denen Jaensen hervorzuheben, sich immerhin rührig erweisen. Es existiren fünf ehstnische Zeitungen, von welchen vier in Dorpat erscheinen. Wie andere Minoritäten knüpfen sie an ihre alten Volkssagen und Epen (die Kalevi-poeg-Sage) an und suchen sich in nationaler Beziehung daran aufzurichten. Höchst interessant sind die von Hunfalvy über die Religion, die Literatur und die Sprache der Ehsten gemachten Mittheilungen. Wer über die Ostseeprovinzen sich künftighin orientiren will, darf Hunfalvy's Buch nicht unberücksichtigt lassen. *α.*

Digitized by Google

Dranmor's Dichtungen.

Die unwiderſtehliche Anziehungskraft, die Goethe's Fauſt immer von neuem auf die Gemüther ausübt, beſteht wohl in dem Contraſt des gewaltigen Geiſtes, der Himmel und Erde durchſtürmt und doch über die Grenzen der menſchlichen Natur nicht hinauskommt, ein Contraſt, der in jeder vorwärtsſtrebenden Seele exiſtirt und deshalb jede in des Dichterfürſten größtem Werke ſo verwandt anmuthet. Eine ähnliche Fauſtnatur ſpricht aus einem Band von Gedichten, der, in Berlin bei Gebrüder Paetel erſchienen, vor uns liegt: aus Dranmor's geſammelten Dichtungen.

Schon vor mehreren Jahre lenkten Dranmor's „Poetiſche Fragmente", ſpäter ſeine erſchütternde Klage um den Tod Kaiſer Maxmilian's, die Aufmerkſamkeit des gebildeten Leſepublikums auf ſich, und unſre beſten Zeitſchriften, darunter allerdings vorzugsweiſe oeſtreichiſche, waren einig in vollſter Anerkenung der hohen poetiſchen Begabung dieſes Dichters.

Reiche Phantaſie, glühende Farben, prächtige Schilderungen, tiefe Empfindung und große Formengewandheit ſprechen aus jedem ſeiner Gedichte, ob er vor der Fiſcherhütte der einſt Geliebten gedenkt, ob er zu ſeinem armen Kind Perdita redet, ob er der unheimlichen Macht „Febre amarilla" ſeinen Kranz windet, ob er den großen Waſſern ſeinen Gruß bietet: „O Meer! Du biſt das ewig zaubervolle, das ewig ſchöne und das ewig wahre, die große Wiege und die Todtenbahre" — oder ob er Nachts auf dem Schiffsverdeck vor St. Helena ſeine ernſte Umſchau hält in Zeit und Geſchichte. Von ganz eigenthümlichem Tone ſind die beiden Erzählungen „Januario Garcia" und „Aus Peru." Die erſte charakteriſirt die wilde, ungebändigte Leidenſchaft des Südens, die da fordert Aug' um Auge, Zahn um Zahn, die zweite ſchildert reizend den naiven, wunſchloſen Eingebornen, dem die Götter verbieten das blanke Metall, das ſie in der Erde verborgen, „mit gierigen Händen zu faſſen", und der auf das Drängen des Europäers nur die Schlußantwort hat: „Verzeih mir, Väterchen, es darf nicht ſein."

Aber faſt mehr noch als ſeine Gedichte, intereſſirt uns der Dichter, der Menſch, der ſein raſtloſes Vorwärtsſtreben, ſein Ringen und Leiden in ſie gelegt.

Wer iſt Dranmor? Ein Schweizer, der früh die Heimath verlaſſen, die Meere durchkreuzt hat und jetzt im Süden lebt. So viel ſagen uns ſeine Gedichte, und vielmehr bieten auch die kurzen Notizen über ſeine glänzende und einflußreiche Lebensſtellung nicht, die da und dort zu finden ſind. Ein reicher Geiſt durchdringt die Verſe, aber trotz ſo ſeltener Begabung zittert auch darin ein zermalmender Weltſchmerz, oft eine Hoffnungsloſigkeit über das

Digitized by Google

Ende alles menschlichen Ringens, daß uns ein Mitleid fassen könnte mit dem Geiste, dem so Großes gegeben und der doch immer wieder ermattet zurück sinkt, weil das Höchste für den Staubgebornen nicht zu erreichen ist.

„Fröhlich, zufrieden sein, ist das Selbsterkennen oder thierische Stumpfheit? Ist es Selbstvergessen oder geistige Armuth? Kanntest du der Beschränkung, der Gewohnheit schüchterne Freuden?"

Diese Frage vibrirt in allen Tönen und Variationen durch seine Lieder und aus dem Aufwärtsstreben und Herabsinken findet er nur eine versöhnende Lösung: den Tod.

Dieses, sein ernst freudiges Lied an den Tod, sein Requiem „in treuer Menschenliebe dargebracht, als meiner Geistesfreiheit stolzer Bote" ist sein Glaubensbekenntniß, das ein Leben voll Kampf und Irrung in ihm gefestigt, und von der hohen, poetischen Schönheit dieses Gedichtes und seinem Gedankenreichthum wird Jeder, — auch der sich angezogen fühlen, dem eine glücklichere Lebensanschauung nicht jene Bitte stellen läßt:

— — — — Weltgeist! wenn Du lenkend,
Wenn Du bewußtvoll schaffest und zerstörst,
Wenn Du mein Ringen siehst, wenn Du mich hörst,
So sei Du dennoch meiner nicht gedenkend.
Laß dieses Herz, daß einst so stürmisch schlug,
Und sei es auch das einzigste von allen,
Laß es in Staub zerfallen —

denn die milde Menschenliebe, die spricht: „Es lohnt sich nur zu lieben nicht zu hassen," durchwärmt auch seine Ueberzeugung. J. B.

Heller-Andresen Handbuch für Kupferstichsammler.

Alle Liebhaber und Sammler von Kupferstichen, welche nicht auf einzelne Meister sich beschränken, und denen dann die betreffenden Original-Kataloge unentbehrlich sind, kennen den hohen Werth von Heller's „Handbuch für Kupferstichsammler", welches ihnen die großen Kataloge von Barthel und Andern und die für Zwecke der Sammler doch meist unpraktisch angelegten großen Künstler-Lexica entbehrlich macht. Es enthält kurze biographische Notizen über die hervorragendsten Kupferstecher aller Zeiten und aller Schulen, und zählt die b e s t e n der interessantesten Arbeiten derselben auf. Von diesem sehr praktischen und viel benutzten Werke erschien im Jahre 1850 die zweite Auflage in einem starken Octavbande von 945 Seiten. Dieselbe ist jetzt jedoch veraltet, weil im Lauf von zwei Jahrzehnten das Material durch die

Digitized by Google

Arbeiten der lebenden Meiſter ſich ſehr vermehrt und die kritiſche Erforſchung der Werke älterer Meiſter weſentliche Fortſchritte gemacht hat. Eine neue Ausgabe deſſelben erſchien daher dringend nothwendig.

Die Verlagshandlung T. O. Weigel beauftragte mit der Neubearbeitung des Heller'ſchen Handbuchs den Dr. A. Andreſen in Leipzig*), einen hierzu in hohem Grade befähigten Mann, welcher die nöthigen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe beſaß und doch auch mit dem praktiſchen Geſchäft des Kunſthandels und den Bedürfniſſen und Wünſchen der Sammler vertraut war. Andreſen übernahm gern die Bearbeitung dieſes Werkes und hat bis zu ſeinem leider ſehr frühzeitigen Tode mit der größten Liebe daran gearbeitet. Die Vollendung des unfertig hinterlaſſenen Werkes übernahm dann, auf den Wunſch des Verlegers, Dr. J. E. Weſſely vom Königl. Kupferſtich-Cabinet zu Berlin. Durch dieſen Todesfall iſt die Ausgabe des fertigen Werkes ſehr verzögert worden. Während das erſte Heft im Februar 1870 erſchien, iſt das Schlußheft erſt vor kurzem fertig geworden.

Dieſe neueſte Auflage von Heller's Buch iſt ſo vielfach und weſentlich verbeſſert, daß ſie nun als ein ganz neues Werk zu betrachten iſt, welches mit den früheren Auflagen nur die Idee gemein hat. Andreſen hat nämlich nicht nur die eigentlichen Kupferſtecher, welche mit dem Grabſtichel arbeiten, aufgenommen, ſondern auch die von den Kunſtfreunden zur Zeit mit Recht beſonders geſchätzten Maler-Radirer berückſichtigt und hat ſich nicht nur auf die Meiſter erſten Ranges beſchränkt, ſondern auch Künſtler geringeren Grades aufgenommen und dadurch ſein Werk für recht Viele brauchbar gemacht. Beſondere Aufmerkſamkeit hat er den Meiſtern unſerer Tage gewidmet, über deren Werke man an andern Orten meiſt nicht leicht Auskunft erhalten kann. Dadurch iſt das Werk, jetzt in zwei Bände getheilt, viel ſtärker geworden als vorher, enthält jetzt 776 + 949 Seiten. — Bei der Bearbeitung des Einzelnen iſt Andreſen — und nicht minder auch Weſſely — mit der an ihm bekannten, größeſten Gewiſſenhaftigkeit zu Werke gegangen, hat alle Notizen vor der Aufnahme in ſein Buch erſt ſorgfältig geprüft, nach ſicheren Nachrichten berichtigt und ergänzt, auch die Titel der Blätter, wenn möglich, in ihrer urſprünglichen Echtheit hergeſtellt. Bei den wichtigen Blättern ſind auch die verſchiedenen Abdrucksgattungen, auf welche die echten Sammler ſo großes Gewicht legen, genau angegeben. Wohl die allermeiſten der verzeichneten Blätter hat Andreſen ſelbſt in Händen gehabt. Die Preisangaben

*) Andreſen war bekanntlich erſt Conſervator der Kunſtſammlung des Germaniſchen Muſeums, dann Gehilfe von Rudolf Weigel in deſſen berühmtem Kunſt-Auctions-Geſchäft und nach Weigel's Tode Beſitzer deſſelben. Dabei war Andreſen ſelbſt Sammler. Seine reiche Sammlung von Maler-Radirungen iſt Anfang Dezember d. J. von J. G. Boerner in Leipzig in öffentlicher Auction verkauft worden.

der einzelnen Blätter hat Andreſen mit vollem Rechte ganz beſeitigt. — Im Einzelnen hätte wohl Dieſer oder Jener irgend etwas anderes, bei gewiſſen Meiſtern einige Blätter mehr oder weniger aufgeführt gewünſcht. Doch das iſt Nebenſache. Die Wünſche Aller vollkommen zu befriedigen iſt ja unmöglich. Andreſen hat als gründlicher Kenner und erfahrener Sammler und Geſchäftsmann gewiß die richtige Mittelſtraße getroffen.

Die ganze Auflage iſt ſehr ſchön auf Schreibpapier mit breitem Rande gedruckt, ſo daß nachträgliche Notizen ſich leicht eintragen laſſen.

R. Bergau.

Pariſer Briefe.

Paris, 20. Dezember.

Wie manche Intrigue immer im Schoße der Verſailler Majorität gegen die eigenen Bundesgenoſſen geſponnen werden mag, in dem, was die dermalen herrſchenden Elemente verbindet, in der Bekämpfung einer auf ſolider Baſis errichteten Republik, kann ihnen weder Unentſchloſſenheit noch Unaufrichtigkeit nachgeſagt werden. Zum zwölften Male ſeit dem 8. Februar 1871 ſiegt in den Erſatzwahlen der rein republikaniſche Gedanke, und unverſchämter als je antwortet man darauf mit Plänen der tollſten Reaction. Man antwortet ſo, nicht obgleich, ſondern weil das Land derartige Wahlen vollzieht. Offen heraus verkündet dieſe parlamentariſche Majorität, deren Mandat längſt abgelaufen, als ihre Hauptaufgabe den politiſchen Geiſt des Landes umzuwandeln, ihn mit den Bedürfniſſen des „ordre moral“ in Einklang zu ſetzen. Und ſie hat's eilig, dieſe Aufgabe zu erfüllen. Mitten in der Budgetdebatte beſteigt Herr Clapier die Tribune, um ſeinen Bericht über das neue Mairegeſetz zu erſtatten. Die Verſammlung bewilligt ihm für daſſelbe nicht allein die Dringlichkeit, ſie beſchließt ſogar, es unmittelbar nach Beendigung der Budgetdebatte auf die Tagesordnung zu ſetzen. Die im Augenblick unzweifelhaft dringendſten Angelegenheit, die Frage der neuen Steuern, d. h. der Deckung eines im Budget für 1874 ſich ergebenden Deficits von 145 Millionen, kann warten, wenn nur die Regierung in kürzeſter Friſt landauf landab die Maires und damit das Mittel in die Hand bekommt, die Bevölkerung für die dereinſtige Neuwahl der Legislative mit dem richtigen Geiſt zu durchdringen! Und damit ſie in dieſem Geſchäft der Belehrung nicht geſtört wird, iſt Herr Courcelle zur Hand mit dem Vorſchlage, daß fortan Erſatzwahlen nur dann erfolgen ſollen „wenn in einem Departement eine beſtimmte Anzahl

von Deputirtensitzen erledigt ist. Zugleich ist die Dreißigercommission mit der Auffindung eines zuverlässigen Wahlgesetzes beschäftigt, und was von der Presse noch Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden kann, wird durch das in Vorbereitung befindliche Preßgesetz unschädlich gemacht werden; eine Vorlage, welche die Concessionspflichtigkeit der Buchhändler wieder einführt, ist bereits eingebracht. Die wenig schüchterne Weise, mit welcher der Unterstaatssecretär des Ministeriums des Innern die Unterdrückung der sogenannten Unterrichtsliga, einer über das ganze Land verbreiteten in freisinnigem Geiste die Förderung des Volksunterrichts anstrebenden Gesellschaft, im Departement der Somme vertheidigte und mit ähnlichen Maßregeln für andere Departements drohte, hat den Freunden der Volksaufklärung einen deutlichen Fingerzeig gegeben, wessen sie sich von der heutigen Regierung zu versehen haben.

Das Mairegesetz also liegt der Nationalversammlung vor und soll noch in nächster Woche zur Discussion gestellt werden. Die zu seiner Vorbereitung niedergesetzte Commission hat sich gouvernementaler erwiesen, als die Regierung selbst. Die letztere wollte den in der Ernennung der Maires und Adjuncten durch die Regierung gelegenen Absolitismus einigermaßen mildern durch die Bestimmung, daß die Regierung für ihre Auswahl an die Mitglieder des Municipalraths gebunden sein und nur im Falle des Rücktritts oder der Entlassung der Maires auch auf außergemeinderäthliche Gemeindeangehörige greifen können solle. Nach dem Vorschlage der Commission fällt diese Schranke weg; auch braucht der zu Ernennende nicht der Gemeinde anzugehören, sondern nur eine der vier directen Steuern in derselben zu entrichten; jedoch soll, wenn der Maire außerhalb des Municipalraths genommen wird, da, wo die Ernennung durch den Präsidententen der Republik erfolgt, also in den Departements-, Arrondissements- und Cantonshauptstädten, zuvor der Ministerrath, und da, wo die Trennung durch den Präsidenten erfolgt, d. h. in allen übrigen Gemeinden, zuvor der Minister des Innern befragt werden. Schwerlich wird irgend Jemand begreifen, welche freiheitliche Garantie in diesem Vorschlage liegen soll; man müßte denn der Versicherung Clapier's Glauben schenken, daß die dermalige Regierung die Verkörperung der Unparteilichkeit sei. Aber noch nicht genug. Bisher ernennt der Maire die Polizeiagenten, suspendirt sie und setzt sie ab, nach dem Commissionsvorschlage ist er betreffs der Ernennung an die Zustimmung des Präsidenten gebunden; die Befugniß der Suspension wird ihm belassen, aber die Absetzung kann nur durch den Präfecten erfolgen. So wird also die Regierung die gesammte Polizei in ihren Händen haben, bis hinab auf die niedrigsten Polizeidiener, und sie wird nicht säumen „ihnen im geeigneten Augenblicke dieselbe Rolle zuzuweisen, welche die Feldhüter bei den Wahlen und Plebiscits des Kaiserreichs mit be-

kanntem Erfolge gespielt haben. Sicherlich nicht mit Unrecht läßt sich die Signatur dieses Gesetzes dahin zusammenfassen: es ist die Wiedereinführung des ganzen Apparats der officiellen Candidaturen.

Und was von dieser Seite her nicht erreicht wird, das soll das neue Wahlgesetz leisten. Mit Feuereifer hat sich die sogenannte Dreißigercommission dieses Gegenstands bemächtigt. Man traut seinen Augen kaum, eine solche Fülle genialer Einfälle zur Depravation des allgemeinen, gleichen und directen Wahlrechts hat sie bereits zu Tage gefördert. Oder ist es nicht genial, wenn Belcastel den verheiratheten Männern und Wittwern doppeltes, den verheiratheten Beamten und Gelehrten dreifaches oder gar vierfaches Stimmrecht beilegt? Von den ernsten Vorschlägen zu reden, so ist man bis jetzt nur darin einig, das zur Wahlfähigkeit berechtigende Alter von 21 auf 25 Jahre zu erhöhen. Interessant ist, daß neben dieser Maßregel zur Beschränkung des allgemeinen, und neben anderen zur Modification des gleichen auch ein Vorschlag zur Aufhebung des directen Wahlrechts gemacht worden ist. Wie immer diese verwickelten Berathungen schließlich werden mögen, dessen darf man sicher sein, die Majorität wird ein Wahlgesetz zu Stande bringen, das nach ihrer Ansicht mit mathematischer Sicherheit zu antirepublikanischen Wahlen führen muß.

Seltsamer Anblick! Vor dem 17. November predigte die Rechte mit lautester Stimme die Nothwendigkeit, endlich feste Institutionen zu schaffen. Ausdrücklich ward bei der Verlängerung der Mac Mahon'schen Gewalten zur Bedingung gemacht, daß sofort ein Ausschuß von 30 Mitgliedern sich mit diesen Institutionen zu beschäftigen haben werde. Statt dessen sehen wir jetzt das ganze Sinnen und Trachten der herrschenden Parteien auf den Einen Punkt gerichtet, über kurz oder lang eine neue Entscheidung herbeizuführen, welche dieser verhaßten republikanischen Staatsform endlich den Todesstoß geben soll. Was Wunder da, daß das ganze Land unter dem Gefühle steht, mehr als je im Provisorium zu leben? Was Wunder, daß Niemand an die siebenjährige Dauer der Mac Mahonschen Aera glauben will? Die Geschäfte liegen schlimmer darnieder, als unmittelbar nach dem Kriege; nicht lange mehr, und in alle Provinzen des reichsten Landes der Welt wird bittere Noth eingekehrt sein. Paris zumal leidet zusehends. Nicht mehr nur seine innerste Luxusindustrie, die sich seit dem Kriege niemals recht erholte, auch ein großer Theil der Fabrication nothwendiger Lebensbedürfnisse liegt gegenwärtig lahm; in den Arbeitervierteln häufen sich die Bilder herzzerreißenden Elends. Was nützt es, daß die Parteien einander diese Jammerscenen vorhalten und sich gegenseitig beschuldigen, das Vaterland nicht zur Ruhe kommen zu lassen? Das Eine steht leider fest: auch die Stabilität, wenn sie Stabilität der Republik oder des Königthums Heinrich's V. wäre, würde der Hauptstadt nicht gründ-

lich helfen. Das Paris, deſſen Glanz und Wohlſtand durch den Krieg und die Commune zerſtört ward, war nur denkbar unter jener raffinirt berechneten öffentlichen Verſchwendung, mit einem Worte, unter dem Regime des Cäſarismus, wie der dritte Napoleon ihn ausgebildet hatte. In der Nationalverſammlung verſchließt man ſich nicht dieſer Erkenntniß. Beweis deſſen der eben gefaßte Beſchluß, dem Präſidenten Mac Mahon als Repräſentationskoſten für ſeinen Pariſer Aufenthalt ſtatt 162,000 Frs. 300,000 Frs. zu bewilligen. Leider wird die große Noth damit nicht gelindert werden. Die Feſte des Elyſee können auf die darbende Menge nur Eine Wirkung üben: die längſt vorhandene Sehnſucht nach den Fleiſchtöpfen des Zweiten Kaiſerreichs zu verſtärken. Wäre der Vielverwünſchte, deſſen Gebeine in Chislehurſt modern, noch unter den Lebenden, mich dünkt, das Proviſorium wäre längſt zu Ende.

Eine bemerkenswerthe Epiſode in der faſt ziemlich harmloſen Budgetdebatte bildete die Berathung des Kriegsbudgets. Der Finanzminiſter Magne, in ſeinen verzweiflungsvollen Anſtrengungen, das große Deficit des nächſten Jahres möglichſt zu verringern, hatte auch dem Kriegsminiſter ins Gewiſſen geredet, und dieſem gelang es wirklich, durch ſpätere Einberufung gewiſſer Recrutentheile eine Erſparniß von fünf Millionen — in Ausſicht zu ſtellen. Aber unerhört: ein franzöſiſcher Kriegsminiſter, noch dazu ein Kriegsminiſter der Revancheperiode, ſollte ſein Budget um fünf Millionen ſchmälern dürfen! Welch' herrliche Gelegenheit für die Gegner des Herrn du Barrail, gegen ihn Sturm zu laufen! Freilich, der Angriff iſt vergeblich geweſen; die Linke mochte nur zu gut wiſſen, daß die Entrüſtung des Herzogs d'Audiffret-Pasquier doch nicht ganz frei von egoiſtiſchen Motiven ſei. Aber die Debatte iſt doch zu etwas nütze geweſen: ſie hat die Chauviniſten einmal wieder mit einem recht heilſamen Sturzbad übergoſſen. Ach, es war ja ein ſo erhebendes Gefühl, durch das Opfer von Trianon alle Makel abgewaſchen zu haben, überzeugt ſein zu dürfen, daß dieſe große Nation niemals beſiegt, ſondern nur verrathen worden! Und welch' günſtige Vorbedeutung, daß der erlauchte Sproß des „Hauſes Frankreich", der ſoeben der Armee und dem Lande die unbefleckte Ehre zurückgegeben, daß der Herzog von Aumale das Commando in Beſançon und Belfort, hart an den Thoren des Feindes erhielt! Wer wollte noch zweifeln, daß dies der erſte Schritt ſei zur ſtillen Mobilmachung, und daß man, ſobald der deutſche Religionskrieg — denn von dieſem iſt man, dank den Empörungsdrohungen der Herren Windthorſt und Reichensperger, feſt überzeugt — zum Ausbruch gekommen, durch die trouée de Belfort zu furchtbarer Rache hervorbrechen würde? Die erwähnte Debatte wird dieſe heißblütigen Hoffnungen ein wenig abgekühlt haben. Der Marquis de Caſtellane verſicherte zwar, daß Frankreich das Beiſpiel Preußens nach der Schlacht bei Jena nachahme, und in der That, die Aehnlichkeit zwiſchen den Broglie'ſchen Municipalitäts- und Wahlgeſetzen und den Stein-Hardenberg'ſchen Reformen

liegt auf der Hand! Aus den Aeußerungen des Kriegsministers ist aber so viel jedenfalls zu constatiren, daß es mit der Durchführung der neuen Heeresorganisation gar langsam vorwärts geht und daß es noch außerordentlicher, bisher nicht geahnter Anstrengungen bedürfen wird, wenn sie in voller Wirksamkeit erhalten werden soll. Noch mehr aber: der Herzog d'Audiffret-Pasquier, als ehemaliger Berichterstatter der betreffenden parlamentarischen Untersuchungscommission mit dem Gegenstande genau bekannt, machte die Eröffnung, daß zur bloßen Wiederherstellung des Kriegsmaterials noch die Kleinigkeit von über 1300 Millionen erforderlich sein wird. Es scheint fast, als ob die Milliardenanleihen eine stehende Einrichtung der französischen Finanzwirthschaft werden sollten. Daß aber eine derartige Operation zu dem angegebenen Zwecke den gleichen Erfolg haben werde, wie die Anleihen 1871 und 72, wird doch selbst in Frankreich schwerlich ein Mensch zu hoffen wagen. Und somit dürfte dieser Einblick in die militärische Lage sehr geeignet sein, den Franzosen einige, wenn auch nur innere, Bescheidenheit aufzuerlegen. Umsomehr, als, wie bereits erwähnt, die Bilanz des gewöhnlichen Budgets durchaus keine erfreuliche ist. Bei der äußersten Sparsamkeit ist ein Deficit von 145 Millionen geblieben, welches durch neue Steuern gedeckt werden muß. Wie wenig Anklang die in dieser Richtung von Magne gemachten Vorschläge gefunden haben, ist bekannt. Statt ihrer hat soeben Pascal Duprat eine Steuer von allem beweglichen und unbeweglichem Kapital vorgeschlagen, welche die 145 Millionen allein decken würde. Es ist kaum Aussicht vorhanden, daß die Bourgeoisie sich für diese Auflage mehr erwärmen würde, als für die allgemeine Einkommensteuer. Wie die Dinge gegenwärtig liegen, ist es durchaus nicht unmöglich, daß die Steuerfrage wieder einmal zu einer Ministerkrisis führt. Wenngleich dieselbe nicht entfernt von der Gefährlichkeit sein würde, wie jene andern, welche Thiers im Januar 1872 mit seiner Rohstoffsteuer heraufbeschwor, so wäre der Verlust Magne's für das gegenwärtige Cabinet doch ein schwer zu verwindender Schlag.

Inmitten dieser Lage, welche den gallischen Hahn noch immer mit arg gestutzten Flügeln erscheinen läßt, ist es eine ziemlich komische Erscheinung, wenn ein Erzbischof, in Anknüpfung an die jüngste päpstliche Encyklika, der Regierung eine Strafpredigt hält, weil sie die gottlosen Kinder der Kirche, als da sind Deutschland, Italien, die Schweiz, nicht längst gezüchtigt hat. Immerhin muß dabei auffallen, daß die Regierung diese wahnwitzigen Vorwürfe so ruhig auf sich sitzen läßt. Einem diplomatischen Interpellanten würde wahrscheinlich die Reichensperger'sche Ausrede vom Curialstyl zur Antwort werden. Trotzdem wird ein Jeder den Eindruck behalten, daß die Regierung im Grunde gegen die von den Ultramontanen ihr zugemuthete Mission nichts einzuwenden habe.

Vom preußischen Landtag.

Berlin, den 21. Dezember 1873.

Indem wir fortfahren, der technischen Einzelheiten der Budgetberathung nicht zu folgen, beginnen die für uns bemerkenswerthen Landtagssitzungen dieser Woche am 16. Dezember. An diesem Tage kam im Abgeordnetenhaus die Interpellation eines Mitglieds der polnischen Fraktion zur Berathung. Der Interpellant hatte sich beschwert, daß den katholischen Geistlichen der Provinz Posen, welche auf Anordnung des dortigen Erzbischofs den Religionsunterricht in den oberen Klassen nicht ertheilen dürfen, weil ihn die Regierung in deutscher Sprache verlangt, die Ertheilung dieses Unterrichts auf privatem Wege durch die Regierung nicht gestattet worden sei. Natürlich läßt sich aus einem solchen Verbot das wirksamste Kapital schlagen über Religionsverfolgung, Ausrottung der Nationalität u. dgl. Aus der Antwort des Kultusministers auf die Interpellation ergab sich indessen, daß in der Provinz Posen an den Gymnasialorten für die katholischen Zöglinge der Gymnasien förmliche Privatschulen zur Ertheilung des Religionsunterrichts in polnischer Sprache errichtet worden sind. Den Besuch dieser Privatschulen hat der Regierung den Zöglingen der Gymnasien untersagt. Das ist Alles, könnte man sagen, aber es liegt allerdings in der hier angeregten Frage viel. Man würde die Regierungsvorschrift ohne Widerspruch gerechtfertigt finden müssen, daß auf einem Gymnasium, wo der Unterricht aller übrigen Gegenstände in deutscher Sprache gegeben wird, der Unterricht in der Religion keine Ausnahme zu machen hat. Die Schüler, welche dem deutschen Unterricht auf allen andern Gebieten folgen können, werden es sicherlich auch auf dem Gebiet der Religion können. Die Regierung erklärt sogar, daß die Zöglinge, um die es sich handelt, meist des Polnischen gar nicht oder nur unvollkommen mächtig sind. Es handelt sich also bei dem Verlangen der katholischen Geistlichkeit, den religiösen Unterricht polnisch ertheilen zu wollen, um die Absicht, in den jugendlichen Gemüthern die Sache der Religion zu identificiren mit einer dem deutschen Reich und Volke feindlichen Nationalität. Was thut nun die Regierung? Sie zwingt nicht etwa irgend einen Theil der Jugend zum Empfang des deutschen Unterrichts. Sie sagt nur: „wer den Religionsunterricht polnisch empfangen will, und dies nicht im Hause, sondern in einer Privatschule, der hat m e i n e für den deutschen Unterricht eingerichteten Gymnasien zu verlassen.“ Insofern, als für die betreffenden Jünglinge die Gymnasialbildung wünschenswerth oder unentbehrlich ist, liegt freilich in jener negativen Bedingung, an welche die Erlaubniß zum Gymnasialbesuch geknüpft worden, ein indirekter Zwang, den man streng finden kann. Allein wie konnte die Regierung anders? durfte sie um irgend einen Preis das Unternehmen der katholischen Geistlichkeit,

Digitized by Google

die Jugend im Großherzogthum Posen durch die Religion an die polnische Nationalität zu binden, gewähren lassen? — Ein weiterer Gesichtspunkt kommt jedoch hier in Betracht. Man sieht an diesem Fall recht deutlich die Thorheit der Förderung einer religionslosen Schule. Die religionslose Schule muß, so lange die Herren vom Fortschritt noch nicht fortgeschritten sind, bis zum verlangten Verbot des Religionsunterrichts, natürlich den Zöglingen und deren Eltern gestatten, jede Gelegenheit zum Religionsunterricht aufzusuchen, welche die äußere Möglichkeit des Besuchs der religionslosen Schulen nicht aufhebt. Es muß also auch der Besuch einer zweiten Schule gestattet sein, wenn die Unterrichtsstunden nicht collidiren. Was heißt das aber anders, als den Hauptsegen und das Hauptziel des Unterrichts zerstören: den Keim einer einheitlichen Weltansicht, die Verbindung des Wissens mit sittlichen Eindrücken? — Die Regierung hat den Gedanken der Einheit des Unterrichts festgehalten, welcher demnach auch die Religion begreift. Die Mehrheit des Hauses hat diesen Standpunkt zugelassen, weil bei ihr die Bestrebungen der polnischen Nationalität sich keiner Gunst erfreuen, und sie konnte ihn formell zulassen, weil es sich um Gymnasien handelt. Hätte es sich um Volksschulen gehandelt, über welche Artikel 24 der Verfassung bestimmt, „den religiösen Unterricht in der Volksschule leiten die betreffenden Religionsgesellschaften", so wäre die Sache schwieriger gewesen und es hätte sich wiederum gezeigt. wie mangelhaft, widerspruchsvoll und sachwidrig die ganze Materie des Verhältnisses der Religion zum Staat in der preußischen Verfassung geordnet ist. —

Nach Erledigung der obigen Interpellation beschloß das Haus, den für Anträge der Abgeordneten bestimmten Wochentag. Mittwoch, diesmal zur Berathung des von der Regierung vorgelegten Gesetzentwurfs über die Einführung der bürgerlichen Standesbücher und der bürgerlichen Form der Eheschließung zu verwenden. So erfolgte denn am 17. Dezember die erste Berathung dieses Entwurfs, welche in den nächstfolgenden Sitzungen bis zum Abschluß der zweiten Berathung gefördert worden ist.

Unserem Bericht geben diese Berathungen weit weniger Stoff, als der Leser vielleicht erwarten mag. Die unermeßliche Bedeutung des Gesetzentwurfs liegt in seiner Rückwirkung auf die evangelische Kirche, in deren Verhältnissen er eine tiefgreifende, aber hoffentlich segensreiche Umwälzung mit der Zeit herbeiführen muß. Aber damit hatte der Landtag sich nicht zu befassen, sondern nur mit der Technik des Gesetzes, da über das Prinzip so gut wie kein Kampf mehr geführt wurde; die Technik aber berührt nur untergeordnete Punkte.

Eine völlig untergeordnete Frage ist es, ob die Funktion des bürgerlichen Standesbeamten, welche in der Regel den Oberen der bürgerlichen Gemeinde zu übertragen und von diesen zu übernehmen ist. unter gewissen Umständen, da nämlich, wo die geeigneten Gemeindebeamten fehlen, soll an

Geistliche übertragen werden können, ohne dieselben zur Uebernahme zu verpflichten. Uns scheint diese Bestimmung ganz unbedenklich und eine andere Aushülfe für den Augenblick schwierig. Der einzige scheinbar stichhaltige Einwand kam von klerikaler Seite. Von daher wurde behauptet, die Standesbuchführung der evangelischen Geistlichen werde, bei der nothwendig vorauszusehenden Ablehnung dieser Funktion durch alle katholischen Geistlichen, für die evangelische Kirche einen Mangel der kirchlichen Eheschließung schaffen. Nun bestimmt aber § 337 des Strafgesetzbuchs für das deutsche Reich, daß ein Geistlicher, welcher zu den religiösen Feierlichkeiten einer Eheschließung schreitet, vor Aufnahme einer Heirathsurkunde durch den Personenstandsbeamten, mit Geldbuße oder Gefängniß bestraft wird. Für die Trennung des bürgerlichen und religiösen Theiles der Trauung besteht also jede Bürgschaft, und da die bürgerliche Standesbuchführung durch Geistliche als Hülfsorgane der bürgerlichen Standesbeamten jedenfalls eine lokal sehr beschränkte bleiben wird, so sind in der That alle Bedenken unnütz und die Modalitäten gleichgültig, unter welchen die Regierung die Befugniß erhält, jene Funktion an solche Geistliche zu übertragen, welche dieselbe zu übernehmen bereit sind. Wir beschäftigen uns daher mit den Einzelheiten dieser Frage vorläufig nicht.

Ein Zwischenfall der ersten Berathung, welcher die materielle Frage, die zur Berathung stand, gar nicht berührte, war das Turnier zwischen dem Abgeordneten v. Gerlach und dem Reichskanzler. Jener Abgeordnete, welchen zur Zeit Friedrich Wilhelm IV. viele gute Leute, die sich für gute Musikanten hielten, für einen gewiegten Politiker erklärten, der aber jeder Zeit nur gewesen ist, was er heute noch ist, nämlich ein höchst spaßhafter Dialektiker, Herr v. Gerlach also hielt wieder einmal dem Fürsten Bismarck seine Rede aus dem Jahre 1849 vor, worin derselbe die Civilehe bekämpfte und das Narrenschiff der Zeit an dem Felsen der Kirche scheitern ließ. Dies gab dem Fürsten Gelegenheit, die ihm ja, wie man bedauern muß, nur selten werden kann, einmal sein künstlerisches Vermögen wieder zu entfalten. So etwas erfreut alle Welt. An einer vernichtenden Polemik kann sich der Zorn der Parteien oder die Schadenfreude persönlicher Gegnerschaft erlaben. Das Portrait aber, welches eine vollendete Künstlerhand ausführt, ist zugleich Natur und Ideal und erfreulich für Freund und Feind, oder vielmehr, es gewinnt Jeden zum Freund, denn die Schwäche wird hier zur Vollkommenheit und die Vollkommenheit unschädlich, weil sie gar zu vollkommen ist. Denn das Vollkommene ist nur zum Selbstgenuß fähig, und verliert den Stachel des praktischen Reizes. So zeichnete der deutsche Kanzler Herrn von Gerlach, und die Wahrheit seines Kunstwerkes erhielt die schönste Bestätigung durch die sichtbar aufrichtige Befriedigung des Herrn v. Gerlach selbst. Es war dem letzteren sichtlich wohl dabei, wie die epikurischen Götter in die Intermundien hinaufgehoben zu werden, um dort stets anders zu denken, wie Alle und Jeder, dafür aber auch die praktische Welt nie zu berühren. Indem der Kanzler die Seligkeit eines ewig im Widerspruch weilenden und doch von aller Härte des Widerspruchs befreiten Gemüths gegenüber die harte und große Arbeit des praktischen Helden ins Licht stellte, der sich dem Element, das er beherrschen muß, gegenüber discipliniren und der zu beherrschenden Natur anpassen muß, hatte er einen seiner großen Momente. Die Fülle der geistreichen Scherze, die ihm bei dieser Doppelausführung wie einem überschäumenden Becher, untermischt mit treffenden staatsmännischen Bemerkungen entglitt, zeigte erfreulicherweise, wie wenig Grund noch zu der Annahme vorhanden ist, die der Kanzler seinem Gegner proponirte, er und nicht

sein Gegner sei altersschwach geworden und spreche darum nicht mehr wie vor fünf und zwanzig Jahren. Nicht geringes Murren erregte im Centrum die Bemerkung, daß nach dem vatikanischen Concil das Ziel der Hierarchie wiederum die Ausbreitung des Kirchenstaates über die Welt sein müsse. Aber wird dieser Satz jemals anders widerlegt werden können, als wie hier, nämlich mit unartikulirten Lauten? Der souveräne Alleinherrscher über Glauben und Sitten der Menschen, kann der irgendwo eine gesetzgebende, das heißt doch, auch Sittenregeln aufstellende Gewalt dulden, als die seinige? Eine Kirche als höchste Richterin des Glaubens und der Sitte kann sich aus den gesetzgebenden Gewalten der christlichen Nationen zusammensetzen. Ein absoluter Herrscher der Kirche kann in und außer der Kirche nur Unterthanen fordern — wir möchten in der That wissen, wie dieser Consequenz zu entgehen war.

Die zweite oder Einzelberathung des Gesetzentwurfs ist am 20. Dezember geschlossen worden. Die Schlußberathung wird in der ersten Sitzung nach den Ferien, am 12. Januar 1874 stattfinden. Das Schicksal des Gesetzes in der bisher beschlossenen Gestalt erscheint noch nicht völlig gesichert. Es hatte nämlich die Fortschrittspartei einen Antrag eingebracht, der angenommen wurde, als er im Laufe der Berathung gestellt war: die Zulässigkeit der Geistlichen zur Standesbuchführung auf die Zeit bis zum 1. Januar 1877 zu beschränken. Dieser Antrag fiel, als er der geschäftsordnungsmäßigen, wiederholten Abstimmung unterworfen wurde, welcher solche Anträge unterliegen, die im Laufe der Berathung gestellt werden und dem Hause nicht vier und zwanzig Stunden vorgelegen haben. Der Abgeordnete Miquel wollte die sämmtlichen Vorschriften über das Personal der Standesbeamten einer obligatorischen Revision, d. h. einer solchen, deren Unterbleiben den Fortbestand des Gesetzes aufhebt, am 1. Januar 1879 unterworfen haben. Aber auch dieser, mit der legislatorischen Technik, wie der Justizminister sehr richtig betonte, unverträgliche Antrag fiel. Nun hat die Fortschrittspartei gedroht, wenn die Fakultät der Regierung die Standesbuchführung den Geistlichen übertragen zu dürfen, nicht zeitlich beschränkt werde, das Gesetz zu Fall bringen zu wollen. Die Verwirklichung dieser Drohung wird abzuwarten sein.

Im Herrenhaus wurde in dieser Woche der von der Fraktion des Centrums im Abgeordnetenhaus eingebrachte, von diesem Haus adoptirte Antrag auf Beseitigung der Zeitungssteuer für den preußischen Staat verworfen. Der richtige Gesichtspunkt für diese Verwerfung, nämlich die Regelung dieser Angelegenheit durch das Reich, wurde geltend gemacht, am klarsten durch den Generalpostdirector Stephan, wobei uns derselbe jedoch durch den Satz überraschte, wenn anders der Bericht den Vortrag entsprechend wiedergiebt: die bisherige Niedrigkeit des Posttarifs begünstige die kleine Revolverpresse. Wir meinen doch, ein höherer Tarif würde die großen, über den Ursprungsort hinaus Verbreitung suchenden Zeitungen hemmen, und dadurch einen Schutzzoll zu Gunsten der sogenannten Revolverpresse bilden, die ja doch wesentlich lokaler Natur und dadurch unabhängig von der Post ist. C—r.

Mit **Januar 1874** beginnt die Zeitschrift ein neues Halbjahr, **welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.**

Leipzig, im Dezember 1873.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Neuer Verlag von **Robert Oppenheim** in Berlin.
in allen Buchhandlungen vorräthig:

Fr. Ed. Keller, Seminarl. a. D., Redact. d. deutschen Schulztg. und der deutschen Schulgesetzsammlung, **Geschichte des preußischen Volksschulwesens.** 8. geh. Preis $2^2/_3$ Thlr.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig ist erschienen:

Unsere Arbeiter der Neuzeit.

Skizzen aus der Arbeiterwelt
von
Friedrich Bücker.

Mit 13 Illustrationen von Lüders, Löffler und Tolle.

Cart. Preis 1 Thlr. 24 Ngr.

Geschichte der nordamerikanischen Literatur.

Eine literar-historische Studie
von
Carl Brunnemann,
Oberlehrer an der Stralauer Bürgerschule in Berlin.

8. Preis 16 Ngr.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien:

Aus unsern vier Wänden.

Bilder aus dem Jugend- und Familienleben
von
Rudolph Reichenau.

Taschen-Ausgabe. Cart. 1 Thlr. Elegant gebunden $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Hieraus einzeln:

Aus dem Kinderleben. Min.-Ausg. Cart. 16 Ngr.
Knaben und Mädchen. Min.-Ausg. Cart. 16 Ngr.
Auswärts und Daheim. Min.-Ausg. Cart. 20 Ngr.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig ist erschienen:

Die Harfe von Erin.

Märchen und Dichtungen aus Irland
von Jul. Rodenberg.
Preis 24 Ngr.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig ist erschienen:

Album

plattdeutscher Dichtungen,
Miniaturausgabe.
Eleg. gebunden mit Goldschnitt. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien soeben:

Die Argonauten-Geschichten,

Spanischen und amerikanischen Sagen und Stadt- und Characterskizzen
von
Bret Harte.

Zwei Bände.

8°. broch. Preis 3 Thlr.

Es wird mit dieser Uebersetzung dem deutschen Publikum ein Schatz ersten Ranges erschlossen. Wenig Schriftsteller haben so schnellen und gewaltigen Erfolg gehabt wie Bret Harte, in seiner Heimath Amerika sowohl, wie in England, aber auch wenig ist geschrieben, was sich mit seinen Erzählungen an Frische, Kraft und Eigenart messen kann. Er schildert uns das Leben der Sierras des „fernen Westens", das Leben der Goldsucher — der neuen Argonauten — in seiner Wildheit und Romantik mit meisterhaften Zügen. Seine Landschaftsbilder und Charakterzeichnungen sind Kabinetstücke, voll Humor und Feingefühl für das Schöne in Natur und Menschenbrust. Er ist ein echter Dichter von Gottes Gnaden.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064469966

Digitized by Google

Digitized by Google